Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde

Geleitet von

Klaus Beitl

und

Franz Grieshofer

Redaktion

Margot Schindler (Abhandlungen, Mitteilungen und Chronik der Volkskunde)
Michaela Haibl (Literatur der Volkskunde)

Unter ständiger Mitarbeit von
Leopold Kretzenbacher (Lebring/München)
und Konrad Köstlin (Wien)

Neue Serie
Band LX

Gesamtserie
Band 109

WIEN 2006

IM SELBSTVERLAG DES VEREINS FÜR VOLKSKUNDE

Gedruckt
mit Unterstützung von

Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur

Burgenländische Landesregierung

Kärntner Landesregierung

Niederösterreichische Landesregierung

Oberösterreichische Landesregierung

---

bm:bwk

kultur BURGENLAND

niederösterreich kultur

KÄRNTEN

KULTUR LAND OBERÖSTERREICH

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Verein für Volkskunde. Verantwortliche Schriftleiter: HR i.R. Hon.-Prof. Dr. Klaus Beitl und HR i.R. Hon.-Prof. Dr. Franz Grieshofer; Redaktion: HR Dr. Margot Schindler und Univ.-Ass. Dr. Michaela Haibl; alle: 1080 Wien, Laudongasse 15–19. – Satz: Ch. Weismayer, 1080 Wien, Skodagasse 9; Druck: Novographic, 1238 Wien, Maurer Langegasse 64. – AU
ISSN 0029-9668

Jahresinhaltsverzeichnis 2006

Abhandlungen

Nikola Langreiter, Goldene Jahre. Über Autobiografien österreichischer Schirennläufer 1

Barbara Baert, Wasserkrug und Kamm. Verena von Zurzach als Kasus für die Grenzen und Möglichkeiten der ikonologischen Methode 35

Juraj Podoba, Aus der Perspektive Norbert Elias': Stabilität und Veränderungen der Wertesysteme in der Epoche des späten Sozialismus. Adam Pranda und das Studium der Werte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts 121

Ol'ga Danglová, Eine ethnologische Betrachtung des Wertestudiums. Werte der vormodernen Welt des slowakischen Dorfes 145

Klaus Beitl, „Grenzgänge". Eugenie Goldstern: Die Hausformen des Aostatales. Nachgelassene handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Jahre 1922 245

Brigitta Mader, „Das was verschwindet". Der ethnografische Aspekt im Werk Erzherzog Ludwig Salvators 293

Tobias Schweiger, Zur Repräsentation von „Landschaft", „Kunst" und „Volkskultur" in Österreich-Bildbänden der Nachkriegszeit 397

Hermann Maurer, Wallfahrtsandenken von Maria Dreieichen – Zeugnisse ab der Barockzeit 435

Mitteilung

Walter Puchner, Karnevalsprozess und Theatertod des Sabbatai Zwi im apokalyptischen Jahr 1666 auf der Insel Zante 63

Ingo Schneider und Reinhard Bodner, Volkskunde in Innsbruck: ein Fall für die Historiker? 175

Andrea Euler, „Alltagskultur seit 1945" 192

Olaf Bockhorn, Volkskunde in Wien 1966–2006 317

Chronik der Volkskunde

Alois Riegl 1905/2005. Symposion, Wien, 20. bis 22. Oktober 2005 (Georg Vasold) 71

Bericht zur Konferenz des Internationalen Komitees Ethnographischer Museen (ICME) des Internationalen Museumsrates (ICOM) vom 18. bis 21. Oktober 2005 in Nafplion/Griechenland (Matthias Beitl) 77

Where is Europe?/Wo ist Europa?/Où est l'Europe? Dimensionen und Erfahrungen des neuen Europa. Internationales Symposium des Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft (Tübinger kulturwissenschaftliche Gespräche 4), 18. bis 20. November 2005, Tübingen (Viktoriya Hryaban) 81

„No Guarantees". Innovative kulturwissenschaftliche Forschung unter unsicheren Bedingungen, 27.–29. April 2006, IFK Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaften, Wien (Nikola Langreiter) 205

Jahresbericht Verein für Volkskunde/Österreichisches Museum für Volkskunde 2005 (Margot Schindler) 331

Jahresbericht Verein Ethnographisches Museum Schloss Kittsee 2005 (Veronika Plöckinger, Felix Schneeweis, Margot Schindler) 348

Tracht tragen. Appenzell – Lötschental – überall. Ausstellung im Museum Appenzell (10.6.2006 bis 14.1.2007) und im Lötschentaler Museum Kippel (3.6. bis 31.10.2006). Katalog unter demselben Titel von Birgit Langenegger und Thomas Antonietti, Verlag hier und jetzt, Baden 2006 (Christine Burckhardt-Seebass) 357

Herder-Preis 2006. Würdigung für PhDr. Gabriela Kiliánová CSc. Auszug aus der Laudatio anlässlich der Preisverleihung am 5. Mai 2006 in Wien (Artur Rosenauer) 359

Reimund Kvideland in memoriam (Bjarne Rogan) 361

Prädikat „Heritage" – Wertschöpfungen aus kulturellen Ressourcen. Internationale Nachwuchstagung, Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie Georg-August-Universität Göttingen, 29. bis 30. Juni 2006 (Peter Strasser/Akemi Kaneshiro-Hauptmann) 453

„Kulturelles Erbe" – Bizauer Gespräche Bizau, 28. bis 30. September 2006 (Peter Strasser) 459

Torfhäuser und Salzfisch – „The Sense of Place" in Islands Museen. Tagungsbericht der ICR Jahreskonferenz „Museums and a sense of place" in Reykjavik von 30. August bis 3. September 2006 (Veronika Plöckinger-Walenta) 462

Keramische Oberflächen und ihre Gestaltung. 39. Internationales Hafnereisymposium in Sibiu/Hermannstadt, Rumänien, 18. bis 25. September 2006 (Ralph Mennicken) 467

Ethnographic Film. Museums – Documentation – Science. Konferenz am Etnografski Muzej Zagreb 19. bis 21. Oktober 2006 (Matthias Beitl) . . 473

Literatur der Volkskunde

Zimmermann, Harm-Peer (Hg.): Was in der Geschichte nicht aufgeht. Interdisziplinäre Aspekte und Grenzüberschreitungen in der Kulturwissenschaft Volkskunde (Bernhard Fuchs) 85

Hess, Sabine, Johannes Moser (Hg.): Kultur der Arbeit – Kultur der neuen Ökonomie. Kulturwissenschaftliche Beiträge zu neoliberalen Arbeits- und Lebenswelten (Nikola Langreiter) 88

Kilianovà, Gabriela, Konrad Köstlin, Herbert Nitkitsch, Rastislava Stoličnà (Hg.): Ethnology in Slovakia at the Beginning of the 21st Century. Reflections and Trends (Maria-Luise Freithofnig) 92

Narodna Umjetnost, Croatian Journal of Ethnology and Folklore Research (Walter Puchner) 94

Meraklis, Michail G.: Ελληνική Λαογραφία [Griechische Volkskunde. Soziale Strukturen, Sitten und Gebräuche, Volkskunst]
Meraklis, Michail G.: Η συνηγορία της λαογραφίας [Plädoyer für die Volkskunde] (Walter Puchner) 97

Επτανησιακά Φύλλα *[Heptanesische Blätter] (Walter Puchner)* 100

Waldner, Annegret: Tiroler Wildbäder, Sommerfrischorte und Bauernbadln. Bade- und Sommerfrischwesen im Spannungsfeld kultureller Wandlungsprozesse von der frühen Neuzeit bis zum beginnenden 20. Jahrhundert (Paul Rösch) 102

Rauscher, Peter: Langenlois – לוז. Eine jüdische Landgemeinde in Niederösterreich im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges (Susanne Blumesberger) 104

Zimmermann, Harm-Peer (Hg.): Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde. Leitfaden für das Studium einer Kulturwissenschaft an deutschsprachigen Universitäten. Deutschland – Österreich – Schweiz (Brigitta Schmidt-Lauber) 213

Eickelpasch Rolf, Claudia Rademacher: Identität. Einsichten – Themen der Soziologie, soziologische Themen (Conny Eiberweiser) 216

Lindner, Rolf: Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung (Tobias Schweiger) 219

Schwibbe, Gudrun, Ira Spieker: Bei Hempels auf dem Sofa. Auf der Suche nach dem deutschen Alltag (Bernd Rieken) 225

Braun, Annegret: Frauenalltag und Emanzipation. Der Frauenfunk des Bayerischen Rundfunks in kulturwissenschaftlicher Perspektive (1945–1968) (Daniella Seidl) 228

Haid, Oliver: Untermaiser Schützengeschichte. Zwei Jahrhunderte Kulturpflege zwischen Dorfgemeinschaft und Vorstadt (Franz Grieshofer) . . 231

Zinganel, Michael, Hans-Hermann Albers, Michael Hieslmair, Maruša Sagadin (Hg.): Saison Opening. Kulturtransfer über ostdeutsch-tirolische Migrationsrouten (Nikola Langreiter) 363

Welz, Gisela, Ramona Lenz (Hg.): Von Alltagswelt bis Zwischenraum. Eine kleine kulturanthropologische Enzyklopädie (Max Leimstättner) 366

Bruckmüller, Ernst, Ernst Langthaler, Josef Redl (Hg.): Agrargeschichte schreiben. Traditionen und Innovationen im internationalen Vergleich (Barbara Krug-Richter) 369

Frede, Ulrike: „Unvergessene Heimat" Schlesien. Eine exemplarische Untersuchung des ostdeutschen Heimatbuches als Medium und Quelle spezifischer Erinnerungskultur (Tobias Schweiger) 372

Hann, Chris, Mihaly Sarkany, Peter Skalnik (Hg.): Studying peoples in the people's democracies. Socialist era anthropology in East Central Europe (Blanka Koffer) 375

Bauer, Ingrid, Christa Hämmerle, Gabriele Hauch (Hg.): Liebe und Widerstand. Ambivalenzen historischer Geschlechterbeziehungen (L'ubica Herzánová, Maria-Luise Freithofnig) 377

Marschik, Matthias: Massen, Mentalitäten, Männlichkeit. Fußballkulturen in Wien (Christian Schreiber) 382

Stifter, Christian H.: Geistige Stadterweiterung. Eine kurze Geschichte der Wiener Volkshochschulen, 1887–2005 (Jens Wietschorke) 477

Treuer, Jure: Naše selo Hrvatski Jandrof. Kronika sela na prijelazu iz 19. u 20. stoljeće *(Unser Dorf Kroatisch Jahrndorf. Dorfchronik der Übergangszeit vom 19ten ins 20ste Jahrhundert) (László Lukács)* 479

Windmüller, Sonja: Die Kehrseite der Dinge. Müll, Abfall, Wegwerfen als kulturwissenschaftliches Problem (Annegret Braun) 481

Schneider, Ingo, Reinhard Bodner, Kathrin Sohm (Hg.): Kulturelles Erbe (Peter Strasser) 483

Eidam, Elke: Die Arbeit gegen den Hunger. Ernährungskultur und weibliche Lebenszusammenhänge in einer hessischen Landgemeinde während der Kriegs- und Nachkriegszeit (Daniella Seidl) 487

Zettelbauer, Heidrun: „Die Liebe sei Euer Heldentum". Geschlecht und Nation in völkischen Vereinen der Habsburgermonarchie (Ute Stutzig) . 490

Wiegelmannn, Günther: Alltags- und Festspeisen in Mitteleuropa. Innovationen, Strukturen und Regionen vom späten Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert (Konrad Köstlin) 494

Erwiderung. Stellungnahme zur Rezension des Buches von Peter Rauscher, Langenlois. Eine jüdische Landgemeinde in Niederösterreich im Zeitalter des Dreißigjährigen Kriegs in ÖZV LX/109, S. 104–107 (Peter Rauscher) 496

Eingelangte Literatur: Winter 2005/2006 (Eveline Artner) 109

Eingelangte Literatur: Frühjahr 2006 (Eveline Artner) 235

Eingelangte Literatur: Sommer 2006 (Hermann Hummer) 387

Eingelangte Literatur: Herbst 2006 (Hermann Hummer) 499

Verzeichnis der Mitarbeiter 119

Verzeichnis der Mitarbeiter 243

Verzeichnis der Mitarbeiter 396

Verzeichnis der Mitarbeiter 507

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LX/109, Wien 2006, 1–34*

Goldene Jahre

Über Autobiografien österreichischer Schirennläufer

Nikola Langreiter

Österreichische Schirennfahrer erhalten viel öffentliche Aufmerksamkeit; wenig überraschend, dass sie recht zahlreich ihre Memoiren veröffentlichen. Was möchten die Stars LeserInnen mitgeben? Vier Autobiografien von berühmten (ehemaligen) Schistars werden exemplarisch analysiert; besondere Aufmerksamkeit gilt dabei folgenden Aspekten: Wie schreiben sie über sich selbst, über ihre Körper, über ihre Beziehungen zu anderen und über Österreich. Darüber hinaus wird den spezifischen Entstehungszusammenhängen dieser Autobiografien nachgegangen.

„Es stimmt, ich hab mich vor dieser Autobiografie ein halbes Jahrhundert gedrückt."[1]

Autobiografien von SportlerInnen verkaufen sich gut und werden wohl auch viel gelesen. Schirennfahrer sind *die* österreichischen Sportler schlechthin, vielfach wird ihnen identitätsstiftendes Potential zugesprochen;[2] nicht weiter verwunderlich, dass sie verhältnismäßig zahlreich ihre Lebenserinnerungen auf den Markt bringen. Die heimischen Schirennläufer sind, jedenfalls in ihrer aktiven Zeit, unbestritten Stars – sie sind prominent und gefragt, ihr Leben ist von öffentlichem Interesse. Auf Basis von vier „zufällig" ausgewählten

1 Klammer, Franz: Ein Leben wie ein Roman. Aufgezeichnet von Adi Kornfeld. Wien 2003, S. 233.

2 Vielmehr als den Protagonistinnen; obwohl über den Schisport vereinzelt auch Frauen (Annemarie Moser-Pröll, Petra Kronberger) den Status nationaler Idole und Symbole erreichten. Für ‚die österreichische Identität' ähnlich bedeutsam scheinen Fußball und eventuell noch Schispringen. Interessant, dass Snowboarden als Negativfolie aufgezogen wird: Die Boarder haben Streit mit den Sportverbänden und rauchen Haschisch; vgl. Kogoi, Traude, Konrad Mitschka: Das große Buch des Spitzensports. Athleten, Siege, Storys. Wien 1998, S. 45; S. 127.

Autobiografien frage ich im Folgenden, worum es in diesen Büchern geht, was die Schiprofis LeserInnen mitteilen wollen und versuche, den Kern der Texte zu erkennen. Ziel ist eine Annäherung an soziale und kulturelle Rahmenbedingungen, an Ideologisches, spezifisch Perspektivisches und tendenziell Verschwiegenes.[3]

Biografieforschung interessiert sich nicht zuletzt dafür, warum Menschen ihre Lebensgeschichte – oder Teile daraus – aufschreiben und unter welchen Voraussetzungen, in welchen Zusammenhängen das geschieht. Allgemein wird im Alter eher autobiografisiert – das hat mit der nötigen Zeit und Muße zu tun, ebenso mit der Fülle des Stoffes. Wer alt ist, hat wahrscheinlich schon mehr erfahren. In den späten Jahren oder am Ende einer Berufslaufbahn entsteht oft das Bedürfnis, das Erlebte zusammenzufassen und sich von dessen Sinnhaftigkeit und Schlüssigkeit zu vergewissern. Nach massiven Veränderungen der Lebensumstände kann autobiografisches Schreiben helfen, das eigene Dasein wieder zu ordnen und der Selbstidentifikation dienen.[4]

Menschen nutzen für dieses Erinnern und Bewerten individuelle – dabei keineswegs beliebige – Spielräume. Jene, die ihre Lebensgeschichte für etwas Besonderes halten, schreiben sie eher auf, und AufsteigerInnen verfassen öfter Autobiografien als Menschen, die sich für ‚durchschnittlich' halten. Außergewöhnliches ist leichter zu erzählen, als Alltägliches/‚Normales' – so sind auch extreme Verlierer-Geschichten mitteilenswert. Lebensgeschichten sollen andere interessieren; sie sind immer auch Performanz.

Was hier allgemein über Autobiografisieren gesagt wird, gilt auch für die Schifahrer, die ihre Lebensgeschichte veröffentlichten. Sie schrieben vor allem nach dem Karriere-Ende – im Alter gewissermaßen –, nach einem beruflichen Neustart, nach existentiell bedrohlichen Unfällen oder Krankheiten. Auch unter den Schirennläufern schreiben eher die besonders Erfolgreichen, die besonders Berühmten oder jene mit ganz besonderem Schicksal.

3 Eine kürzere Fassung dieses Textes, mit einem Fokus auf Sportlerautobiografien als Genre erscheint in: Marschik, Matthias, Georg Spitaler (Hg.): Helden der Moderne. Sportstars in Österreich. Innsbruck u.a. (2006).

4 Hahn, Alois: Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kultursoziologie. Frankfurt am Main 2000, S. 112 f.

Der österreichische Schifahrer Hermann Maier publizierte seine erste Lebensgeschichte[5] *(Ich gehe meinen Weg)* 1998 nach einem schweren Sturz. Sechs Jahre später rollte er sein Leben abermals auf. Im ersten Sommer nach dem sportlichen Comeback beschloss er, „das härteste und schwierigste Rennen meines Lebens noch einmal aufzuarbeiten".[6] *Rennen* symbolisiert hier einen Lebensabschnitt und steht für die Zeit zwischen einem gravierenden Motorradunfall und dem Wiedereinstieg in den Rennsport. Maier benennt selbst Funktionen, die das Aufschreiben von Erlebtem für ihn hatte und spricht von *erinnern* und *aufarbeiten*. Der Autobiograf deutet einen therapeutischen Sinn an; LeserInnen liefere er mit seiner Selbstvergewisserung eine authentische, eine „echte" Geschichte.

Nach einer ähnlich schwierigen Lebenssituation verfasste der ehemalige Schirennläufer Günther Mader das Buch *ÜberLeben. Ski-Star, Schlaganfall-Patient, Manager*. Wenige Tage nach seinem Rückzug aus dem Spitzensport erlitt Mader einen Schlaganfall. Mühsam musste er die Abläufe des alltäglichen Lebens von Grund auf wieder erlernen. Fünf Jahre nach der Krankheit, nach weitgehender Rehabilitation und einem beruflichen Neuanfang als Rennlaufmanager einer Schifirma schrieb er über seine „drei Leben".[7]

Erik Schinegger verarbeitete in seiner Autobiografie *Mein Sieg über mich* eine Geschlechtsumwandlung und damit einen Bruch, wie er in wenigen Lebensgeschichten vorkommt.[8] Vergleichsweise unspektakulär muten die Bücher anderer ‚gealterter' Stars an, Franz Klammers Autobiografie zum Beispiel oder jene von Karl Schranz.

5 Die meisten der hier zitierten Sportler haben sich beim Schreiben helfen lassen (von Sportjournalisten) und legen das auch offen. Ich spreche trotzdem von Autobiografien.

6 Maier, Hermann, Knut Okresek: Das Rennen meines Lebens. Autobiografie. Wien 2004, Umschlag.

7 Mader, Günther: ÜberLeben. Ski-Star, Schlaganfall-Patient, Manager. Graz 2003. Diffus bleibt, wer hier geschrieben hat. An manchen Stellen sind ausgewiesen die Ehefrau oder der Trainer am Wort; zwischendurch wird vom Autobiografen in der dritten Person geschrieben, parallel gibt es ein „Ich" und „Wir".

8 Schinegger, Erik: Mein Sieg über mich. München u.a. 1988. Diese Geschichte bedürfte einer breiteren Kontextualisierung. Ich gehe daher auf Schineggers Autobiografie hier nicht ein.

Worüber schreiben Schistars

Lebensläufe sind nur über die „Fiktion biographischer Repräsentation als Wirklichkeit zugänglich",[9] denn sie bestehen aus einer unendlichen Zahl von Ereignissen, Erfahrungen, Empfindungen und sind in ihrer Gesamtheit nicht darstellbar, ja nicht einmal bewusst erlebbar. Eine biografische Identität wird aufgebaut – um ein Leben darzustellen, wird schematisiert, Vergangenes selektiv vergegenwärtigt und dann werden diese Elemente für einen spezifischen Kontext zusammengesetzt. Gängige Diskurse dienen dabei als Dispositive: „Worüber kann ich sprechen, denn worüber wird gesprochen? [...] Worüber sollte ich schweigen, denn worüber schweigt man?"[10] Biografien kommen also im sozialen Raum zustande; lebensgeschichtliche Texte übersetzen von dominanten Diskursen/dem ‚Gerede', was ihnen relevant erscheint, in die jeweilige Lebenswelt – Ethisches, Politisches, Wissenschaftliches, Religiöses usw.[11]

Lebenskonstruktionen, wie sie eine Autobiografie wiederspiegelt, können als Regelgerüst eines Lebens verstanden werden. Meist sind diese Konzepte in sich schlüssig und kohärent im Stil, sie enthalten praktisches Wissen und sogenanntes *tacit knowledge*,[12] selbstverständliches und vorausgesetztes Wissen, das unerwähnt bleibt.

Franz Klammer erzählt *Ein Leben wie ein Roman*. Er geht chronologisch vor, beginnt beim Großvater mütterlicherseits und kommt bald zu seinen Anfängen als Schisportler,[13] führt weiter durch die Höhen und Tiefen seiner Zeit als Aktiver und seine berufliche Laufbahn danach. Dazwischen finden sich Abschnitte zu Franz Klammer privat – über die Hobbys Autofahren und Golf, die Liebe, über den Schiunfall, der seinen Bruder in den Rollstuhl brachte, mehrere Sequenzen zur Familie, zu wechselnden Wohnorten oder Reisen. Das Inhaltsverzeichnis enthält Kapitel wie: *Die Kindheit am Berg*, *Der Jahrhundertwinter*, *Das Beben am Patscherkofel*, *Eva*, *Die schlech-*

9 Hahn: Konstruktionen (wie Anm. 4), S. 101.

10 Sieder, Reinhard: Einleitung. In: Ders. (Hg.) Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen (= Kultur als Praxis, 1). Wien 1999, S. 7–13, hier S. 12.

11 Vgl. Sieder, Reinhard: Gesellschaft und Person: Geschichte und Biographie. Nachschrift. In: Ders.: Leben (wie Anm. 3), S. 234–265, hier S. 245.

12 Vgl. Polanyi, Michael: Implizites Wissen. Frankfurt am Main 1985 (Orig. 1966).

13 Von diesem zweiten Kapitel an wird in Ichform erzählt; hin und wieder kommen Beteiligte zu Wort – zwei Mentoren des jungen Franz Klammer, seine Ehefrau, sein Bruder, daneben finden sich längere Passagen aus Büchern über Klammer.

ten Jahre, Das abenteuerliche Leben einer Legende.[14] Ähnlich lauten die Übersichten in den Autobiografien von Günther Mader, Hermann Maier und Karl Schranz.[15]

Wenig überraschend steht der Beruf im Zentrum dieser Biografien; Spitzensport erlaubt kein balanciertes und ausgewogenes, kein ‚normales' Leben. Viel ist von Kosten, Verzicht und Opfern zu lesen – sich selbst nehmen die Athleten aber nicht als Opfer wahr, Erfolg ist ihre Gratifikation.[16] Ausführlich, und manchmal von ihrem frühesten Beginn an, werden Karrieren nachvollzogen. In allen Texten sind Durchsetzungsfähigkeit und Ausdauer wesentliche Motive: es geht um Härte im täglichen Training und mehr noch in Krisen und schwierigen Situationen. Letztere beziehen sich vor allem auf körperliche Missstände, auch auf Probleme mit dem Material oder mit den organisatorisch-politischen Strukturen des Schirennsports.

Die erfolgreichen Leistungssportler haben ihren Fans etwas zu sagen und sie haben einer – durchaus breiteren – LeserInnenschaft konkrete Tipps zu geben. Weil: „Das Leben ist ein Abfahrtslauf."

Unter diesem Titel hält der ehemalige Abfahrtsläufer Armin Assinger als Motivationstrainer Vorträge und bietet sich als Ratgeber für berufliche und private Herausforderungen an. Denn „die Erfahrung von Extremmenschen [ist] für das alltägliche Leben nutzbar zu machen".[17] Auch wenn sich die anderen hier zitierten Autoren (noch) nicht in diese Richtung professionalisiert haben, mehr oder weniger implizit enthalten ihre Geschichten Tipps und Tricks für ‚Normalverbraucher' – jeder kann in diesem rasanten Abfahrtslauf *Leben* einmal „aus der Kurve fliegen, einen gewaltigen Sprung nicht überstehen".[18]

14 Klammer: Leben (wie Anm. 1), S. 5.

15 Oder bei den Schispringern – vgl. Goldberger, Andreas: Absprung. Mein Leben im Höhenflug. Aufgezeichnet von Günther Hartl. Bad Sauerbrunn 1996; Innauer, Toni: Der kritische Punkt. Aufgezeichnet von Christian Seiler. 2. Aufl., Bad Sauerbrunn 1992.

16 Bei ‚gescheiterten' AthletInnen sieht das anders aus, wie Anke Delow am Beispiel von Biografien ehemaliger DDR-LeistungssportlerInnen zeigt; vgl. Delow, Anke: Leistungssport und Biographie. DDR-Leistungssportler der letzten Generation und ihr schwieriger Weg in die Moderne (= Klinische Soziologie, 3). Münster u.a. 2000.

17 Assinger, Armin, Günter Klug: Auch Sieger haben Angst. Was Sie von Spitzensportlern lernen können. 2. Aufl. Graz 2002, S. 11.

18 Ebd., S. 10.

Schistars über sich – Selbstbilder

> „Der Gewinn des Gesamt-Weltcups verlieh meiner Bekanntheit und Popularität einen neuen Schub. Das merkte ich während der toten Saison. Ich konnte mich der Einladungen kaum erwehren. [...] Gast bei der Hochzeit des Aga Kahns in Paris, Autogrammstunde in einem Schuhhaus in Bern."[19]

Autobiografien haben – wenigstens von der Intention her – meistens den Charakter von ‚Eigenwerbung'.[20] „Die CI des Selbstgesprächs ist die Wasserdichtheit gegen Fragen und Antworten", kommentierte der Sportjournalist Johann Skocek kürzlich die Autobiografie des österreichischen Fußballspielers Herbert Prohaska.[21] Viele der Stars nutzen die Gelegenheit, kursierende Bilder und Vorstellungen rund um ihre Person autobiografisch richtig zu stellen. Unter anderem in diesem Zusammenhang wird gegen die Medien gewettert, die gierig nach Neuigkeiten und Sensationen, ständig überinterpretierten und bisweilen der Fantasie freien Lauf ließen. Vor allem scheinen die Sportler darunter zu leiden, über ihre eigenen Statements nicht verfügen und nicht beeinflussen zu können, was die Medien damit machen und wie das wiederum beim Publikum – Fans oder nicht – ankommt. Sind Geschichten einmal im Laufen, sind sie von den Betroffenen selbst kaum mehr aufzuhalten. Zugleich ist allen Rennläufern klar, wie abhängig von den Medien sind.

„Querulant" wird etwa Hermann Maier oft geschimpft, dabei ist er nur ehrlich, bodenständig und echt, ein Einzelkämpfer, kein Anpassler, sein Recht ist ihm wichtig und sein Wort gilt. Maier ist nicht intellektuell, abgefeimtes Taktieren ist ihm fremd. Er ist zwar *Herminator*, *Außerirdischer*, *Monster*, aber zugleich ein ‚Normalo': Er

19 Schranz, Karl: Mein „Olympiasieg". Aufgezeichnet von Stefan König und Gerhard Zimmer. Mit einem Grußwort von Dr. Thomas Klestil, Bundespräsident von Österreich, und einem Vorwort von Willy Bogner. München 2002, S. 165.

20 Und oft Werbung darüber hinaus: Das zweite Hermann Maier-Buch enthält im Anhang einen Steckbrief mit sämtlichen persönlichen Daten (bis hin zu Größe und Gewicht), der Fanpostadresse, Maiers Hobbys, den Lieblingsspeisen und einer Aufzählung von bevorzugten Marken von der Schibrille über Socken und Unterwäsche bis zur Freizeitkleidung. Keine Spezialität der Schifahrer: In Goldbergers *Absprung* gibt es ein großes Farbbild von „Goldi" vor seinem Fertigteilhaus mit den Planern der Firma Soundso (wie Anm. 15).

21 Skocek, Johann: Der Lochpass in die eigene Geschichte. In: Der Standard, Album, 10. Sept. 2005, S. A6; vgl. Prohaska, Herbert: Mein Leben. Wien 2005.

kommt oft zu spät[22] und beim Besichtigen der Rennstrecken ist er wie ein Tourist auf der Piste unterwegs – mit dem Plan in der Hand braucht er stets ewig lang, bis er sich mit dem Streckenverlauf auskennt;[23] in Hotelzimmern muss er sich erst einmal eingewöhnen und das Zusammenpacken bei der Abreise bedeutet jedes Mal eine größere Herausforderung.[24] Wie andere junge Leute und erfolgreiche Männer macht er den ein oder anderen Blödsinn: Bei ausgelassenem Feiern knackst er sich eine Rippe an. „Ich ärgerte mich über meine Dummheit. Andererseits: Wann sollte ich feiern, wenn nicht nach so einem Sieg? Ich bin eben in jeder Beziehung extrem!"[25]

Günther Mader wiederum hat einen „Tiroler Sturschädel", mit dem er schon durch so manche Wand musste. Alberto Tomba habe den lockeren Italiener kultiviert, während Mader trainierte und Material entwickelte: „Günther war nie ‚Everybody's Darling', das wollte er auch nie sein – dennoch ist er mit sechs ‚Goldenen Teekannen' der beliebteste Skirennläufer, den Österreich je hatte. Woran das liegt? ‚Ich war immer offen, ehrlich und direkt. Das mögen die Leute', sagt er."[26]

Und Karl Schranz kann heute erklären, warum er so ganz besonders in die Debatte rund um den Amateurstatus von LeistungssportlerInnen verwickelt war: „Ich kann nicht klein beigeben. Ich kann den Mund nicht halten, wenn ich eine Sache für unrichtig oder gar ungerecht erachte. Ich kann nicht diplomatisch sein."[27]

Die Sportler wissen, dass die großen Veranstaltungen und die Medien Wir-Gefühle inszenieren, die wenig mit Solidarität, zwischenmenschlicher Verbindung oder ähnlichem zu tun haben. „Rituale legen Aufmerksamkeit und Zusammengehörigkeitsgefühle nahe, obwohl sie diese nicht notwendigerweise nach sich ziehen."[28] Und den meisten der Stars ist nur allzu bewusst, dass mediales Interesse ihren Marktwert steigert – bei den Fans, bei den Sponsoren und in der

22 Vgl. Maier, Hermann: Ich gehe meinen Weg. Die einzige autorisierte Biographie des Olympiasiegers. Aufgezeichnet von Michael Smejkal. Wien, München 1998, nur z.B. S. 70, S. 103, S. 108, S. 177 f.

23 Ebd., S. 106.

24 Maier/Okresek: Rennen (wie Anm. 6), S. 249 f.

25 Ebd., S. 270.

26 Mader: ÜberLeben (wie Anm. 7), S. 15; S. 80; vgl. S. 81; S. 173.

27 Schranz: Olympiasieg (wie Anm. 19), S. 205.

28 Breuss, Susanne, Karin Liebhart, Andreas Pribersky: Inszenierungen. Stichwörter zu Österreich. Wien 1995, S. 297.

Werbebranche. „Der Presserummel macht mir normalerweise nicht viel aus. That's showbusiness – Geben und Nehmen",[29] sagt ein abgeklärter Karl Schranz, der heute außerdem glaubt, dass der Medienrummel nach dem Ausschluss von den Olympischen Spielen 1972 ihn vor Depressionen bewahrt hatte und ihn den Schock über das abrupte Karriere-Ende übertauchen ließ.[30]

Auf Hermann Maier hingegen lauerte bei der Entlassung aus dem Spital nach dem Motorrad-Unfall schon eine „hungrige Journalisten-Meute".[31] Und auch sonst leide er immer wieder unter Medienberichten – unfairen Kollegen würden in Interviews seltsame Aussagen entlockt und Maier generell alles mögliche unterstellt.[32] Parallel dazu finden sich in Maiers zweitem Buch Interviews wortwörtlich abgedruckt, das erste nach dem Motorrad-Unfall zum Beispiel oder ein Transkript seines Auftritts in der österreichischen Fernseh-Talkshow „Vera". Zahlreiche Faksimiles von Zeitungsausschnitten – gute Schlagzeilen, Covers, Bilder – lassen vermuten, dass Berichterstattung zwischendurch auch für Freude und Stolz sorgt.[33]

Selbstbilder werden selbst erzeugt, aber manchmal werden Konzepte übernommen, die von anderen entwickelt worden sind – der Mensch sagt über sich, was andere über ihn sagen.[34] In den Vorworten führen die Co-Autoren mehrfach die Schiprofis als Charaktere ein, überwiegend als ‚wilde Hunde' – selbstbewusst, mutig, optimistisch, ausgestattet mit eisernem Willen.[35] In Karl Schranz' *Mein „Olympia-*

29 Schranz: Olympiasieg (wie Anm. 19), S. 21.

30 Vgl. ebd., S. 37; S. 223. Für eine wissenschaftliche Aufarbeitung der Medienberichte vgl. Stöber, Barbara: Die Berichterstattung über den „Fall Schranz" in den Printmedien. Ein internationaler Vergleich. Wien (Diplomarb.) 2004; zur Produktion nationaler Identitäten durch die Medien auf Basis von Sport vgl. Whannel, Garry: Sport and the Media. In: Coakley, Jay, Eric Dunning (Hg.): Handbook of Sport Studies. London u.a. 2000, S. 291–308, hier v.a. S. 300.

31 Maier/Okresek: Rennen (wie Anm. 6), S. 82.

32 Ebd., S. 264.

33 In Karl Schranz Autobiografie finden sich gewissermaßen im Anhang *Notizen von Journalisten und Wegbegleitern;* in erster Linie Sportreporter kommen hier zu Wort. Hermann Maier jammert außerdem über PR-Termine – bei jedem Blödsinn, den Sponsoren anzettelten, müsse er mitmachen. Zugleich präsentiert er in den Fototeilen eine Fülle von PR- und Werbesujets.

34 Hahn: Konstruktionen (wie Anm. 4), S. 98.

35 Die (Auto-)Biografen frischten durchwegs ihre Erinnerungen mit Hilfe von Presse- und Vereinsarchiven auf; Franz Klammer und Karl Schranz hatten von Fans zusammengestellte Pressespiegel zur Verfügung. „Und es hat etwas durch-

sieg" leitet erst der österreichische Bundespräsident ein, dann beschreibt Ex-Schifahrer Willy Bogner seinen ehemaligen Konkurrenten als Mann *„Mit Ecken und Kanten"*. Quer durch alle Autobiografien wird mit Vorurteilen aufgeräumt, andererseits werden gängige Bilder aufgegriffen und bestätigt; Erwartungen und Vorstellungen rund um die jeweilige Person will man offensichtlich nicht enttäuschen. Auch wenn es bei Franz Klammer im *Nachwort* heißt: „Und ich hoffe, ein jeder Leser findet darin zumindest einen Zipfel von dem, was zu suchen er gar nicht ahnte."[36]

Einschub: Wie schreiben Schistars – oder: Wie lassen sie schreiben

Jedenfalls auf den ersten Blick findet man in allen fünf Autobiografien, was man erwartet hat – viele, viele Fotos. Hermann Maiers zweites Buch beispielsweise besteht ca. zu einem Drittel aus Bildern, die Bildteile sind sorgfältig durchkomponiert und aufwändig gestaltet, großteils in Farbe; so ist das auch bei den anderen Büchern. Nur Karl Schranz' Erinnerungen kommen ein wenig bescheidener ausschließlich schwarz-weiß daher.

Die Abbildungen illustrieren die größten Erfolge, zeigen die Athleten in Aktion, auf Titelblättern internationaler oder wenigstens viel gelesener Zeitschriften und bei Preisverleihungen. Großen Stellenwert haben Bilder, die die Schirennläufer zusammen mit anderen Stars zeigen – mit berühmten SportlerInnen diverser Disziplinen, PolitikerInnen, Filmstars und MillionärInnen. Die Autobiografen suggerieren, Einblicke in ihre soziales Netz bzw. vermitteln, zu welchen Milieus sie Zutritt haben.[37]

Vor allem bei den jüngeren haben manche der Porträtaufnahmen Setbook-Qualitäten. Und auch Günther Mader ist ein Feschak und wird als solcher präsentiert. Am Cover gibt es ein großes, kunstvoll

aus Faszinierendes, einfach so hineingreifen zu können in die eigene Geschichte." Schranz: Olympiasieg (wie Anm. 19), S. 203.

36 Klammer: Leben (wie Anm. 1), S. 233.

37 Solchen Zusammentreffen, Bekanntschaften und Beziehungen ist in den Büchern üblicherweise auch ein eigenes Kapitel gewidmet (nicht bei Mader); hier nur z.B. *Leben als Legende* – unter dieser Schlagzeile erzählt Franz Klammer vom Zusammentreffen mit anderen Legenden von Muhammad Ali bis Lady Di; vgl. Klammer: Leben (wie Anm. 1), S. 145–168.

angeschnittenes Porträt, das blitzblau der Augen wiederholt sich im T-Shirt; auf Seite zwei nochmals ein großes Foto von Mader, dieses ganz in weiß gehalten mit ein wenig grau, das nun erstaunlicherweise wieder der Augenfarbe entspricht.[38] Alle Schifahrer veröffentlichen private Bilder – es geht ja ums Leben. Fotos aus der eigenen Kinderzeit (vorzugsweise im Schnee), bei den älteren Autoren Fotos mit der Partnerin aus der ersten Zeit zusammen und/oder von der Hochzeit sowie aktuelle Bilder mit Familie und im Eigenheim bei allen.

> „... die authentische Aufsteigerstory des vierfachen Weltcupsiegers und zweifachen Goldmedaillengewinners der Olympiade: die spannende Biographie eines Superstars, die nicht nur Skifans begeistert."[39]

Die Lebensgeschichten der Schifahrer sind allesamt als Aufsteigerepen angelegt und folgen einer charakteristischen Dramaturgie. Durchwegs starten die Rennläufer von ‚unten'.

„Als ich am 18. November 1938 in St. Anton am Arlberg geboren wurde, erwartete mich eigentlich nichts anderes als ein kleines, bescheidenes Leben." Karl Schranz hat vier Geschwister, sein Vater ist Streckengeher im Arlberg-Eisenbahntunnel, daneben führt er eine kleine Landwirtschaft und arbeitet als Musiker. Als Schranz acht Jahre alt ist, brennt sein Elternhaus ab. „Das sprichwörtliche Fell wurde dicker und der Karl Schranz ruppiger, unnahbarer, egozentrischer – eigentlich optimale Voraussetzungen für eine Karriere als Spitzensportler ..."[40] Sein Vater hält wenig vom Schi fahren, die Mutter unterstützt die Kinder, später besonders den talentierten Karl.

Franz Klammer ist in den 1950er Jahren in den Kärntner Bergen aufgewachsen, in einem multigewerblichen Haus, das Gemeindestube, Schule, Post und Wirtshaus in einem war, Bauernhof sowieso. Die Kinder mussten früh mithelfen – oft einmal hätten sie etwas Besseres vorgehabt – aber: Die Arbeit im Wald und auf der Alm sorgte immerhin für Muskelkraft und Ausdauer.[41]

---

38 Mader bringt in seinem Buch auffallend weniger Fotos, die ihn zusammen mit Berühmtheiten darstellen; seine Illustrationen beziehen sich fast ausschließlich auf den Sport.

39 Maier: Weg (wie Anm. 22), Klappentext.

40 Schranz: Olympiasieg (wie Anm. 19), S. 40; S. 56.

41 Vgl. Klammer: Leben (wie Anm. 1), S. 144 f.

Auch Günther Mader figuriert sich als armes Tiroler Kind – die Privilegierten waren längst in der Schihauptschule, während er im Heimatdorf trainieren musste, ohne viel Unterstützung durch Gemeinde oder Liftgesellschaft. SchifahrerInnen hätten in Tirol von klein auf eine enorme Konkurrenz, das sei in anderen Bundesländern nicht so. Die Eltern verzichteten zugunsten von Material, Reisen und Training auf einen geplanten Hausbau[42] und wurden schließlich – so zumindest Maders Darstellung – durch die Erfolge ihres Sohnes belohnt.

Der Einstieg in den Wettkampfsport ist meistens klar und mit einem Erlebnis verbunden: die Anfahrt zum ersten Rennen, der erste Trainingskurs, die Aufnahme in einen Kader. Ebenso ist es mit dem Ausstieg. Während Anfang und Ende deutlich markiert sind, wird der Rest der Karriere zwar grob nach dem Muster Aufstieg, Höhepunkt und Abstieg nachvollzogen, ist aber vielfältiger strukturiert und in den einzelnen Phasen nicht trennscharf. Die Autobiografen – und wohl auch die Leben dahinter – folgen eher den Prämissen einer idealen Erzählung. Zur guten Geschichte gehören nämlich Wendepunkte und Komplikationen. Erfolgs- und Aufsteigergeschichten klassischen Zuschnitts brauchen dramatische Momente des Misslingens – als überwundene Hürden, um die anschließenden Erfolge um so deutlicher heraus arbeiten zu können und Leistungen zu betonen.[43]

Den Schirennläufern genügt es nicht, biografisch erfolgreich zu sein. Den eigenen Lebensentwurf zu behaupten und für ihn von anderen anerkannt zu werden, reicht nicht aus für Selbstbewusstsein und Glück. Wie die meisten von uns – aktuelle neoliberale Verhältnisse verstärken das – wollen sie beruflich erfolgreich sein. Ist der Interpretationsspielraum für Erfolg in Bezug auf Berufsbiografien ohnehin gering, gilt das verschärft in einem Feld wie Spitzensport: Die Kriterien sind klar: Starts, zur Gänze absolvierte Läufe, Zeitmessung, Punkte und Tabellen. Erfolg bedeutet vor allem ein Sieg, alles andere ist tendenziell schon Niederlage.

In der Take-Off-Phase einer Sportlerkarriere gibt es ein wildes Auf und Ab und gleichmäßige Leistungen müssen erst erarbeitet werden. Günstig für die Autobiografien, denn das Gemenge von Erwartbarem

42 Vgl. Mader: ÜberLeben (wie Anm. 7), S. 16–24.

43 Vgl. Löffler, Klara: Die Überfrau. Zur Institution der Unternehmerinnen-Biographie. In: Götz, Irene, Andreas Wittel (Hg.): Arbeitskulturen im Umbruch. Zur Ethnographie von Arbeit und Organisationen (= Münchner Beiträge zur Volkskunde, 26). Münster u.a. 2000, S. 141–156, hier S. 144 f.

und Irritierendem macht gute Geschichten aus.[44] Im Hochleistungssport liegen Sieg und Niederlage sprichwörtlich nahe beieinander – so ist auch in den Erzählungen rund um die Hochleistungsphase Abwechslung und Aufregung garantiert. Ein bisschen Scheitern zwischendurch ist eine bewährte Erzählstrategie. Unkonventionelle Karrieren sind spannender:

In seinem ersten Buch *Ich gehe meinen Weg* erzählt Hermann Maier von zwei Karrieren. Auf eine erste ordentliche Karriere (mit ersten Starts bei Rennen des Internationalen Schiverbands [FIS], der Aufnahme ins Team des Österreichischen Schiverbandes [ÖSV] usw.)[45] folgt eine zweite, unkonventionelle.

Nach frühen kleinen Erfolgen bekommt Maier Wachstumsprobleme; er wird aus Kader und Schihandelsschule rausgeworfen. Als die körperlichen Probleme sich ausgewachsen hatten, versucht Maier – inzwischen Maurer von Beruf – sich erfolgreich als Hobbyschirennläufer. Der ÖSV will ihn anfangs nicht haben, so startet er bei den Profis. Es folgen Hindernisse um Hindernisse, Maier kämpft jahrelang um Aufnahme ins offizielle österreichische Schi-Team. Der Maurer Maier startet anfangs in geliehenen Rennanzügen – die Geschichte endet bei Olympia in Japan.[46]

In Maiers zweitem Buch *Das Rennen meines Lebens* wird eine Karriere innerhalb der Karriere geschildert. Der dargestellte Zeitraum umfasst Maiers Motorradunfall (2001), den Rehabilitationsprozess und sein Comeback (2003) bis inklusive der Weltcupsaison 2004. Mittels Rückblenden bindet Maier diese Karriere in seine gesamte Lebensgeschichte ein.[47] Auch die aller ersten Anfänge werden nochmals erzählt – zum Beispiel unter *Mein Vater, der Held* oder *Der Anfang oder die nackte Wahrheit*.[48] Nach einer Rückblende auf den Sturz von Nagano, wacht der Rennläufer aus der Narkose nach dem Motorradunfall auf – fast schon literarisch gefinkelt. Die Rückblenden sind grafisch abgehoben, mit blassen schwarz-weiß Bildern von Hermann Maier unterlegt.

---

44 Ebd., S. 144.

45 Das ‚Davor' wird nur auf der visuellen Ebene angeschnitten – im Buch gibt es Babyfotos; Maiers Kindheit bleibt unbeschrieben.

46 Vgl. Maier: Weg (wie Anm. 22), S. 33.

47 Und verwertet bei dieser Gelegenheit lange Passagen aus dem ersten Buch; vgl. Maier: Weg (wie Anm. 22) wieder.

48 Maier/Okresek: Rennen (wie Anm. 6), S. 54; S. 96.

Der Held einer Abenteuergeschichte muss erzählstrategisch gesehen zeitweise einsam und unverstanden sein, verkannt. Er braucht Kontrastfiguren und Gegenspieler für die ‚gute' Beschreibungen des schwierigen, dennoch erfolgreichen Aufstiegs. Folgerichtig sind Zwischenüberschriften wie *Alle haben mich gehasst.*[49]

Schranz und seine Koautoren lassen die Geschichte gleich mit dem dramatischen Höhepunkt, der zugleich das Ende der sportlichen Laufbahn markiert, beginnen: mit dem Ausschluss von den Olympischen Spielen 1972. In einer Rückblende wird dann ein wenig von Herkunft und sozialem Hintergrund des Karl Schranz erzählt, dem folgt der Weg in die österreichische Nationalmannschaft (hürdenreich wie üblich). Ausführlich und wiederholt wird die Tragik der nie errungenen Olympiagoldmedaille aufgearbeitet.

> „Das Leben ging weiter für mich.
> Auch nach Sapporo.
> Auch ohne den Rennsport. Nein, das stimmt jetzt nicht. Ich war kein Rennfahrer mehr – aber ohne Rennsport ging es natürlich trotzdem nicht ... Wie denn auch!"[50]

Wie die anderen Ex-Athleten widmet Karl Schranz einen Teil seiner Autobiografie seiner Nachkarriere mit ihren verschiedenen Stationen und Erfolgen, Begegnungen mit berühmten Leuten von Politik, Sport, Bühne. Er berichtet hier über privates Glück und über sein zweites Berufsleben als Schischulleiter sowie über seinen größten nachsportlichen ‚Sieg', 2001 eine Schi-WM nach St. Anton geholt zu haben. Zum Abschluss bewertet er den aktuellen Schirennsport; das tun alle der ‚alten' Autobiografen. Zwischendurch – damit ist er eine Ausnahme – bietet er ein wenig Schisportgeschichte und Tourismusgeschichte mit Fokus auf die Region Arlberg.

Schistars haben ein ‚Ablaufdatum' – nicht alle bleiben präsent und/oder in Erinnerung. Figuren wie Karl Schranz und Franz Klammer sind Ausnahmeerscheinungen; sie hielten ihren Prominentenstatus aufrecht, nicht zuletzt durch fortgesetzte Sichtbarkeit in den Medien. Ex-Rennläufer wollen mit ihren erfolgreichen Nachkarrie-

49 Ebd., S. 12. Die Überschrift ist inhaltlich unmotiviert, im Text darunter findet sie keine Entsprechung. Beschrieben wird der Sommer, in dem Maier mit dem Motorrad verunglückte, bis zum Unfall. Zur Erzählstrategie vgl. Greimas, Algirdas Julien: Strukturale Semantik. Methodologische Untersuchungen. Braunschweig 1971 (Orig. 1966).

50 Schranz: Olympiasieg (wie Anm. 19), S. 209.

ren Vorbild sein – und können das wahrscheinlich auch: Erwerbsbiografien geraten zusehends unter Druck; sie ändern sich und entsprechen nicht mehr den bisherigen „Normalbiografien". Die „Bewältigung von Unsicherheit" könnte mehr und mehr das zentrale Merkmal von gelungenen Biografien werden.[51]

„Ressourcen, die im einen System angeeignet wurden, lassen sich nicht umstandslos in anderen Systemen einsetzen."[52] Das spüren sogar erfolgsverwöhnte Schifahrer wie Franz Klammer. Ein Kapitel seiner Autobiografie ist dem Scheitern einer Nachkarriere gewidmet: Nach seinem Rückzug als Rennläufer stieg er in Schimode- und Schierzeugung ein und erlitt Schiffbruch: „Mein Abenteuer als Unternehmer kostete mich über zehn Millionen Schilling. Es brachte mir aber auch viel an wertvoller Erfahrung."[53] Und so kann man auch im Scheitern noch gutes Beispiel sein. Klammer hat freilich besonderes Glück: „[N]och heute zahlen mir Menschen Geld dafür, dass ich mit ihnen jenen Berg [Patscherkofel] besteige, der wohl für immer mit meinem Namen verbunden sein wird."[54] Das gelingt nicht jeder/jedem – dennoch sollen wohl gerade die Passagen über Versuch und Irrtum, über die bewältigten Mühen der beruflichen Neuanfänge nach dem Leistungssport Anknüpfungspunkte für ‚die Vielen' bieten.

Fiktion ist dem erzählten Leben, den kommunizierten Lebensläufen eingeschrieben – die BiografieträgerInnen konzipieren, konstruieren und stellen sich dar. Die Darstellungen orientieren sich an Vorbildern, an bewusst oder unbewusst, kulturell gängigen oder individuell gewählten Mustern; sie lehnen sich an Präsentationen anderer Leben an, speisen sich aus Literatur[55] und Film. In Zusammenhang

51 Vgl. Wohlrab-Sahr, Monika: Erfolgreiche Biographie – Biographie als Leistung. In: Fischer-Rosenthal, Wolfgang, Peter Alheit (Hg.): Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktion gelebter Gesellschaftsgeschichte. Opladen 1995, S. 232–249, hier S. 236.

52 Heintz, Bettina: Einleitung. Geschlecht als (Un-)Ordnungsprinzip. Entwicklungen und Perspektiven einer Geschlechtersoziologie. In: Dies. (Hg.): Geschlechtersoziologie (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderhefte 41). Wiesbaden 2001, S. 9–29, S. 25.

53 Klammer: Leben (wie Anm. 1), S. 141.

54 Vgl. ebd., S. 147.

55 Vgl. Raulff, Ulrich: Das Leben – buchstäblich. Über neuere Biographik und Geschichtswissenschaft. In: Klein, Christian (Hg.): Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens. Stuttgart, Weimar 2002, 55–68, hier S. 61.

mit Karrieregeschichten wirken wohl nicht zuletzt die zahlreichen Porträts auf den Wirtschaftsseiten der Presse und in den Magazinen. Die Schematisierung hinsichtlich Aufbau, Stil, Motiven und Gestaltung ist unübersehbar.

Über Österreich

> „Als ‚intakter Held in intakter Natur' gab er beispielgebend die Tugenden österreichischen Heroentums der Nachkriegszeit vor: Die bäuerliche Herkunft, die Bodenständigkeit der Sprache, die Naturnähe und die heldenhafte Tat in den Bergen wurden zu den unabdingbaren Merkmalen einer Kollektivbiographie auf dem ‚Weg nach oben'. Wenn Skifahrer als unschuldige Naturburschen charakterisiert und ihre Siege als direkte Folge der Natur des Landes beschrieben werden, dann wird damit die umstrittene Vergangenheit des Staates symbolisch ausgelöscht."[56]

So beschreibt Reinhard Johler die ideologische Funktion der Karriere Toni Sailers und gibt den Schistars eine wichtige Rolle im Nationswerdungsprozess Österreichs nach 1955. Sie verkörpern als „Nationalhelden" das symbolische Kapital der jungen Zweiten Republik, das sie als Fremdenverkehrsland auch ökonomisch braucht: „eine unberührte Alpenlandschaft und dazu einfache, bäuerliche Menschen, die in der Welt bestehen können. Dieser ‚Verländlichung' Österreichs entsprachen die Skifahrer am besten".[57] „Toni Sailer setzte in den 1950er Jahren jene Standards, nach denen die massenmediale Auslegung der Erfolge österreichischer Skistars bis heute funktionieren. Auch als prominente Medienpersönlichkeit verkörperte er weiterhin jene Zuschreibungen, für die bereits der Skiheld Sailer gestanden war".[58]

---

56 Johler, Reinhard: Warum haben Österreicher keinen Bedarf an Nationalhelden? Hiesige Anmerkungen zu „Les héros nationaux: construction et déconstruction". In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 100 (1997), S. 185–222, hier S. 216.

57 Ebd., S. 215 f; vgl. Müller-Funk, Wolfgang, Georg Kugler (Hg.): Zeitreise Heldenberg – lauter Helden. Katalog zur Niederösterreichischen Landesausstellung 2005 (= Katalog des NÖ Landesmuseums, N.F. 458). Horn, Wien 2005, v.a. Kapitel IV „Helden nach dem Zeitalter der Helden".

58 Spitaler, Georg: Populismus und Sportstars in Österreich. Die politische Ressource der ‚authentischen Vertretung'. In: Kurswechsel (2004), H. 2, S. 44–55, hier S. 49. „Noch heute als smarter Gentleman mit alpinem Skilehrer-Charme gefei-

SportlerInnen sind „urwüchsige Kräfte", „unverdorben" und „naturbelassen", „in der ihnen zugeschriebenen Ursprünglichkeit repräsentieren sie das echte und unverfälschte Österreich". Ihre Leistungen, interpretiert Reinhold Knoll, sind daher nie nur subjektiv, sondern auch Ausdruck der Selbstbehauptung der ganzen Nation, eine gewaltige Leistung von uns allen.[59] So kann aus Franz Klammer „der gute Mensch [werden], der eine Nation vom Sapporo-Syndrom erlösen sollte".[60] Und nachdem eine Winterolympiade in Sarajevo nur eine einzige Bronzemedaille für Österreich brachte, erklärten die Sportkommentatoren Bosnien zu „österreichfeindlichem Boden".[61]

AnalytikerInnen sehen im Bild des auf dem Heldenplatz die Huldigung der Menge entgegennehmenden Schiidols diesen Aspekt österreichischen Nationalstolzes am deutlichsten ausgedrückt.[62] Dass Karl Schranz 1972 wegen Verletzung des Amateurstatus von den olympischen Spielen ausgeschlossen worden war, führte zu kollektiver Entrüstung. Es galt „eine ‚Nationaltragödie' zu sühnen. Der ‚Held der Nation' trug statt der erwarteten Olympiamedaille eine ‚Märtyrerkrone'. Eine ‚beleidigte Nation' geleitet Schranz vom Flugplatz über die Ringstraße bis zu seinem Auftritt auf dem Balkon des Bundeskanzleramtes am Ballhausplatz."[63] „Was sich da abspielt, ist so faszinierend wie beängstigend. Mir fallen die Bilder aus dem ‚Dritten Reich' ein [...]. Geht es mit rechten Dingen zu, wenn ein Skirennläufer wie ich die Massen derart mobilisiert",[64] fürchtet sich Schranz ein wenig, schreibt aber nur wenige Seiten weiter: „[D]iese Wolke der Begeisterung, auf der ich gleichsam wie auf Schultern seit meiner Ankunft in Österreich getragen werde, lässt diese persönliche und sicher auch sportliche Katastrophe zumindest für diese Stunden weit, weit in den Hintergrund treten."[65]

---

ert, tritt der dreifache Ski-Olympiasieger in über zwanzig Heimatfilmen auf." Kogoi/Mitschka: Buch (wie Anm. 2), S. 88.

59 Vgl. Knoll, Reinhold: Fünf Österreicher unter den ersten Sechs. Die Sport-Chauvinisten. In: Liedtke, Rüdiger (Hg.): Österreich. Menschen. Landschaften. LänderBilderLesebuch. Berlin 1988, hier S. 112–118, S. 112; S. 114.

60 Metzger, Josef: Wilder Ritt zum Kaiser. In: Die Presse, 2. Juli 2005, S. 45.

61 Knoll: Österreicher (wie Anm. 53), S. 115.

62 Breuss/Liebhart/Pribersky: Inszenierungen (wie Anm. 28), S. 294.

63 Johler: Österreicher (wie Anm. 56), S. 211.

64 Schranz: Olympiasieg (wie Anm. 19), S. 32.

65 Ebd., S. 37. Interessant, dass diese Passagen in der Gegenwart geschrieben sind;

Autobiografisierenden Schifahrer wissen scheinbar, was sie hinsichtlich nationaler Gefühle zu leisten haben. Obwohl sie explizit überraschend wenig über Österreich oder nationale Identität schreiben, weben sie alle am Mythos des österreichischen Schihelden und seiner ganz spezifischen Charakteristik. Sie sind in erster Linie einfach, natürlich, echt: „Draußen in der Welt schoss der 68er-Jugend das Blut in den Kopf, aber ich blieb davon vorerst erstaunlich unbeleckt. Ich hatte dazumal weder Ahnung von Sex noch von Drugs und Rock'n'Roll."[66]

Mitunter werfen sie wohl kritische Blicke auf Heimat: Günther Mader erzählt im Zusammenhang mit seiner Herkunftsgeschichte vom bösen Dorf, das ganz und gar nicht unterstützende ‚Gemeinschaft' ist. Und Karl Schranz berichtet von einer dörflichen Neidgesellschaft, die ihm sein Leben als Hotelier und Schischulleiter schwer macht. Vereinzelt wissen die ehemaligen Schifahrer sogar das Stadtleben zu schätzen (Klammer, Schranz) oder beanstanden „typisch österreichische Selbstzerfleischung".[67] Dennoch pflegen sie im Großen und Ganzen das Bild des idyllischen ländlichen, guten Österreich.

In den 1980er Jahren hat die identitätsstiftende und Nationalstolz bestimmende Bedeutung von Sport abgenommen;[68] aber Berichte rund um die heimischen Schifahrer füllen saisonal nach wie vor die Medien. Deren Tenor färbt auf die Sportler ab: Günther Mader gewinnt die Abfahrt in Kitzbühel und schreibt, dass damit „ein Held geboren" war – er.[69] Rennläufer Maier ist mit der entgegengebrachten ‚Liebe' der Nation vorsichtig:

> „So sehr du im Erfolg bejubelt wirst, so sehr wirst du im Misserfolg getreten. Das mag weltweit so sein, ich habe aber das Gefühl, daß es bei uns besonders ausgeprägt ist.
> Wenn hierzulande jemand einen Fehler macht, dann ist das doppelt schlimm. Ich weiß auch nicht, woraus das resultiert. Vielleicht werden die Leute alle selbst in ihrem Beruf so hart kritisiert, daß sie einem anderen keinen Fehler verzeihen."[70]

---

die Autoren suggerieren intensive Erinnerung und geradezu spontanes Nacherleben *(replaying)*.

66 Klammer: Leben (wie Anm. 1), S. 25.

67 Mader: ÜberLeben (wie Anm. 7), S. 39.

68 Vgl. Breuss/Liebhart/Pribersky: Inszenierungen (wie Anm. 28), S. 297.

69 Mader: ÜberLeben (wie Anm. 7), S. 92.

70 Maier: Weg (wie Anm. 22), S. 170.

Einer von vielen kleinen Schulterschlüssen mit Leserin und Leser; die Autoren geben sich ‚volksnah' und bodenständig, sprachlich und inhaltlich. Dort und da verhalten sie sich so, wie es ihnen selbst als ‚typisch österreichisch' gilt – bzw. erzählen davon. Hermann Maier spielt etwa auf die ambivalente Haltung zu Religion an. Er versäumte den Gottesdienst im Nagano-Olympia-Lager der Österreicher; das Angebot des Pfarrers das Ritual für ihn und Freundin im Zimmer zu wiederholen, kann Maier nicht abschlagen: „Nach dem Dienst, den mir meine Schutzengel erwiesen hatten [...]. Petra hielt die Lesung". Die Zeremonie war stressig, denn es fehlten die geübten MessebesucherInnen, an denen man sich ja sonst orientiere.[71] Zugleich werden manche persönlich bedeutsame Tage nach dem Kirchenjahr bezeichnet (*„Christi Himmelfahrt" 2002, 9. Mai*).

Hotels werden erwähnt, wenn sie „Österreich" im Namen tragen oder die BesitzerInnen aus Österreich kommen. An solchen Orten fühlt man sich offenbar irgendwie gleich wohler; meist signalisieren die Rennläufer insgesamt große Heimatverbundenheit. Maier fährt so oft als möglich heim und sei es nur für einen Tag.[72] In Japan freut er sich über Fleischlaiberln und Püree und nach dem Medaillengewinn über Rindsfilets und Szegediner-Gulasch im „Österreicher-Haus". Dieses liegt nur zehn Gehminuten von einem 1400 Jahre alten Tempel entfernt; Maier bekommt was von der örtlichen Atmosphäre mit und findet die Altstadthäuser schön. Nach den Spielen bleibt die Mannschaft in Asien, weil noch Rennen in Korea folgen. Die Woche dazwischen verbringen die Sportler auf einer Südseeinsel: „Vor allem wollten wir abschalten und einmal für eine Woche keine Japaner sehen."[73] Japan wird als skurriles, völlig unverständliches Land dargestellt – alles folgt hier den seltsamsten und unlogischsten Regeln, sogar das Wetter. Aber auch beim Radtraining in der Toskana ist das Schi-Team von „schrulligen Einheimischen"[74] umgeben; dafür ist hier die Landschaft schön und das Klima angenehm.

Auf japanischen Rennstrecken schützen Schanzen seltene Blumen auf der Rennstrecke; in den USA müssen aus Gründen des Naturschutzes fünf Bäume mitten auf der Piste stehen bleiben und machen

71 Vgl. Maier/Okresek: Rennen (wie Anm. 6), S. 34.
72 Vgl. Maier: Weg (wie Anm. 22), S. 82; vgl. S. 152.
73 Ebd., S. 156; vgl. S. 157 f.
74 Maier/Okresek: Rennen (wie Anm. 6), S. 175.

diese lebensgefährlich.[75] Die Fremde ist immer ein wenig suspekt und manchmal regelrecht bedrohlich.

Vielbesprochenes Thema ist der Neid der anderen Nationen im Rahmen diverser Wettbewerbe. ‚Die Italiener' werfen der erfolgreichen österreichischen Mannschaft Doping vor, ‚die Schweizer' sprechen dauernd vom Materialvorteil der Österreicher und ähnlichem.[76]

Über den eigenen Körper

Bei Sportlern liegt es nahe, der Bedeutung von Körper für die Biografie nachzugehen. Er spielt hier eine so wichtige, ja dominante Rolle und die Athleten schreiben sogar darüber. Im Sport wird sehr sichtbar, dass der Körper für Menschen – immer – eine „unhintergehbare Handlungsbasis"[77] ist. Er ist Teil des Selbst und trotzdem ein Konstrukt, aus verschiedenen Elementen und individuell zusammengesetzt. Körper- und Bewegungskarrieren kommen „in der handlungsvermittelten Dialektik zwischen der Entwicklung der Person und ihrer Lebensverhältnisse zustande".[78] Das heißt, auch Gesellschaft wird auf Körper angewendet – so ist nach der Art und Weise des Einverleibens sozialer Strukturen zu fragen: Wie gelangen sie in Körper, was lösen sie bei Subjekten aus, wie erreichen sie diese Wirkung?

Die eigene Physis prägt die Alltagspraxis der Spitzensportler und zugleich ist ihr Körper auf extreme Weise sozial geformt. In den Schifahrer-Autobiografien geht es geradezu durchgehend um den Leib und zugleich bleibt er seltsam abwesend. Der Körper muss ausgehalten werden, er ist etwas Abgespaltenes – dabei sind die Sportler ganz auf ihn konzentriert. Die Sicht auf die ‚eigenen Teile' wird den Funktionsprinzipien des Leistungssports untergeordnet: Der Körper wird verwendet, ist ein Vehikel für Leistungssteigerung. Er wird eingesetzt und modelliert zur Produktion von Höchstleistungen, das führt zu absoluter Körperorientierung und zugleich zu Distanz. Mit diesen gewissermaßen gekappten Verbindungen lassen sich physische Bedürfnisse ignorieren. Mit seiner begrenzten Belastbarkeit ist

75 Mader: ÜberLeben (wie Anm. 7), S. 42.
76 Vgl. Maier: Weg (wie Anm. 22), S. 96.
77 Delow: Leistungssport (wie Anm. 16), S. 23.
78 Bauer 1989 zit. lt. Delow: Leistungssport (wie Anm. 16), S. 21.

der Körper die institutionalisierte Unsicherheit für AthletInnen. Er ist die größte Konkurrenz und ein „widerspenstiges Instrument" auf dem Weg zum Erfolg.

In einem körperorientierten Sozialbereich, beschreibt Ulrike Weber in ihrer Studie zu Familie und Leistungssport, werden Beeinträchtigungen, Ermüdungs- oder Überlastungserscheinungen vor sich und anderen verborgen. Im Spitzensport wird schon auf Verdacht physischer Instabilität selektiert.[79] In den Autobiografien wird dieser Stress, etwa nach Verletzungen, nur nebenbei angesprochen.

Der eigene Körper wird als Material deklariert und in engem Zusammenhang mit dem Equipment gesehen. Dem Thema Schi, Schuh etc. ist in allen Autobiografien mindestens ein Kapitel gewidmet. Die Ausrüstung betreffend scheint der Druck besonders groß, ich denke, dass hier Probleme mit körperlicher Substanz übertragen werden, ausgelagert vielleicht auch. Die Sportler beschreiben detailliert jeden Firmenwechsel, jeden Umstieg auf neue Produkte – sie zeigen sich hier extrem misstrauisch; zum Teil sind sie dem technischen Know-how der Ausstatter wohl wirklich einigermaßen ausgeliefert. Die Wettkämpfer fühlen sich oft übervorteilt – andere Teams oder Kollegen erhielten am Ende besseres Material, würden aufmerksamer betreut. Die Service-Männer werden dementsprechend oft kritisch beschrieben, bei Misserfolgen sind sie Sündenböcke.

Mit einem ‚Siegerschi' oder anderem bewährten Material sind die Rennläufer vielfach abergläubisch verbunden, die Dinge erhalten geradezu Fetisch-Charakter und Angst vor Diebstahl und Sabotage oder ähnlichen Gemeinheiten kommt auf bzw. wird beschrieben.

Wie der beste Schi in Brüche gehen kann, haben die Körper der Schirennläufer eine systematische Nähe zu Verletzung und Krankheit. Das widerspricht den körperprotektiven Effekten, die Sport oft zugeschrieben werden. Unfälle mit tödlichem Ausgang, „Nebenwirkung der unkontrollierten Eigendynamik des Spitzensports", sorgen kurzfristig für Empörung, bedrohen aber nicht ernsthaft die Systemlogik.[80] Überreste der Allianz zwischen Gesundheit und Sport finden sich mit dem Hermann Maier-Trainingsprogramm und ähnlichem sogar in den Schifahrer-Autobiografien.

79 Vgl. Weber, Ulrike: Familie und Leistungssport. Schorndorf 2003, S. 108; S. 270.

80 Ebd., S. 109.

Der Körper ist ein ideales Investitionsobjekt, getätigte Investitionen sind für sich und andere sicht- und kontrollierbar.[81] SpezialistInnen – ÄrztInnen, HeilpraktikerInnen, PhysiotherapeutInnen und MasseurInnen – umgeben die Athleten; sie verlassen sich manchmal völlig auf die Expertise, zweifeln oft und sind letztlich meist selbst die vertrauenswürdigsten Fachleute für ihr ureigenstes Material. Wiederholt wird bedauert, sich allzu oft und allzu lange in fremde Hände begeben und nicht auf das eigene Befinden vertraut zu haben (hier kommt es doch wieder auf Empfinden und auf unmittelbaren Körperbezug an). Da wird manchmal ein Zuviel an Technisierung und Medizin kritisiert – es hat nicht selten negative Folgen: „Die Rebellion des Körpers. Rätselhafte Rücken- und Knieschmerzen beendeten fast Günthers Karriere. Doch als er nicht mehr auf die Ärzte, sondern auf seinen Körper hört, verschwinden die Beschwerden fast von selber ..."[82]

Mit der natürlichen Begrenztheit des Arbeitsinstruments Körper umgehen zu lernen und dessen extreme Verwundbarkeit zu akzeptieren, ist ein schmerzlicher Prozess im wörtlichen Sinn. Das machen vor allem die jüngeren Autobiografen deutlich. Sie widersprechen damit aber nicht jenem Bild, vom ‚richtigen Mann', der keine Schmerzen kennt, denn sie bezwingen, überwinden das Hindernis Schmerz.[83]

Generell müssen die Schirennfahrer von Gefahr abstrahieren; dennoch machen bestimmte Situationen die eigene Angst bewusst. Die Furcht um die eigene Unversehrtheit kommt in Schilderungen von konkreten Erlebnissen immer wieder durch. „In meinen goldenen Jahren schwebte ich auf Wolke sieben. Nix konnte mich erschüttern. [...] Aber wenn es ans Springen ging, war ich das ärgste Suppenhuhn",[84] berichtet Franz Klammer von einer Traumatisierung nach einem kapitalen Sturz. Günther Mader identifiziert mehrere Rennen als besonders gefährlich und im Grunde unzumutbar:

81 Vgl. ebd., S. 261; Greco, Monica: Wellness. In: Bröckling, Ulrich, Susanne Krasmann, Thomas Lemke (Hg.): Glossar der Gegenwart. Frankfurt am Main 2004, S. 293–299.

82 Mader: ÜberLeben (wie Anm. 7), S. 51.

83 Einen Überblick zu Sport und Gender bietet: Susan Birrell: Feminist Theories for Sport. In: Coakley/Dunning: Handbook (wie Anm. 30), S. 61–76; im selben Handbuch Garry Whannel über die Rolle der Medien dabei, Leistungssport ‚männlich' zu halten (wie Anm. 30).

84 Klammer: Leben (wie Anm. 1), S. 43.

„keine einzige Absicherung störte den Frieden.
Ein Wahnsinn. Fahrlässig, unverantwortlich. Wenn einer der Läufer gestürzt wäre, hätte es unweigerlich eine Tragödie gegeben. Wir fuhren trotzdem. Und ich gewann das Gruselrennen."[85]

Mader beschreibt mehrere Todesfälle, die sich auf Rennstrecken im Lauf seiner Karriere zugetragen haben. Mehrfach war er an Protestaktionen nach Unfällen beteiligt; die Fahrer blieben stets ungehört. Mader erinnert seinen Zustand nach dem Tod eines Läufers bei einem Qualifikations-Training für die Lauberhornabfahrt:

„Ich war nicht nur traurig, ich war auch zornig. [...] Wie wir protestiert hatten, gebettelt, gefordert, dass die Sicherheitsvorkehrungen verbessert würden. Nein, es musste erst etwas passieren. Es war dumm und zynisch. Und wir Fahrer standen ohnmächtig daneben."[86]

Ähnliches reflektiert Karl Schranz, wie er an das zweite Rennen denkt, das er gewann und ein anderer nicht überlebte:

„Zum zweiten Mal hatte ich ein Todesrennen gewonnen [...]. Ich wurde sehr nachdenklich [...] schon der vierte tote Rennläufer während meiner Karriere. Der Ski-Zirkus zog weiter und wir konnten nicht zur Beerdigung kommen. Ich widmete meinen Sieg dem verunglückten Kameraden."[87]

Neben den großen Siegen und erfolgreichen Saisonen geben Unfälle dem Erzählen Struktur und dienen als makaberes Ordnungskriterium für das Erinnern und Präsentieren. Besonders Hermann Maiers zweite Autobiografie ist als Genealogie der Stürze und Verletzungen zu lesen. Das Buch ist in weiten Teilen eine Rehabilitationsgeschichte, berichtet von mühsamen Trainings, Rückschlägen und Zweifeln und endet mit dem (Wieder-)Beginn sportlichen Erfolgs. Maier geht streckenweise beinah unerträglich detailliert vor – LeserInnen werden bis ins Kleinste über körperliche Werte informiert, über medizinische Gutachten, Probleme, Zwischenfälle, Schmerzen, Trainingsfehler aller Art und lesen andererseits, dass angesichts ‚9/11' all das unwichtig sei.[88] Nach vielmonatigem Reha-Training jedenfalls ist Hermann Maiers Körper „wie neu erschaffen".[89]

85 Mader: ÜberLeben (wie Anm. 7), S. 50.
86 Ebd., S. 59.
87 Schranz: Olympiasieg (wie Anm. 19), S. 169.
88 Vgl. Maier/Okresek: Rennen (wie Anm. 6), S. 78.
89 Ebd., S. 177.

In einer anderen Lebenssituation und nach einer lebensbedrohlichen Krankheit schreibt Günther Mader anders von seinem Körper:

> „[I]ch weiß, dass [...] ich mich gegen meinen Körper nicht wehren kann. Ich will es auch gar nicht: Denn mein Körper ist nicht mehr die bedingungslos perfekt funktionierende Leistungsmaschine, die er zwanzig Jahre lang war.
> Er muss es nicht mehr sein."[90]

Erzählen kann strategisch dazu dienen, Deutungen abzugleichen, Übereinstimmung mit Normen herzustellen und gesetzte Handlungen und Zukunftsentwürfe zu legitimieren.[91] Erlebtes erhält Sinn nachträglich und unter dem Eindruck gegenwärtiger Erlebnisse und Anforderungen zugeschrieben. Diese Sinngebung funktioniert nicht ohne den Rückgriff auf für Teilkulturen gültige Wissensbestände und Deutungssysteme, auf „gruppengebundene Interpretationssysteme von Wirklichkeit".[92]

Der Körper, das verdeutlichen Autobiografien von LeistungssportlerInnen, ist „kein gemeinsamer Ausgangspunkt [...], keine universelle Basis der Verständigung." Vielmehr kommt die Frage auf, „wie mein Körper – unser Körper – sich von anderen, fremden Körpern unterscheidet."[93] Hochleistungssport kann diskursive Muster generieren und Körperwahrnehmungen sowie -praktiken strukturieren. Metaphern werden verkörpert, schreiben sich in Habitus und Handlungen ein; die Athleten lösen den Schein von Natürlichkeit auf.

Ihre wirklichen Leibe, geformt aus imaginären und realen Bildern, von symbolischen und ökonomischen Zwängen kodiert, sind „zentraler Ort gesellschaftlichen Handelns". Menschen reden beinahe ohne Unterlass über ihren Körper, vermessen ihn, bilden ihn ab, verändern, pflegen, ästhetisieren ihn – und gebrauchen ihn. Keine dieser Handlungen ist natürlich, sie sind Teil von Kultur. „Sie basieren letztlich auf Körperbildern, die beinahe Weltbild-Charakter haben".[94]

90 Mader: ÜberLeben (wie Anm. 7), S. 133.

91 Vgl. Sieder: Gesellschaft (wie Anm. 11), S. 242.

92 Lehmann, Albrecht: Erzählen eigener Erlebnisse im Alltag. Tatbestände, Situationen, Funktionen. In: Zeitschrift für Volkskunde 74 (1978), S. 198–215, hier S. 203.

93 Sarasin, Philipp: Mapping the body. Körpergeschichte zwischen Konstruktivismus, Politik und „Erfahrung". In: Historische Anthropologie 7 (1999), H. 3, S. 437–451, hier S. 438.

Über die Anderen

Die allgemeine Aufmerksamkeit gilt einzelnen AthletInnen oder Mannschaften, aber sportliche Leistung wird in einem „Netzwerk voraussetzungsvollen Handelns"[95] produziert. Diverse Bezugsgruppen unterstützen Spitzensport; dazu gehören Vereine, Verbände und Sponsoren, medizinische Betreuung und jene Einrichtungen, die Sport und Ausbildung kombinieren. Vor allem in den ersten Karrierejahren geht es nicht ohne massive Unterstützung der Familie; viele Sportarten fordern schon im zweiten Lebensjahrzehnt intensives Training, Wettkämpfe etc. Eine Sportkarriere ist oft ein Familienprojekt. Vielfältige Ressourcen kommen zum Einsatz – materielle und psychische. Andererseits profitieren Eltern und Geschwister vom Kapital (ökonomisch, sozial, symbolisch) des Sport-Stars.

Mehrfach erwähnt wird in den Schifahrer-Autobiografien die Bedeutung der Anwesenheit oder Absenz von Eltern bei Wettkämpfen und manchmal ausführlicher beschrieben, dass und wie die Familie in Stresssituationen als Puffer wirkte. Alle Schirennläufer sprechen die Angst und Sorge der Mütter an – und alle erwähnen, dass sie bei Stürzen immer schauten, schnell wieder auf die Beine zu kommen, um die Angehörigen zu beruhigen.

„Meine Eltern haben wirklich viele Entbehrungen auf sich genommen, um mich zu den Rennen und Trainingskursen zu schicken. Und ich bin ihnen unendlich dankbar dafür."[96] So und ähnlich lauten die Danksagungen oft; Hermann Maier schickt seinem zweiten Buch eine Widmung voraus, die eine ganze Seite umfasst – gewürdigt werden Eltern, die Exfreundinnen und „Puschel", das Chinchilla.[97]

An anderer Stelle erklärt Maier wieso in seinem Buch keine Frauengeschichten vorkommen, erwähnt aber seine erste große Liebe, die ihm als Partnerin rund um die Zeit des Unfalls und der Rehabilitation zur Seite gestanden ist. Außerdem streut er dort und da Kommentare über Frauen ein, die ihm begegnet sind. Franz Klammer erzählt, wie er seine spätere Ehefrau kennen gelernt hat – „Sie war ein außerge-

94 Ebd., S. 446. Die Einverleibung/Verleiblichung von gesellschaftlicher und kultureller Ordnung betont auch Bourdieu, Pierre: Mediationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt am Main 2001, S. 165–168.

95 Weber: Familie (wie Anm. 79), S. 12.

96 Klammer: Leben (wie Anm. 1), S. 24.

97 Vgl. Maier/Okresek: Rennen (wie Anm. 6).

wöhnlich fescher Has. Mit olivgrünen Augen, damastfarbenem Haar und seidig schimmernder Haut"[98] – und lässt dann seine Frau sprechen. Im O-Ton berichtet diese freimütig, dass der Gatte sie leider immer wieder betrüge, sie aber wisse usw. Außerdem bestätigen in Klammers Autobiografie noch zwei späte Kapitel die Wichtigkeit des Familienlebens.

Günther Maders Frau taucht erst in Zusammenhang mit der Erzählung über den Schlaganfall auf; auch sie kommt selbst zu Wort und erzählt, wie sie die ersten Tage und die vielen Monate *danach* erlebt hat. Mader nennt sie „im besten Sinne emanzipiert";[99] während seiner Schikarriere kümmerte sie sich um alles zu Hause, um die beiden Kinder, um Sozialkontakte zur Verwandtschaft:

> „Ingrid war über die Jahre in eine ganz zentrale Position in der Familie gewachsen, die weit über jedes herkömmliche Rollenbild der Hausfrau und Mutter hinausging.
> Ingrid sah sich nicht nur als die ‚Kraft-Tankstelle' der ganzen Familie, sie war es auch."[100]

Die Schrankenlosigkeit des Spitzensport trifft auch die Familie – je nach Karrierephase und -situation unterschiedlich stark. Jedenfalls und immer muss sie akzeptieren, dass der Sportler/die Sportlerin Handeln strikt auf sportliche Leistungsoptimierung ausrichtet und bereit sein wird, Belohnungen auf später zu verschieben. Diese Monothematik und biografische Engführung zieht soziale Fixierung nach sich, auch da soll die Familie ausgleichen. Zeit, die für andere Dinge verwendet wird – mit Medien, Sponsoren oder daheim – fehlt beim Training. Nach Hause kommen die AthletInnen am ehesten, wenn sie krank, verletzt oder fertig sind. Die eigene Familie wird von den Schifahrern mehrfach als ‚Nest' beschrieben, dorthin kehrt man zurück, dort lässt man sich fallen.[101] Für assistierende Bezugspersonen ist die Sportkarriere oft ein Job; so war Hermann Maiers Bruder lange Zeit als Mann des Vertrauens zuständig für dessen Schuhe – hauptberuflich.

Im Leistungssport müssen Kinder früh selbständig werden, organisiert sein, ohne Eltern unterwegs etc. Auch erwachsene Leistungs-

98 Klammer: Leben (wie Anm. 1), S. 84.
99 Mader: ÜberLeben (wie Anm. 7), S. 109.
100 Ebd., S. 134.
101 Jedenfalls so lange man keinen Trainervater hat.

sportlerInnen leben keinen ‚normalen', ‚altersgemäßen' Alltag – ihnen werden viele Entscheidungen abgenommen, viele Erledigungen des täglichen Lebens von ihnen fern gehalten. TrainerInnen, FunktionärInnen, MedizinerInnen, Sponsoren, JournalistInnen, ZuschauerInnen – alle sind bestrebt, das Letzte aus den Körpern der SportlerInnen rauszuholen. Diese sollen als LeistungsträgerInnen die Grenzen des psychisch und physisch Machbaren immer weiter rausschieben. Umfassende Infrastruktur samt Rundumbetreuung bereitet auf die Wettkämpfe vor. Im Leistungssport werden Menschen sozialisiert, ihre Identität wird mitgeformt, nicht zuletzt den internen Handlungslogiken, mit spezifischen Normen und Regeln, entsprechend.[102]

Die Sportler selbst beschreiben ihn als „totale Institution": „Mein Leben hat sich von 1956 an total verändert. Von da an hat eigentlich nur noch der Terminplan der Rennen mein Leben bestimmt. Rennen, Lehrgänge, Trainingslager. [...] Alles, wirklich alles habe ich in den Dienst meines Sports gestellt."[103]

Spitzensport ist das Relevanzsystem, an dem alle anderen Lebensbelange ausgerichtet werden. Die Schistars leben in der Gruppe an einem bestimmten Ort, verfolgen Ziele, die rationelle Handlungsmuster innerhalb der Institution erfordern, die Tätigkeiten sind überwiegend fremdgeplant. Zumindest ist das eine Totalinklusion auf Zeit.

Trainer sind das Gegenüber der Sportler – dementsprechend präsent sind sie in den Autobiografien. In der Literatur ist von „gefühlsarmer Interaktion" mit den Coaches zu lesen,[104] das lässt sich mit den hier herangezogenen Quellen nicht bestätigen. Die Schifahrer scheinen oft sehr impulsiv auf die Trainer zu reagieren, sich zu widersetzen, hin und wieder auch gegen Erwartungen zu revoltieren. Die Trainer werden vielfach als Vaterfiguren präsentiert – mit allen Vor- und Nachteilen eines solchen Modells. Mit manchem Coach fühlen sich die Sportler nicht mehr selbstbestimmt, die Trainer treiben immer wieder an und vor sich her. Dass sie darüber entscheiden, wer an den Start geht, macht sie sehr mächtig. Einigen wird Profilierungssucht und Unverantwortlichkeit zugeschrieben: Die ÖSV-Trainer selbst steckten mörderische Kurse und würden die eigenen und alle anderen Läufer gefährden.

102 Vgl. Delow: Leistungssport (wie Anm. 16), S. 50.
103 Schranz: Olympiasieg (wie Anm. 19), S. 72; S. 77.
104 Weber: Familie (wie Anm. 79), S. 189.

Stanley D. Eitzen beschreibt die Welt des Sports als eine streng hierarchische und autoritäre; zahlreich sind Positionen, von denen aus Kontrolle über andere ausgeübt wird. Das Coach/Player-Verhältnis charakterisiert er als ein „asymmetrical power relationship." Die Macht der TrainerInnen über die AthletInnen ist weitreichend, die meisten würden entweder paternalistisch oder autoritär vorgehen. Mit wenigen Ausnahmen zwängten sie den SportlerInnen ihren Willen auf. Mit dem Resultat dass deren private Rechte oft verletzt würden.[105]

„Sturköpfig ignorierte ich die Anweisungen meiner ungeduldigen Trainer, instinktiv hatte ich mich von Anfang an gegen ihre Ratschläge gewehrt."[106] Andererseits hat Franz Klammer von einem seiner frühen Kärntner Mentoren, einem Ex-Rennläufer, gelernt, dass man nicht mit den Trainern streiten solle, man reibe sich dabei nur auf.[107]

Vereinzelt emanzipierten sich die Stars vom offiziell bestellten Coach und engagierten eigenes Personal. Günther Mader verknüpft seine Lebensgeschichte eng mit jener seines Trainers und ehemaligen Volksschullehrers. Dieser Entdecker und Förderer ist zugleich „Lebensfreund", bis heute, Jahre nach dem aktiven Sport. Auch Hermann Maier ist mit ganz persönlichen Trainern unterwegs[108] – solche Sonderwege scheinen akzeptabel, so lange die Leistung entspricht. Aber selbst erfolgreiche ‚Außenseiter' peinige man mit Hürden und Intrigen, Nicht-ÖSV-Trainer etwa würden mitunter nicht akkreditiert, hätten keinen Zutritt zum Renngelände und keinen Platz im Hotel.[109]

Die Offiziellen werden eng mit den Verbänden verbunden und mitunter als zu wenig unabhängig von ihren Auftraggebern dargestellt. Karl Schranz wettert – ganz seinem Image entsprechend – kapitelweise gegen nationale und internationale Organisationen und Funktionäre. Mader verließ 1992 den ÖSV, um auf das „Monopol des Skiverbandes"[110] zu reagieren. Die Rennläufer finden sich auf der einen Seite, gegenüber platzieren sie die sportlichen Verbände und

105 Vgl. Eitzen, Stanley D.: Social Control and Sport. In: Coakley/Dunning: Handbook (wie Anm. 30), S. 370–381, hier S. 375 ff.
106 Klammer: Leben (wie Anm. 1), S. 31.
107 Vgl. ebd., S. 39.
108 Hermann Maier beschreibt x-fach Zores mit den offiziellen Trainern, zum andern wird ihre Arbeit – das Pistenherrichten – gelobt; vgl. Maier: Weg (wie Anm. 22), S. 57. Maier hat in diesem ersten Buch aber Lob für zwei Materialwarte übrig.
109 Vgl. Mader: ÜberLeben (wie Anm. 7), S. 41; S. 72 f.
110 Ebd., S. 69.

Trainer, die Sponsoren und Ausstatter, die nationalen und internationalen Verbände mit ihren Funktionären und auch die Medien.

„Innsbruck brachte eine Mannschaftsniederlage für die Österreicher, aber einen Triumph für Klammer. Mit einem Vorsprung von 13,25 Metern gewann ich vor Russi und Plank."[111] Die Rennläufer sind keine „Ich-AGs" aber doch Unternehmer, die eine „Marke ich" zu propagieren haben. Die Schiteams bestehen aus lauter Einzelkämpfern. Trainiert wird gemeinsam – die Gruppendynamik spornt an und motiviert den Einzelnen, sich zu überwinden.[112] Neben Zuordnung ist Distinktion gefragt, denn die Qualifikation muss als Einzelperson erfolgen, einer soll das Bisherige übertreffen. Individuelle Leistung, nicht Teamarbeit wird belohnt. Die Devise lautet nicht „dabei sein ist alles", sondern „schneller, höher, weiter". Und gewinnen kann man nur allein.

„Die berühmten Teamkollegen klopften mir mehr als nur anerkennend auf die Schultern. In ihren Augen sah ich Respekt – und auch ein wenig Besorgnis. Die spürten schon auch: Da wächst einer nach, der ihnen schon bald die Schau stehlen könnte."[113] Karl Schranz ist noch nicht 18 Jahre und bereits Mitglied der österreichischen Schi-Nationalmannschaft. Von Anbeginn spürt er als Aufsteiger den Neid der anderen: „Aber Missgunst mischte sich schon auch damals mit hinein. Nicht zuletzt der Umstand, dass man es nicht mag, wenn einer aus kleinen Verhältnissen groß wird."[114]

Bei Franz Klammer kommt ein wenig Missgunst durch, wenn er über einen seiner frühen Teamkollegen und „Spezi" schreibt:

> „Grissmann, in Lienz in einer nicht unbetuchten Rauchfangkehrerdynastie aufgewachsen, war schon damals ein fester Angeber. Mit Recht. Er hatte ja alles, wovon wir Bauernbuben nur träumen konnten: eine mondäne Skihose mit Pelzsaum, Nonplusultra-Skischuhe der Marke Lange und mit der jungen Rennläuferkollegin Anneliese Leibetseder auch noch einen wirklich steilen Zahn als Freundin."[115]

Zu allem Überdruss musste Klammer sich vom schärfsten Konkurrenten auf allen Ebenen dann auch noch den Rennanzug für die Abfahrt leihen.

111 Klammer: Leben (wie Anm. 1), S. 58 f.
112 Vgl. Mader: ÜberLeben (wie Anm. 7), S. 65.
113 Schranz: Olympiasieg (wie Anm. 19), S. 71.
114 Ebd., S. 72.
115 Klammer: Leben (wie Anm. 1), S. 34.

Hermann Maiers größtes Vorbild ist mit Rudi Nierlich ein Toter;[116] alle anderen sind Messlatten, Konkurrenten, Gegner. Einzig dem Zimmerkollegen aus dem Team bringt er Sympathie entgegen; charakterlich sei dieser ihm ähnlich und außerdem ein Techniker wie er selbst, nicht ein Abfahrer alten Stils. Günther Mader hingegen beschwert sich über die jüngere Generation;[117] der Blick auf die früheren Teamkollegen ist milder. Zahlreich kommen sie vor – mitsamt ihren Leistungen, überwundenen Problemen und Misserfolgen. Mehreren ist er freundschaftlich verbunden: Einem seiner Zimmerkollegen war er schon beim ersten großen Schirennen als Sechsjähriger begegnet; ein späterer Zimmergenosse wurde zurückgesetzt, Mader durfte starten: „Berni blieb ruhig. Kein Mucks. Auch wenn's pathetisch klingt: Er verhielt sich so freundschaftlich, dass ich eigentlich für uns beide fuhr, nicht nur für mich."[118] Ein Ex-Teamkollege vermittelte Günther Mader einen Finanzier[119] und war Vorbild für eine Nachkarriere, indem er schon in seiner letzten Schisaison in den Bereich Management schnupperte.

Auch für Franz Klammer war früher alles besser: „Heute gibt es keine echten Abfahrer mehr. Und es gibt auch keine echten Abfahrten mehr."[120] Er vergleicht sich mit Hermann Maier und findet einige Parallelen – die einfache Herkunft, die Probleme im Jugendkader durch Wachstum, hartes Training. Aber: „Er ist ein Einzelkämpfer mit mächtigen Ellbogen. Mir war Gemeinschaft immer viel wichtiger [...] es war halt auch noch eine andere Zeit."[121]

Was haben LeserInnen davon

Die autobiografisierenden Schistars haben nicht nur allerhand zu erzählen, sondern können und wollen mit Rat zur Seite stehen und geben praktische Tipps für diverse Lebenslagen.[122] Vom Einfachen zum Diffizileren:

116 Vgl. Maier: Weg (wie Anm. 22), S. 46.
117 Vgl. Mader: ÜberLeben (wie Anm. 7), S. 101.
118 Ebd., S. 40.
119 1987/88 wurden persönliche Sponsoren von der FIS erlaubt, das bewirkte eine Emanzipation von den Schifirmen.
120 Klammer: Leben (wie Anm. 1), S. 153.
121 Ebd., S. 155.
122 Armin Assinger hat, wie erwähnt, gleich einen Ratgeber geschrieben. Er kam

Alle ‚Schilegenden' liefern neben den Geschichten über sich und andere harte Fakten und Daten. In keiner Autobiografie fehlen Statistiken und Tabellen. Im Anhang werden individuelle Medaillenbilanzen, Siege und Punkte nach Saisonen aufgelistet, dazu meistens über Jahrzehnte reichende Tabellen mit sämtlichen Weltcupsiegen der Herren und den Medaillenbilanzen der olympischen Alpin-Bewerbe und Weltmeisterschaften.[123] Bei Hermann Maier gibt es ein Glossar mit Erklärungen zu Begriffen wie FIS, Pool, Weltcup usw., im zweiten Buch ergänzt durch ein Renntagebuch mit ein, zwei Sätzen zu jedem Lauf; Karl Schranz' Autobiografie ist sogar mit einem Personenregister versehen. – Wissen wird also vermittelt und jede Menge Stoff zum Mitreden.

Daneben verbreiten vor allem Hermann Maier und Günther Mader jede Menge praktisches Wissen für ‚jedermann'; die wirklich wichtigen Tipps werden dabei mehrfach angebracht – wie: Ein alter Schi ist besser, weil eingefahren, seine Kanten haben eher die richtige Schärfe.[124] Betätigt sich Maier nicht gerade als Förderer der Industrie, schreibt Günther Mader dafür einen regelrechten Werbeartikel für die Firma, bei der er als Manager arbeitet: XY ist eine Marke für Männer und Frauen![125]

Während im ersten Buch Hermann Maiers Trainingsprogramm ziemlich diffus bleibt, unterstützt im zweiten der Konditionstrainer und teilt mit, dass Training auf dem Zimmerfahrrad auch für Sex fit mache.[126] Zusätzlich verlautbart Maier seine persönlichen Zehn Gebote: „Meine Erfolgsformel. 10 Wege, die auch dich zum Sieger

dabei nicht ohne Autobiografisches aus. Das Buch ist wie ein Rennen strukturiert (*Vor dem Start, Der Start, Das Rennen* ...), Unterkapitel vermitteln die jeweiligen Notwendigkeiten (*Das Talent, Konsequenz, Die Motivation von innen, Die Motivation von außen* ...). Auf Biografisches, meist ein Schieerlebnis Assingers, folgt eine Übersetzung in andere, durchschnittlichere Alltage, dann wird eine Problemstellung herauskristallisiert – eventuell mit Fragen zum Selbsttest oder Anleitungen zum Training. Dazwischen gibt es kurze Erklärungen vom Experten, einem Psychotherapeuten und Facharzt für Psychiatrie und Neurologie, zum Themenfeld Angst sowie Reportagen und Interviews (v.a. mit LeistungssportlerInnen); vgl. Assinger/Klug: Sieger (wie Anm. 10).

123 Günther Mader macht sich mit einer Rangliste der – für ihn persönlich – besten Schirennläufer nicht gerade beliebt; auf die Ränge von 1 bis 55 hat es keine Frau geschafft; vgl. Mader: ÜberLeben (wie Anm. 7), S. 165–171.

124 Vgl. Maier: Weg (wie Anm. 22), S. 75; S. 78.

125 Vgl. Mader: ÜberLeben (wie Anm. 7), S. 160.

126 Er bewirbt bei dieser Gelegenheit auch gleich sein eigenes Buch.

machen". In Kürze: Ziel, Plan, Ruhe/Kraft, eigener Weg, Ecken und Kanten, (Selbst-)Vertrauen, Trauen (Mut), Pionier sein, Ehrlichkeit, „Alles im Leben kommt zurück". Günther Mader tut es ihm gleich: Er wendet sich mit konzentriertem Insiderwissen aber an „junge Rennlauf-Talente" und ist reflektiert, wenn er meint, Gebote seien anmaßend und eine heikle Sache. „[D]ass jeder Läufer seinen eigenen Weg zum Erfolg finden muss, ist ja das elfte Gebot ..."[127] Dennoch gibt es seine zehn persönlichen Tipps – „kein Rezept für den schnellen, aber Basis für langfristigen Erfolg".[128]

Nicht nur diese ausgewiesenen Informations- und Ratgeberanhänge haben Nutzwert – für verschiedene Zwecke Nützliches und Anwendbares findet sich auch zwischendurch und insgesamt sind die Schirennläufer mit ihren Lebens- und Karrieregeschichten vorbildhaft: „[W]as steckt hinter dem sensationellen Aufstieg vom Maurer zum Millionär? Hermann Maier verrät das Geheimnis seines Erfolges. Sein Motto: Lebe den Traum deiner Jugend; stecke dir realistische Ziele; genieße den Erfolg, aber sei nicht überheblich ..."[129]

Damit LeserInnen sie nicht übersehen, wird die Anwendbarkeit zuweilen explizit gemacht.

Sport und Training wird als Handlungsmodell für sämtliche Lebenslagen vorgeschlagen; in jeder Situation des Lebens sei ja Leistung irgendeiner Art gefragt. Eine Krankheit, einen Unfall durchzustehen, ist wie Sport, erfährt man von Hermann Maier.[130] Bei Günther Mader ist es weniger drastisch ausgedrückt, aber seine Krankheit hat er als Sportler überwunden: „Ich hatte mir in den zwanzig Jahren Spitzensport, in den fast 30 aktiven Jahren Rennlauf eine Konsequenz anerzogen, eine Zähigkeit, eine Fähigkeit, Situationen nicht zu bejammern, sondern mich zu ihnen zu stellen. Diese Konsequenz war jetzt mein größtes Kapital und meine einzige Chance."[131]

Er erzählt, dass es ihn zusätzlich motivierte, zu sehen, dass er viel schneller auf die Therapie ansprach als die anderen PatientInnen und

127 Mader: ÜberLeben (wie Anm. 7), S. 187.

128 Ebd., S. 186. In Schlagworten: frei fahren, im Gelände fahren, Grundlagenausdauer trainieren, Beweglichkeit und Geschicklichkeit trainieren, sich vielseitig sportlich betätigen, keine Ja-Sager sein, sein Werkzeug kennen, dem Körper Pausen gönnen, Selbstvertrauen aufbauen, Schule oder Lehre nicht vernachlässigen.

129 Maier: Weg (wie Anm. 22), Klappentext.

130 Vgl. Maier/Okresek: Rennen (wie Anm. 6), S. 41.

131 Mader: ÜberLeben (wie Anm. 7), S. 126.

findet selbst, dass das „brutal klingt". Das sei eben „dieser grausame Instinkt eines Spitzensportlers!" Andererseits lässt es Mader nicht an Gegengewicht fehlen: „Ich habe in dieser Zeit immer wieder gebetet – aber ich habe dabei nicht um etwas gebeten, sondern ich habe mich bedankt."[132] Schließlich werden ‚gewöhnlichen' Menschen in solch dramatischen Situationen Chancen zugeschrieben, wenn sie nur genug tun: „Dass es mir heute so viel besser geht, habe ich nicht nur der Härte und Zähigkeit des Leistungssportlers zu verdanken, die mir durch die Therapie half. Sondern auch dem Ausgleichssport, der mir hilft abzuschalten, loszulassen, lockerzulassen."[133]

Manchmal wird Sport als konservative soziale Institution bezeichnet.[134] Die sogenannten traditionellen Werte, die Sport bewirbt (Erfolg im Wettbewerb, harte Arbeit, Ausdauer, Disziplin, Gehorsam), passen jedenfalls ausgezeichnet zu den Ansprüchen moderner neoliberaler Gesellschaften. Die „Sportifizierung"[135] ist Ausdruck der allseits geforderten (Selbst-)Disziplinierung und der Eigenverantwortung für den adäquaten Umgang mit gesellschaftlich erzeugten Risiken. Sie ist als Maßnahme verinnerlicht, inkorporiert im wahrsten Sinn des Wortes – jeder muss fit sein und körperlich wie geistig und emotional schnell und flexibel.[136] Sind die Schistars neoliberale Stehaufmännchen?[137]

Das ‚Projekt schönes Leben' darf nicht misslingen, Einzelpersonen – quasi losgelöst von allen Strukturen und Zusammenhängen – stellen diesen Anspruch und sind zugleich IngenieurInnen ihrer selbst und RichterInnen über die Befriedung der Ansprüche.[138] Das Erlebte, auch und vielleicht insbesondere Scheitern,[139] muss Sinn machen.

132 Ebd., S. 127; S. 133.

133 Ebd., S. 133.

134 Vgl. Eitzen: Control (wie Anm. 92), S. 373.

135 Schmincke, Imke: No Decision. Einige Überlegungen zum Stand des Geschlechterverhältnisses am Beispiel von Frauenfußball und Frauenboxen. In: Kurswechsel (2004), H. 2, S. 23–34, hier S. 31.

136 Vgl. Bröckling, Ulrich: Totale Mobilmachung. Menschenführung im Qualitätsund Selbstmanagement. In: Ders., Susanne Krasmann, Thomas Lemke (Hg.): Gouvernmentalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt am Main 2000, S. 131–167.

137 Vgl. Marschik, Matthias: Sport als „leerer Signifikant". Die Neutralisierung des Sportes als Bedingung seiner kulturellen Bedeutung. In: Kurswechsel (2004), H. 2, S. 35–43, hier S. 41.

138 Vgl. Schulze, Gerhard: Kulissen des Glücks. Streifzüge durch die Eventkultur. Frankfurt am Main, New York 1999, S. 39.

Diese Sinn-Illusionen haben ihrerseits Sinn: sie dienen der „autosuggestiven Selbstberuhigung. In einer Situation der Unsicherheit verschafft man sich das Gefühl, das Richtige zu tun. Das Gefühl mag trügerisch sein, aber man hat es gerne."[140] „Olympia hat mich immer wieder abgeworfen, mir aber auch immer wieder auf die Beine geholfen. Im Kampf um die olympische Goldmedaille gab ich nie auf und wurde dafür anderweitig belohnt."[141]

Implizit geben die Autobiografen Anleitungen zur Selbstbeobachtung, zum Teil mit direkten Hinweisen, wie man sich selbst coacht, wie man seine Kräfte auf allen Ebenen stärken kann. In die eigenen Denkmodelle, die den LeserInnen anempfohlen werden, werden wissenschaftliche, vor allem individualpsychologische Interpretationsansätze, eingebaut und genutzt. Einschlägige Belesenheit und Schulung macht sich bei den schreibenden Schirennläufern sehr bemerkbar: da ist die Rede von lebensgeschichtlichen „Meilensteinen", von Authentizität, emotionaler Ehrlichkeit, Echtheit usw. Arbeit ist, und vielleicht sind die Leistungssportler dafür besonders geeignetes Symbol, nicht mehr nur die Auseinandersetzung mit der äußeren Natur, sondern mit dem eigenen ‚Innen' – man arbeitet an sich und, wenn es sein muss, gegen sich.

So schlagen sich gesellschaftliche Diskurse und Ideensysteme in den Schifahrer-Autobiografien nieder. Die Erfolgsgeschichten fördern bestimmte Alltagspraxen und produzieren Realität, indem sie Bilder vermitteln. Die ausführliche Beschreibung eines gruppenspezifischen Lebensstils, wie sie diese Bücher liefern und wie sie in den Medien, in kürzerer Form immer wieder thematisiert wird, erweitert das Spektrum der Handlungsoptionen. Nachhaltiger unterstützen die Beschreibungen das Herausbilden bestimmter Lebensstile.[142]

Empirisch wahrnehmbar ist ausschließlich die Kommunikation über das Leben (nicht das Leben selbst, die biografische Identität o.ä.); Biografieforschung kann demnach keinen unmittelbaren Aufschluss

139 Vgl. Scholz, Sylka, Stefan Zahlmann (Hg.): Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichte. Gießen 2005.

140 Schulze: Kulissen (wie Anm. 138), S. 76.

141 Schranz: Olympiasieg (wie Anm. 19), S. 103.

142 Vgl. Lindner, Rolf: Kulturtransfer. Zum Verhältnis von Alltags-, Medien- und Wissenschaftskultur. In: Kaschuba, Wolfgang (Hg.): Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie (= Zeithorizonte, 1). Berlin 1995, S. 31–44, hier S. 39 f.

über alltägliche Erfahrungs- und Lebenszusammenhänge (oder deren Vergangenheit) geben, aber: Sie kann aufklären, wie soziale und kulturelle Regeln bestimmte Arten von Deutungen hervorbringen und durchsetzen, kann zeigen welche Muster der Selbst- und Weltsicht kulturell gültige sind. Es geht um Handlungsoptionen und Bedeutungssysteme, nicht um ‚objektive Wahrheiten'. Dennoch sind Lebensgeschichten wahr, denn sie wurden in einer konkreten sozialen und biografischen Situation konstruiert und sind in hohem Maße handlungsorientierend.[143]

(Selbst-)reflexive Auseinandersetzung mit dem ‚gemachten' Leben ist den Autoren fremd – sie können den Einfluss der Stereotypen zu ihrer Person, der Legendenbildung und Mythologisierung nicht hinterfragen.

Biografien sind nicht individuell und beliebig, ihre TrägerInnen verkörpern ein spezifisches Ensemble sozialer, kultureller etc. Bedeutsamkeiten und Erfahrungen (in Verbindung mit Geschlecht, Herkunft, beruflichem Milieu, Altersgruppe, politischen Erlebnissen etc.), das auch spezifische Deutungsmodelle und Handlungsformen in konkreten Kontexten impliziert. So ist auch bei den Schifahrern Biografie „ganz konkret Gesellschaftlichkeit und Subjektivität in einem".[144]

Nikola Langreiter, Golden Years. Autobiographies by Austrian ski-stars

Austrian racing-skiers get a lot of public attention and not surprisingly they often publish their memoires. To find out what the racing-skiers offer their audience a choice of four autobiographies by famous male (former) ski-stars gets compared and analysed in the paper.
The focus is on the following aspects: how do they write about themselves, about their bodies and sport, about their relationships with other people, and about Austria. Furthermore I pay special attention to the specific contexts of the autobiographical writings.

143 Vgl. Dausien, Bettina: Biographieforschung als „Königinnenweg"? Überlegungen zur Relevanz biographischer Ansätze in der Frauenforschung. In: Diezinger, Angelika u.a. (Hg.): Erfahrungen mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung (= Forum Frauenforschung, 8). Freiburg i.Br. 1994, S. 129–153, hier S. 145.

144 Alheit, Peter: Die Spaltung von „Biographie" und „Gesellschaft". Kollektive Verlaufskurven der deutschen Wiedervereinigung. In: Ders., Wolfram Fischer-Rosenthal (Hg.): Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte. Opladen 1995, S. 87–115, hier S. 88.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LX/109, Wien 2006, 35–62*

Wasserkrug und Kamm

Verena von Zurzach als Kasus für die Grenzen und Möglichkeiten der ikonologischen Methode*

Barbara Baert

Im Zentrum des Beitrags steht die Figur der Verena von Zurzach und die Entschlüsselung ihrer Attribute im Lichte der Grenzen und Möglichkeiten der ikonologischen Methode. Neuere Entwicklungen beziehen sich vor allem auf Gender-Studien, kulturelle Anthropologie und mittelalterliche Bildtheorie. Die Autorin sucht einen ersten Zugang zur Diskursanalyse der Verena-Viten, die verschiedene Aspekte der Figur bündeln, die sich während des langen Überlieferungsprozesses angesammelt haben: die Pseudo-Märtyrerin, die Reklusin, die Verrichterin barmherziger Werke. Unter anderem werden mit Hilfe von genderhistorischen Studien aus der Literaturwissenschaft Motive beleuchtet, die Aspekte des Verenakults definieren helfen.

Heilige kann man in der bildenden Kunst an ihren Attributen erkennen, an einem bestimmten Gegenstand, Tier oder einem bestimmten Körperteil. Sowohl der mittelalterliche Mensch als auch der heutige Ikonograph kann die heilige Person anhand dieses spezifischen Attributs identifizieren. Einer heiligen Person wird dieses Attribut auf Basis ihres Namens, Kultus oder ihres Heiligenlebens zugeschrieben. Agnes wurde über ihren Namen mit *agnus*, dem Lamm, in Verbindung gebracht. Gertrudis von Nivelles wird als Mäusebekämpferin verehrt und erscheint auf Darstellungen und in Beschreibungen mit einer Mausefalle oder mit Mäusen. Und die Brüste der heiligen Agatha wurden nach ihrem Martyrologium abgeschnitten. Im Falle der Verena von Zurzach, die einen Krug und einen Kamm trägt, verlief die Zuordnung der für sie typischen Attribute weniger direkt.

---

* Meinem Mann, geboren am Tage der Verena (1. September).

Arnold Egli gab 1994 eine wichtige Übersicht über die kultische Verbreitung der Verena bis auf den heutigen Tag.[1] Seine Herangehensweise ist kulturhistorisch und für ein breites Publikum gedacht. 1948 schrieb Adolf Reinle eine Monographie über Verena von Zurzach die nach wie vor gute Dienste leistet.[2] Beide Autoren sind jedoch einer Perspektive auf die ikonographische Methode verpflichtet, die in den letzten Jahren eine bedeutende Entwicklung durchlief.

In diesem Beitrag wird daher die auf Verena bezogene Bildkultur erneut und diesmal im Rahmen der neuen methodologischen Entwicklungen besprochen. Diese beziehen sich vor allem auf die Gender-Studien, die kulturelle Anthropologie und die mittelalterliche Bildtheorie.

1. Verena-virgo

Der Ursprung der Verena von Zurzach ist etwas verschwommen. Man weiß z.B. nichts Genaues über den literarischen Prototyp, der ihrer Figur zugrunde liegt. Es ist weiterhin auch schwierig zu bestimmen, unter welche Kategorie – Märtyrerin oder Heilige – sie eingeordnet werden kann. Darüber hinaus ist unbekannt, wie sie zu ihrem Namen kam und was er genau bedeutet. Weiters wurde sie in der Schweiz für so viele Dinge zugleich verehrt, dass kaum zu sagen ist, wofür sie *nicht* verehrt wurde. Und schließlich sind da noch ihre Attribute, der Wasserkrug und der Kamm, die nicht in den ursprünglichen Heiligenviten erwähnt werden und die vermutlich zu Anfang auch kaum kultische Bedeutung hatten.

Die Hagiographie der Verena betreffend unterscheidet man die *vita prior* und die *vita posterior*. Die erste Version stammt vom Ende des 9. Jahrhunderts aus der Abtei von Reichenau (Abt Hatto III), die zweite aus dem 10. Jahrhundert.[3]

1 Egli, A.: Die hl. Verena in Legende, Geschichte und Verehrung. In: Jahresbericht 1994 der Ritterhaus-Vereinigung Ürikon-Stäfa, S. 7–117.

2 Reinle, A.: Die heilige Verena von Zurzach, Legende, Kult, Denkmäler. Basel 1948.

3 Die Texte wurden von Reinle: Die heilige Verena (wie Anm. 2), S. 26–47, transkribiert und herausgegeben. Er bezieht sich auf folgende fünf Handschriften: Einsiedeln, Stiftsbibliothek, cod. 257; Sankt Gallen, Stiftsbibliothek, cod. 577; Zürich, Zentralbibliothek, cod. Rh. 81; Stuttgart, Landesbibliothek, Cod. Bib. Fol. 58. Philipart, G.: Les légendes latines de Sainte Verena. Pour une histoire de leur diffusion. In: Analecta Bollandiana. Révue critique d'hagiographie 103 (1985), S. 253–303.

Die *vita prior* berichtet über Verena aus dem thebäischen Geschlecht. Sie schloss sich in Ägypten einer Gruppe von Märtyrern der thebäischen Legion unter Mauritius an. Doch Verena wollte nach Mailand, um die Märtyrerschaft zu erlangen und ließ sich durch einen heiligen Mann, Maximus, begleiten. Danach zog sie nach Agaunum, wo sie bei einem heiligen Mann, Victor, verblieb. Schließlich gelangte sie zum Castrum Solodorum, wo sie unter den Fittichen eines dritten Mannes Tag und Nacht betete und fastete. Sie vertiefte sich in die Heiligenviten von Jungfrauen und erfährt so vom Pfad der beständigen Unschuld. Unter der lokalen Bevölkerung, den Alemannen, verrichtete Verena gute Taten und Wunderheilungen. Sie wurde für andere Frauen zu einem Vorbild an Bescheidenheit und Frömmigkeit im Gegensatz zu Neid und Stolz. „Die Jungfräulichkeit ist die Blüte am Stamme der Kirche", schreibt der Autor der *vita prior*. Ein Tyrann, so die *vita* weiter, will ihren Einfluss auf die Bevölkerung verhindern und wirft Verena ins Gefängnis. In derselben Nacht erscheint ein schöner Jüngling, der sie jedoch nicht in Versuchung bringt. Er gibt sich als Mauritius zu erkennen und lädt sie zu der himmlischen Schar der Märtyrer. Doch ihre Zeit ist noch nicht gekommen. Ein andermal gab es nicht genug Brot. Verena bat zu Gott und der schenkte ihr vierzig Säcke Nahrung für die Bevölkerung. Sie selbst ernährte sich von Speisen, die auf wunderliche Weise zwischen ihren Zähnen wuchsen. Dann endlich ist ihre Zeit gekommen und es erscheint ihr an ihrem Sterbebett Maria mit den Märtyrerinnen. Sie nimmt ihre Seele mit in den Himmel, als Belohung für ihre Unschuld und Keuschheit. Die Zelle, in der sie sich befand, füllte sich mit einem wohlriechenden Duft.

Die *vita posterior* beginnt mit den Wundern, die Verena während ihrer Reise entlang der Aar wirkte. Wo die Aar in den Rhein mündet, bei Koblenz, gab es sehr viele Schlangen. Diese vertrieb sie mit Hilfe von Gottes Wort und sie heilte auch viele Kranke und Lahme. Sie kam schließlich nach Zurzach, wo sie barmherzige Werke tat und eine Kirche gründete. Dort traf sie auch auf einen Priester, der ihr Schützling wurde. Eines Tages wollte sie mit ihrem Krug die Hände und Füße des Priesters waschen. Als dieser sah, dass sich der Wein im Krug auf wunderliche Weise in Wasser verwandelte, bat er Verena um die Vergebung seiner Sünden.[4] Der Priester gibt Verena auch einen

4 Bei diesem Wunder handelt es sich natürlich um die Verkehrung der Wandlung von Wasser in Wein auf der Hochzeit zu Kanaan.

Ring in Verwahrung, der ihr jedoch gestohlen wird. Der Dieb wirft ihn in den Rhein und er wird schließlich im Bauche eines Lachses wiedergefunden, den Fischer gefangen und dem Priester gebracht hatten. Verena stirbt, nachdem ihr Maria erschienen ist und über ihrem Grab wird eine Kirche errichtet.

In den letzten Jahren wuchs das Interesse für Heiligenviten von Frauen stark an und wurde einerseits durch die neueren Entwicklungen innerhalb der Genderforschung und andererseits durch den Auftritt der kulturellen Anthropologie gespeist. Beide Disziplinen interessierten sich im Zusammenhang mit weiblichen Heiligenviten vor allem für die Beziehungen zwischen Körperlichkeit und Devotion.

Auf dem Gebiet der frühchristlichen Martyrologia traten Daniel Boyarin und Virginia Burrus mit beachtenswerten Analysen in Erscheinung.[5] Vom Fall der Agnes von Rom ausgehend, bemerkten sie eine stets wiederkehrende Dichotomie zwischen *virgo-virago*. Heilige Frauen sind so mutig wie die Männer *und* sie sind Jungfrauen. Sie verteidigen ihre Jungfräulichkeit in Schmerzen, Entsagung und in der bewussten und andauernden Abkehr von jeglicher Versuchung. Durch diese Keuschheit erlangen sie das Paradies. Der Märtyrertod ist ein Verdienst, die Belohung für Keuschheit, ein Wunsch, der in Erfüllung geht. Diese Erfüllung betrifft die Vereinigung mit der einzigen keuschen Liebe: Christus. Die Genderspannung richtet sich also auf die Verbindung von „männlichem Mut" und „weiblicher Jungfräulichkeit".

In der weiblichen Hagiographie steht die Frau im Spannungsfeld zwischen fleischlichem Verlangen und keuscher Liebe. Ihr Körper wird sozusagen zum „Schlachtfeld", auf dem der Kampf zwischen Unkeuschheit und Keuschheit ausgetragen wird. Der geschundene Körper der Märtyrerin wird hier zum Sinnbild für das besiegte Böse.[6] Aus diesem Grunde, wie paradox dies auch klingen mag, trifft man bis ins späte Mittelalter Kommentare an, die die Körper dieser Frauen, ungeachtet ihrer Verletzungen als „intakt", *integrum* beschrei-

5 Boyarin, D.: Dying for God. Martyrdom and the Making of Christianity and Judaism. Stanford 1999, S. 67–92; Burrus, V.: Reading Agnes: The Rhetoric of Gender in Ambrose and Prudentius. In: Journal of Early Christian Studies 3 (1995), S. 25–46.

6 Shaw, B. D.: Body/Power/Identity: Passions of the Martyrs. In: Journal of Early Christian Studies 4 (1996), S. 269–312, S. 273, N. 10 und S. 305; Loraux, N., A. Foster: Tragic Ways of Killing a Woman. Harvard 1991, S. 41.

ben.[7] Märtyrerinnen fühlen nach denselben Kommentaren auch keinerlei Schmerzen,[8] ihre Körper sind schließlich Heilskörper. Sie gehören dem Paradies an und sind daher vollendet. Die Körper dieser Frauen sind „empfängliche" Heilskörper, gerade wegen der Unberührtheit des Hymen.[9] Letzteres ermöglicht die *transitio* ins Jenseits.

Der Märtyrerinnenkörper wird als Beweismaterial für diese *transitio*, den Zutritt ins Paradies und die Vereinigung mit der spirituellen Liebe, verehrt. Ihr Körper ist der „*locus*", in den sich das Heil nestelt und wird so tatsächlich selbst heilig. Gebeine fordern ein Grab, ein Grab fordert ein Martyrium und ein Martyrium fordert Pilgerschaft. Diese Pilger erfahren ihrerseits den Zugang zum Martyrium, die *transitio* zum Allerheiligsten und erbitten sich innerhalb des *locus*, des Körpers, das Heil von dem sie glauben, dass es Kraft des Gebets, durch Berührung des Körpers oder mit Hilfe kultischer Ableitungen wie heiligem Wasser oder Pilgeramuletten auf sie abstrahlt.

Wir unterscheiden also dreierlei in der femininen Hagiographie: Zunächst die Genderspannung innerhalb des Konzepts der Jungfräulichkeit, zweitens die transitionelle Symbolik und schließlich die Beziehung zwischen Körper und Ort. Auch in der Verena-*vita* werden diese Kategorien auf spezifische Weise ausgefüllt.

Verena ist eine Heldin. Sie ist *virago*. Sie opfert sich als einzige Frau in der thebäischen Legion auf. Als einzige Frau war sie auf diese Weise Vorbild für die männlichen Märtyrer. Verena folgt Männern, doch dieser Exemplarismus wird sofort und nachdrücklich von jedweder sexuellen Anspielung gesäubert. Die Texte betonen stattdessen ihren mentalen und keuschen Drang, genau das zu erleben, was diese Märtyrer im Namen des Christentums erleben. Und hier ergibt sich

7 Bynum, C. W.: The Resurrection of the Body in Western Christianity, 200–1336. New York 1992, S. 305–317.

8 Dies im Gegensatz zu den Gebärschmerzen. Geburtswehen sind eine Strafe für den Sündenfall. Der schmerzlose Märtyrerinnentod suggeriert einen „unbefleckten" Status; Bynum: The Resurrection (wie Anm. 7), S. 308.

9 Jungfräulichkeit kann auch auf metaphorischem Niveau funktionieren. Clara von Montefalco († 1308) wird von einem Ketzer verführt. Er fragt sie, was Gott eher behagt, die Jungfräulichkeit der Agnes oder die Sündhaftigkeit der Maria Magdalena. Clara kann dieser Fangfrage jedoch entkommen, indem sie die allumfassende göttliche Liebe verteidigt. Maria Magdalena erreicht über die Reue ja ebenfalls den Wert der jungfäulichen Agnes; Jansen, K. L.: The Making of the Magdalen. Preaching and Popular Devotion in Later Middle Ages. Princeton 1997, S. 291.

sogleich auch der bestimmende Genderunterschied: Verena ist eine Jungfrau. Ihre Keuschheit wiegt mehr und wird selbst durch die Männer gepriesen. In der *vita posterior* bezieht sich die Genderspannung ausschließlich auf ihre Beziehung zu dem Priester und in diesem Zusammenhang wird eine beidseitige Beschützerrolle betont. In der *vita posterior* lässt sich außerdem auch eine Umkehrung des Genderexemplarismus feststellen. Hier bewundert nämlich eher der Priester Verena als Vorbild, ganz im Gegensatz zur *vita prior*, in der Verena wortwörlich den Fußspuren der männlichen Märtyrer folgt.

Doch die Verena-*vita* unterscheidet sich auch in mancherlei Hinsicht von den Gendermustern des frühen Christentums. Zum Ersten ist an sich keine Rede von einem Märtyrertum. Das macht zumindest die zweite Kategorie, die transitionelle Symbolik, einzigartig. Ich sehe hier zwei wichtige Eigenschaften: Erstens gibt es keinerlei Übergang der Jungfrau ins Paradies über das „Schlachtfeld" ihrer körperlichen Wunden, die ihr der heidnische Aggressor zufügte. Verena betritt die *transitio* der Klausnerin. Sowohl in der *vita prior* als auch in der *vita posterior* erscheint Verena als jungfräuliche Reclusin. In der *vita prior* spiegelt sich die Dichotomie zwischen dem Konzept des Märtyrertums und dem der Klausnerei zu Anfang bzw. zum Ende des Textes. In der *vita posterior* tritt die Thematik der Klausnerei stärker in den Vordergrund. Dies widerspiegelt auch die literarische Geschichte der hagiographischen Gattung, bzw. den Übergang von frühchristlichen Konzepten zur karolingischen Typologie innerhalb der femininen Hagiographie.[10] Die Verena-*vita* weist mit anderen Worten Spuren der Entwicklung dieser spezifischen Gattung während des frühen Mittelalters auf.[11] Darüber hinaus wird Verena auf diese Weise praktisch verdoppelt. Sie ist zu einem Teil noch die frühchristliche Märtyrerin aus der thebäischen Legion und wird zum anderen Teil zur karolingischen Einsiedlerin an dem Ort, an dem die Aar in den Rhein mündet. Dies zeigt weiterhin deutlich, dass auch der geographische Weg den Verena zurücklegt, ein deutli-

10 Berschin, W.: Verena und Wiborada. Mythos, Geschichte und Kult im X. Jahrhundert. In: Freiburg Diözesan-Archiv 102 (1982), S. 5–15. 912 ließ Wiborada sich zunächst zur Probe als Inkluse an der Georgenkirche oberhalb von St. Gallen einmauern.

11 Eine methodologisch exemplarische Fallstudie bietet auch Effros, B.: Symbolic Expressions of Sanctity: Gertrude of Nivelles in the Context of Merovingian Mortuary Custom. In: Viator 27 (1996), S. 1–10.

cher Spiegel der Entwicklungen zwischen der Hagiographie der ersten christlichen Städte und der neuen karolingischen Zentren entlang dem Rhein und den Schweizer Bergen ist. Auch in dieser Hinsicht ist Verena eine Übergangsfigur.

Die zweite Eigenschaft innerhalb der transitionellen Thematik liegt darin, dass der Übergang ins Paradies von Maria begleitet wird. Es sind Maria und ihre Jungfrauen, die sie schließlich auf die andere Seite begleiten. Anneke Mulder-Bakker wies bereits auf den in der hagiographischen Forschung unterbewerteten Anteil Marianischen Exemplarismus' hin.[12] In der Verena-*vita* erscheint Maria mit ihrer Jungfernschar als himmlische Mittlerin. In der *vita posterior* wird Verena also in die himmlische Gemeinschaft aufgenommen. Dies ist für den Verena-Kult von großem Belang.

Die dritte methodische Perspektive, Körper und Ort, ist in der Verena-Tradition besonders wichtig und wird zum Boden der ikonographischen Überlieferungsgeschichte und dem Volksglauben, der selbst bis zum heutigen Tag andauert.

2. Grab, Attribut, Bild

In der Krypta der Kirche von Zurzach befindet sich das vermeintliche Grab der Verena (Abb. 1).[13] Verena wird mit Kamm und Krug dargestellt. Der archaische Gisant wurde 1613 nach dem Bildersturm restauriert, vermutlich nach einem Vorbild aus dem 14. Jahrhundert. Aufgrund fehlender Dokumentation ist über den Ursprung des Grabes nur sehr wenig in Erfahrung zu bringen, doch archäologische Untersuchungen haben gezeigt, dass die Grabstätte aus der altrömischen Periode stammt, und die Schichten zeigen, dass eine kontinuierliche Verehrung der Heiligen seit dem 5. Jahrhundert gesichert ist.[14] Es

12 Mulder-Bakker, A.: Maria Doctrix. Anchoritic Women, the Mother of God, and the Transmission of Knowledge. In: Seeing and Knowing. Women and Learning in Medieval Europe. 1200–1550. Hg. von Mulder-Bakker, A. Turnhout 2004, S. 181–200.

13 Im Folgenden beziehe ich mich auf Sennhauser, H. R.: Zurzach zur Zeit der Gründung der Eidgenossenschaft. Zurzach 1991; Roth-Rubi, K., H. R. Sennhauser: Verenamünster Zurzach. Ausgrabungen und Bauuntersuchungen, 1. Römische Straße und Gräben. Zürich 1987.

14 Sennhauser, H. R.: St. Ursen, St. Stephan, St. Peter. In: Solothurn. Beiträge zur Entwicklung der Stadt im Mittelalter. Zürich 1990, S. 195–196. Siehe auch:

Abb. 1: Grab der Verena, 1613, doch vermutlich nach einem Prototyp aus dem 14. Jahrhundert. Krypta, Münster, Zurzach

muss bereits zu dieser Zeit ein kleines Martyrion entlang der römischen Heerbahn gegeben haben. Im 8. Jahrhundert wurde an dieser Stelle ein Mönchskloster gestiftet, das Kaiser Karl III. 881 der Stadt Reichenau schenkte. Er und seine Frau wurden 888 dort beigesetzt. Im Jahre 1265 wurden die Mönche Kanoniker. Sie unterstehen bis heute dem Bischof von Konstanz.

Dettwiler-Braun, D.: Mittelalterliche und neuzeitliche Münzen aus der Stiftskirche St. Verena in Zurzach. In: Schweizerische Numismatische Rundschau 67 (1988), S. 135–162.

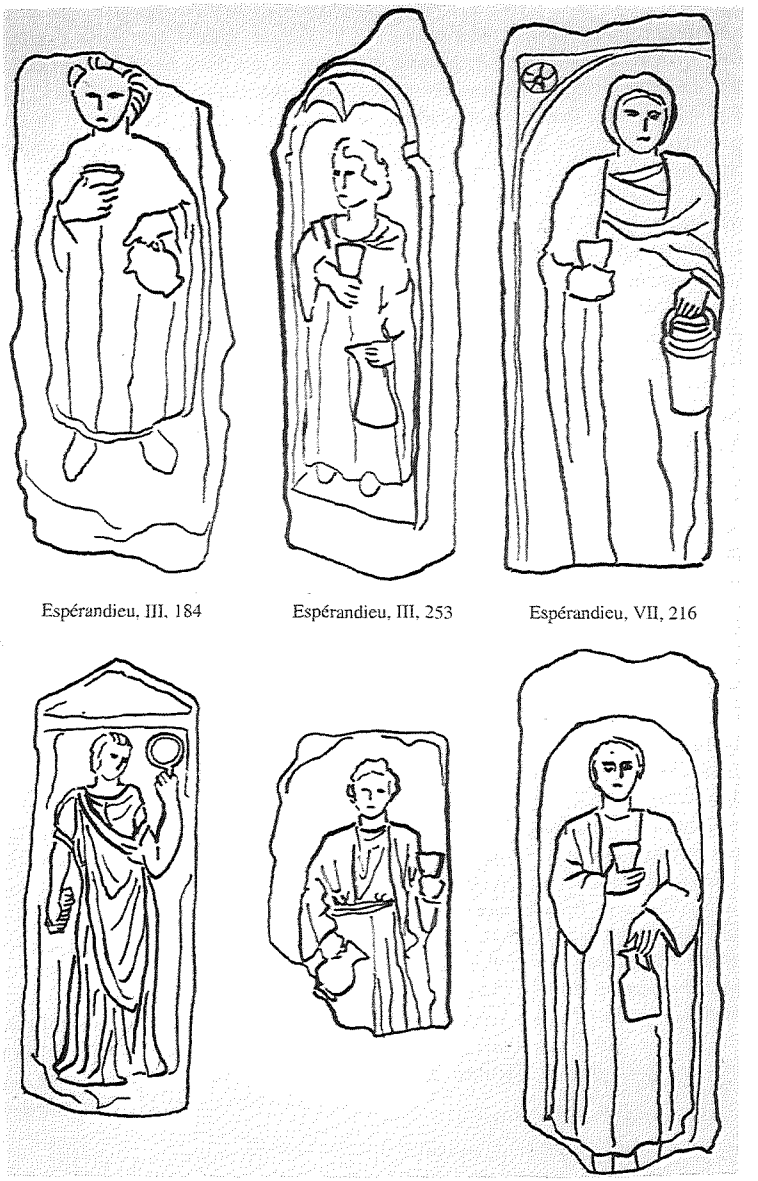


Abb. 2: Beispiel eines gallischen Gisanten, gefunden in der Umgebung von Zurzach

Das heutige Grab ist angesichts der verschiedenen Kopierphasen materiell und ikonografisch „unsauber". Doch der Gisant zeigt typologische Übereinstimmungen mit alten gallischen Vorbildern aus dieser Gegend (Abb. 2). Es sind uns Gräber aus dieser Periode bekannt, die liegende Frauen zeigen, die einen Kamm und/oder einen Krug halten, und es war durchaus üblich, weibliche Verstorbene mit einem geliebten Gebrauchsgegenstand abzubilden. Es ist möglich, dass ein solches Grab dem Verena-Kult zugrundeliegt.[15] Vielleicht bestand in der Praxis eine Verehrung bei dem Grabe einer bestimmten Frau, die den Kamm und/oder Krug trug. Diese kultische Praxis könnte die Basis der *vita* einer gewissen „Verena" geformt haben, die dann in der *vita posterior* anwuchs. In eben dieser *vita posterior* wurde der Krug in ein Wunder eingepasst und zwar als Motiv der Dienstbeflissenheit und Barmherzigkeit. Der umgekehrte Prozess, der viel öfter zu finden ist und bei dem ein Attribut aus dem Text selbst gewählt wird, hätte im Falle der Verena wohl eher dazu geführt, dass ihr der Ring, der Fisch und das Brot (die in der mittelalterlichen Ikonographie durchaus Verwendung finden) als Attribute beigegeben worden wären. Das zweite Attribut der Verena, der Kamm wird in den Texten überhaupt nicht erwähnt. Auch eine Kombination ist möglich: Der Krug könnte vielleicht isoliert aus der *vita posterior* überliefert worden sein, während der Kamm auf den funerären Prototyp zurückzuführen ist.

Wie sich der Vorgang auch gestaltete, langsam aber sicher verselbständigte sich eine bestimmte Heilige namens Verena. Aus der komplexen Verbindung von umherschwirrenden Daten über eine thebäische Heldin und dem lokalen Grabfund entstand eine hagiographische und danach auch eine ikonographische Tradition bezüglich einer einen Kamm und einen Krug tragenden Frau. Am Ende dieses Prozesses tritt die Frage, ob die Attribute zunächst der funerären Formensprache entstammten oder aus der Hagiographie (oder aus beiden), zugunsten anderer Fragen in den Hintergrund. Wie wurde die Kamm und Krug tragende Frau perzipiert? Welche Denkbilder und Assoziationen formten sich um diese Figur? Wie sieht ihre kultische Spezifität aus? Wie wurde sie in die Bildsprache aufgenommen und ihrerseits präsentiert? Und wie verhalten sich diese Fragen zu der

15 Siehe Reinle: Die heilige Verena (wie Anm. 2), S. 130 zu dieser sehr wahrscheinlichen Hypothese.

Abb. 3: Parament mit Verena, Cäcilia und Agnes, 12. Jahrhundert, aus St. Blasien, Schwarzwald, Sankt Paul, Lavanttal (Kärnten)

hagiographischen Diskursanalyse und den drei Herangehensweisen, die in diesem Bezug bereits besprochen wurden?

Die ältesten Darstellungen der Verena stammen aus dem 12. Jahrhundert, auch wenn ältere, jedoch verlorene Darstellungen in Zurzach und Umgebung angenommen werden. Auf einem Parament aus dieser Periode, das in Sankt Paul im Lavanttal (Kärnten) bewahrt wird, jedoch aus St. Blasien im Schwarzwald stammt, erscheint Verena zusammen mit Cäcilia an der Seite von Agnes (Abb. 3).[16] Aufschriften identifizieren die drei Frauen. Agnes und Cäcilia tragen den Lilienstab der Märtyrerinnen, Verena jedoch trägt in ihrer rechten Hand

16 Siehe Ibidem, S. 131–132, Abb. 1.

Abb. 4: *Passionale* von Zwiefalten mit einer Federzeichnung, die Verena darstellt, 1148, Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, cod. hist. fol. 415, fol. 62v.

einen kleinen blauen Krug oder eine kleine Vase. Verena und Cäcilia richten ihren Blick auf Agnes, und auch die Gestik ihrer Hände weist in diese Richtung. Alles deutet also darauf hin, dass Agnes als die zentrale heilige Figur betrachtet werden muss und Verena und Cäcilia als ihre Begleiterinnen. Verena erscheint hier mit anderen Worten an der Seite einer der wichtigsten frühchristlichen Märtyrerinnen. Sie wird teilweise als eine der prototypischen Märtyrerinnen des Christentums assimiliert. Doch dass sie auf der anderen Seite *de facto* keine Märtyrerin ist, wird dadurch wiedergegeben, dass sie die konventionelle Märtyrerlilie nicht trägt.

Die Federzeichnung im *Passionale* von Zwiefalten aus dem Jahre 1147 zeigt Verena zusammen mit einem Knecht und einem Priester (Abb. 4).[17] Auch hier wird Verena durch eine Aufschrift identifiziert. Sie trägt einen Krug und einen runden Gegenstand, der vielleicht ein Schälchen darstellen könnte oder ein Brot. In dieser Ikonographie

17 Stuttgart, Würtembergische Landesbibliothek, cod. Hist. Fol. 415, fol. 62v, Reinle: Die heilige Verena. S. 131, Abb. 3.

Abb. 5: Verena mit Kamm und Krug, Siegel von Zurzach

wird also ein Anschluss an die *vita posterior* gesucht, in der von einem Priester und von Wundern um Speisen die Rede ist.

Verena erscheint frühestens ab dem 14. Jahrhundert mit einem Kamm und zwar auf einem Siegel aus Zurzach (Abb. 5).[18] Dies ist übrigens auch die Zeit, in der der Gisant des Grabes in Zurzach gefertigt wurde. Die Attribute auf dem Siegel ähneln denen auf dem Gisant in hohem Maße. Der Krug hat einen Henkel und eine kleine Tülle zum Gießen. Bei dem Kamm handelt es sich um einen Doppelkamm.

Dieselben Attribute trägt Verena auf dem sogenannten Anna-Glasfenster aus dem Jahre 1330 in der Klosterkirche von Königsfelden (Abb. 6).[19] Hier erscheint Verena im Zusammenhang mit der Geburt

18 Siehe Reinle: Die heilige Verena (wie Anm. 2), S. 132, Abb. 4.
19 Siehe Ibidem, S. 134, Abb. 5.

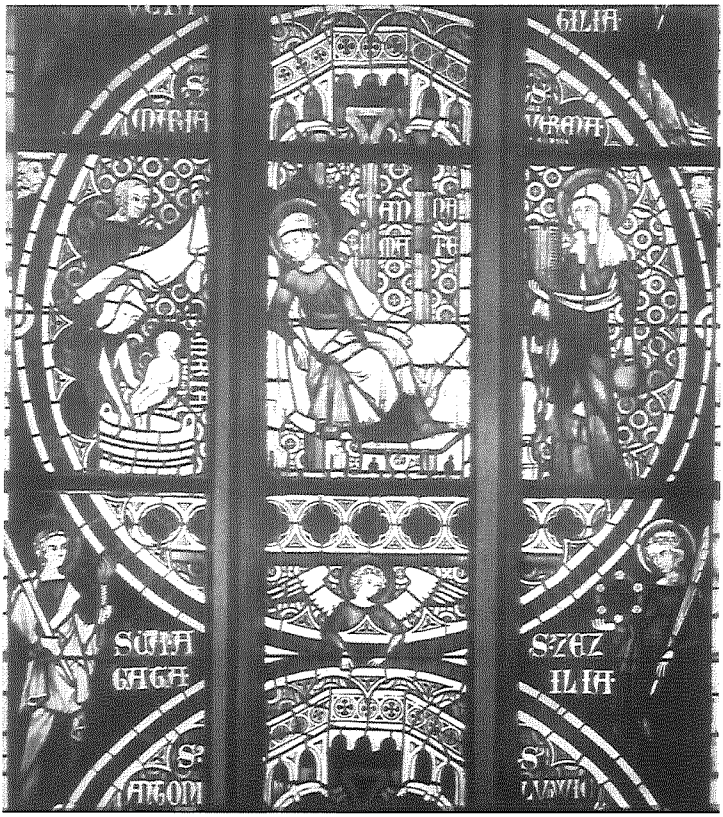


Abb. 6: Verena bei der Geburt der Maria, sogenanntes Annafenster, 1330. Königsfelden, Klosterkirche

Marias. Sie trägt ein grünes Kleid und einen roten Mantel. In ihrer Linken trägt sie den Krug, in ihrer Rechten hält sie einen großen goldgelben Doppelkamm. Verena wirkt in die Ikonographie der Geburt Marias eingeschoben. Anna sitzt im Zentrum auf dem Bett. Links wird die neugeborene Maria von zwei Hebammen in einem hölzernen Zuber gewaschen. Aufschriften identifizieren die Szenen: MARIA, ANNA MATER, VERENA. Verena wird hier also tatsächlich zu einer Augenzeugin eines der wichtigsten Ereignisse der christlichen Heilsgeschichte. Ihre Position in dieser Ikonographie ist eine der *Teilhaftigkeit*.

Weiter unten gehe ich hierauf näher ein.

3. Genealogie und Fruchtbarkeit

Um 1010 schreibt ein Mönch aus Zurzach das so genannte *Mirakelbuch*.[20] Neben der frühesten Erwähnung von Verenas Festtag, dem 1. September, enthält das Buch auch eine Kompilation aller Wunder und Geschehnisse, die an ihrem Grabe stattgefunden haben. Der Autor berichtet über eine adlige Pilgerin, die Herzogin von Reginlinde (Anfang 10. Jahrhundert), deren Ehe mit dem fränkischen Grafen Hermann kinderlos geblieben war. Nach einem Besuch des Heiligtums zu Zurzach bekam das Ehepaar eine Tochter. „Sie übernachteten an demselben Ort. Die Frau träumte, dass eine Taube vor ihrer Brust schwebe und sich in ihrem Bauch einnistete. Dies erzählte sie ihrem Mann. Der Mann war weise und wusste, dass sie eine Tochter bekommen würden. Die Frau empfing und gebar eine Tochter. Diese Tochter wurde in der Welt geehrt, doch mehr noch, so glauben wir, im Himmel."[21]

Die Tochter war Ita von Schwaben, die spätere Frau Luidolfs († 954), dem Sohn Kaiser Ottos I. Reginlinde stiftete eine der Verena geweihte Kirche in Stäfa und gab viele Schenkungen an Zurzach. Die Kirche in Stäfa befand sich bei den so genannten Wannenbrünneli.[22] Diese Mergelsteinhöhlen waren bereits ein vorchristlicher Kultort für Fruchtbarkeitsriten. Nun wurde dieser Ort ein Verena-Brunnen und es entstand der Glaube, dass Verena selbst diesen Ort während ihrer Wanderjahre besucht habe. Als Kindsbringerin wurde Verena besonders von Agnes von Ungarn († 1364) verehrt. Verena wurde die Hausheilige der Habsburger, und dies erklärt auch ihr Erscheinen im Glasfenster der habsburgischen Klosterkirche zu Königsfelden.[23]

---

20 Für eine umfassende Besprechung siehe Reinle: Die heilige Verena (wie Anm. 2), S. 48–70; Egli: Die hl. Verena (wie Anm. 1), S. 53–70.

21 Et in ipso loco pernoctaverunt. Praedicta autem matrone vidit per somnium quasi descendere in sinum suum, et in eo latitantem, narravitque viro suo. Ipse autem sciebat, quia vir sapiens erat, quod filiam procrearent. Quae concepit et peperit filiam. Ipsa autem eorum filia innumeris honoribus crescebat in saeculo, sed maioribus apud Deum, ut credimus, pollebat in caelo. Aus: Egli: Die hl. Verena (wie Anm. 1), S. 56.

22 Egli: Die hl. Verena (wie Anm. 1), S. 29–32.

23 Reinle, A.: St. Verena von Zurzach als habsburgische Hausheilige. In: Kunst und Architektur in der Schweiz 47 (1996), S. 152–160; Letsch-Brunner, S.: Die hl. Verena von Zurzach. Eine Frau im Gefolge der Thebäischen Legion. In: Märtyrerkult im Mittelalter. Kunst und Architektur in der Schweiz 54 (2003), S. 41–45.

Es werden also neue Aspekte und Funktionen des Verena-Glaubens sichtbar. Die *virgo-virago* aus der konventionellen *martyrologia* entwickelt sich auf Basis einer kultischen Praxis und deren Stimulierung durch Fürstenhäuser zu einer „Kindsbringerin". Diese Facette ihrer *persona* hat keinerlei Verbindung mehr zu der Tradition der beiden *vitae*, wo sie eher als eine Klausnerin beschrieben wird, die dennoch Heil und Genesung für die Gemeinschaft bringt. Die Umsetzung dieses ursprünglichen Bildes zu dem einer Vermittlerin für Kindersegen hängt vielleicht mit der ursprünglichen Bedeutung der von Verena eingenommenen, bereits früher bestehenden Kultorte zusammen. Was sich mit größerer Sicherheit annehmen lässt, ist die Intensivierung dieser Praxis ab dem und durch das ottonische Geschlecht. Nachkommen sind für den Fortbestand eines Fürstengeschlechts natürlich von äußerster Wichtigkeit, und Verenas Rolle muss auch in dieser Hinsicht interpretiert werden. Sie wurde zur Heiligen für den Fortbestand der adligen Genealogie, mehr noch, sie half beim Beginn des ottonischen Hauses. Aber Reginlinde gebar eine Tochter, damit geht die Erblinie auf eine weibliche Person über. Kann man die Rolle der Verena als eine Art göttlicher Rechtfertigung für den weiblichen Nachkommen sehen, dem durch die Allegorie mit der Befruchtung Marias usw. ein höherer Stellenwert eingeräumt wird?

Reginlindes Traum aus dem Mirakelbuch enthält daneben auch Motive, die auf die Annunziation verweisen. Die Taube, die sich im Bauch der Herzogin einnistet, verweist auch auf die Taube bei der Empfängnis Marias. Hier wird also ebenfalls eine göttliche Vermittlung durch den Heiligen Geist suggeriert. Doch geht es dabei nicht um die Empfängnis selbst: Nach dem Mirakelbuch geschieht die Befruchtung nicht während des Traumes selbst. Dennoch wird hier die Genealogie des adligen Geschlechts an der Heilsgeschichte gespiegelt, werden Verbindungen und Gleichnisse auf diese Weise suggeriert. Und gerade diese Analogie wurde durch die heilige Verena vermittelt.

Kehren wir nun zurück zu dem habsburgischen Fensterglas, so läßt sich hier die ikonographische Umsetzung dieses Parallelismus feststellen. Der Blick der Verena kreuzt den der stehenden Hebamme, die ein weißes Tuch bereithält. Verena ist hier also eng in das Geschehen miteinbezogen. Kamm und Wasserkrug lassen sich übrigens auch als Gegenstände deuten, die zur Versorgung von Mutter und Kind bereitgehalten wurden. In dieser Szene trägt Verena zum Mysterium der weiblichen Genealogie des Christentums bei. Sie wird deutlich in die

Anna-Devotion eingebunden, die ihrerseits mit der Fortpflanzungskultur in Verbindung steht.

Auf den Vergleich zwischen Anna und Verena möchte ich nun weiter eingehen. Es ist zwar keine geschriebene Quelle überliefert, die diese Beziehung bzw. Affiliation zwischen Anna und Verena bewiese, doch ist die Analogie auf dem Niveau der Bildsprache deutlich „sichtbar" und operativ. Es müssen daher Anknüpfungspunkte und emotionale Muster bestanden haben, die diese Assoziation der beiden heiligen Frauen ermöglichten. Um diese zu ergründen, lohnt sich ein Blick auf gesellschaftliche Archetypen und ihre kulturelle Implantation in mittelalterliche Denkbilder. Dies ist anhand der Figur der heiligen Anna möglich, denn über ihre Verbindung mit dem sozio-religiösen Gewebe und seiner Verwurzelung mit tieferen Schichten der mittelalterlichen Kultur ist einiges mehr bekannt.[24]

Das Leben der Anna und Marias Kindheit werden im Proto-Evangelium des Jacobus aus der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts[25] und im Evangelium des Pseudo-Matthäus aus dem 5. Jahrhundert[26] erzählt. Anna beweint ihre Kinderlosheit bei einem Lorbeerbaum und einem Brunnen. Und an diesem Ort verkündigt ihr ein Engel die Geburt eines Kindes. Wurde Christus durch die *perpetua virginitatis* unbefleckt empfangen, so wurde auch Maria, jedenfalls auf sekundärem Niveau, unbefleckt empfangen und zwar über die libidolose Gemeinschaft mit Joachim.[27] Das Bild der heiligen Anna ist weniger in die dogmatische

24 Charland, P. V.: Le culte de sainte Anne en Occident, seconde période de 1400 environ à nos jours. Québec 1921; Sanctity and Motherhood. Essays on Holy Mothers in the Middle Ages. Hg. von Mulder-Bakker, A. B. New York–London 1995; Dörfler-Dierken, A.: Annenkult und humanistische Hagiographie. In: Pirckheimer Jahrbuch 8 (1993); Kleinschmidt, B.: Die heilige Anna. Ihre Verehrung in Geschichte, Kunst und Volkstum. Düsseldorf 1930; Esser, W.: Die heilige Sippe. Studien zu einem spätmittelalterlichen Bildthema in Deutschland und den Niederlanden. Bonn 1986; Ashley, K., P. Sheingorn: Interpreting Cultural Symbols. Saint Anne in Late Medieval Society. Athene 1990; Dörfler-Dierken, A.: Die Verehrung der heiligen Anna in Spätmittelalter und früher Neuzeit. Göttingen 1992; Dörfler-Dierken, A.: Vorreformatorische Bruderschaften der hl. Anna. Heidelberg 1992; Andergassen, L.: Die spätmittelalterliche Verehrung der hl. Anna im lokalen Kult. In: Helfen und heilen. S.l. 2000, S. 689–730.

25 Frey, A. (Hg. und Übers.): Protévangile de Jacques. In: Écrits apocryphes chrétiens. Turnhout 1997, S. 81–104.

26 Gijsel, J. (Hg. und Übers.): Évangile de Pseudo-Matthieu. In: Écrits apocryphes chrétiens. Turnhout 1997, S. 117–140.

27 Für Folgendes beziehe ich mich auf Peretto, E.: Art. Feste di Maria. In: Dizionario

Zwangsjacke eingebunden. Dies ließ ihre Figur rauher erscheinen und als solche auch empfänglicher für die weniger geschliffenen Überzeugungen, die sich ausgehend vom kulturellen Unterbau weiter zu verzweigen wussten. Als Mutter Marias erfuhr diese Heilige dann auch eine stets wachsende Verehrung während des Mittelalters.

Diese Verehrung basiert auf dem Quadrat „Mutter der Mutter". In dieser Doppelung ist gleichfalls auch eine symbolische Verstärkung der Genealogie der Fruchtbarkeit wirksam. Und gerade in dieser Verdopplung kann Anna das Marianische Idiom regredieren und einen tieferen, von Zeiten protochristlichen Kern des kulturellen Gedankenguts erreichen. Sie wird *die* „Mutter", die *Magna mater* eines viel größeren Komplexes, der zahlreiche Archetypen mit Bezug auf weibliche Gender vereinigt.

Die Spuren hiervon lassen sich an einigen Orten und an einigen Monumenten noch nachweisen. Anna hat zu Beginn des Christentums zahlreiche Heiligtümer des *Magna mater*-Kults übernommen. Kybele z.B. war eine Muttergöttin, die die Symbolik des Pinienbaumes und der Wassergrotte vereinigte.[28] Vor kurzem konnte festgestellt werden, dass zumindest in der frühesten Anna-Ikonographie diese Vereinigung weitergereicht wurde. Die erste Annakirche wurde bei einem Brunnen in Jerusalem gebaut, der *Piscina Probatica*, wo die Römer das heilende Wasser des Äskulap verehrten, wo die Juden ihr Wasser für die Tempelriten holten und Christus die Lahmen heilte (Joh. 5 1–8).[29]

---

patristico e di antichità cristiana. Hg. von di Berardino, A. Casale Monferrato 1983, Sp. 2111–2112.

28 Sfameni Gasparro, G.: Soteriology and Mystic Aspects in the Cult of Cybele and Attis. Leiden 1985, S. 124–125.

29 van der Vliet, N.: „Sainte Marie où elle est née" et la piscine probatique. Jeruzalem–Parijs 1938. Es besteht bisher keine grundlegende Studie über die Bedeutung dieses Brunnenplatzes in der Kunst. Eine erste einführende Untersuchung machte ich in: La Piscine Probatique à Jérusalem. L'eau médicinale au Moyen Age. In: Als Ich Can. Liber Amicorum in Memory of Professor Dr. Maurits Smeyers. Hg. von Cardon, B. et al. Leuven 2002, S. 91–129. In: The Pool of Bethsaïda. The cultural history of a holy place in Jerusalem. In: Viator 36 (2005), S. 1–22, werden diese Brunnenstelle und ihre verschiedenen Funktionen im Rahmen der „Anthropologie des heiligen Ortes" während des Mittelalters besprochen. Beide Herangehensweisen machten deutlich, dass eine genauere Analyse der Rolle der Anna-Devotion und -Ikonographie in Bezug auf diese Brunnenstelle vonnöten ist. Diese Perspektive entwickle ich in: Baert, B.: Anna and the Annunciation. Essay on the Meaning of the Well and the Tree During the Early Middle Ages. In: Annual of the Antwerp Royal Museum, 2002, S. 8–35.

Was Verena betrifft, so kann man von einer ähnlichen monumentalen Implantation in Bezug auf den Mutterschaftskultus sprechen. Reinle widmete einen Teil seiner Studie den so genannten „mythologischen Elementen".[30] Hierbei fällt vor allem die unverkennbare Assoziation mit dem Wasserkult auf. Unter dem Grab in Zurzach wurde ein Brunnen verehrt, und die Mergelsteingrotten in Wannenbrünneli wurden bereits erwähnt. In Baden befindet sich weiterhin das berühmte Verena-Bad, dessen Wasser von Pilgern sehr geschätzt wird. Es soll die innerliche und äußerliche Reinigung von Krankheiten und Sünden bewerkstelligen.

Es ist bekannt, dass Brunnen der menschlichen Neigung entgegenkommen, die Naturelemente seiner Umgebung sakral zu überhöhen.[31] Das Wasser aus der Tiefe der Erde nährt die Faszination für das, was die Unterwelt verbirgt und sich durch den Brunnen einen Weg in diese Welt bahnt. Brunnen und Wasser sind daneben auch starke Lebenssymbole und werden im Volksglauben von mehr oder weniger personifizierten regenerativen Kräften beherrscht. Der Mensch ist bemüht, diese Kräfte über Rituale oder Opfergaben zu beeinflussen. Indem er den bestimmten Ort topographisch und architektonisch „absteckt", inkorporiert er den Brunnen in sein Bestehen, so dass der Brunnen nun seinerseits der Gemeinschaft und dem Individuum wohltätig dienen soll.[32] Brunnen ziehen auch die Wesen an, die in ihren Tiefen leben, Genien, Götter und ja, später auch Heilige. Dies trifft auch auf Verena zu, doch sie war keineswegs die einzige. Es gibt die Brunnen von St. Amandus, St. Severus und St. Odilia, ...[33] Doch lediglich bei Verena blieb die starke Verbindung der Brunnen-Wasser-Symbolik mit Mutterschaft und Weiblichkeit. Warum zog gerade sie diesen Komplex an?

Drei Faktoren können hier zur Erklärung herangezogen werden. 1. die Elemente, die ihrer literarischen Figur inhärent sind, 2. externe historische Faktoren und 3. anthropologische Prämissen.

30 Reinle: Die heilige Verena (wie Anm. 2). S. 146–151.

31 Hünnerkopf, R.: Art. Brunnen. In: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, 1, hg. von Bächtold-Stäubli, H. Berlin–Leipzig 1927, Sp. 1672–1685; Moltmann-Wendel, E. et al.: Erde, Quelle, Baum. Lebenssymbole in Märchen, Bibel und Kunst. Stuttgart 1994, S. 151–156.

32 Siehe Flint, V. I. J.: The Rise of Magic in Early Medieval Europe. Oxford 1991, passim.

33 Rattue, J.: The Living Stream. Holy Wells in Historical Context. Woobridge 1995, passim.

Oben wurde bereits auf das Besondere an ihrer Hagiographie hingewiesen, nämlich darauf, dass verschiedene literaturhistorische Topoi und Facetten zusammengeschmolzen sind. Die Figur der Verena bündelt die Transformationen der weiblichen Heiligen. Sie trägt die Spuren sowohl der klassischen heldenhaften Pseudo-Märtyrerin als auch die der keuschen Magd, sowohl die der Klausnerin als auch jene der Frau, die Werke der Barmherzigkeit verrichtet. Sie bündelt die verschiedenen Rollen heiliger Frauen, die sich rückblickend im sozio-religiösen Gewebe finden, das sich während des ersten Jahrtausends der christlichen Kulturgeschichte entwickelt hat.[34] Diese Polyvalenz verlieh ihr vielfältige Vorbildfunktionen und garantierte daneben auch eine kräftige Verwurzelung innerhalb des sozio-religiösen Gefüges selbst. Externe Faktoren wie etwa das besondere adlige Mäzenat verstärkten diese Kapazität und verbreiteten sie noch in Raum und Zeit. Zu betrachten sind weiterhin auch die Prämissen des Gebietes, in dem der Verenakult auftauchte. Die ersten frühchristlichen Spuren eines Münsters lagen an der alten römischen Heerstraße.[35] Das Grab der Verena lag im Humus der römisch-gallischen Erde und in dieser Position wurde es bleibend von protochristlichen Kultäußerungen genährt. Der Name Verena könnte hiervon übrigens eine Extension bilden. Die Identität der mythologischen Verena mit der römischen Venus (romanisch Venere) und der altdeutschen Freie ist lautlich und sachlich unzweifelhaft.[36] Dieser heidni-

34 Dieser Forschungsbereich bekam seit Beginn der neunziger Jahre wichtige neue Impulse. Ich orientierte mich innerhalb des Gebietes an folgenden Studien: Clark, E. A.: Ideology, History, and the Construction of ‚Woman' in Late Ancient Christianity. In: Journal of Early Christian Studies 2 (1994), S. 155–184; Elm, S.: Virgins of God: The Making of Asceticism in Late Antiquity. Oxford–New York 1994; Fantham, E., H. Peet Foley, N. Boymel Kampen und Sarah B. Pomeroy (Hg.): Women in the Classical World: Image and Text. New York–Oxford 1994; Kraemer, R. S. (Hg.): Maenads, Martyrs, Matrons, Monastics: A Sourcebook on Women's Religions in the Greco-Roman World. Minneapolis 1994; Cloke, G.: This Female Man of God: Women and Spiritual Power in the Patristic Age, AD 350–450. New York 1995; Cooper, K.: The Virgin and the Bride: Idealized Womanhood in Late Antiquity. Cambridge 1996; Coon, L. L.: Sacred Fictions: Holy Women and Hagiography in Late Antiquity. Philadelphia 1997; Clark, E. A.: Holy Women, Holy Words: Early Christian Women, Social History, and the ‚Linguistic Turn'. In: Journal of Early Christian Studies 6 (1998), S. 413–430.

35 Eine gute Übersicht bieten Reinle: Die heilige Verena (wie Anm. 2), S. 14–25, S. 105–128; Egli: Die hl. Verena (wie Anm. 1), S. 9–28.

sche venerische Hintergrund der Verena hinterließ in den Verehrungsaspekten bezüglich der Liebe und Fruchtbarkeit seine Spuren.

Das bereits erwähnte Mirakelbuch nennt Verena übrigens *Werina: Quia omnia, quae ab ea postulantur, sine dubio impetrantur,* weil sie alles *gewähren* lässt, was von ihr verlangt wird.[37] Es ist nicht direkt deutlich, ob der Autor hier selbst nach einer möglichen etymologischen Deutung ihres Namens sucht, oder ob er die allgemein vorherrschende Volksüberzeugung wiedergibt. Wie dem auch sei, sein „Werina" legt von dem weitreichenden und tiefgehenden ontologischen Grund Zeugnis ab, in dem die Verehrung dieser Heiligen wurzelt und muss auch als Namengebung für dasjenige gelten, was hier oben bereits der Anziehungsreflex dieser Heiligen genannt wurde. Offensichtlich wurde sie tatsächlich als die Verkörperung eines totalen Seinsgrundes gesehen, aus dem alles hervorkommen kann und innerhalb dessen alles Verlangen gestillt werden kann. In dieser Bedeutung ist Verena matrixal und das Matrixale hat keinen oder alle Namen, denn es will lediglich Bestehensgrund sein.[38]

4. Prolegomena für eine Anthropologie des Attributs

Auch auf der Wandmalerei im Chor der Stiftskirche zu Zurzach aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wird Verena nochmals mit ihren Attributen dargestellt: dem Doppelkamm und dem Krug (Abb. 7). Ein Attribut im wörtlichen Sinne ist eine dem Subjekt zugehörige Eigenschaft. Das Wort kommt vom lateinischen *attribuere*, zukennen, verleihen. In der ikonographischen Bedeutung des Wortes ist ein Attribut das Objekt, das die jeweilige heilige Person kennzeichnet und eine Identifizierung ermöglicht.

Ein Attribut wird meistens in Händen gehalten präsentiert. Darum sind Attribute oftmals auf maximal zwei Gegenstände begrenzt. Diese Gegenstände werden auf unterschiedliche Weise rekrutiert. Im Falle

36 Reinle: Die heilige Verena (wie Anm. 2). S. 148, siehe auch die folgenden Seiten für weitere Hypothesen.

37 Ibidem, S. 148.

38 Eine ähnliche Herangehensweise nutzt Friesen, I. E.: Saints as Helpers in Dying. The Hairy Holy Women Mary Magdalene, Mary of Egypt, and Wilgefortis in the Iconography of the late Middle Ages. In: Death and Dying in the Middle Ages. Hg. DuBruck, E. E., B. I. Gusick. New York–Canterbury 1999, S. 239–256. Hiermit bedanke ich mich bei Kate Rudy, die mich auf diese Studie hinwies.

Abb. 7: Verena mit Kamm und Kreuz, Wandmalerei aus dem 15. Jahrhundert im Chor der Stiftskirche von Zurzach

der Verena haben wir es allerdings mit einer Kombination von Hagiographie und Objektgerichtetheit im Bezug auf den gallischen Grabprototyp zu tun. In dieser Phase meines Beitrages spielt die Herkunft jedoch eine weniger große Rolle. Denn einmal als Attribut gekennzeichnet, beginnen sich diese Gegenstände zu verselbständigen. Diese Selbständigkeit führen sie nicht nur auf dem Niveau des visuellen Identifikationsprozesses, sondern ebenso in ihrer Potenz,

Symbolträger zu werden. Auf diese Dynamik möchte ich im Folgenden näher eingehen.

Die Objekte, Kamm und Wasserkrug, übertragen ihre symbolische Kraft auf die Figur der Verena und es entsteht eine andauernde Wechselwirkung. Auf einem ersten Niveau geben die Attribute die Idee von Hygiene und Versorgung, doch es liegen in ihnen auch tiefere Dimensionen verborgen.

Das Attribut Krug kann sich auf eine tief wurzelnde Symbolgeschichte berufen. Der Krug stützt sich nach Form und Inhalt auf den Archetyp des Weiblichen.[39] Maria ist das *honorabile vas*, das die göttliche Frucht bewahrt. Und daran anschließend ist das Taufbecken die *venter ecclesiae*. Der Krug ist manchmal auch das Symbol des menschlichen Körpers, in den das Wort gesät wurde – z.B. Kor 4,7: „die Gläubigen tragen den Schatz des Evangeliums in ihrem Kruge". Der Krug ist mit anderen Worten kein neutrales oder „leeres" Objekt innerhalb frühmittelalterlicher Vorstellungen. Der Krug bewahrt und ergießt. Im Hohelied 7,2 liest man: „dein Schoß ist ein runder Becher", und nach Hildegard von Bingen ist die Frau das *vas viri*. In diesem Sinne stellt der Krug mit anderen Worten auch die potentielle Empfängnisbereitschaft dar. Er symbolisiert Konzeption. Reginlinde empfing und gebar, so erzählt das Mirakelbuch über das Verena-Wunder. Auf diese Weise verweist der Krug natürlich auch auf den breiteren Komplex der Fruchtbarkeitsbrunnen.

Auch der Kamm ist keineswegs ein „neutrales" Objekt. Er zeugt vielmehr von mehreren abgeleiteten Bedeutungen. Vordergründig spielt die Körperhygiene eine Rolle, wie z.B. das Entlausen. Der Kamm reinigt, genau wie der Krug, das Innere und das Äußere. Doch eine tiefere Bedeutung bezieht sich auf das Cluster des Femininen.[40] Der Kamm legt eine direkte Beziehung mit den Haaren, und das Kämmen der Haare ist nicht nur Teil der Versorgung, sondern kann Mittel zur Verführung sein. Die Sirenen verbringen ihre Zeit mit dem Kämmen ihrer Haare, um so die Seeleute zu verführen. Der Kamm ist ein *vanitas*-Symbol, ein Symbol von körperlicher Liebe, Verführung und Sexualität.[41] Der Kamm ist ein *venerisches* Symbol par

39 Lurker, M.: Art. Gefäss. In: Wörterbuch der Symbolik. Stuttgart 1991, S. 232–233; Neumann, E.: Die Große Mutter. S.l. 1957, S. 51 und, S. 123–146.

40 Chevalier, J., A. Gheerbrant: Dictionnaire des symboles. Paris 1982, S. 737: peigne.

41 Stephan, I.: Das Haar der Frau. Motiv des Begehrens, Verschlingens und der

excellence, wie ja auch Verenas Name selbst dem *venerischen* Bereich zuzuschreiben ist.

Da der Kamm aber die Haare beieinander halten kann, ist er auch ein kräftiges Verbindungssymbol. Auf dem Niveau der Psyche hält der Kamm die unterschiedlichen Aspekte der Persönlichkeit beisammen, und diese ist die Voraussetzung für die Elevation. Im Besonderen hat der Läusekamm zwei Seiten. Als binäres Symbol können diese Seiten die allgegenwärtige Teilung im Universum bedeuten.

Kämme haben Zinken, sog."Zähne". Hier tritt eine weitere Assoziation in den Vordergrund, die tief in der Matrix verwurzelt ist. Zähne sind beängstigende Fortsätze. Fortsätze sind apotropäisch. Sie schützen gegen das Böse durch Abschreckung. Die Geschichte des Apotropäismus ist eng mit der Transmission vulvatischer Archetypen verbunden. Heutzutage ist es in ersten Ansätzen gelungen, die Geschichte der Transmission koherent zu rekonstruieren. Dabei kommt eine Zeitlinie zum Vorschein, die bis auf die ursprünglichen Bildformen zurückgeht, die an der Basis dieses Apotropäischen liegen. Die Rekonstruktion wird durch anthropologische Forschungen möglich, die sich auf Gemeinschaften konzentrieren, die auf relativ unkontaminierte Weise Kontakt zu einer Urvisualität erhalten haben, nämlich auf die Berbergemeinschaften.

In seiner wichtigen Studie *Azetta* zieht Paul Vandenbroeck eine Linie zwischen einem sich stets wiederholenden zitternden und spasmatischen Motiv in Berbertextilien und figurativen Formen, die Zittern und Stacheln zeigen, wie etwa Kastanien, Igel, Octopus, und gezähntes Maul/bezahnter Mund.[42] Die Objektivierung und Animalisierung des Namenlosen, das Berberfrauen als das namenlose, matrixale „Selbst" beschreiben, verläuft mit einer Bildgeschichte parallel, die sich von matriarchaler vorsprachlicher Abgeschlossenheit zu einer patriarchalen symbolsprachigen Einwirkung entwickelt. Wenn diese Einwirkung zu Übernahme und Dominanz wird, wird sich der Apotropäismus anthropomorphisieren. Metapher und zugleich Apex dieses Supremationsprozesses ist Medusa. Das zitternde vulvatische „Selbst" wird in der männlichen Mythologie der Antike in einem enthaupteten weiblichen Monster mit Schlangenhaaren konkretisiert.

Rettung. In: Körperteile. Eine kulturelle Anatomie, hg. von C. Bentien und C. Wulf. Hamburg 2001, S. 28–48.

42 Dieser Abschnitt basiert auf: Vandenbroeck, P.: Azetta. Berbervrouwen en hun kunst., (Kat. zur Ausstellung). Gent-Amsterdam 2000, passim.

Die männliche Figuration führt praktisch buchstäblich zu einer Enthauptung der weiblichen Urbildgeschichte. Die Negativierung dieses Bildes stammt aus einer (Kastrations-)angst vor der weiblichen Potenz.[43] Man spricht in diesem Zusammenhang vom Apotropäismus der *vagina dentata*. Ableitungen des Medusatyps weisen in der Tat oftmals angsteinflößende gezähnte Münder auf. Verschlingen und Ausspucken ist, was Apotropäismen tun.

Kehren wir nun zu Verena von Zurzach zurück, so ist eine Reflexion über die Beziehung von matrixalen, objektgerichteten Apotropäismen und dem Phänomen des Attributes in der hagiographischen Ikonographie am Platze. Im Kamm der Verena scheint die Verzweigung des Stammbaumes des matrixalen Urbilds einerseits und der Attribution dieses Objekts als Essenz der Verena – also des „venerischen Selbst" andererseits stattzufinden. Der Kamm der Verena beschreibt einen Prozess, der von einem sehr alten Kern mit Bezug auf das vulvatische Selbst ausgehend, über eine Objektivierung des „Fortsatzes" zu der jüngsten Ableitung hiervon führt, nämlich dem Attribut der Kinderbringerin und Heilerin. Dieser Prozess konnte deshalb stattfinden, weil die Figur der Verena aus oben bereits beschriebenen Gründen archetypische 'Ansaugreflexe' bewahrt hat. Hier möchte ich nur nochmals wiederholen, dass der Kult um das Empfangen und Gebären genau der Kult ist, der um die Figur der Verena geformt wurde und bei Reginlinde Früchte trug. Und dann kann der Kamm der Verena aufflackern als das Zittern des „Selbst", ja für andere sogar als *vagina dentata*.[44]

Ich bin mir dessen bewusst, dass an diesem Punkt methodisch nur noch die Rede von kulturellen Empfindungsmomenten sein kann. Es gibt keine zeitgenössischen Texte, die diese Assoziationen wortwörtlich darstellen. Doch Attribute operieren exklusiv im Feld des visuellen, und die Bildsprache zeigt, reveliert und entkommt teilweise den textuellen Sicherheiten. Sie kann so zum Ausdruck tieferer symboli-

43 Eine eher psychoanalytische Perspektive vertritt Kristeva, J.: Visions capitales. Paris 1998, S. 59 und passim.

44 Ich denke hier augenblicklich auch an das Wunder, von dem in der *vita prior* berichtet wird und bei dem Verena Speisen zwischen ihren Zähnen wachsen. Dies könnte eine vage Spur von der *dentata*-Assoziation sein, doch bleibt undeutlich, ob es sich hierbei um eine spontane oder vielmehr eine zufällige Suggestion handelt. Siehe auch: von Braun, Chr.: Weibliches Fasten und christliche Traditionen. In: Sie und Er. Frauenmacht und Männerherrschaft im Kulturvergleich. Hg. von G. Völger, 1. Köln 1997, S. 179–186.

scher Errungenschaften werden. Wo das Bild sich in seiner Essenz manifestiert, dort ist das Attribut in Analogie essentielles *manifestum*. Dieses *manifestum* ist es, das sich materiell präsentiert und so (mit den Händen) „gegriffen" werden kann. Im Attribut ist die Revelation und die Greifkraft des Bildes in seiner Essenz zusammengeballt und objektiviert. Im Phänomen des *attribuere* ist also noch die Rede von einer mysteriösen Assoziation zwischen Mensch und Objekt, von Heiligen, die das Geheimnis alter objektivierter Apotropäismen präsentieren, die in ihren Händen die Restanten von versunkenen Archetypen präsentieren. Auch Verena strahlt dieses Geheimnis und diese Restanten aus, doch sind sie transformiert und an die neuen Bedürfnisse der sozio-religiösen Gemeinschaft angepasst.

5. Anstelle eines Schlusses: Randbemerkungen zu einer Methode

Dieser Beitrag will keine lehrhafte Auseinandersetzung mit der Figur der Verena darstellen. Hierzu dienen bereits die oben erwähnten Studien. Dieser Beitrag wollte vielmehr von Verena von Zurzach selbst lernen, als Fallstudie für die Grenzen und Möglichkeiten einer Methode.

In einem ersten Zugang zur Diskursanalyse der Verena-*vita* wurden mit Hilfe von gender-historischen Studien aus der Literaturwissenschaft Motive beleuchtet, die bestimmte Aspekte des Verenakults zu definieren halfen. Dabei konnte festgestellt werden, dass Verena verschiedene Facetten in ihrer Figur bündelt – Pseudo-Märtyrerin, Rekluse, ausführende Kraft der Barmherzigkeit –, die sich während eines langen literarischen Prozesses ansammelten.

Es ist bekannt, dass Texte Einfluss auf Bilder haben und Bilder sich literarischer Quellen bedienen. Es ist weiterhin bekannt, dass während dieses Prozesses Transformationen sichtbar werden, die auf Kenntnissen beruhen, die den Texten entgehen bzw. diese übersteigen. Im Falle der Verena von Zurzach wurde diese Problematik auf die Spitze getrieben, so dass die Grenzen der ikonologischen Methode sichtbar werden konnten. Die Figur der Verena ist schließlich in einem Cluster von Text, kultischem *locus* und protochristlichen Attributen (Kamm) operativ und platziert sich darüber hinaus auf anachronistische Weise neben die frühchristlichen Märtyerinnen wie z.B. Agnes und neben die Mutter der Mutter, Anna.

Diese Feststellungen wiesen auch auf andere methodologische Wege. Wenn Verena visuell mit Anna in Verbindung gebracht wird,

so berührt sie zugleich auch den Bereich der matriarchalen Genealogie der Heilsgeschichte. Indirekte Spuren dieser Bedeutungsübertragung lassen sich im Mirakelbuch wiederfinden. Sie wurden anhand von Übereinstimmungen von Anna und Verena weiter ergründet. Dabei stießen wir auf kulturell- anthropologische Bereiche, die Systeme von Einwirkungen zwischen Fruchtbarkeitskult und Wasserbrunnen bloßlegten. Möglicherweise befriedigte Verena das lokale Bedürfnis nach einer *magna mater*. Hier beginnt also das Feld der kulturellen Anthropologie.

Innerhalb dieser methodischen Reform öffnet sich ein neues Feld, das eine weitere Exploration verdient, nämlich der Zusammenhang zwischen weiblichen christlichen Kultfiguren und den Ideen bezüglich der „Heilsgenealogie" einerseits und dem Matrixalen – hier wären z.B. die Figuren der Afra, Odilia, Ursula usw. zu nennen – andererseits. Dies ist allerdings aus ersichtlichen Gründen nicht Teil dieses Artikels. Doch habe ich versucht, wenigstens einen Aspekt aus dem größeren Zusammenhang anhand einer Reflexion über die Eigenheiten und Funktionen von Verenas Attributen aufzuzeigen. Krug und Kamm gehören einem äußerst femininen Bereich an. Der Kamm ist ein – wenn auch abgeschwächtes – Bild des vulvatischen Apotropäismus. An diesem Punkt des Forschungsprozesses fand ein Kenntnissystem Eingang, das vielleicht mehr Mysterium umfasst als Kenntnis und System, nämlich das Mysterium des Weges vom vorsprachlichen, vorfigurativen Matrixalen zum sichtbaren und als greifbar präsentierten Objekt, oder mit anderen Worten: das Mysterium des Visuellen selbst, des *mani-festere*. Das Mysterium weshalb Verena bis auf den heutigen Tag mit dem Kamm abgebildet wird.

Übersetzung aus dem Niederländischen von Dr. Katja Scheel,
Katholische Universität Leuven

Barbara Baert, Verena of Zurzach as a Case Study for the Limits and Possibilities of the Iconological Method

This contribution focuses on Verena of Zurzach and the decoding of her attributes in the light of the limits and possibilities of the iconological method. More recent developments concentrate above all on gender studies, cultural anthropology and the theory of visualization of the Middle Ages. The author provides a first approach to the discourse analysis of the Vitae of Verena which have been collected in the long

process of tradition. These Vitae collect a great variety of aspects of who Verena was seen to be: the pseudo-martyr, the recluse, the doer of works of mercy. Among other things this contribution makes use of gender historical studies in the area of the study of literature to throw light on motifs which make it possible to define aspects of the cult of Verena.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LX/109, Wien 2006, 63–70*

Mitteilung

Karnevalsprozess und Theatertod des Sabbatai Zwi im apokalyptischen Jahr 1666 auf der Insel Zante

Walter Puchner

In dem umfangreichen Reisebericht von Franz Ferdinand von Troili, / *Orientalische / Reise-Beschreibung, Dresden 1676. / Wie er / zu dreyen unterschiedlichen mahlen nach Jerusalem / von dannen auff den Berg Sinai / und ferner nach Constantinopel sich begeben / auff der letzten Rück-Reise aber von See-Räubern gefangen / nach Algier in die Barbarey gebracht / zwey mahl verkaufft / und durch Gottes wunderbare Schickung zu Ende des 1669. Jahres wiederumb erlöset worden. // Worbey aller derer Länder Art / und heilige Örter ausführlich beschrieben / deren Inwohner erstes Herkommen / Religionen / Gebräuche und Sitten / und was denckwürdiges mit grosser Leib- und Lebens-Gefahr angemercket werden mögen / nunmehr auff Begehren dem günstigen Leser ausführlich / Nach Vier Jahren / Von dem Authore selbst abgetheilet / Vor Augen gestellet wird.* Dresden, ... Melchior Bergen ... 1676, befindet sich gleich zu Anfang ein bemerkenswerter Augenzeugenbericht mit dem Marginaltitel des Paragraphen: „Die Griechen spielen Comoedi von dem Sabatai Sevi als von den Juden neugebohrenem Meßia".

„Es war da zumahlen gleich hier die Fastnacht Zeit / da hab ich unterschiedliche Gauckelspiele Comoedien und Kurtzweilen gesehen / welche die Grichen [sic] trieben und verübten: Unter andero repraesentierten Sie auff öffentlichem Platze / des Sabathai Sevi der Jüden neu ankommenden Messiae Geburth und Ankunfft / welcher von einer grossen Anzahl Volcks / so alle wie die Jüden bekleidet / hinnaus an des Meersgestade gingen / eingeholet / mit großen Triumph und Frolocken / auß dem Schiffe / darinnen er von einer großen Suite begleitet / in den Hafen ankame [sic] / auffgenommen / und mit Paucken und Trompete in die Stad / vor den GrosTürcken / so auff den Platze seiner wartete / gebracht wurde / da er nach fürhergegangener Verhörung auff sein eigenes Bekäntnnes / als ein Auffwiegler des Volcks / so wohl von dem Groß-Türcken / als deßen gantzen herumsitzenden Rathe sein Urtheil empfangen: Daß er auff eine Ochsenhaut gebunden / lebendig durch die Stad auff allen Gassen geschleiffet / und endlich an einem

Pfale seinen Geist auffgeben solte. Es war eine große Menge Volcks auff dem Platze vorsamlet / wo diese Comaedi [sic] auff einem aufgerichteten Theatro agiret und gespielet wurde: So alles denen da selbst wohnenden Juden / deren sich dann viel zu Zante befinden / zur confusion / Schand und Spott von den Christen geschehen. Diese hatten aber all ihre Häuser und Fenster feste versperret / und ließ sich in zweyen Tagen keiner auff den Gaßen sehen; Haben auch vorhin viel Geld dem Gouverneur schon spendiret / und noch ein mehrers zu geben erboten / im fall er diese Comoedi verhindern / und ihren Meßiam so schimpflich zu tractiren nicht gestatten wolte; Es kunte aber nicht seyn / denn der Tumult unterm Volck war zu groß / und dem Gouverneur zu stillen unmöglich."[1]

Der Passus ist aus mehreren Gründen bemerkenswert. Troili befand sich auf einem Kaufmannsschiff, das Lebensmittel von Venedig nach Kreta (Candia, Heraklion) für die dort von den Türken belagerten venezianischen Truppen[2] bringen sollte, stach von Venedig am 12.1.1666 in See und geriet nach mehrtägiger Reise in der Adria[3] auf der Höhe von Korfu in einen Seesturm, der das Schiff beinahe kentern ließ, so dass sich der Capitano gezwungen sah, die Reise in Zante zu unterbrechen, um die entstandenen Schäden reparieren zu lassen. Troili befand sich insgesamt eine Woche auf dem „fioro di Levante" und beschreibt in Detail Landschaft, Bevölkerung, Produktion und Handel;[4] seine Angaben, wie auch dem übrigen Buch seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem zu entnehmen ist, sind durchwegs authentisch und im allgemeinen zuverlässig.

Bemerkenswert ist zweifellos die Anführung von Sabathai Sevi als Protagonisten dieses antisemitischen Karnevalsspektakels. Shabbetai Zebi oder Sabbatai Zwi (Smyrna 1626 – Dulcigno 1676)[5] ist in der Geschichte des jüdischen Mystizismus bekannt als Gründer des Sabbatianismus, der noch bis ins 18. Jahrhundert hinein bestand, und sowohl fanatische Anhän-

1 Troili, op. cit, S. 15 f.

2 Candia (Heraklion) fällt nach 25-jähriger Belagerung 1669 in die Hände der Türken (Eickhoff, E.: Venedig, Wien und die Osmanen. Umbruch in Südosteuropa 1645–1700. München 1973, S. 27 ff., 228–264).

3 Op. cit, S. 6 ff. „Von den Oertern / auff welche wir wehrender dieser Seefarth kommen / und zu rechten oder Lincken Hand haben liegen lassen."

4 Op. cit., S. 13 ff.

5 Die Schreibweise variiert je nach Sprache und Quelle: Shabtai Zevi, Sabatai Sevi, Sabbatay Sevi, Shabbatai Tsvi, Shabtay Tsvi, Sabeta Sevi, Shabbetay Zevi usw. (Scholem, G.: Der mystische Messias. Frankfurt am Main 1992, S. 7, 15–18, ders.: Die jüdische Mystik in ihren Hauptströmungen. Frankfurt am Main 1967, S. 1–4). Da es sich um eine aschkenasische Familie handelt, ist möglicherweise Sabbatai Zwi vorzuziehen.

ger wie auch Gegner hatte:[6] Die Einzelheiten seiner Biographie sind vielfach unklar:[7] Ab 1648 jedoch gibt er sich als der erwartete Messias aus, unternimmt mehrere Predigerreisen im Osmanischen Reich und wird von einer großen Anzahl von Anhängern verehrt. Die Bewegung weitet sich zu einer Art europaweiten Massenhysterie aus, und jüdische Gemeinden von Hamburg und Avignon bis Nordafrika erklären sich bereit, dem neuen Propheten zu folgen. Am 30.12.1665 trifft er in Istanbul ein, um sich vom Sultan als König der Juden bestätigen zu lassen. Der Großwesir Ahmet Köprülü wirft ihn jedoch in den Kerker und es verbreitet sich in Europa die Kunde von seinem gewaltsamen Tod. In Wirklichkeit wird der Inhaftierte gezwungen, zum Islam überzutreten und ins Exil nach Montenegro geschickt, wo er am 16.6.1676 sein Leben läßt.[8]

Manche Einzelheiten seines Lebenslaufes lassen sich mit diesem Scheinprozess vor dem Groß-Türken und seiner spielhaften Hinrichtung in Verbindung bringen. 1666 wurde als Jahr der Apokalypse angesehen (1000 + 666) und das Ende der Welt war für den 16.6.1666 angesagt; im populären Druckschrifttum vieler europäischer Länder figurierten Porträts, Nachrichten und Fabulate von dem legendären Messias der Juden;[9] darüber hinaus verbreitete sich die falsche Nachricht von seinem Märtyrertum und gewaltsamen Tod am Bosporus in Holland, Deutschland, Polen und Russland.[10] Venedig war sicherlich Teil dieses Nachrichtennetzes[11] und von dort gelangte die Nachricht ins venezianische Zante. Die jüdische Gemeinde versuchte, das Schand-Spektakel um jeden Preis zu verhindern, jedoch vergeblich; zu vehement war das antisemitische Ressentiment, für das es vielfache Belege gibt: noch 1777 sucht auf Korfu ein Priester bei der Kirchenbehörde darum an, von der Darstellung des Judas bei der alljährlichen Fußwaschungsszene befreit zu werden, weil er aufgrund der Identifizierung seiner Person mit der Rolle des Christusverräters mannigfachen Nachstellungen von seiten der

6 Frank, C.: Einführung zur jüdischen Geschichte: Der Chassidismus. 2 Bde. Frankfurt am Main 2001.

7 Vgl. vor allem Scholem, G.: Sabbatai Azevi, The mystical Messiah 1626–1676. Princeton 1973 (mit der gesamten älteren Literatur).

8 Vgl. auch Finkel, E.: Sabbatai Zwi in Ost und West. Berlin 1905; Davidowicz, K. S.: Theologische Realenzyklopädie 29, S. 533–539 und viele andere Artikel in Lexika und Enzyklopädien.

9 Z.B. Waught, D. C.: News of the False Messiah: Reports on Shabbetai Zevi in Ukraine and Muscovy. In: Jewish Social Studies XLI/3–4 (1979), S. 301–322.

10 Maier, I., W. Pilger: Polnische Fabelzeitung über Sabbatai Zwi übersetzt für den russischen Zaren. In: Zeitschrift für Slavische Philologie 61 (2003), 2, S. 1–39.

11 Vgl. z.B. Kaufmann, D.: Eine Venetianische Depesche über Sabbatai Zebi. In: Allgemeine Zeitung des Judentums 1898, S. 364.

Bevölkerung ausgesetzt sei.[12] Für die Darstellung des Iskarioten wurden damals vielfach Laien bezahlt.[13] Bezüglich Ausschreitungen beim Verbot der Judasverbrennungen in der Osternacht gibt es Belege für Zante 1760, aber auch noch für Athen unter der bayrischen Herrschaft 1849. Umso heftiger dürften sich die Emotionen 1666 gegen Pseudo-Messias Zwi entladen haben, der gleichsam als Konkurrent Christi auf den Plan trat.

Immerhin ist die Miteinbeziehung gesamteuropäischer Aktualität des apokalyptischen Jahres 1666 und des angeblichen Foltertodes des neuen jüdischen Messias in den Händen des Groß-Türken eine bemerkenswerte Kombination von traditioneller Karnevals-Unterhaltung und der Gestaltung zeitgenössischer Thematiken. Denn an sich verbindet die dreiteilige Vorstellung (Ankunft, Prozess, Foltertod) zwei stereotype Brauchkomplexe: den Prangerumzug sowie die Hinrichtung/Verbrennung der Judas/Judenpuppe im Osterkreis und das dargestellte improvisierte Gerichtsspiel zur Karnevalszeit. Ersteres ist im gesamten Mediterranraum und in Lateinamerika geläufig, für letzteres lassen sich Belege im gesamten hellenophonen Mittelmeerraum seit dem 17. Jahrhundert erbringen. Eine interessante Kombination beider Elemente ist im Gebirgsraum von Südzypern nachgewiesen, wo Judas spielhaft der Prozess gemacht wird, aber eine Strohfigur im Osterfeuer ihr Leben lassen muss.[14] Scheinbegräbnisse eines Juden mit Verkleidung der Bevölkerung als Rabbiner sind jedoch selten (Lesbos).[15]

Die Anführung der Judas/Judenpuppe gibt wahrscheinlich auch einen Hinweis, wie man sich den Foltertod des Zwi vorzustellen habe: doch wohl nur mit einer Effigie, da sich alle Nachrichten um eine „giudiata"-ähnliche Hinrichtung eines zum Tode verurteilten Juden am Karnevalsende im nahen hoch- und spätmittelalterlichen Ragusa (Dubrovnik) als Spekulationen er-

12 Das italienische Dokument veröffentlicht in Tsitsas, A.: Symmikta kerkyraika. Korfu 1982, S. 48–53. Zur dargestellten Fußwaschungsszene im ostkirchlichen Bereich Puchner, W.: Studien zum Kulturkontext der liturgischen Szene. Lazarus und Judas als religiöse Volksfiguren in Bild und Brauch, Lied und Legende Südosteuropas. 2 Bde. Wien 1991 (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Denkschriften 216), S. 72 ff., 255 mit den einschlägigen Quellen.

13 Vgl. die Beispiele bei Puchner, W.: Brauchtumserscheinungen im griechischen Jahreslauf und ihre Beziehungen zum Volkstheater. Theaterwissenschaftlich-volkskundliche Querschnittstudien zur südbalkan-mediterranen Volkskultur. Wien 1977 (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. XVIII), S. 319 ff.

14 Vgl. Puchner, W.: Das Judasgericht auf Zypern. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 36/85 (1982), S. 402–405.

15 Vgl. Puchner: Brauchtumserscheinungen (wie Anm. 13), S. 164 f., Nr. 992.

wiesen haben.[16] Das Schleifen in der Ochsenhaut erinnert an das zweite Martyrium des Hl. Isidor, Schutzheiligen von Chios,[17] kann aber auch fertilitätspromovierende Bedeutung haben, wie in den Kalogeros/kuker/köpek-bey Brauchkomplexen in Thrakien.[18] Dies kommt freilich hier nicht in Frage; die Pfählung gehört zu den üblichen Hinrichtungsarten bei den Osmanen. Prangerumzüge sind aus dem byzantinischen Hippodrom geläufig und bezügliche Schandgesten (Glocken, Schwärzen usw.) gehören zum Standardrepertoire der Verkleidungstypen beim griechischen Agrarkarneval.[19] Der Scheinprozess ist von zwei Umzügen gerahmt: dem Triumphzug mit der Ankunft per Schiff in der Stadt, und dem Schandumzug in der Ochsenhaut, der am Pfahl endet.

Menschendarstellung durch Puppen jeglicher Größe und Art ist in zahlreichen Ritualhandlungen der Balkanhalbinsel und des ostmediterranen Raums anzutreffen[20] und stellt eine der genetischen Wurzeln des Puppentheaters dar.[21] Die Teilung der Judasrolle in einen Schauspieler und eine Puppe (wie beim Judasgericht auf Zypern) ist auch den Passionsspielen nicht unbekannt.[22] Der Darsteller von Sabbatai Zwi hat im Prozess immerhin eine wesentliche Sprechrolle zu übernehmen. Für die Identifizierung der Judaspuppe mit dem „Hebräer" schlechthin gibt es viele Nachweise.[23] Der Annahme, dass der

16 Vgl. jetzt Lozica, I.: The Invention of the *Giudiata*. In: Narodna umjetnost 39/1 (2002), S. 65–74.

17 Vgl. das fragmentarische Isidor-Spiel in der Biblioteca Vallicelliana im Vatikan (Puchner, W.: Griechisches Schuldrama und religiöses Barocktheater im ägäischen Raum zur Zeit der Türkenherrschaft (1580–1750). Wien 1999 (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Denkschriften 277), S. 123 f.)

18 Puchner, W.: Beiträge zum thrakischen Feuerlauf (Anastenaria/Nestinari) und zur thrakischen Karnevalsszene (Kalogeros/Kuker/Köpek-Bey). Anmerkungen zur Forschungsgeschichte und analytische Bibliographie. In: Zeitschrift für Balkanologie XVII/1 (1981), S. 47–75.

19 Puchner, W.: Körpersprache. Am Beispiel Griechenlands. In: Burkhart, D. (Hg.): Körper, Essen und Trinken im Kulturverständnis der Balkanvölker (Beiträge zur Tagung vom 19.–24. Nov. 1989 in Hamburg). Berlin 1991, S. 149–155 (mit der älteren Bibliographie).

20 Puchner, W.: Primitividole und Idolbestattung auf der Balkanhalbinsel. (Zur rituellen Frühgeschichte des Puppentheaters). In: Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae 34 (1986–88), S. 229–244.

21 Puchner, W.: Vergleichende Beiträge zum traditionellen Volkspuppenspiel auf der Balkanhalbinsel. In: Südost-Forschungen 59/60 (2000/2001), S. 229–252, bes. S. 230–238.

22 Vgl. z.B. Breitenbucher, J. R.: Die Judasgestalt in den Passionsspielen. Diss. Ohio State University 1934, S. 51.

23 In der Ikonographie seit dem Mittelalter (vgl. Dinzelbacher, P.: Judastraditionen. Wien 1977).

Theatertod von Sabbatai Zwi in Form einer Judaspuppe stattgefunden hat, stehen demnach wenige Argumentationsmöglichkeiten entgegen.

Ähnliches gilt für den Scheinprozess selbst, dem Kernstück der Aufführung, die auf einem erhöhten Podium am Hauptplatz stattgefunden hat. Prozessparodien gehören zu den Standardnummern des agraren Karnevals, besonders im Inselraum und an den Küstenstreifen der Ägäis; jeglicher Prozess enthält von Natur aus eine gewisse dramatische Struktur und berühmte Dramen der Weltliteratur haben immer wieder von dieser Struktur Gebrauch gemacht. Satirische Karnevalsprozesse sind auch in den südslawischen Kulturen und bei den Rumänen bekannt,[24] im zentralbalkanischen Raum und den historischen Landschaften von Thrakien und Makedonien (Kalogeros – Kuker – Köpek bey),[25] bei den Pontus-Griechen („momogeria") und in den „orta oyunu"-Spielen der Türken (z.B. „Efe ve Kadi Oyunu" in Burdur).[26] In weniger ritueller und mehr spielhafter Form finden sich solche Karnevalsgerichte auf Chios und Samos,[27] die einerseits reelle Vorkommnisse auf die „Bühne" (oft Eheangelegenheiten mit Anklägerinnen die Ehefrauen) bringen, andererseits mit der „Erhängung" des Kadi enden können. An der westlichen Südspitze der Peloponnes wird ein Karnevalsprozess in Form einer regelrechten dreiaktigen Vorstellung gegen einen Schweinemörder geführt (Schweineschlachtung am „Fleisch-Donnerstag"). Doch scheinen die Karnevalsprozesse in größere historische Tiefenschichten zu reichen, die bis ins 17. Jahrhundert führen: die Schlussszene aus einer unbekannten kretischen Komödie des 17. Jahrhunderts mit dem wahrscheinlichen Titel „Fiorentinos und Dolcetta", deren Verspartien sich aus den griechischen Märchenvarianten um die vergessene Braut (AaTh 313c) rekonstruieren lassen, bildet ein solches Gerichtsspiel, in dem der verzauberte Königssohn von seiner verlassenen Braut beim König angeklagt wird, wobei sie mit den Verlobungsringen einen stichhältigen Beweis ihrer Behauptung erbringen kann, während sich der Angeklagte nicht erinnern kann jemals verlobt gewesen zu sein; erst ein Backenstreich seiner Mutter löst den Bann

24 Marian, S. F.: Sărbătorile le Romăni. 3 Bde. Bucureşti 1898–1901, Bd. III, S. 117–129; Culea, A. D.: Datini si muncă. 2 Bde. Bucureşti 1944, Bd. 1, S. 159 ff.; Drăganu, N.: Cuvinte si Oviceiuni. In: Revista Filologica 1 (1927), S. 104–116; Mîrza, T., G. Petrescu: Cîntenul vergelului. In: Revista di Etnografia şi Folclor 1969, S. 139–149; Bonifačić-Rožin, N. et al.: Narodne drame, poslovice i zagonetke. Zagreb 1963, S. 81 ff., 86 ff.

25 Puchner: Brauchtumserscheinungen (wie Anm. 13), S. 232 ff.

26 And, M.: A history of theatre and popular entertainment in Turkey. Ankara 1963/64, S. 53 ff.

27 Puchner: Brauchtumscheinungen (wie Anm. 13), S. 252 ff.; Argenti, P. P., H. J. Rose: The Folk-Lore of Chios. Cambridge UP 1949, S. 357 ff.

und es folgt die Wiedererkennung. Die Tradierung dieser durchaus spannend und humorvoll gestalteten Szene in der oralen Überlieferung der Großinsel bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts (für die Tradierungskapazität der mündlichen Überlieferung auf Kreta aufgrund der spezifischen historischen Situation über mehrere Jahrhunderte gibt es auch andere eklatante Beispiele)[28] ist dadurch zu erklären, dass die Komödienverse die entsprechende Erkennungsszene im Märchen überlagert haben und mit der Erzählung mittradiert wurden. Dass es gerade diese Gerichtsszene war, die von der verlorenen Komödie überliefert wurde, dürfte mit der Existenz dieser beliebten improvisierten Karnevalsgerichte zusammenhängen, die nach dem Ende der Venezianischen Herrschaft 1669 während der Türkenzeit nicht mehr aufgeführt werden konnten; die entsprechende Komödienszene hat in vielen kretischen Märchenvarianten das erzählte Märchenende substituiert.[29]

Gerichtsszenen und Gerichtsparodien finden sich auch in dem „Homilien"-Volkstheater während der Karnevalszeit auf Zante (nachgewiesen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts), so in „Chrysavgi" oder im „Krinos", die Einflussspuren der Spätrenaissance-Tragödie „Erophile" von Georgios Chortatsis (um 1600) bzw. des barocken Versromans „Erotokritos" aufweisen.[30] In dieser Hinsicht kann das Gerichtsspiel von 1666 als ein Vorläufer dieses „Homilien"-Theaters angesehen werden, kombiniert mit dem unrühmlichen Ende des Zwi als ritueller Zerstörung der Judaspuppe der Osterzeit. Andere Elemente dieser Vorstellung sind in anderen Karnevalsschauspielen der Zeit zu finden. So etwa war die triumphale Ankunft der „Ritter" im Hafen mit einem Schiff in den inszenierten Szenen der „giostra" von Chania (Canea) 1594 zu sehen,[31] das aktive Mitspielen der Zuschauer als „Menge", ist manchen Szenen des Zypriotischen Passionszyklus (vor 1320)

28 Puchner, W.: Die kretische Ballade der „Erophile". In: Studien zum griechischen Volkslied. Wien 1996 (= Raabser Märchen-Reihe 10), S. 49–64, bes. S. 51 f.

29 Ausführlich in Manusakas, M. I., W. Puchner: Die vergessene Braut. Bruchstücke einer unbekannten kretischen Komödie des 17. Jahrhunderts in den griechischen Märchenvarianten vom Typ AaTh 313c. Wien 1984 (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Sitzungsberichte 436).

30 Puchner, W.: Kretische Renaissance- und Barockdramatik in Volksaufführungen auf den Sieben Inseln. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXX/79 (1976), S. 232–242.

31 Luciani, Cr.: Gian Carlo Persio. La nobilissima barriera della Canea: Poema cretese del 1594. Venezia 1994; ders.: La cultura del torneo a Creta tra storicità e funzione letteraria. In: Egea, J.-M., J. Alonso (Hg.): Prosa y verso en griego medieval. Rapports of the International Congress „Neograeca Medii Aevi III" Vitoria 1994. Amsterdam 1996, S. 219–225; Bancroft-Marcus, R.: Interludes. In: Holton, D. (ed.): Literature and society in Renaissance Crete. Cambridge UP 1991, S. 159–178, bes. S. 160 f.

zu beobachten;[32] die Verwandlung einer ganzen Stadt zur Bühne ist bei den festlichen Einzügen und Prozessionen der mittelalterlichen und nachmittelalterlichen Urbanzentren häufige Gepflogenheit,[33] die Hinrichtung als öffentliches Schauspiel ist in der Neuzeit hinlänglich bekannt.

Mit der Beschreibung des inszenierten Aufstiegs und Falls des Pseudo-Messias Sabbatai Zwi auf Zante 1666 als Kombination ritueller und spielhafter Elemente einer Karnevalsszene in Verbindung mit der Aktualität von international verbreiteten fabulösen Nachrichten ergibt sich nicht nur ein für die mediterrane Volkskunde interessanter Fall der Dynamik traditionaler und innovativer Elemente bei den Karnevalsvorstellungen, sondern für die neugriechische Theatergeschichte des 17. Jahrhunderts auch ein Beleg, der über das kretische Theater der Renaissance und des Barock[34] hinausweist auf die Jonischen Inseln, über deren Theaterleben im besagten Zeitraum weniger bekannt ist.

32 Vgl. die neue kritische Textedition Puchner, W. (with the advice of N. Conomis): Crusader's kingdom Cyprus – Theatre province of medieval Europe? Athens, Academy of Athens 2006.

33 Twycross, Meg (ed.): Festive Drama. Cambridge 1996; Knight, A. E.: The Stage as Mirror. Civic Theatre in Late Medieval Europe. Cambridge 1997 usw.

34 Puchner, W.: Kretisches Theater zwischen Renaissance und Barock (zirka 1590–1669). Forschungsbericht und Forschungsfragen. In: Maske und Kothurn 26 (1980), S. 85–120.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LX/109, Wien 2006, 71–83*

Chronik der Volkskunde

Alois Riegl 1905/2005
Symposion, Wien, 20. bis 22. Oktober 2005

Aus Anlass des 100. Todestages des Wiener Kunsthistorikers Alois Riegl veranstaltete die Österreichische Akademie der Wissenschaften in Kooperation mit dem MAK – Österreichisches Museum für Angewandte Kunst/ Gegenwartskunst, der Universität Wien sowie dem Bundesdenkmalamt ein international besetztes Symposion, das vom 20. bis 22. Oktober 2005 im Festsaal des MAK stattfand.

Ziel der Veranstaltung war es, über Werk und Wirken jenes Forschers Auskunft zu geben, der wohl wie kein anderer Österreicher dazu beigetragen hat, die Kunstgeschichte als wissenschaftliches Fach zu etablieren. Tatsächlich nimmt Alois Riegl (1858–1905) innerhalb der Wiener Schule der Kunstgeschichte, deren 150-jähriges Bestehen 2002 gefeiert wurde,[1] den wohl prominentesten Rang ein. Als unkonventioneller Denker, der sich gegenüber den heterogenen wissenschaftlichen und kulturellen Entwicklungen des Wiener Fin de Siècle stets aufgeschlossen zeigte, gelang es ihm, mit nur wenigen Monographien (*Stilfragen*, 1893; *Volkskunst, Hausfleiß und Hausindustrie*, 1894; *Spätrömische Kunstindustrie*, 1901; *Das Holländische Gruppenporträt*, 1902) seinem Fach grundlegend neue Impulse zu geben. Mit der Hinwendung zu einst so genannten Verfallsepochen (Spätantike; Barock) und zu vormals als peripher erachteten Bereichen des Kunstschaffens (europäische Volkskunst; koptische Textilien) vollzog er nicht allein den Bruch mit der normativen Ästhetik, sondern trug auch entscheidend zu einer akademischen Horizonterweiterung bei, die ihn rückblickend als Theoretiker der Moderne ausweist. Nicht zuletzt diesem Umstand ist es zu verdanken, dass dem Wiener Gelehrten seit rund 20 Jahren eine wachsende internationale Aufmerksamkeit zuteil wird. Besonders im angloamerikanischen Wissenschaftsbereich gilt Riegl mittlerweile als Ahnherr der europäischen Kulturwissenschaften – eine Charakterisierung, die den Kunstphilosophen Arthur C. Danto dazu veranlasste, von einer inzwischen weltweit etablierten „Riegl-industry" zu sprechen.[2]

1 Schwarz, Viktor Michael (Hg.): Wiener Schule. Erinnerung und Perspektiven. (= Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte, Bd. 53 [2004]). Wien 2005.

2 Danto, Artur C.: Riegl bearing. In: Artforum International, Sept. 2000, S. 22.

Inwieweit solche Zuschreibungen tatsächlich gültig sind oder sich bloß kurzlebigen akademischen Moden verdanken, war eine der zentralen Fragestellungen des Symposions; des weiteren suchten die 14 Vortragenden aus sechs Ländern zu klären, woher Riegl seine Anregungen bezog, bzw. in welchem Ausmaß seine Lehre im geistigen Umfeld der Wiener Moderne wurzelt; ob seine Theorien, besonders jene zur Denkmalpflege, auch auf die Gegenwart anwendbar sind; und schließlich, ganz allgemein, ob die Lektüre seiner Schriften heute noch Sinn macht, oder ob es sich dabei lediglich um einen Akt respektvoller Ahnenpflege handelt.

Die Konferenz war in drei Sektionen gegliedert *(Riegl im wissenschaftlichen Diskurs seiner Zeit; Riegl und die wissenschaftliche Praxis der Denkmalpflege; Zur Aktualität Riegls)* und wurde mit einem Festvortrag von Werner Hofmann, dem langjährigen Direktor der Hamburger Kunsthalle, eröffnet. Schon der Titel seiner Ausführungen („Riegl, der Emanzipator") deutete die Richtung an, in die sich die gesamte Tagung bewegen sollte. Es ging von Anfang an darum, Riegl als Wegbereiter eines modernen Kunstverständnisses zu fassen, d.h. als Denker, der das Disparate und Gegenläufige, das Unakademische und oft „Hässliche" als eigenwertige künstlerische Kategorie begriff. Was Hofmann an anderer Stelle einst über Riegls Kollegen Julius von Schlosser formuliert hat – dass Schlosser für einen dezidiert „offenen Kunstbegriff" stehe und als Fürsprecher des Unklassischen und der „Stilmischung"[3] fungiere –, lässt sich mit noch größerer Berechtigung von Riegl selbst behaupten. Die Vehemenz, mit der sich dieser für Bereiche einsetzte, die von der Kollegenschaft zumeist ignoriert wurden, zeugt von einem außergewöhnlich weit gefassten, explizit pluralistischen Kunstbegriff, der alle Hervorbringung des menschlichen Kunstschaffens mit einschließt.

Besonders klar zeigt sich das an seinem Zugang zur Volkskunst. Deutlicher als andere Kulturforscher seiner Generation sah Riegl die Notwendigkeit, jenen um 1900 überaus populären Bereich terminologisch in den Griff zu bekommen und wissenschaftlich zu erforschen. Diesen Schritt setzte er 1894 mit seiner Schrift *Volkskunst, Hausfleiß und Hausindustrie*, in der er die volkskundlichen Produkte gleichsam in den Kanon der Kunstwissenschaften überführte und die bis dahin bestehenden Schranken zwischen „Hochkunst" und populärer Kunst zu überwinden ansetzte. Dass ein solches Unterfangen mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden war und sich Riegl damit in Wien nicht nur Freunde machte, ist wenig verwunderlich. Reinhard Johler (Universität Tübingen) kam in seinem Beitrag denn auch auf die

3 Hofmann, Werner: Was bleibt von der Wiener Schule. In: Jahrbuch des Zentralinstituts für Kunstgeschichte, Bd. II [1986], S. 283 ff.

Hindernisse zu sprechen, vor die sich Riegl gestellt sah, als er – ein Mitarbeiter des *Österreichischen Museums für Kunst und Industrie* – gemeinsam mit Michael Haberlandt für die Gründung des *Museums für österreichische Volkskunde* eintrat. Die daran anschließende Frage, ob Riegl wie vielfach behauptet als Begründer der heimischen Volkskunstforschung anzusprechen sei, wurde von Johler positiv beantwortet.

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten der Riegl-Forschung, dass trotz einer Fülle an Neupublikationen die Person selbst bis heute kaum greifbar ist. Biographische Angaben fehlen tatsächlich fast gänzlich: weltweit existiert nur ein einziges Photo des Gelehrten, über seine Lebensverhältnisse weiß man so gut wie nichts, und selbst über sein Sterbedatum herrscht Uneinigkeit. Einige dieser Lücken zu schließen nahm sich Diana Reynolds (Point Loma Nazarene University, San Diego) vor, indem sie eingehend Riegls Wirken am *Museum für Kunst und Industrie* beleuchtete. Mit Hinweis auf bislang unpubliziertes Material skizzierte sie das Bild einer etwas eigensinnigen Forscherpersönlichkeit, die angesichts der bedrückend engen Verzahnung von Kunst und Politik (das *Österreichische Museum für Kunst und Industrie*, an dem Riegl immerhin zwölf Jahre tätig war, galt am Ende des Jahrhunderts vielfach als Sprachrohr und ausführendes Organ der Kulturpolitik Cisleithaniens) ein wachsendes Unbehagen verspürte. Mehrfach ging Riegl auf Konfrontationskurs mit seinen Vorgesetzten, wiederholt kritisierte er die Museumsleitung, und ganz offensichtlich strebte er nach Jacob von Falkes Pensionierung 1895 den Direktorsposten an. Als dieser Plan misslang und Riegl daraufhin an die Universität wechselte, klagte er seinem Kollegen Max Dvořák sein Leid und meinte, er ,,habe [nun] keinen Beruf"[4] mehr.

Von Hans Tietze – nach Riegl einer der raren Vertreter der Wiener Schule der Kunstgeschichte, die sich ernsthaft mit Volkskunst auseinander setzten – ist die Bemerkung überliefert, dass Riegls ,,Saat erst spät aufgegangen ist; noch heute ist von ihrer Fülle nicht alles eingebracht."[5] Diese 1935 getätigte Aussage galt sowohl in inhaltlicher wie auch in methodischer Hinsicht. Tatsächlich dauerte es fast drei Jahrzehnte, ehe Riegls Lehre auf fruchtbaren Boden fiel. Wie Jaś Elsner (University of Oxford) ausführte, war es besonders die jüngere Schule der Wiener Kunstgeschichte (namentlich Hans Sedlmayr, Guido Kaschnitz von Weinberg und Otto Pächt), deren Entwurf einer so genannten kunsthistorischen Strukturforschung auf Riegl zurück-

4 Dvořák, Max: Gesammelte Aufsätze zur Kunstgeschichte. München 1929, S. 289.

5 Zit. nach: Bacher, Ernst (Hg.): Kunstwerk oder Denkmal? Alois Riegls Schriften zur Denkmalpflege. Wien/Köln/Weimar 1995, S. 19.

geht. Dessen lebenslang vertretene Ansicht, dass die allzu bequeme und oft mechanisch vorgenommene Scheidung in Form und Inhalt eines Werks letzten Endes unhaltbar sei, weil beide Bereiche stets als Ausdruck und Teil eines übergeordneten kulturellen Ganzen (des *Kunstwollens)* verstanden werden müssen, und Inhaltsfragen infolgedessen immer auch über den Weg der Form zu beantworten seien, da sich der Inhalt einer Epoche zwingend in der künstlerischen Form, also in ihrem *Stil* niederschlägt – dieses Credo wurde sowohl für Pächt wie auch für Sedlmayr zur Basis ihres eigenen Schaffens.

Der Terminus *Kunstwollen*, der jahrzehntelang im Zentrum fast aller Diskussionen über Riegl stand – u.a. auch deshalb, weil man darin Pierre Bourdieus Habitus-Begriff antizipiert sah –, wurde am Wiener Symposion nur am Rande thematisiert. Einzig Andrea Reichenberger (Konstanz) nahm den Faden auf und übersetzte das *Kunstwollen* mit dem Begriff der *Weltanschauung*. Reichenbergers Vorschlag war nicht neu: Er datiert aus den 1920er Jahren und geht auf Karl Mannheim zurück. Anders jedoch als Mannheim band die Vortragende Riegls Überlegungen stärker an einen ganz bestimmten akademischen Diskurs des späten 19. Jahrhunderts („Ignorabismus-Streit"), der von einem allgemein gültigen Kausalitätsgesetz handelte und dessen Wortführer der Berliner Physiologe Emil Du Bois-Reymond war. Reichenbergers Hinweis auf Riegls Kenntnisse zeitgenössischer Wahrnehmungstheorien machte verständlich, warum in seinen Schriften Überlegungen zur Apperzeption und zur psychischen Disposition der *Aufmerksamkeit* einen derart breiten Raum einnehmen.

Was am Wiener Symposion besonders deutlich wurde, ist die Notwendigkeit, Riegl stärker als bisher zu kontextualisieren. Erst vor dem Hintergrund einer genaueren Kenntnis seines wissenschaftlichen Umfeldes lässt sich ermessen, wie breit gefächert Riegls Denken war und wie sehr er sich bemühte, Erkenntnisse aus anderen Disziplinen auf sein eigenes Fach anzuwenden. Michael Gubser (James Madison University, Virginia) veranschaulichte dies anhand von Riegls Verwendung des Begriffes *Rhythmus*. Dieser Terminus, mit dem sich schon der Hl. Augustinus befasste, fand um 1900 nicht nur im Bereich der Musik Verwendung, sondern auch in der Literatur- und Kunstwissenschaft. Riegl beschrieb den Rhythmus als eine Art Gestaltungskraft, die den Arbeitsprozess strukturiert und insofern den Aspekt der Zeit mit einschließt. Wie in der Diskussion im Anschluss an Gubsers Beitrag zu erfahren war, ist die Verbindung von Gestaltung und Rhythmus auch für die Volkskunde von Bedeutung. Einer der wichtigsten Impulsgeber für Riegl, der Ökonom Karl Bücher, verfasste ab 1897 mehrere Studien zu jenem Thema.[6] Dabei stellte Bücher deutliche Bezüge zur (Volks-)Kunst her und verwies wiederholt auf Arbeitsgesänge, Tanz oder die Tätigkeit des

Webens. Für Riegl, der in Wien als Fachmann für Textilien galt, scheinen Büchers Überlegungen tatsächlich von zentraler Bedeutung gewesen zu sein. Bekanntlich bildete dessen ökonomische Stufentheorie auch das Gerüst für Riegls Essay *Volkskunst, Hausfleiß und Hausindustrie*, worauf in dem Vortrag „Alois Riegl und die Nationalökonomie" hingewiesen wurde.

Nicht zuletzt dieses Beispiel belegt, wie offen der Kunsthistoriker für Einflüsse von scheinbar weit abgelegenen Fächern war. Umgekehrt jedoch bot sein Werk auch für andere Disziplinen Anregungen, und zwar nicht nur für die Volkskunde, sondern auch für die Archäologie und sogar für Bereiche der außereuropäischen Forschung, namentlich für die Islamwissenschaften. Wie Oleg Grabar (Institute for Advanced Study, Princeton) ausführte, entzündete sich anhand von Riegls Theorien zur Ornamentik – dargelegt in seinen *Stilfragen* – eine lebendige Diskussion über den Wert der Mshatta-Fassade (heute im Pergamon Museum, Berlin), die fast zur Gänze aus ornamentalen Formen besteht. Die Tatsache, dass Riegl das Ornament nicht bloß als beliebige Dekorationsform ansah, sondern ihm einen autonomen künstlerischen Status zusprach, erleichterte es der Wissenschaft, einen adäquaten Zugang zu jenem imposanten Werk bzw. zu den diversen Kunsttraditionen des Orients zu finden.

Die Frage, welchen Gewinn die Wissenschaft im 20. Jahrhundert aus Riegls Arbeiten zog, stellten auch Heinrich Dilly (Universität Halle) und Regine Prange (Universität Frankfurt am Main). Dilly erinnerte an den Philosophen Paul Feyerabend, für den die *Spätrömische Kunstindustrie* zu einer Art intellektueller Leitschrift wurde. Prange wiederum schlug vor, Riegl als einen Wegbereiter der modernen Kunst zu betrachten; erstens, weil seine Kategorie des *Kristallinischen* sich etwa auch im architektonischen Konzept Bruno Tauts wiederfindet; und zweitens, weil Riegl noch vor Kandinsky und dem *Blauen Reiter* den Primitivismus als Kern des Modernismus eingeführt habe.

Ein Hauptakzent des Symposions war schließlich dem Wirken Riegls als Denkmalpfleger gewidmet. Riegl hatte 1903 das Amt des *Generalkonservators der Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale* übernommen und formulierte in dieser Funktion den Entwurf eines Denkmalschutzgesetzes. Die Besonderheit dieses Textes liegt in dem Umstand, dass Riegl darin den Gegenständen – und seien sie auch noch so unscheinbar – nicht nur einen jeweils historischen Wert, sondern auch einen so genannten *Alterswert* zusprach. Der Alterswert nimmt Bezug auf die Zeitlichkeit und Vergänglichkeit eines Denkmals, was in letzter Konsequenz jedoch bedeu-

6 Bücher, Karl: Arbeit und Rhythmus. (= Abhandlungen der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Phil.-hist. Cl. 17.5). Leipzig 1897.

tet, dass selbst die Zerstörung und das Verschwinden eines Objektes akzeptiert werden müsse. Für einen Denkmalpfleger ist dieser Gedanke höchst bemerkenswert, weshalb Riegls Text bis heute Gegenstand zahlreicher unterschiedlicher Analysen ist. Während Eva Maria Höhle (Bundesdenkmalamt Wien) über die Genese jener Schrift vortrug und Sandro Scarrocchia (Accademia di Brera) die turbulente Rezeption von Riegls Theorien in Italien behandelte, stellte Georg Mörsch (ETH Zürich) die grundsätzliche Frage, ob Riegls Ideen in der gegenwärtigen denkmalpflegerischen Praxis brauchbar sind. Ähnliche Überlegungen entwickelte auch die *Grande Dame* der Riegl Forschung, Margaret R. Olin (School of the Art Institute of Chicago). Am Beispiel der gewaltsamen Zerstörung des World Trade Centers am 11. September 2001 sowie der Fotos der Verstorbenen und Vermissten sprach sie über zwei weitere Wertkategorien in Riegls Theorie, den *Erinnerungswert* und den *Gebrauchswert*.

Fasst man die Ergebnisse der Tagung zusammen, so lassen sich zwei Schwerpunkte nennen. Erstens wurde klar, dass Riegl in viel stärkerem Maße als bisher gedacht gleichsam an der Kreuzung verschiedener Wissenschaftsfelder und intellektueller Traditionen zu verorten ist. Seine Bereitschaft, Einflüsse von außen zu übernehmen und sein Fach inhaltlich wie methodisch zu öffnen, bietet gerade heute, in Zeiten eines pluralisierten Wissenschafts- und Kulturbegriffs, eine Antwort auf die Frage nach der Aktualität seines Denkens.

Zweitens zeigte sich, dass Riegl die zwingende Notwendigkeit erkannte, die Wissenschaft auch mit drängenden Zeitfragen in Beziehung zu setzen. Seine Gedanken etwa zum Wesen der Volkskunst, der, wie Riegl meinte, in Zeiten beschleunigter Ökonomisierung der Niedergang drohe, weisen ihn als Denker aus, der die Rolle eines Mahners einnahm, und der nie an der gesellschaftlichen Relevanz seines Tuns gezweifelt hat. Die eingangs gestellte Frage nach der Sinnhaftigkeit einer eingehenden Beschäftigung mit seinen Schriften lässt sich dem gemäß positiv beantworten. Alois Riegl erscheint uns heute, 100 Jahre nach seinem Tod, als der umsichtigste, sorgsamste und exakteste Kunstwissenschafter der Wiener Moderne.

Der Tagungsband erscheint voraussichtlich im Herbst 2006.

Georg Vasold

Bericht zur Konferenz des Internationalen Komitees Ethnographischer Museen (ICME) des Internationalen Museumsrates (ICOM) vom 18. bis 21. Oktober 2005 in Nafplion/Griechenland

Unterwegs. Die gemeinsam mit den FachkollegInnen des Ethnographischen Museums in Zagreb geplante Anreise zur ICME-Konferenz in Griechenland bot eine günstige Gelegenheit, sich wieder einmal des in den vergangenen 90er Jahren bewährten Netzwerks Europäischer MuseumsethnologInnen zu besinnen. Der lange Reiseweg mit dem Auto bis an die Südküste des Peloponnes führte über Skopje, wo unser Fachkollege Petar Namičev tätig ist. Er ist Architekt sowie Kustos am Ethnologischen Museum Mazedoniens und war als Vertreter seines Landes ein sehr engagiertes Korrespondierendes Mitglied des 1994 ins Leben gerufenen und bedauerlicherweise nur kurzlebigen „European Network of Ethnography and Social History Museums (NET)" [hierzu u.a. der Bericht in: ÖZV 50/99, 1996, S. 91 f.]. Das Ethnographische Museum Schloss Kittsee verdankt Petar Namičev, der sich inhaltlich und grafisch intensiv mit der ländlichen Architektur Mazedoniens auseinandersetzt, eine qualitätsvolle Ausstellung, die vor mehr als zehn Jahren von 7. Juni bis 30. Oktober 1995 dort gezeigt und in einer Begleitpublikation dokumentiert werden konnte [Namičev, Petar: Ländliche Architektur in Mazedonien. (= Kittseer Schriften zur Volkskunde. Veröffentlichungen des Ethnographischen Museums Schloss Kittsee, Heft 6).]. Wie uns vor Augen geführt wurde, arbeitet er beharrlich an der Aufzeichnung historischer Architekturbeispiele im ländlichen sowie städtischen Bereich. Seine Technik, Gebäudekomplexe zu fotografieren und von diesen Aufnahmen detaillierte Tuschezeichnungen anzufertigen, hat er beibehalten.

Am Ziel. Die Konferenz in Nafplion thematisierte unter dem Titel „Can Oral History Make Objects Speak?" das weite Feld erzählter Geschichte und entsprach im „Gedankenjahr", das in Europa vielerorts in unterschiedlicher Qualität und Sichtweise abgehalten wurde, dem Pulsschlag der Zeit. Die Beiträge der Konferenz konzentrierten sich im wesentlichen auf Anwendungsbeispiele. Einer Reflexion über Geschichtsbilder sowie deren Hervorbringung und Rolle in der Erinnerungskultur wurde kaum Raum gegeben.

Die Konferenz wurde vom Hellenic National Committee of ICOM (http://users.otenet.gr/~icom/) in Zusammenarbeit mit der Peloponnesian Folklore Foundation organisiert. Etwa neunzig Teilnehmerinnen und Teilnehmer folgten der Einladung. Henry Bredekamp, Generaldirektor des IZIKO Museums, Südafrika (http://www.museums.org.za/sam/), sprach in seiner Eröffnungsrede über die Rolle von Oral History in der Aufarbeitung

der Apartheid- und Postapartheidgeschichte Südafrikas. Er richtete dabei den Fokus auf das IZIKO Bo-Kaap Museum in Cape Town, das sich in regem Dialog mit Gewährspersonen aus der lokalen Bevölkerung befindet.

Henry Bredekamps Leitgedanken folgte am ersten Tag ein stimmungsvoller Empfang in der Peloponnesian Folklore Foundation. Rund dreißig Beiträge, Workshops, Diskussionseinheiten und Exkursionen waren von den Organisatoren in den folgenden drei Tagen der Konferenz unterzubringen. Der weit reichende Fragenkomplex wurde von den Veranstaltern in fünf Unterthemen gegliedert, wobei auf einige Beiträge innerhalb dieser Gliederung näher eingegangen wird.

Zunächst standen Methoden, Oral History in Ausstellungen zu integrieren, zur Diskussion, wobei sowohl fertig gestellte Projekte als auch Konzepte präsentiert und hinterfragt wurden:

In Middelkerke bei Oostende, Belgien, wird im Juni 2006 in einer bürgerlichen Villa der 1920er Jahre ein Museum zum Thema Küstenlandtourismus eröffnet. Die Projektleiterin Mieke Renders zeigte in ihrem Beitrag, dass die Konzeption der Ausstellung im wesentlichen auf Interviews basiert, die sowohl mit den ehemaligen Bewohnern des Hauses, als auch mit gegenwärtigen Touristen und der lokalen Bevölkerung gemacht werden.

Chul-In Yoo, Cheju National University, Korea, unterstrich in seinem Beitrag die Selektivität von Erinnerung am Beispiel eines Interviews mit einer Arrestantin vom 3. April-Aufstand 1948, um weiters auf einen reflektierten Umgang bei der Präsentation solcher extremen Erinnerung in Ausstellungen hinzuweisen.

Kritik an einem Erinnerungsprojekt übte Maria Patsarika vom International Centre for Cultural and Heritage Studies, University of Newcastle, UK. Der Eröffnung eines Zentrums für zeitgenössische Kunst in einem aufgelassenen Industriemühlenkomplex namens „Baltic Mills" in Newcastle-Gateshead wurde ein Oral History Projekt unter dem Titel „Baltic memories" vorangestellt, das sich aber hinterher nur als eine bloße Marketingmaßnahme herausstellte. Die Beiträge der angesprochenen Gewährspersonen fanden nicht Eingang in die inhaltliche Konzeption des umgebauten Industriekomplexes, sodass der Gedanke der Integration einer Kommune in ein Kulturprojekt fehlschlug.

Aus Kroatien kamen drei Beiträge. Zvjezdana Antoš, Kuratorin am Ethnographischen Museum Zagreb, hat für zwei Ausstellungsprojekte kurze Filme angefertigt, die lokale handwerkliche Traditionen dokumentieren. Ihr Ziel ist die Konservierung solcher mündlich überlieferten Fertigkeiten. Sie berichtete aber auch von einem neuen Selbstbewusstsein innerhalb der dokumentierten Lokalitäten als Folge ihrer Filme.

Damodar Frlan, Direktor am Ethnographischen Museum Zagreb, referierte über eine Sammlung afrikanischer Kunst, die durch Interviews mit der Besitzerin gut dokumentiert ist.

Olga Orlić vom Ethnographischen Museum Istrien zeigte, wie im Rahmen einer Ausstellung über Weberei Objekt und Erzählung miteinander verbunden wurden. Speziell im Bereich der Vermittlung bot man ein umfangreiches Programm an, das im wesentlichen von einem aktiven Weber bestritten wurde.

Das Gastgeberland steuerte viele interessante Beiträge bei, darunter jenen von Fotini Lekka. Für ein lokales Zeitgeschichtemuseum in Karditsa, Thessalien, werden Lebensgeschichten gesammelt. Vor Ort wird ein Dokumentationszentrum aufgebaut, das nicht nur Geschichte verwaltet, sondern auch über Identität, Gegenwart und Perspektiven der Stadt erzählen möchte.

Bärbel Kerkhoff-Hader, Universität Bamberg, Deutschland, beschrieb ein Studentenprojekt, das sich mit einem in der Stadt allgemein bekannten und 1996 geschlossenen Buchbinderbetrieb beschäftigt. Am Ende einer Recherche zwischen Relikten, Personen und Erinnerung soll eine Ausstellung stattfinden.

Ein medienbasiertes Unternehmen präsentierte Giorgos Pehlivanides vom Laboratory of Image, Sound and Cultural Representation am Department of Cultural Technology and Communication, University of the Aegean, Griechenland. Entlang einer Marktstraße in Mytilini, Lesvos, wurde mit unterschiedlichem medialen Einsatz zum Thema Alltag sowie zu historischen, sozialen und ökonomischen Aspekten recherchiert. Anschließend integrierte man die Ergebnisse in eine computergestützte Matrix, die die Strasse und ihre Lebensbereiche wiedergibt. Die Besucher konnten mit Hilfe kleiner technischer Manipulationshilfen einzelne Themen auswählen, die dann mittels reiner Audiobeiträge, audiovisueller Installationen oder Text- und Bilddisplays erfahrbar waren. Interessant erschien die Tatsache, dass die technische Struktur auch sehr einfach für andere Inhalte adaptierbar ist.

Im zweiten Kapitel stand schließlich der Einsatz von Oral History Ressourcen im Museum selbst zur Diskussion. Ino Maragudaki, ebenfalls vom International Centre for Cultural and Heritage Studies, University of Newcastle, UK, präsentierte hier eine in drei Museen durchgeführte Untersuchung über Besuchernutzungen von Oral History-Einheiten in Ausstellungen. Die Ergebnisse fanden aber bisher keine Umsetzung in den involvierten Institutionen. Das ist leider oft der Fall, wenn Untersuchungen im Rahmen von Studienlehrgängen in Zusammenarbeit mit einem Museum durchgeführt werden.

Zwei Abschnitte des Tagungsprogramms widmeten sich dem Dialog und der Weitergabe von Informationen einerseits zwischen Informationsgruppen und Museen, andererseits innerhalb von Vermittlungsprogrammen und der Nutzung neuer Medien.

Lori Gross vom „Museum Loan Network" am MIT, USA (http://loanet.mit.edu), präsentierte hier ein umfangreiches Vernetzungsprojekt, das sich im wesentlichen mit Objektleihe zwischen Museen beschäftigt. In diesem Rahmen soll aber auch der Informationswert der zur Verfügung gestellten Museumsobjekte gesteigert werden.

Ein interessanter Beitrag zum Thema Gedächtniskultur kam von Emma Wilson, Museums, Libraries and Archive Council, UK. Analog zu vielen Ländern in Europa wurde für das Jahr 2005 – in diesem Fall vom Imperial War Museum – unter dem Titel „Their past your future" ein Erinnerungsprojekt zum Ende des Zweiten Weltkriegs konzipiert. Im Gegensatz zu Österreich, wo eine zentrale Ausstellung das kollektive Gedächtnis bemühte und „mainstream-Geschichte" bot, wurden dort sechs gleiche Ausstellungseinheiten zu 50 Stationen in England geschickt, um vor Ort in einen Dialog mit allen Altersstufen der regionalen Bevölkerung zu treten. Meg Hart, Las Palmas, Spanien, zeigte anhand der Ausstellung „Voices and Echoes Exhibition", wie Oral History im Austausch zwischen den Generationen der Bewusstseinbildung und Sensibilisierung lokaler gesellschaftlicher Bedingungen dienen kann.

Gegen Ende der Tagung thematisierte Wend Wendland in einem zweiten Leitgedanken die rechtliche Problematik des geistigen Eigentums an erzählter Geschichte. WIPO, die „World Intellectual Property Organization" in Genf (http://www.wipo.int/portal/index.html.en), ist gerade in Begriff, Richtlinien zu erarbeiten, die den wissenschaftlichen und darüber hinaus den kommerziellen Umgang mit immateriellem kulturellem Erbe regeln sollen. Dabei wird auch über die Rolle von Museen und Forschern bei der Konstituierung solcher Richtlinien nachgedacht.

Martin Skrydstrup, Columbia University, Departement of Anthropology, New York, unterlegte diesen Fragenkomplex mit einem Beispiel seiner Forschungstätigkeit beim Volk der Fang in Gabun.

Rückkehr. Während die im üblichen Tagungsablauf integrierten Exkursionen zu den klassischen Besichtigungszielen am Peloponnes führten, bot die an die Konferenz angeschlossene Tour einen einschlägigen musealen Höhepunkt. Das von der Piraeus Bank Group Cultural Foundation gegründete „Museum of the Olive and Greek Olive Oil" (www.piop.gr) wurde im Jahr 2002 eröffnet. Inhalt, Aufbereitung sowie Raumlösung überzeugen und der Museumsshop mit wenigen ausgewählten Produkten animiert zum Kauf.

Ein lohnendes Ziel am Peloponnes; nicht zuletzt auch jener Ort zur Besorgung genuiner Mitbringsel von der Reise für daheim.

Matthias Beitl

Where is Europe?/Wo ist Europa?/Où est l'Europe? Dimensionen und Erfahrungen des neuen Europa

Internationales Symposium des Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft
(Tübinger kulturwissenschaftliche Gespräche 4)
18. bis 20. November 2005, Tübingen

Die Erweiterung der Europäischen Union zum Osten hin und die damit verbundenen Prozesse bedingen eine politische und ökonomische Neugestaltung des europäischen Kontinents, seiner Rolle in der Weltpolitik und der kulturellen Entwicklung. Die Diskussionen um mögliche Definitionen Europas und der EU über die Gestaltung einer europäischen Identität führen regelmäßig zu kontroversiellen Debatten, sobald die Problematik der Grenzziehung – sei es nun gegenüber der Türkei, der Ukraine oder Kroatien – erörtert wird. Europa und das Programm seiner „Europäisierung" sind in dieser Perspektive immer Teil eines stattfindenden Diskurses.

Von 18. bis 20. November 2005 fand in Tübingen das Internationale Symposium *„Dimensionen und Erfahrungen des neuen Europa am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft" (Tübinger kulturwissenschaftliche Gespräche 4)* statt. Die Europaforschung ist seit geraumer Zeit zu einem wichtigen Thema im Fach Ethnologie geworden. Dieser spannende Schwerpunkt wird nunmehr auch am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, geleitet von Prof. Reinhard Johler, aufgebaut.[1]

Laut Programm dieses interdisziplinären Symposiums sollte *„der vergleichend kultur- und sozialwissenschaftliche Blick auf jene vielfältigen Orte von Politik, Kultur, Freizeit und Verkehr gelenkt werden, in denen Europa gerade alltäglich geschieht, in denen somit das ansonsten abstrakte*

1 Studienprojekt SS 2003–WS 2004 „At Home in Europe: Über die Europäisierung des Regionalen"; Daheim in Europa. Formen der Europäisierung in der Region. Begleitband zur Ausstellung. Projektleitung Reinhard Johler Tübingen 2004.

Europa für die Bürgerin/den Bürger ein konkretes, in sich aber höchst vielfältiges und auch widersprüchliches Gesicht bekommt".[2]

Das internationale und interdisziplinäre Symposium schnitt aktuelle Fragen an. Die Präsentationen wurden von mehreren Fragen und Kommentaren begleitet, was Diskussionen zu Konzepten der Europaforschung zur Folge hatte.

Reinhard Johler (Tübingen) skizzierte in seinem Eröffnungsvortrag („Wo ist Europa? Ethnographische Annäherungen") eine breite Palette von „Geografischen Zentren Europas", stellte aber auch Perspektiven und erzielte Ergebnisse der Europaforschung einer Symposiumsöffentlichkeit zur Diskussion. Marie-Louise von Plessen (Berlin–Brüssel) („*Das Europa-Museum in Brüssel: Planung und Konzept*") präsentierte Planung und Konzept des Europa-Museums in Brüssel als eine Konstruktion des Mythos europäischer Integration. Europäisierung als Anonymisierung, der Kampf gegen die Denationalisierung, Konflikte, religiöse Dimensionen wurden unterstrichen. Bernhard Tschofen (Tübingen) („*Ein Europa der kulinarischen Regionen? Konstituierung und Praxis raumkultureller Bindungen*") wies darauf hin, wie der Genus und der Geschmack mit Landschaft und Raum verbunden sind; er sprach über Konstituierung und Praxis der Regionen. Die Einstellung der Bürger zum real existierenden Europa; „die EU reklamiert Europa für sich" bot Stefan Immerfall (Berlin) in seinem Beitrag („*Europa gegen EU: Das real existierende Europa in der Sicht der Bürger*") dar. Walter Leimgruber (Basel) („*Europa an der Wand. Schweizerische Verortungen*") zeichnete anhand reicher Bildpräsentationen ein intellektuelles Portrait der EU. Er merkte an, dass von Seiten der EU gegenüber Ost-Europa die gleichen Argumente im Vordergrund stehen wie seitens der Schweiz gegenüber der EU.

Von besonderem Interesse waren die Vorträge von Wissenschaftlerinnen aus Süd-Ost-Europa: Magdalena Elchinova (Sofia, Bulgaria), Teodora Stefanescu (Oradea, Rumänien), Viktoriya Hryaban (Czernowitz, Ukraine). Magdalena Elchinova stellte in ihrem Vortrag „*The making of an European Identity. The case of Bulgaria*" ein Projekt vor, das sie mit Studenten durchgeführt hat. Auf dem Ergebnis zahlreicher Interviews basierend, stellte sie in ihrem Projekt folgende Fragen und versuchte sie zu analysieren: Gehört Bulgarien zu Europa, was bedeutet es, ein Europäer, eine Europäerin zu sein, fühlen die bulgarischen StaatsbürgerInnen sich wirklich als Euro-

2 Das Programm des Internationalen Symposiums „Where is Europe?/Wo ist Europa?/Où est l'Europe?" Dimensionen und Erfahrungen des neuen Europa am Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft Tübinger kulturwissenschaftliche Gespräche 4.

päerInnen? Viktoriya Hryaban („*Europäisierung und Europa im Spannungsfeld zwischen Europäischer Union und der Ukraine*") und Teodora Stefanescu („*Siebenbürgen und das „Kleine Europa" im Kontext der Integration Rumäniens in die Europäische Union*") präsentierten Bilder, die kulturelle Praxen, Spannungen, Widersprüche im Europäisierungs- und Integrationsprozess in den beiden Länden beleuchteten.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die Tagung mit der Befragung und kritischen Beleuchtung der Problematik „welches Europa", „wessen Europa", „wo" und „wo nicht Europa" einen wesentlichen Beitrag zur Europaforschung leisten konnte.

Viktoriya Hryaban

Neuerscheinung

Ur-Ethnographie
Auf der Suche nach dem Elementaren in der Kultur
Die Sammlung Eugenie Goldstern

Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 2004
155 Seiten, zahlr. Farbabb., 21x21, brosch.
(= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band 85)
ISBN 3-902381-05-1
EURO 24,– (exkl. Versand), EURO 16,– (für Mitglieder des Vereins für Volkskunde)

Eugenie Goldstern (1883–1942) und ihre repräsentative Sammlung von bäuerlichen Objekten aus der Schweiz, aus Frankreich, Italien und Österreich, die sie dem Österreichischen Museum für Volkskunde Anfang des 20. Jahrhunderts zur Verfügung stellte, stehen im Mittelpunkt dieses Kataloges und der gleichnamigen Ausstellung. Im Rahmen einer sich neu etablierenden vergleichenden europäischen Ethnographie suchte die junge Wissenschaftlerin die entlegensten Regionen in den Zentralalpen auf, um ihre Forschungen durchzuführen. Ihre Leistung wird geschätzt, eine letzte Anerkennung blieb der aus Odessa stammenden Jüdin, die 1905 mit der Familie nach Wien übersiedelte, jedoch versagt. 1942 wurde sie deportiert und in Izbica ermordet.
Eingebettet in das wissenschaftstheoretische Umfeld ihrer Zeit und eingedenk ihres tragischen Schicksals wird anhand der von ihr gesammelten „Relikte" ein Blick in die vormoderne alpine Lebensweise in Savoyen, im Wallis, Graubünden und im Aostatal eröffnet. Unter Beiziehung von Vergleichsobjekten spüren Ausstellung und Katalog gleichzeitig der Rolle des „Primitiven" in der Moderne und seinem Einfluß auf Kunst und Gesellschaft nach.

Inhalt:

Vorwort 7–9; Einführung: Ur-Ethnographie oder die Suche nach dem Elementaren 11–12; Urformen 15–19; Die Wissenschaften vom Menschen 21–37; Das Museum als Speicher alpiner Lebensformen 39–47; Relikte alpiner Kultur 49–104; Kunst im Ursprung 107–155.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LX/109, Wien 2006, 85–107*

Literatur der Volkskunde

ZIMMERMANN, Harm-Peer (Hg.): *Was in der Geschichte nicht aufgeht. Interdisziplinäre Aspekte und Grenzüberschreitungen in der Kulturwissenschaft Volkskunde*. Marburg, Jonas-Verlag, 2003, 160 Seiten, Abb.

Die Festschrift für Martin Scharfe ging aus einem Symposion hervor, welches 2001 anlässlich seines 65. Geburtstages in Marburg stattfand. Der Titel der Veranstaltung ist identisch mit dem der Publikation: „Was in der Geschichte nicht aufgeht. Interdisziplinäre Aspekte und Grenzüberschreitungen in der Kulturwissenschaft Volkskunde." Diese etwas rätselhaft klingende Formulierung vom „Aufgehen in der Geschichte" verdankt sich einer Überlegung Josef Dünningers aus dem Jahr 1969, worin dieser versuchte, die Spezifik des Faches Volkskunde – überspitzt formuliert – aus den (unterstellten) Defiziten der Geschichtswissenschaft abzuleiten. Dankenswerterweise halten sich die Beiträge nicht mit negativen Abgrenzungsversuchen von unserer Nachbardisziplin auf. Wenngleich die Form der Interdisziplinarität etwas vage bleibt, so werden umso selbstbewusster – und durchaus überzeugend – Grenzüberschreitungen in künstlerische, poetische, literarische, kulturwissenschaftliche, philosophische Gefilde unternommen. Die Formel vom „Nicht-Aufgehen in der Geschichte" wird immer wieder aufgegriffen und etwa verglichen mit dem Aufgehen einer Saat und dem Nicht-Aufgehen einer Rechnung oder auch variiert als ein „Nicht-Eingehen in die Geschichte". Das Alltägliche und Banale als Gegenstand unseres Faches lässt sich in diesen Formulierungen wiederfinden und wird in Fallstudien mit viel Liebe zum Detail vorgeführt.

In diesem kompakten Buch ist es gelungen, die feierliche Atmosphäre einer akademischen Geburtstagsfeier in eine Festschrift zu übertragen. Die ReferentInnen repräsentieren Netzwerke der Scientific Community, nach prominenten FestrednerInnen kommen SchülerInnen mit einem ebenso witzigen wie klugen Fotoessay an die Reihe. Hierauf folgt Harm-Peer Zimmermann als Vertreter des Instituts, der in seiner philosophisch-phänomenologischen Analyse der Liebe auf den ersten Blick beharrliches Insistieren und die philosophische Vertiefung in einen Augenblick demonstriert. Womit auch der Eindruck vermittelt wird, dass Martin Scharfes Saat aufgegangen zu sein scheint, und in Marburg auch weiterhin der Weg für eine Kulturwissenschaft nach seinem Vorbild bereitet wird. Abschließend brilliert der

Jubilar in einem kulturwissenschaftlichen Essay, der neben wissenschaftlicher Erkenntnis einen Hauch Abenteuer vermittelt: Ein historisches alpinistisches Bravourstück, die Erstbesteigung des Watzmann im Jahr 1800, wird minutiös geschildert und als kulturelle Szene interpretiert. Die zahlreichen schwarz-weißen Abbildungen sind mehr als Illustrationen der schriftlichen Beiträge. Ganz dem Stil Scharfes verpflichtet wird hier die Bedeutung visuellen Denkens vorgeführt. Wort und Bild verschmelzen zu einer Einheit und werden nicht allein als Quellen befragt sondern in ihrem ganzen Potential als Denkwerkzeug genützt.

Helge Gerndt (München) führt in seiner Laudatio anhand von Bildern aus Scharfes Werk durch das Schaffen des vielseitigen Kulturwissenschaftlers und verdeutlicht die konsequente Kontinuität seines Denkens, welches ausgehend von einer Dissertation über Andachtsbilder immer wieder neue Dimensionen der Auseinandersetzung mit Bildern erschließt beziehungsweise sich über Bildbetrachtung kulturphilosophischen Fragen zuwendet und eine originäre Methodik der visuellen Anthropologie entwickelt. Scharfe betrachtet Bilder als Kulturgebärden, den „sinnlich geronnenen Ausdruck einer kulturellen Stimmung" (S. 22). Anstrengungen zur Überwindung eines Logozentrismus stehen im Zentrum dieses Ansatzes, der mit hoher Sensibilität für Paradoxien darauf abzielt, die unmittelbare Wirkung des Affektes für die Wissenschaft nutzbar zu machen. Kulturell geprägte Blickweisen werden kritisch analysiert, Bilder dienen als Indikator, besonders unkonventionell aber ist es, wie das künstlerische „Augen-Wissen" für das kulturwissenschaftliche Erkenntnisstreben eingesetzt wird. Kunst wird als notwendiger Bestandteil von Wissenschaft begriffen.

Der anschließende Beitrag von Christine Burckhardt-Seebass (Basel) verzichtet auf Abbildungen, operiert aber mit opulenten Sprachbildern und vollführt einen Grenzgang zwischen Poesie und Wissenschaft. Kontinuität und Wandel werden mit der Metapher der sich häutenden Schlange beschrieben. Im Beitrag von Utz Jeggle (Tübingen) rückt bildliches Denken in den Hintergrund, was dem noch vor kurzem tabuisierten Thema „Sexualität im Alter" angemessen ist. In einem sozialwissenschaftlich-historisch geprägten Ansatz wird das Umschlagen einer Negativbesetzung von sexueller Aktivität im Alter hin zu einer Idealisierung lebenslangen Sex-Vermögens verdeutlicht, wobei die Synthese das Paradoxon vor Augen führt, wie schnell Befreiung in Zwang münden kann. Konrad Köstlin (Wien) wurde von der Formulierung des Aufgehens (einer Bruchrechnung) zu einer Reflexion über lebensweltliche Logik und Plausibilität angeregt. Dabei erläutert er die Rolle der Ethnowissenschaften als Erzähler plausibler Geschichten und als Deutungseliten (an die Writing Culture Debatte erinnernd) und kritisiert dabei die Vernachlässigung der Suche nach Erkenntnis. Kosmos als „schöne

und heilige Ordnung" wird in der Moderne zur Ästhetisierung der sozialen Ordnung des Mikrokosmos. Am Beispiel der „Coolness" werden Reflexivität als Selbstdokumentation und Selbstinszenierung, Hermetik als Rückzug und Abgrenzung und die Formierung resistenter Mikrokosmen beschrieben. Die „wasserdichte" Logik der Alltagswelt verstünde es sogar, das Chaos in den Kosmos zu integrieren, indem sie jeden Gegensatz aufhebe und Brüche verdecke: Alles geht auf.

Der Festvortrag des Darmstädter Philosophen Gernot Böhme wurde im vorliegenden Band nicht veröffentlicht, dieser verfasste jedoch stattdessen einen anregenden Aufsatz, in dem er Victor Klemperers Tagebuch als eine Quelle zur Technikgeschichte heranzieht: Klemperer zeigte sich aufgeschlossen für technische Innovationen und interessiert an Auto, Elektroherd, Flugzeug, Grammophon, Kino, Tonfilm, und Zeppelin. Die Tagebucheintragungen zeugen von Hellhörigkeit gegenüber sozialer und politischer Zeichenhaftigkeit der Dinge.

Die knappen Skizzen der Schülerinnen und Schüler Martin Scharfes üben sich im Lesen alltäglicher Zeichen und würdigen Unscheinbares am Wegesrand zwischen dem Wohnort Martin Scharfes und dem Institut für Europäische Ethnologie in Marburg: Regina Klein beachtet den Sehschlitz von Rollläden, Simone Tavenrath lässt sich von einer durchschossenen Tafel mit der Aufschrift „Doppeleinschußwarnung" zu einer literarischen Miniatur inspirieren, Sabine Manke stellt phänomenologische Betrachtungen über das Foto einer Tasse im Strassengraben an, Kathrin Bonacker wendet sich der Kulturgeschichte der Lifaßsäule zu, Sonja Windmüller analysiert die transportable Miet-Toilettenkabine, Claus-Marco Dieterich demonstriert mit einem Foto eines Grenzpunktes die Idee klarer Ordnung, Frank Kohl thematisiert die Banalisierung des Göttlichen. In einem Postskriptum beschreiben die StudentInnen, wie ihre kulturwissenschaftlichen Recherchen in Scharfes Heimatdorf Moischt Verdacht erregten, so dass sogar polizeiliche Ermittlungen angestellt wurden. Dies ist einerseits eine methodologisch interessante Kuriosität andererseits symbolisiert diese Interaktion die Identität der Kulturwissenschaftler.

Der abschließende Beitrag Harm Peer Zimmermanns befasst sich nicht mit menschlichen Ängsten sondern mit Sehnsüchten: Der Autor betrachtet den „Ersten Blick" auf einen anderen Menschen als ein hermeneutisches Problem, und versucht zu ergründen, wie der Glaube an die Möglichkeit eines augenblicklichen Verstehens zu erklären sei? Das Phänomen zeuge vielleicht weniger von der Sehnsucht nach dem anderen, als von der Sehnsucht nach Sehnsucht.

Die den Band abschließende eindrucksvolle Fallstudie Martin Scharfes befasst sich mit dem in seinem Werk zentralen Thema des paradoxen

Phänomens aufklärerischer Geistlicher (ein Widerspruch der einprägsam im Bild des Gipfelkreuzes mit Blitzableiter zusammengefasst wird): Hier wird ein Portrait des slowenischen Priesters Valentin Stanig gezeichnet. Im Bericht über die Watzmann-Besteigung erkennt Scharfe drei verschiedene kulturelle Gebärden, welche einen historischen Wendepunkt in der Frömmigkeit markieren – und bereits auf eine Abwendung hindeuten. Die neue Gebärde des Messens als rationalistische Weltaneignung rückt in den Vordergrund, doch daneben erinnert das Zurücklassen von Gegenständen an die alte Gebärde des archaischen Opfers, die Suspension des Glaubens und der Verzicht auf das Gebet im gefährlichen Moment ausgesetzter Kletterei künden von der künftigen Gebärde. Der Reiz dieser dichten Beschreibung liegt aber nicht zuletzt in ihrer Vielschichtigkeit.

Diese gelungene Festschrift ist nicht nur eine lohnenswerte Lektüre für Kenner und Freunde Martin Scharfes sondern auch für ein erstes Kennenlernen geeignet.

Bernhard Fuchs

HESS, Sabine, Johannes MOSER (Hg.): *Kultur der Arbeit – Kultur der neuen Ökonomie. Kulturwissenschaftliche Beiträge zu neoliberalen Arbeits- und Lebenswelten.* Graz, Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie, 2003, 170 Seiten.

Auf den ersten Blick liefert der Sammelband „Kultur der Arbeit – Kultur der neuen Ökonomie" eine eher deprimierende Bestandsaufnahme der zunehmend neoliberal geprägten Arbeits- und Lebenswelten. Bei genauerem Lesen jedoch gestatten die meisten Beiträge weit mehr als nur einen Einblick in verschiedene Branchen und mehr als Statements von AkteurInnen/Betroffenen. Die acht Aufsätze (zu diesen gesellt sich eine – zu kurze – Einleitung der HerausgeberInnen) resultieren aus einer Vortragsreihe, veranstaltet von der Frankfurter Gesellschaft zur Förderung der Kulturanthropologie in Kooperation mit dem dortigen Universitätsinstitut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie sowie dem Deutschen Gewerkschaftsbund und beziehen sich mehr oder weniger auf Deutschland. Das tut dem Erkenntniswert keinen Abbruch; jedenfalls auf Österreich und andere umliegende Länder lassen sich die Beobachtungen und Analysen übertragen.

Frauen sind in diesem Band (thematisch wie als Autorinnen) etwas unterrepräsentiert; und zwei der drei Autorinnen setzen sich in ihrem Beitrag mit Hausarbeit auseinander. Am Beispiel von osteuropäischen Au Pairs schreibt Herausgeberin Sabine Hess über die globalisierte Hausarbeit und

ihre Folgen. Zwei Jahre lang hat sie sich mit empirischen Methoden Frauen genähert, die als Au Pairs nach Deutschland kamen, und mit Frauen, die solche Haushaltsarbeiterinnen beschäftigen. Hess beleuchtet die historischen wie die aktuellen sozialen und politisch-rechtlichen Hintergründe dieser Arbeitsverhältnisse. Die neue Arbeitsteilung im Privathaushalt gestaltet sich international; als Au Pair einzureisen, ist für viele Frauen auch eine mögliche und häufig genutzte Migrationsstrategie. Strukturelle Probleme führen dabei zu Diskriminierung und zu enttäuschten Erwartungen auf beiden Seiten. Die von der Hausarbeit entlasteten Frauen schreiben die gesellschaftliche Abwertung der Arbeit im Haushalt fort und selbst in der kommerzialisierten Form bleibt sie halböffentlich, ambivalent, informalisiert, privat auszuhandeln und prekär. Die Bilder der Frauen voneinander entsprechen den gesellschaftlichen (Vor-)Urteilen und sind letztlich von rassistischer und sozialer Hierarchisierung geprägt: Die Moderne Frauenerwerbsarbeit geht zu Lasten ausländischer Frauen.

Marion von Osten erzählt „Über das Phantasma der Abschaffung von Hausarbeit" (S. 123) und damit vor allem über negative Folgen der Technologisierung des ('Erste Welt'-)Haushalts in der Moderne. Auch sie lenkt das Augenmerk auf die Geschichte der Mechanisierung und deren politische Hintergründe (Feminismus, afro-amerikanische Befreiungsbewegung). Und ähnlich wie Sabine Hess kommt sie zum Schluss, dass „Reproduktion", ausgelagert und weiterhin verdeckt und geringgeschätzt, gesellschaftliche Differenz nur verschiebt und zu einer Ethnisierung führt.

Die Diagnosen überraschen nicht – zum Teil erfahren LeserInnen die neuen Arbeitswelten und deren Auswirkungen auf die Lebenswelten entweder gerade selbst oder hören und lesen davon in den Medien. Auch auf dem Feld der Kulturwissenschaften ist mittlerweile zu diesem Thema einiges erschienen, worauf von den AutorInnen dieses Bandes nur vereinzelt Bezug genommen wird. Von fragmentierten Arbeitsalltagen und Arbeitsbiografien ist die Rede und von flexibilisierten Arbeitsverhältnissen, von anforderungsgemäß selbstorganisierten Arbeitskräften, Ich-AGs und lebenslang fortgebildeten, flexiblen, mobilen und marktgängigen Wissensarbeitern. Es geht um neue Technologien als Voraussetzung und Folge der *New Economy*, um veränderte Arbeitsorganisationen und -strukturen, zu erzielende Leistungen und Kompetenzen, die sich nicht nur auf Berufliches beziehen sollten, sondern gleichermaßen auf Lebensplanung, Alltagsorganisation und auf Identitäten samt Gefühlshaushalten.

ProfiteurInnen und VerliererInnen werden mit ihren Selbstentwürfen und -auslegungen vorgestellt, dabei aber nicht vorgeführt, wenn etwa der Soziologe Frank Kleemann über Teleheimarbeit und die Bedeutung dieser neuen Arbeitsform schreibt[1] oder der Herausgeber Johannes Moser eine Pilotstudie

zu Dienstleistungsberufen präsentiert. Anhand von Fallbeispielen erläutert Moser Frankfurter Arbeitsalltage, ausführlicher geht er auf zwei Gewinner der neuen Entwicklungen ein – einen Manager im Bereich Telekommunikation und einen Bank-Personalchef – und auf eine Verliererin, eine nach Deutschland immigrierte Architektin, die als Putzfrau und Kaffeeköchin arbeitet. An allen ‚Fällen' zeigt sich, dass die Anforderungen der neuen Ökonomie Widersprüche erzeugen, die von Einzelnen schwer aufzulösen sind.

Um GewinnerInnen und VerliererInnen geht es auch bei Birgit Müller. Sie analysiert – wiederum am Beispiel konkreter Personen – die ‚Osterweiterung' eines deutschen Aufzugsherstellers. Die Firma setzt konsequent Unternehmenskultur als Mittel normativer Kontrolle ein, macht sich die Dehnbarkeit von Begriffen und Konzepten im Sinne einer „Betriebsphilosophie" zunutze. Bekannte Bilder und Konstrukte werden inhaltlich neu befüllt (Familie); seitens der Konzernleitung wird die Ideologie unerbittlich vertreten. Auf der Ebene des Managements, diese hat sich Müller genauer angesehen, gibt es verschiedene Umgangsweisen mit der Unternehmenskultur – kulturell wie psychisch/mental. Individuen lassen sich Modelle nicht nur gefallen, sondern entwickeln innerhalb der gesetzten Rahmen verschiedene Praktiken, mit unterschiedlichem Erfolg allerdings.

Abstrakter ist der Beitrag von Dieter Kramer. Er fragt danach, was nach dem Ende der Vollerwerbsgesellschaft kommt und regt dazu an, vor einem „erweiterten geschichtlichen Horizont" zu reflektieren (S. 50). Kramer bezieht sich vor allem auf Diskurse rund um Arbeitslosigkeit, Maßnahmen und Programme zur Arbeitsplatzbeschaffung in deutschen Printmedien 2001. Er kritisiert Scheinlösungen wie die Konzepte „Tätigkeitsgesellschaft" (arbeitsmarktpolitische Instrumentalisierung von Kultur) oder „Bürgergesellschaft" (nicht finanzierbar, schreibt Arbeitszwang als moralische Verpflichtung fest). Obwohl Vollbeschäftigung unwahrscheinlich ist, ökologisch nicht sinnvoll wäre und nicht zwingend zur Lebensqualität beitrüge, bleibt Arbeitslosigkeit ein Makel und Arbeitsplätze stehen im Vordergrund politischer Strategien. Die Gesellschaft sollte jenen, die sich zurückziehen vielmehr dankbar sein – sie entlasten Umwelt und Arbeitsmarkt, meint Dieter Kramer und fordert eine Diskussion der Alternativen zur subventionierten Vollbeschäftigung.

---

1 Leider bleibt seine Analyse sehr oberflächlich, wenngleich sie in ihren Details durchaus interessante Aspekt bietet. So z.B. die Beobachtung, dass TeleheimarbeiterInnen prinzipiell Netto-Arbeitszeiten veranschlagen, während im Betrieb mit Brutto-Arbeitszeit gerechnet wird (also Phasen des Leerlaufs, der Unterbrechung etc. selbstverständlich inkludiert werden).

Aus dem Platzen der „IT-Blase" destilliert Orvar Löfgren neue Felder und Themen für die Europäische Ethnologie. Zuvor lässt er eintauchen in *events*, *creative settings*, *networks*, in *rankings* und die *catwalk economy* (S. 76 f., 80 f.); beschreibt einige Formen der Kulturalisierung in einer Periode rapider ökonomischer Veränderung und vergisst nicht auf die Genderperspektive: Löfgren nennt die *New Economy* „boyish" (S. 85). Man merkt dem Text die Freude des Wissenschaftlers an den Narrationen und Wortschöpfungen an; seine Analyse ist beflügelt, aber keineswegs ungenau. Er bezieht Widerständiges und Subversives ein – parallel zur Kolonialisierung neuer Bereiche (z.B. der Emotionen, der Imagination) durch den Markt sind etwa das *open-source movement* und diverse Formen des *Hackens* entstanden. Löfgren beobachtet eine Rückkehr von magischen Formeln und Anrufungen und entdeckt viel mystisches Glauben, Wollen und Hoffen in einer unsicheren Welt. Träume, Fantasien und Wünsche sollten daher unbedingt empirisch untersucht werden. Auch hinsichtlich der Ästhetisierungsprozesse sieht er einen Nachholbedarf kulturwissenschaftlicher Forschung.

Mit Überlegungen zu Arbeit und Freizeit im Zusammenhang mit dem Wandel der Erwerbsarbeit setzt Klaus Schönberger den Schlusspunkt. Kritisch bemerkt er die Organisationsorientierung aktueller kulturwissenschaftlicher Arbeitskulturforschung und plädiert für eine subjektorientierte Perspektive. Schönberger schlägt die Integration zweier Sichtweisen auf die Veränderung der Arbeit, vor allem die zeitliche und räumliche Entdifferenzierung von Arbeit und Freizeit vor; vorbildlich findet er diesbezüglich italienische und französische Arbeiten. Mit Richard Sennett wird aber auch dem im Band wahrscheinlich meistzitierten Autor Referenz erwiesen. Autoren wie Sennett oder André Gorz betonten die Heteronomieperspektive und konzentrierten sich auf die problematischen Seiten. Daneben böten die „neuen Arbeitsverhältnisse" auch veränderte Handlungsmöglichkeiten, die sich aus der Autonomieperspektive entdecken ließen ebenso wie die unbeabsichtigten Potentiale des Strukturwandels. Ein Konzept, das beide Perspektiven berücksichtige, sei geeignet, „Rahmenbedingungen der handelnden Subjekte auf ihre jeweiligen Potentiale hin zu analysieren" (S. 149), und das sei zentral.

Daran, dass die Layouts wissenschaftlicher Bücher eher puritanisch sind, und dass diese Werke ohne Bilder auskommen müssen (selbst wenn mit Marion von Osten eine Künstlerin unter den AutorInnen ist) wird man sich mehr und mehr gewöhnen, dennoch irritieren die eingestreuten Tippfehler auch in durchökonomisierten, lektoratslosen Zeiten.

Nikola Langreiter

KILIANOVÁ, Gabriela, Konrad KÖSTLIN, Herbert NITKITSCH, Rastislava STOLIČNÁ (Hg.): *Ethnology in Slovakia at the Beginning of the 21st Century. Reflections and Trends.* (= Etnologické Študie, 9; Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie Wien, 27). Bratislava–Wien, 2005, 4 graph. s/w. Abb.

Im November 2001 fand aus Anlass des 55-jährigen Bestehens des Ethnologischen Instituts der Slowakischen Akademie der Wissenschaften die Konferenz zum Thema „Ethnology in Slovakia on the Threshold of the 21st Century: Reflections and Trends" statt. Vier Jahre später sind nun die gesammelten Ergebnisse der Tagung erschienen, die eine Vielfalt an Themen und Zugängen präsentieren, welche nicht nur für jene interessante Aspekte beinhalten, die speziell an slowakischen Verhältnissen interessiert sind. Prozesse und Probleme innerhalb einer wissenschaftlichen Disziplin, deren Zuständigkeit im weitesten Sinn im Bereich „Gesellschaft" liegt, während die untersuchte Gesellschaft einen massiven Transformationsprozess durchläuft („vor unseren Augen"), können Aufschluss zu allgemeineren Fragestellungen, wie etwa zu Wandel und Kontinuität, geben. Der hohe Grad an Reflexivität, der die meisten der Beiträge auszeichnet, eröffnet ein vielschichtiges Bild der Bedingungen und Möglichkeiten wissenschaftlichen Arbeitens, nicht nur in Hinblick auf die Umbrüche und Aufbrüche der letzten Jahre, sondern darüber hinaus, indem mögliche Effekte eines totalitären Regimes auf Sozial- und Gesellschaftswissenschaften verdeutlicht werden.

Der einleitende Artikel Gabriela Kilianovás skizziert die Situation der ethnologischen Forschung nach der politischen Wende und bietet, ausgehend von Milan Leščáks Bericht zum Stand der Ethnologie in der Slowakei 1989, einen Überblick zu verschiedenen thematischen Schwerpunktsetzungen, wie ethnische Minderheiten (was in Arne B. Manns Beitrag zum Stand der Roma Forschung in der Slowakei vertieft wird), Nationalismus oder nationaler Identität, die während der neunziger Jahre eine Konjunktur erlebten, nicht zuletzt weil sie die sogenannten „weißen Flecken" der ethnologischen Forschung vor der Wende darstellten. Auch die Neuorientierung der FolkoristInnen, deren Verbindung zur Ethnologie sehr eng war (und ist) und auf die Eva Krekovičová in ihrem Artikel zu Konstruktionen von „Eigen" und „Fremd" sehr kritisch eingeht, wird thematisiert. Kilianová setzt die beginnende kritische Auseinandersetzung mit Fragen der Methode im Feld erst später an und erachtet den Zeitraum von zehn und mehr Jahren für die Überwindung der ersten – durch soziale und politische Umbrüche bedingten – emotional-inhaltlichen Diskussionen, für notwendig.

Der anschließende Text Peter Niedermüllers führt die Thematik auf eine Metaebene und zeigt Möglichkeiten, wie sich die Europäische Ethnologie

der komplexen Problematik „postmoderner" Gesellschaften nähern könnte. Dementgegen benennt Konrad Köstlin die „Fallen" der kulturwissenschaftlichen Forschung, deren Konstruktion von Kohärenz zu problematisieren sei und geht dabei auf die Entwicklung und ursprüngliche Intention der Ethnowissenschaften ein.

Zuzana Beňušková und Dušan Ratica widmen sich unter anderem den Bedingungen der wissenschaftlichen Produktion vor dem Hintergrund des kommunistischen Regimes und betonen, dass viele dieser Arbeiten im Kontext der Zeit verstanden werden müssen, in der die gesellschafts- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen in besonderem Maße von marxistischen Lehrgebäuden ideologisch dominiert wurden. Sie gehen auf die oftmals „nachträglich eingezogenen marxistischen Fundamente" oder die „zeitentsprechende ideologische Bemäntelung" (S. 159) ein, die viele Publikationen charakterisieren. Die Ethnographie, die in Reaktion auf den sozialistischen Modernismus ihr Heil im deskriptiven Festhalten untergehender traditioneller Werte und Erscheinungen zu finden suchte, habe die methodologischen Auswege des Marxismus jedoch nicht allzu oft beschritten. Auch werden nochmals systematisch die dringlichsten Anliegen der postkommunistischen Forschung, die sich in Reaktion auf die vorangegangenen Erfahrungen herausbildeten, dargestellt. Demgegenüber betont Rastislava Stoličná die Inhalte und den Entstehungskontext des in den siebziger Jahren verfassten Ethnologischen Atlas der Slowakei (EAS), der, wie sie meint, auch der aktuellen Forschung als Quelle zur Untersuchung traditioneller ruraler Lebensweisen nützlich sein könnte (S. 153).

Ein interessantes thematisches Feld, das in mehreren Beiträgen behandelt wird, ist der ländliche Raum, in dem der Trendwechsel von ethnographischen Darstellungen traditioneller Lebenswelten hin zu prozessorientierten Untersuchungen, die Themen wie Besitzverhältnisse, Kollektivierung, Arbeit und Arbeitsverhältnisse behandeln, deutlich wird. Bemerkenswert ist hier die historische Orientierung, wie etwa in Olga Danglovás Beitrag, worin sie ausgehend vom 19. Jahrhundert Besitzverhältnisse und deren soziale Bedeutsamkeit, die Prozesse und Auswirkungen der Kollektivierung sowie die aktuelle Situation nach den Restitutionen in der Slowakei herausarbeitet. Die vielschichtigen Aspekte und Effekte einer Diskontinuität der Besitzverhältnisse im Laufe des 20. Jahrhunderts werden auch von Mihály Sárkány im Kontext ungarischer Verhältnisse besprochen. Er stellt eine Reihe an Studien zur ländlichen Gesellschaft vor, die in den letzten Jahren in Ungarn entstanden sind. Die landwirtschaftlichen Arbeitsverhältnisse während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts werden von L'ubica Falt'anová beschrieben. Sie weist darauf hin, dass ein Großteil der in der Landwirtschaft tätigen Menschen in der Slowakei mehre Einkommensquel-

len hatten und vor allem auch die besitzenden Schichten am Land zusätzlichen Beschäftigungen nachgehen mussten.

Ein weiterer inhaltlicher Schwerpunkt wurde zum Thema „urbane Welten" in der ethnologischen Forschung gesetzt. Zdenek Uherek hat in diesem Zusammenhang mögliche Auswirkungen des Globalisierungstrends in den postkommunistischen Staaten, insbesondere der Slowakei, veranschaulicht. Er verweist auf Studien, unter anderem von Daniel Luther, der im letzten Beitrag des Bandes selbst auf Mikro- und Makrowelten des urbanen Raums eingeht, wobei er diese Dichotomie kritisch hinterfragt. Speziell zum Thema Stadt formulieren Katarína Popelková und Peter Salner in sehr differenzierter Weise den Stand der Forschung in der Slowakei; sie blicken einerseits auf die „Stadt Ethnologie" als junge Disziplin zurück und liefern andererseits einen Ausblick auf mögliche zu setzende Prioritäten in der näheren Zukunft.

Eine besondere Qualität des Bandes sehe ich in dem von vielen AutorInnen mit einbezogenen breiten Forschungskontext, in dem sie sich selbst verorten. Die meisten Beiträge – und nicht nur die Überblicke zur Forschungssituation – verweisen auf eine Vielzahl an Studien die (nicht nur, aber vor allem) in der Slowakei entstanden sind. Viele dieser Texte sind nicht übersetzt und so leider nur einem ausgewählten wissenschaftlichen Publikum zugänglich. Die intensive reflexive Auseinandersetzung mit dem eigenen Fach und seiner Vergangenheit, wird dementsprechend von „außen" oft nicht in angemessener Form zur Kenntnis genommen.

Maria-Luise Freithofnig

Narodna Umjetnost, Croatian Journal of Ethnology and Folklore Research, Bd. 40/1. Zagreb 2003, 167 Seiten; Bd. 40/2. Zagreb 2003, 227 Seiten, mehrere Abb., Diagramme, Musiknoten und Tanzschriften.

Nach dem in den letzten Jahren eingeführten Usus, jährlich einen Band in englischer Sprache und einen in Kroatisch zu veröffentlichen, setzt das Zagreber Institut für Ethnologie und Folkloristik seine Editionstätigkeit in schöner Regelmäßigkeit fort und legt den Folgeband für das Jahr 2003 vor. Das erste Heft legt die Konferenzbeiträge eines Postgraduiertenkurses zu „Gender and Nation, Tradition and Transition" im Inter-University Center in Dubrovnik vom 20. bis 25. Mai 2002 vor, den das „Centre for Women's Studies" in Zagreb in Zusammenarbeit mit den „Institut of Ethnology and Folklore Research", dem „Centre for Women's Studies" in Belgrad und dem „Women's and Gender Studies Department" der Rutgers University in New

Brunswick organisiert hatte. Vor Seminarteilnehmern aus vier Kontinenten referierten Wissenschaftler aus den USA, England, Indien, Slowenien, Serbien-Montenegro, Bosnien-Herzegowina und Kroatien. Entsprechend breit ist auch das Themenspektrum, dessen Basis der Blick auf Frauenrollen in verschiedenen sozialen und nationalen Kontexten bildeten. Zu Beginn steht der Beitrag von Nira Uyval-Davis (Greenwich, London), „Nationalist Projects and Gender Relations" (S. 9 ff.), der in einem weitgesteckten theoretischen Diskurs die Frauenpositionen in den Nationalismustheorien behandelt: Mutterschaft, Verwandtschaftsbindungen, soziale Umfelder und Geschlechterbeziehungen, Rassismus und Sexualität, Gender und Krieg, Frauen als Soldaten, Feminismus und Nationalismus. Auf die „palästinensische Krise" bezieht sich der Beitrag von Samira Kwash (Rutgers Univ., New Brunswick), „Nation, Place and Placelessness: Identity, Body, and Geography in the Case of Palestine" (S. 37 ff.), wo auf die erste „Intifada" (1987–93) eingegangen wird sowie auf F. Fanons Buch, „The Wretched of the Earth", New York 1963. Mit der Filmindustrie in Indien (Bombay) beschäftigt sich Valsala Kumari (Rutgers Univ., New Brunswick) in „Gender and Nation: Tradition and Transition" (S. 49 ff.). Während im Film bisher das Frauenbild weitgehend vom Patriarchalismus der Produzenten in „Bollywood" (Bombay) bestimmt ist, beginnt das passive Frauenbild von „der Inderin" in letzter Zeit brüchig zu werden, was sowohl auf weibliche Regisseure wie auch auf die neue Produktionsstätte Nordamerika zurückzuführen ist. Den Komplex eines"CorpusChristi"-Festes in der pyrenäischen Berg-Industriestadt Berga bringt uns der Artikel, von Doroty Noyes (Ohio, Columbus) näher: „In the Blood: Performance and Identity in the Catalan Transition to Democracy" (S. 65 ff.). Das Franko-Regime hatte dieser seit dem 17. Jahrhundert abgehaltenen katalanischen Festmanifestation gravierend nationalistischen und patriarchalen Charakter verliehen, was sich gegenwärtig umzuwandeln beginnt. Den Vergleich zweier Romane der Balkanhalbinseln, „Dritter Brautkranz" von Kostas Tachtsis im Griechischen 1962 veröffentlicht, und „Petrias Brautkranz" von Daegoslav Mihajlovic im Serbischen 1975 publiziert, untersucht der Beitrag von Svetlana Slapsak (Ljubljana, Institutum Studiorum Humanitas) (S. 81 ff.). In den Romanen wird eine „persona feminina" als Protagonistin konstruiert und dekonstruiert. Svetlana Slapsak distanziert sich dabei deutlich von der Sicht der männlichen Autoren. Dem Personenkult gewidmet ist der Beitrag von Maja Brkljacic (Central European University, Budapest): „Tito's Bodies in Word and Image" (S. 99 ff.), ein Vortrag, der im Rahmen der Tagung heftige Diskussionen ausgelöst hatte, die z.T. am Ende des Artikels wiedergegeben werden. Der Beitrag von Davor Dukic (Zagreb), „Contemporary Wars in the Dalmatian Literary Culture of the 17th and 18th centuries" (S. 129 ff.),

untersucht die venetianisch-türkischen Kriege der letzten beiden Jahrhunderte im Gebiet der See- und Küstenherrschaft der Serenissima auf Basis von Chroniken, Geschichten und Liederzyklen in Dalmatien. Ivan Lozica bearbeitet in seinem Text die Hörer-Reaktionen auf die kroatische Folklore-Radiosendung, „Ivan Slamnig and Mara's Crown" (S. 159 ff.).

Der zweite Band, in kroatischer Sprache, beinhaltet unter anderem Beiträge zur Volksdämonologie: Leander Petzold untersucht in „Zum Universum der Dämonen und ihrer Welt im Spätmittelalter" (S. 9 ff.) die Bedeutung von Volksglauben und die oralen Traditionen hinsichtlich einer Dämonologie im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit. Zum Wesen ihrer Erscheinungsform gehören die Formenvielfalt und Instabilität der Charakteristika, nach Maßgabe der spezifischen Funktionsmechanismen und Variantenbildungen mündlicher Überlieferung. Demselben Thema, jedoch unter kontemporären Vorzeichen widmet sich der Beitrag von Helmut Fischer: „Alte Dämonen – Neue Kontexte: Dämonen in rezenten Legenden" (S. 29 ff.). Anhand der Erzählungen vom ungebetenen Mitreisenden wird demonstriert, dass die Funktion der Gestaltwerdung psychischer Prozesse die heutigen mit den älteren Legenden verbindet; Personen, Orte und Umstände erscheinen bis zu einem gewissen Grad austauschbar, auch wenn man kaum von einer eigentlichen Entwicklung sprechen kann. Maja Boskovic-Stulli widmet ihren Artikel der Volksdichtung Dalmatiens (S. 41 ff.) und Lada Cale Feldman stellt einen internationalen Vergleich der Morris-Tänze vor (S. 61 ff.): „morisco, moresca, moreska". Das Phänomen eines mimetischen Agonaltanzes um Mauren und Christen durchzieht das mediterrane Südeuropa von Spanien bis zur Balkanhalbinsel. Das Motiv der Hürde und der Wölfe in Hochzeitsliedern im dinarischen Raum beschäftigt Pieter Plas (S. 81 ff.). Die symbolische Raub-Metaphorik in Motivationen und Darstellungen ist auch anderen Balkanvölkern geläufig, etwa der Adler und das Rebhuhn in den griechischen Liedern. Die Transmigration kroatischer Gastarbeiter in München beschäftigt Jasna Capo Zmegac (S. 117 ff.). Branko Kostelac verfolgt die historische Entwicklung, ein Notationssystem für kroatische Volkstänze zu entwickeln (S. 133 ff.), die den Ansprüchen der Praxis genügen kann. Mit den Formen des Hackbretts in Nord- und Nordwestkroatien am Ende des 20. Jahrhunderts setzt sich Irena Miholic auseinander (S. 153 ff.), und Richard Mach untersucht die Tambura-Musik der Kroaten in Amerika (S. 169 ff.).

Walter Puchner

MERAKLIS, Michail G.: Ελληνική Λαογραφία *[Griechische Volkskunde. Soziale Strukturen, Sitten und Gebräuche, Volkskunst]*. Athen, Odysseas, 2004, 632 Seiten.

MERAKLIS, Michail G.: Η συνηγορία της λαογραφίας *[Plädoyer für die Volkskunde]*. Athen, A. Hatzimichali-Stiftung, 2004, 187 Seiten, mehrere Abb., English summary.

Der emeritierte Volkskunde-Professor der Universität Athen hat sich entschlossen, seine dreibändige Einführung in die Griechische Volkskunde (1984, 1986, 1992) in einem einzigen Band, mit einem einheitlichen Register versehen, zu publizieren. Damit gewinnt die an sich jüngste Übersicht zur griechischen Volkskunde an Gewicht und Übersichtlichkeit. Der Autor hat die ursprünglichen Texte nicht verändert, auch Quellen und Nachweise wurden nicht ergänzt; denn aufgrund der explosiven Entwicklungen auf dem Sektor der Erforschung griechischer Volkskultur wäre eine grundlegende Umstrukturierung unabdingbar gewesen und der Text hätte an Frische sicher verloren. Diese Texte spiegeln ein enormes Quellenspektrum von Homer bis zu letzten Bevölkerungs- und Konsumstatistiken wider und zeigen die Arbeitsweise Michail Meraklis, der hinter dem Sammeln und Auswerten, Zusammenstellen, Vergleichen, in der historischen Einordnung und Nachzeichnung von Entwicklungslinien auch und vor allem die ästhetische Dimension berücksichtigt. Er spricht beileibe nicht nur von Wortprodukten und der Volkskunst, von Riten und Festmanifestationen, sondern etwa auch von der „Poetik der Institutionen" (vgl. die Märchenstudien: M. G. Meraklis, Studien zum griechischen Märchen, Wien 1992, Raabser Märchenreihe 9, S. 7–11). Mit dem Zusammenstellen aller drei Bände wird nun auch die einheitliche Konzeption wie die Methode der Darstellung deutlicher, die jeweils vom symptomatischen Einzelfall ausgeht, um dann ein Gesamtbild zu rekonstruieren. Dem Gesamttext sind dabei literarische Qualitäten, nach Maßgabe der philologischen Tätigkeit und Funktion des Autors als führendem Literaturkritiker, nicht abzusprechen.

Der fast gleichzeitig erschienene zweite Band ist eine Art Verteidigungsschrift für die Volkskunde, die in Griechenland wie überall mit der transatlantisch eingeführten „home-anthropology" oder „European anthropology" zu kämpfen hat und an diese bereits mehrere Universitäts-Lehrstühle verloren hat. Die griechische Situation ist allerdings insofern unsymptomatisch, als sich hier ab den 60er Jahren eine Art Eldorado der anthropologischen Forschung aller Richtungen mit Dutzenden von case studies und Hunderten von Artikeln entwickelt hat, nach Maßgabe der Tatsache, dass Griechenland das einzige orthodoxe und türkenzeitlich geprägte Land der westlichen Allianz gewesen ist und daher Forschungen leichter zugänglich war als

andere Länder Ost- und Südosteuropas. Dies hat sich nun grundlegend geändert, doch die Haltung der amerikanischen, französischen, englischen – und seit etwa 25 Jahren auch der griechischen – Anthropologen gegenüber den volkskundlichen Quellen und Archivalien hat sich kaum verändert. Das bedeutet, dass diese auch weiterhin vor dem Vorwurf der „Ideologiebelastetheit" und „Ethnozentrik" nicht benützt werden, während die jungen Nachwuchsvolkskundler sehr wohl über die aktuellen Methoden der Kultur- und Sozialanthropologie Bescheid wissen. Umstritten ist auch die Frage der Namensgebung, der ein symbolhafter Charakter nicht abgesprochen werden kann. Die Wortprägung von Nikolaos Politis 1909, „Laographia" (Volksbeschreibung), ein Ausdruck der hellenistischen Zeit, der mit Demographie zu tun hat, entspricht in seiner Universalität der deutschen „Volkskunde", hat aber keine ideologische Korruption erfahren wie diese. Mit der Trennung der Volkskulturforschung in Folklore und Ethnographie/Ethnologie, wie sie in den ehemaligen sozialistischen Ländern üblich war, dem Sonderfall England (Folklore) und Frankreich (Ethnologie), der deutschen Spaltung dieser Wissenschaftsdisziplin in Ethnologie (außereuropäische Völker) und Vergleichende Volkskunde (Europa), aus der der ältere skandinavische Vorschlag der „Ethnologia europaea" zu verstehen ist, haben die wohlbekannte Terminusverwirrung verursacht, die nach 1968 zu vielfältigen Umbenennungen, nicht aber zu einer tatsächlichen Änderung von Inhalten und Methoden geführt hat. Das Begriffsinstrumentarium der Kultur- und Sozialanthropologie, hat inzwischen aus den eigenen Reihen essentielle Kritik erfahren und ist in der New Anthropology einem Trend zur bloßen Erfassung der Reaktionen des Forschers auf sein Feld gewichen. Nach dem Wegfall der Kolonialherrschaft wendet die Anthropologie sich verstärkt dem eigenen Kulturraum bzw. den europäischen und westlichen Massenkulturen zu und entdeckt den Wert und die Qualität der „Insider-Anthropologen" in der „Dritten Welt", die nicht aus Abstand urteilen, sondern als Kenner aus der Nähe. Dafür sind, zumindest was den europäischen Raum betrifft, die klassischen Volkskundler, versehen mit dem vielfältigen Begriffsinstrumentarium und den verschiedenen Theoriebildungen der Anthropologie, Soziologie, Alltagsgeschichte usw., geradezu prädestiniert. Somit kommt es in Griechenland zu der paradoxen Situation, dass die griechischen Anthropologen mit importierten eurozentrischen und „westlichen" Begriffsinstrumentarien arbeiten, die dem „großen" Abstand der Kolonialisten angehören und dabei die Faktenbestände, Komparationen, Kartographierungen, Flächenerfassungen usw. der Volkskunde verschmähen, um zu eigenen Ergebnissen zu gelangen, die in der künstlichen case-study-Form isoliert dastehen und nicht immer unbedingt einen entscheidenden Forschungsfortschritt bedeuten.

Meraklis nimmt einen Kongreß eines Netzwerkes der Wissenschaftlichen und Technischen Zusammenarbeit der Europäischen Ethnologie und Historiographie des Europarates in Budapest 1994 (Réseau de cooperation scientifique et technique en ethnologie et historiographie européennes, Fédération Européenne de Réseaux du Conseil d'Europe), VIIIème Atelier, 19–23 Septembre 1994, Budapest: „Le Folklore ses rapports à l'ethnologie européenne et à l'histoire dans l'enseignement supérieur en Europe, Acta Ethnographica 40, 1995, Budapest 1996, S. 1–6, 297–480) zum Anlaß, die griechische Situation in einen vergleichend europäischen Rahmen zu stellen. In der Vielfalt der Meinungen, nationalen Begriffsbildungen und Methodenvorschläge ist doch ein Grundtenor herauszuhören, wonach die rezente Volkskunde, europäische Ethnologie, European oder home-Anthropology usw. im Grunde genommen den gleichen Forschungsgegenstand besitzen: nämlich nach dem Verschwinden und der Folklorisierung der traditionellen Volkskultur die Massen- oder Alltagskultur in ihrer heutigen Ausprägung zwischen Globalisierung, deren historischer Entwicklung und der Reaktion auf die Globalisierung. Nach der Einführung durch den Autor (S. 11 ff.) bietet die Ausgabe griechische Übersetzungen, Zusammenfassungen und Kommentierungen folgender Artikel: für Frankreich J. Bonnet und Ch.-O. Carbonell, „Le folklore et ses rapports avec l'ethnologie et l'histoire dans l'enseignement supérieur français" (S. 23 ff., op. cit., S. 317–332), für Dänemark M. Simonsen, „Statut du folklore au Danemark et en France" (S. 39 ff., op. cit. S. 333–343), für Deutschland A. C. Bimmer, „La recherche et l'enseignement de l'ethnologie européenne (Volkskunde) en Allemagne après la réunification" (S. 61 ff., op. cit., S. 345–352), für Belgien St. Top, „Enseignement et recherches ethnologiques à la Katholieke Universiteit Leuven (1937–1994). Contribution à l'histoire scientifique d' une discipline" (S. 67 ff., op. cit., S. 359–380), für England A. Brudford, „Ethnology at School of Scottish Studies (The University of Edinburg)" (S. 73 ff., op. cit., S. 381–386), für Spanien A.-M. Rivas, „Le Folkore et l'Anthropologie dans l'enseignement superieur en Espagne: l'histoire d'un paradoxe" (S. 75 ff., op. cit. S. 387–393), für Italien M. Federica und Eug. Testa, „La présence des études de folklore, d'ethnologie et d'anthropologie dans l'enseignement universitaire italien" (S. 95 ff., op. cit. S. 403–408), für Litauen L. Sauka, „Les rapports du folklore avec l'ethnologie et l'histoire de la Lituanie dans l'enseignement supérieur" (S. 101 ff., op. cit. S. 409–415), sowie für Slowakei (S. 105 ff.), ehem. Jugoslawien (S. 111 ff.), Ungarn (S. 119 ff.), Rumänien (S. 127 ff.) und die Türkei (S. 131 ff.).

In einem Schlußkapitel betont Meraklis (S. 135 ff.) die Notwendigkeit, neben den soziologisch und sozialanthropologisch orientierten Betrachtungsweisen die ästhetischen Dimensionen der Alltagskultur nicht zu ver-

nachlässigen, die „Poetik des gesellschaftlichen Seins", die im Methodenspektrum heutiger Kulturforschung kaum Beachtung und Anwendung findet. Es folgen noch eine Zusammenfassung (S. 143 ff.) sowie ein Plädoyer für die Volkskunde (S. 147 ff.), das auf die spezifisch griechische Situation eingeht. Fast mehr als die Worte sprechen die ausgezeichneten Bilder dieses Bandes, die die Ästhetik und Poetik der Alltagskultur in ihrer Widersprüchlichkeit veranschaulichen und mit einfühlsamen Bildtexten erklärt werden: ein fliegender Billig-Markt von aus dem ehemaligen Ostblock Zugewanderten in Athen, eine Streikversammlung auf der Straße, eine Bushaltestelle mit wartenden Passagieren, ein Rußkreuz vor der Haustür, eine unterirdische Fußgängerpassage mit Graffiti, alte Geschäftstafeln vor Hochhäusern, ein mit Blumen und Kerzen geschmückter Epitaph-Baldachin, neoklassizistische Bauten neben Glas-Stahl-Konstruktionen usw.: ein interessanter Beitrag zu einer aktuellen Diskussion, die in Griechenland mit ungewöhnlicher Schärfe geführt wird.

Walter Puchner

Επτανησιακά Φύλλα *[Heptanesische Blätter]*, Bd. XXIV. Zante 2004, 336 Seiten, zahlr. Abb.

Das bis 1990 von dem zantischen Gelehrten und Lokalhistoriker Dinos Konomos und seither von Dionysis Serras herausgegebene philologische, historische und volkskundliche Periodikum über die Jonischen Inseln und speziell die Insel „fior di Levante", Zante, gibt einen Widmungsband für den österreichischen Erzherzog Ludwig Salvator (1847–1915) heraus, anläßlich des hundertjährigen Jubiläums seiner vielleicht wichtigsten und umfangreichsten Publikation. Es handelte sich dabei um eine zweibändige, mehr als tausend Seiten umfassende und mit unzähligen Photographien, Gravuren und Skizzen versehene Publikation mit dem einfachen Titel „Zante", erschienen in Prag 1904. Dieses monumentale Werk ist lange Zeit in Vergessenheit geraten, wird gegenwärtig in Griechenland neu entdeckt, harrt aber immer noch einer adäquaten Übersetzung ins Griechische. Der Widmungsband beginnt mit dem Titelblatt der historischen Publikation und einer biographischen Zeittafel von A. Sarantis (S. 11 ff.). Den Hauptartikel hat der Herausgeber, D. Serras, selbst beigesteuert: „Ludwig Salvator und sein Zante-Buch damals und heute" (S. 29–70), worin detailliert auf den Inhalt der monumentalen Ausgabe eingegangen wird. Es gilt bereits eingangs festzuhalten, dass der Widmungsband reich ist an historischen Photographien der Jahrhundertwende, Gravuren und Skizzen, die aus Salvators

Buch selbst stammen. Einen weiteren Beitrag liefert A. Sarantis über die zahlreichen Publikationen von Salvator, der als Kulturgeograph und Mittelmeerkenner ständig auf Reisen war und zahlreiche Bücher verfaßt hatte. Griechenland betreffen folgende Publikationen: Levkosia, die Hauptstadt von Cypern, Prag 1873; eine Spazierfahrt im Golfe von Korinth, Prag 1876; Paxos und Antipaxos im Ionischen Meere, Würzburg/ Wien 1887; Sommertage auf Ithaca, Prag 1903; Zante, 2 Bde. Prag 1904 (1150 Seiten, 347 Abb. Karten usw.); Wintertage auf Ithaca, Prag 1905; Parga, Prag 1907; Anmerkungen über Levkas, Prag 1908. Es folgt noch eine kurze Bibliographie über Ludwig Salvator selbst (S. 85 ff.), woran sich abschnittsweise Übersetzungen aus dem Buch reihen: der Prolog (S. 89 ff.), das Kapitel über die Pflanzenwelt (S. 95 ff.), Handwerksberufe auf Zante (S. 102 ff., Seifensieder, Ziegelbrenner, Pudererzeuger, Schuster), das Kapitel über das jüdische Viertel der Insel (S. 107 ff.), griechische Zeitungsartikel zu Jahrhundertbeginn mit Interviews und Gesprächen (S. 117 ff., 122 ff., 127 ff., 131 ff.), die Persönlichkeit und Werk beleuchten, u.a. von dem Lokalhistoriker Spyridon de Viazis (S. 143 ff.) und Dinos Konomos (S. 163 ff.), ein kürzlich erschienener Artikel zur Biogaphie von Salvator von Ph. Drakontaidis (S. 167 ff.) sowie weitere Artikel zu Ludwig Salvators bewegtem Leben (S. 183 ff.). D. Flevotomos steuert basierend auf einigen Photographien von Salvator eine volkskundliche Studie zum Palmfest auf Zante bei (S. 199 ff.). Der Historiker D. Arvanitakis beleuchtet die Frage nach dem postumen Schicksal der Werke von Salvator (S. 217 ff.) und beschäftigt sich mit dem Versuch einer Geschichte von Parga, Prag 1908. D. Mousmoutis erforscht die Begegnung zwischen Salvator und dem Dramatiker Timoleon Ambelas (S. 233 ff.) und D. Serras jene zwischen Salvator und Leonidas Zois (S. 243 ff.) basierend auf Briefen und unveröffentlichten Notizen des zanteschen Historikers und Volkskundlers. Ludwig Salvator hatte im Zeitraum 1901–1903 mehr als ein Jahr auf Zante zugebracht, die Insel gründlichst durchforscht und unterhielt freundschaftliche Beziehungen zu den bedeutendsten Persönlichkeiten der Insel und vielen Gelehrten in Athen. Vielleicht sollte man den allseits geachteten Erzherzog als einen der frühen Feldforscher einer case-study in Griechenland bezeichnen. Die Vielfältigkeit seiner Beobachtungen reicht über den anthroplogischen Rahmen weit hinaus und steht in der Tradition der Bände der „K.u.K. Österreichisch-Ungarischen Monarchie in Wort und Bild".

Walter Puchner

WALDNER, Annegret: *Tiroler Wildbäder, Sommerfrischorte und Bauernbadln. Bade- und Sommerfrischwesen im Spannungsfeld kultureller Wandlungsprozesse von der frühen Neuzeit bis zum beginnenden 20. Jahrhundert.* (= Beiträge zur Europäischen Ethnologie und Folklore. Reihe A: Texte und Untersuchungen; Bd. 6). Frankfurt am Main, Berlin u.a., Peter Lang Verlag, 2003, 184 Seiten.

Annegret Waldners Buch, das in der Reihe der von Leander Petzoldt herausgegebenen *Beiträge zur Europäischen Ethnologie und Folklore* erschienen ist, darf ohne weiteres als feine Tirolensie bezeichnet werden, die den vorzüglichen Charakter eines kleinen Nachschlagewerks besitzt. Zum einen gelingt es der Autorin, einen guten Überblick über die Kulturgeschichte der Bäder und Sommerfrischen in Alttirol zu geben, wobei ein historischer Bogen gespannt wird, der den Zeitraum von 1550 bis 1910 umfasst und damit die drei großen Strömungen, Gegenreformation und Absolutismus, Aufklärung und Verbürgerlichung der Gesellschaft umkreist. Zum anderen stellt die Autorin detailreich die komplexe Entwicklung des Bades und der Sommerfrische in ihrer oft spannungsreichen Beziehung zu Gesellschaft und Herrschaft und die damit verbundenen differenzierten Lebensformen vor.

Neben den aktuellen kulturwissenschaftlichen Forschungsansätzen, bietet die Autorin eine komplexe Begriffsbestimmung des Gegenstandes, macht die Leser mit dem Körperdiskurs und den Gesundheitslehren früherer Zeiten vertraut und bietet Lehrreiches rund um die sozioökonomische Struktur des alttiroler Bade- und Sommerfrischewesens: eine erfrischende Themenpalette, die durch einen reichhaltigen Quellenfundus gut belegt wird.

Aus der tourismushistorischen Sicht dürften das Kur- und Bäderwesen sowie die Sommerfrische wohl als die wichtigsten Vorformen des Tourismus angesehen werden. Menschen begaben sich aus gesundheitlichen Gründen oder auch zum Zwecke des Vergnügens in die Bäder. Wasser zum Baden, zum Trinken, in kaltem oder auch in warmem Zustand, zog seit jeher die Menschen an und bildet nicht nur in Europa ein weit verbreitetes Phänomen mit langer Tradition.

Im Alpenraum finden sich in den meisten Tälern Heilquellen mit den jeweiligen Bädern; es sind historisch weit zurückreichende Einrichtungen, kulturell dauerhaft verwurzelte Institutionen. So kann man in dem um 1820 von August Lewald herausgegebenen Bad-Almanach (Stuttgart, o.J., S. 479) nachlesen: „Im herrlichen Lande Tyrol giebt es auch viele Bäder, wo man auf Mauleseln oder starken Gebirgspferden, unwegsame Pfade hinanklimmen muß, und sich den erhabenen Schrecknissen einer wilden Hochalpen-Natur gegenüber sieht. So sah ich die Eisenquelle von Ratzes, in einem schauerlichen Kessel von Dolomit (...), bis hinab zum gastlichen

Recoaro. Durch das bad- und quellenreiche Pusterthal, wo die gastliche Lage von Maystadt und Prax eine bereits feinere Gesellschaft vereinigt."

Manchen dieser Bäder gelang es, sich vom Image des „Badl" zu befreien und gemäß den Vorbildern der mondänen Badeorte Europas voran zu kommen. An couragierten Personen fehlte es nicht; erfahrene Wirtsleute, Landbürgertum, niedriger Adel, Ärzte, Apotheker, Klerus, usw. förderten die Weiterentwicklung manchen traditionellen Bades.

Es bedurfte einiger Zeit und Entwicklung bis in den Alpen renommierte Kurorte entstanden. Denn bis Besucher aus fremden Ländern überhaupt in die Alpen kamen, das Gebirge als sehens- und besuchenswert akzeptierten,war ein Umdenken nötig und eine neue Einstellung zur Landschaft, galt das Gebirge doch als gefährlich. Es wurde nicht als Naturschönheit oder faszinierende Kulisse betrachtet, sondern als Hindernis und Bedrohung. Erst mit dem begeisterten Blick der Romantiker auf die wilden Berglandschaften kam Bewegung in die Alpen: Schriftsteller und Maler beginnen nun, die unberührte Natur als Ziel der menschlichen Sehnsucht darzustellen. Der Schweizer Albrecht Haller löste mit seinem Gedichtband „Die Alpen" einen regelrechten Sturm der Alpenbegeisterung aus, und mit seinem Roman „Nouvelle Héloise" weckte schließlich der Genfer Philosoph Jean Jacques Rousseau jenes „Naturgefühl", das ganz Europa erfasste und bis in unsere Zeit wirksam geblieben ist (S. 30 f.).

In diesem Wahrnehmungszustand waren die Alpen nun für den künftigen Ansturm gewappnet, auch wenn es noch einer komplexen Entwicklung bedurfte, bis es zu einem ausgeglichenen Austausch zwischen den Bedürfnissen der Gäste und der Gastgeber kam. Die Menschen in den Alpen haben jedenfalls beim Aufbau des Tourismus zum Teil auf Vorhandenes zurückgreifen können. Bereiche, die zur Ebnung des Weges für den modernen Tourismus erheblich beitrugen, sind, neben dem bereits erwähnten Badewesen, die jahrhundertealten Gast- und Beherbergungsbetriebe, die es entlang der Transitrouten durch die Alpen gab. Dort war bereits ein gewisses Know-how entwickelt worden, das eine solide Basis für den kommenden Tourismus darstellte. Man lernte den Umgang mit den Fremden und legte sich ein nicht unbedeutendes Wissen im gastronomischen Bereich zu. Von der schlichten Gastfreundschaft ging der Weg über eine notwendige Distanz hin zur Professionalität im Umgang mit den Gästen.

Ähnlich verhielt es sich mit der Sommerfrische. In den heißen Monaten zogen sich die Bewohner der Städte und Täler auf die Berge zurück, um dort der Hitze zu entfliehen. Die Einheimischen lernten damals bereits den Umgang mit den Fremden und Hans Heiss meint zu diesem Phänomen: „Die Sommerfrische hat zweifellos ein Klima geschaffen, das die Entwicklung des Tourismus in unserem Land in günstiger Weise vorweggenommen und

gefördert hat. Der Boom seit 1890 (in Tirol) beruht zweifellos auch auf den Prädispositionen, die der jahrhundertealte Brauch der Sommerfrische wachgerufen hat." (Sommerfrischwesen in Südtirol. In: Nössing, Josef (Hg): Die Alpen als Heilungs- und Erholungsraum. Bozen 1994, S. 79–90). So kann die Entwicklung des Bäderwesen und der Sommerfrische in Tirol grundsätzlich als Spiegelbild der Gesellschaft gelesen werden.

Resümierend liegen die Vorzüge dieser Untersuchung von Annegret Waldner im Gelingen, ein unbedeutend scheinendes regionales Phänomen so detailreich und komplex darzustellen, dass seine Bedeutung den Horizont lokaler Tourismusgeschichte übersteigt und den Blick auf ein kulturgeschichtliches Panorama freigibt.

Paul Rösch

RAUSCHER, Peter: *Langenlois – לוז. Eine jüdische Landgemeinde in Niederösterreich im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges.* (= Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes, Bd. 449). Waidhofen/Thaya, Waldviertler Heimatbund, 2004, 184 Seiten, 10 s/wAbb.

Im Rahmen des 1998 initiierten Forschungsprojektes „Germania Judaica IV – Austria Judaica" hat sich der Historiker Peter Rauscher mit der Geschichte der jüdischen Gemeinde in Langenlois beschäftigt. Das vorliegende Buch ist auf das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges fokussiert. Die Geschichte der jüdischen Gemeinde ist kurz, sie dauert von 1623 bis 1670. Davor lebten nur wenige Juden in der Gegend, danach wurden sie vertrieben.

Die Gemeindegründer waren prominente, sehr wohlhabende Wiener. Die jüdische Gemeinde von Langenlois gehörte zu den reichsten Gemeinden Niederösterreichs, das das einzige der österreichischen Erbländer der Habsburger war, in dem nach den Pogromen des 14. und 15. Jahrhunderts im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts überhaupt Juden legal leben konnten. Bereits 1670/71 jedoch wurden die Juden Niederösterreichs erneut des Landes verwiesen.

1623 liessen sich in Langenlois acht jüdische Familien nieder. Mit einem Privileg Kaiser Ferdinands II. erhielten sie die Erlaubnis eine Synagoge einzurichten, einen Vorsänger und einen eigenen Fleischhauer anzustellen, also eine funktionierende Gemeinde zu gründen. Das Recht sollte ihnen so lange gewährt bleiben, wie der Kaiser Juden in Österreich dulden würde.

Rauscher beschreibt zunächst die Ansiedlung der Familien und die Geschichte der jüdischen Landgemeinden in der Vormoderne. Er geht von der Rezeption des 20. Jahrhunderts aus und merkt an, dass noch 1955 der

Bezirksschulrat Krems/Land eine Schriftenreihe mit angeblich heimatlichen Sagen herausgab, in denen Juden als Brunnenvergifter dargestellt wurden. Geht man forschend in der Geschichte zurück, wird – wie leider kaum anders zu erwarten – deutlich, dass gewaltsame Vertreibungen der Juden immer wieder vorkamen. 1338 wurde die mittelalterliche Gemeinde in Langenlois zerstört, weil die Juden angeblich eine geweihte Hostie geschändet haben, und steht damit in der langen Tradition durch sogenannte Hostienschändungen verursachter Pogrome.

Die Langenloiser Juden spielten eine wichtige Rolle innerhalb der österreichischen Judenschaft. Die Untersuchung der Landgemeinden des 17. Jahrhunderts jedoch war im Kanon der österreichischen Geschichte bisher nicht von Belang. Peter Rauscher stellt seine Geschichte der Langenloiser Gemeinde in den Kontext der jüdischen Geschichte Mitteleuropas. Die Lebensbedingungen in der jüdischen Gemeinde Langenlois könnten so (wenn wir seiner Argumentation folgen) trotz schlechter Quellenlage wenigstens teilweise rekonstruiert werden.

Die ersten Juden in Langenlois, Abraham und Isak Ries, handelten mit Münzen, Wein, Tuchen und Luxuswaren. Abraham Ries scheint das Oberhaupt der weitverzweigten Familie gewesen zu sein, die „Hofjudenprivilegien" wurden auf seinen Namen ausgestellt. Er selbst hielt sich später aber hauptsächlich in Wien auf. Die in Langenlois ansässigen Gemeindemitglieder lebten vom Warenhandel und Geldverleih, andere waren möglicherweise als Hausierer im Umland aber auch in Langenlois selbst tätig. Die Quellen lassen erkennen, dass es zwischen der christlichen und der jüdischen Bevölkerung immer wieder zu Konflikten kam. Aus diesen perspektivisch sehr eingeschränkten Quellen entwickelt Peter Rauscher einen Gutteil seiner Untersuchung. Ein Beispiel: So wurde in Langenlois unter anderem den Schächtern unerlaubter Fleischhandel vorgeworfen. Die Langenloiser Ratsprotokolle lassen darauf schließen, dass Christen während der Fastenzeit bei Juden Fleisch kauften und so das Fastengebot umgehen wollten. Die Lebenssphären von Juden und Christen dürften sich immer wieder berührt haben: So wäre das 1638 erlassene Verbot des Zusammenlebens von Juden und Christen interpretierbar. Über das alltägliche Gemeindeleben gibt es aufgrund der mangelhaften Quellenlage – vielleicht aber auch aus dem sehr einseitigen Blick auf die Quellen – wenig zu berichten.

Ein eigenes Kapitel widmete der Autor dem Generalsteuerpächter Hirschl Mayr, der als schillernde Gestalt unter den österreichischen Juden des 17. Jahrhunderts dargestellt wird. Er war in mehrere Skandale verwickelt und wurde bisher in einschlägigen Werken in düsteren Farben geschildert. Rauscher versucht dieses einseitige Bild mit Hilfe der Forschungen von Leopold Moses zurechtzurücken. Anstelle des antijüdisch typisierten Böse-

wichtes scheint Hirschl Mayr viel eher ein Betroffener der komplizierten Parteikämpfe innerhalb der Wiener Judenheit gewesen zu sein.

Um sich ein Bild der damaligen Zeit machen zu können, versuchte Rauscher die allgemeinen Lebensbedingungen der Menschen im 17. Jahrhundert einzubeziehen, die damalige, für die Bauern folgenschwere Wetteränderung, die zahlreichen Kriege und Aufstände, den vorherrschenden Hexenglauben und die u.a. daraus vorangetriebene Judenfeindschaft. Er beschreibt die Situation der Juden in Österreich bis zum Dreißigjährigen Krieg, die geprägt war von Ausweisungen, Pogromen und Antijudaismus. Mit Beginn des Dreißigjährigen Krieges 1618 wurde die Wirtschaftskraft der Juden zur Finanzierung des Krieges für den Kaiserhof interessant. Im Münzwesen sowie im Tuchhandel spielten sie bald eine wichtige Rolle. Als wegen der schlechten finanziellen Verhältnisse eine regelmäßige Besteuerung der Juden für notwendig erachtet wurde, und somit auch die in Niederösterreich lebenden Juden miteinbezogen wurden, kam es zu Unterschlagungen, Veruntreuungen, und unkontrollierten Einhebungen sogenannter „Tributgelder". Um klare organisatorische Voraussetzungen zu schaffen, kam es zur Ausbildung der Landjudenschaft im Sinne einer autonomen Organisation aller sogenannter Schutzjuden, ein erstes Steuerverzeichnis ist 1652 nachweisbar. Die erhaltenen Rechnungsbücher zu den Steuerleistungen ermöglichen einen Einblick in die personelle und organisatorische Entwicklung der Landesjudenschaft. Dabei werden nicht nur strukturelle und personelle Eigenheiten und die Vermögensverhältnisse offenbar, sondern auch die Tatsache, dass es unter den Juden damals viele Arme gab, die die Steuer nicht zahlen konnten und deshalb das Land heimlich verließen.

Mit der Familie Öttingen-Ries beschäftigte sich Rauscher besonders intensiv und versucht deren gesellschaftliche Stellung, soweit dies möglich ist, zu rekonstruieren. Im Zusammenhang damit werden die politischen, topographischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten im Langenlois des 17. Jahrhunderts in einem eigenen Kapitel behandelt. Unter anderem war der Weinbau sehr wichtig, da Wein als Zahlungsmittel Sicherheit bedeutete. Die guten wirtschaftlichen Bedingungen, die verkehrsgünstige Lage und die Größe machten Langenlois als Warenumschlagsort interessant. Der Autor beschreibt – vielleicht ein wenig allgemein – die Wirtschaftstätigkeit der Langenloiser Juden, die neben dem Warenhandel auch Kredithandel betrieben. Immer wieder geht es aber auch um die Konflikte zwischen Juden und Christen, die allein schon aus Konkurrenzsituationen entstanden und zu zahlreichen antijüdischen Aktionen führten. Deutlich wird auch, wie sehr sich die Rechtsstellung der Juden in Langenlois von denen der Christen unterschied.

In einem letzten Kapitel setzt sich Peter Rauscher mit dem Schicksal der Juden nach der Vertreibung aus Langenlois auseinander. 1670/71 zogen die

meisten der in Langenlois ansässigen Gemeindemitglieder nach Mähren und fanden dort auf Adelsgütern Unterschlupf.

Es folgen schließlich ein Quellenanhang, ein Abkürzungsverzeichnis, ein Quellen- und Literaturverzeichnis, ein Abbildungsverzeichnis sowie ein Orts- und ein Personenregister. Trotz problematischer Quellenlage und einem sehr eng umgrenzten Forschungsgegenstand, ermöglicht die vorliegende Studie zumindest einen Überblick über einen bisher wenig beschriebenen Teil der Geschichte Niederösterreichs. Das Wirken der Juden in Langenlois hinterliess offenbar kaum Spuren, was der Autor aber nicht genauer hinterfragt. Zu vermuten ist, dass die dinghaften Zeugnisse im Laufe der Zeit getilgt wurden. Es gibt keinen Friedhof, nicht einmal ein Grabstein hat sich erhalten, um so wichtiger ist der Blick auf die vorhandenen Archivalien, den man sich jedoch differenzierter gewünscht hätte.

Susanne Blumesberger

Eugenie Goldstern und ihre Stellung in der Ethnographie
Beiträge des Abschlußsymposions zur Ausstellung „Ur-Ethnographie. Auf der Suche nach dem Elementaren in der Kultur. Die Sammlung Eugenie Goldstern". Österreichisches Museum für Volkskunde, 3. bis 5. Februar 2005

Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 2005
200 Seiten, Abb., 21x21, brosch.
(= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Band 18)
ISBN 3-900358-22-2
EURO 18,– (exkl. Versand), EURO 12,– (für Mitglieder des Vereins für Volkskunde)

Franz Grieshofer, Eine vorangestellte Nachbetrachtung 109–114; Konrad Köstlin, Ur-Ethnographie und Moderne 115–132; Bernd Jürgen Warneken, Das primitivistische Erbe der Volkskunde 133–150; Reinhard Johler, Auf der Suche nach dem „anderen" Europa: Eugenie Goldstern und die Wiener „Völkerkunde Europas" 151–164; Klaus Beitl, „Archéocivilisation". André Varagnac – nachgelesen 165–184; Werner Bellwald, „... Jahrtausende lang zäh und unveränderlich ...". Reliktforschung in der Fortschrittseuphorie. Zur wissenschaftlichen Verortung des Ethnographen Leopold Rütimeyer 185–212; Bernhard Tschofen, Ethnographische Alpenforschung als „public science". Das Elementare als Erlebnisofferte 213–230; Christine Burckhardt-Seebaß, Lust aufs Feld 231–242; Ueli Gyr, Auf den Spuren von Eugenie Goldstern in Bessans (Frankreich). Rückblende auf eine Zürcher Forschungsexkursion 243–250; Christian F. Feest, Haberlandtiana. Michael Haberlandt an der anthropologisch-ethnographischen Abteilung des k.k. Naturhistorischen Hofmuseums, 1885–1911 251–274; Herbert Nikitsch, Moser, Schmidl, Trebitsch & Co. Halbvergessenes aus der Geschichte des Vereins für Volkskunde 275–294; Michel Cullin, Eugenie Goldstern in der Zeit des Frankojudaismus 295–298; Klára Kuti, Zwei Blicke auf einen Paradigmenwechsel. Bemerkungen aus Anlass des Symposiums über Eugenie Goldstern 299–309.

Bestellungen:
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, 1080 Wien
Tel. +431/406 89 05, Fax +431/408 53 42
E-mail: office@volkskundemuseum.at

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LX/109, Wien 2006, 109–118*

Eingelangte Literatur: Winter 2005/2006

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Alker Stefan, Andreas Brandtner (Hg.), Gerhard Fritsch. Schriftsteller in Österreich. Begleitpublikation zur Ausstellung „Man darf nicht leben, wie man will", 17. November 2005–28. April 2006, Rathaus, Ausstellungskabinett der Wiener Stadt- und Landesbibliothek. Wien, Sonderzahl, 2005. 268 S., Ill.

Alsheimer Rainer, Roland Weibezahn (Hg.), Körperlichkeit und Kultur 2005. Geschichtliches, Normen, Methoden. Dokumentation des 8. Arbeitstreffens des „Netzwerk Gesundheit und Kultur in der volkskundlichen Forschung", Würzburg, 16. März–18. März 2005. (= Volkskunde & Historische Anthropologie, Bd. 12) Bremen, Universität Bremen/Studiengang Kulturwissenschaft u.a., 2005. 182 S., Ill., Kt.

Arakčeev B. S. (Hg.), Obrazy Peterburga. Iz sobranija gosudarstvennogo muzeja istorii Sankt-Peterburga./Images of Petersburg. 248 S., zahlr. Ill.

Assmann, Peter (Hg.), Zum Staatsvertrag 1955. Die Zeit des Staatsvertrags aus oberösterreichischer Perspektive. Eine interaktive Zeitreise durch die oberösterreichische Nachkriegszeit für den Einsatz im Geschichtsunterricht. Linz, Land Oberösterreich, 2005. 1 CD-ROM.

Beier-de Haan Rosmarie, Zuwanderungsland Deutschland. Migrationen 1500–2005. Berlin u.a., Deutsches Historisches Museum u.a., 2005. 383 S., graf. Darst., Kt.

Biermann Günther, Volksmärchen aus dem Lavanttal. (= Ehrentaler Museumsschriften, Bd. 13) Ehrental, Selbstverlag des Landwirtschaftsmuseums, 2005. 69 S.

Bischofberger Hermann, Gabriel Imboden, Josef Wiget (Hg.), Festgabe zum 75. Geburtstag von Prof. Dr. Louis Carlen. (= Veröffentlichungen des Forschungsinstituts zur Geschichte des Alpenraums, Stockalperschloss Brig, Bd. 10) Brig, Rotten-Verl., 2005. 121 S., Ill. (Inhalt: **Viola Amherd**, Louis Carlen und Brig. 7; **Hans von Wera**, Louis Carlen und das Stockal-

perschloss. 8; **Josef Wiget**, Kurzbericht zur Jahrestagung vom 14./15. Mai 1994 in Brig. 9–12; **Gabriel Imboden**, Laudatio. 13–16; **Herbert Schempf**, Die Abteilung für rechtliche Volkskunde der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Orte – Themen – Personen. 17–28; **Raimund J. Weber**, Der Augenschein beim Speyerer St. Guido-Stift im Jahr 1555. Ein Beitrag zum Thema „Recht und Bild" aus pfälzischen Reichskammerakten. 29–56; **Paul Weibel**, Auswirkungen der Revision des Stiftungsrechts auf die kirchlichen Stiftungen. 57–74; **Hermann Bischofsberger**, Kirche und Staat in Appenzell Innerrhoden. 75–118)

Borysenko Valentina ... (Red.), Ukraïnky v istoriï. Kyïv, Lybid', 2004. 326 S., zahlr. Ill.

Brix Emil, Ernst Bruckmüller, Hannes Stekl, Menschen, Mythen, Zeiten (= Memoria Austriae, Bd. 1) Verl. für Geschichte u. Politik u.a., 2005. 584 S., Ill.

Brix Emil, Ernst Bruckmüller, Hannes Stekl, Bauten, Orte, Regionen (= Memoria Austriae, Bd. 2) Verl. für Geschichte u. Politik u.a., 2005. 474 S., Ill.

Brix Emil, Ernst Bruckmüller, Hannes Stekl, Unternehmer, Firmen, Produkte (= Memoria Austriae, Bd. 3) Verl. für Geschichte u. Politik u.a., 2005. 394 S., Ill.

Brunner Andreas u.a., Geheimsache. Leben. Schwule und Lesben im Wien des 20. Jahrhunderts. Wien, Löcker, 2005. 225 S., zahlr. Ill.

Brunner Karl, Andrea Griesebner, Daniela Hammer-Tugendhat (Hg.), Verkörperte Differenzen. (= Reihe Kultur. Wissenschaft, Bd. 8.3) Wien, Turia und Kant, 2004. 245 S. (Inhalt: **Maren Lorenz**, Alles relativ in den Kulturwissenschaften? Zur methodischen Verwirrung zwischen linguistic turn, Psychoanalyse und Neurobiologie. 13–43; **Catherine Newmark**, Verkörperung: Versuch einer historischen Analyse der Idee des Körpers als Effekt. Wilhelm Wundt und Sigmund Freud zum Leib-Seele-Problem. 44–58; **Nicola Gess**, „Laß mich in Gesang zerrinnen" – Konstruktionen des Musikhörens in der Literatur um 1800. 59–76; **Dandra Eder**, The Persistence of Gender. Geschlecht und Sexualität in den bio-medizinischen Sexualwissenschaften der 1950er bis 1970er Jahre. 77–90; **Renaud Lagabrielle**, „Sissy Boys"? Die Darstellung des männlichen „homosexuellen Körpers" in den französischen Kinder- und Jugendromanen. 91–108; **Angela Püskül**, Modisches Geschlecht und geschlechtliche Moden der Garconne. Zur Beziehung von Mode und Geschlecht in Victor Marguerittes Roman La Garconne. 109–129; **Stefanie Duttweiler**, „Ein völlig neuer Mensch werden" – Aktuelle Körpertechnologien als Medien der Subjektivierung. 130–146; **Irina Alexandra Feldman**, The Diskursive Exclusions: Representations of the Amerindian Other in European Travel Narratives. 147–166;

Eva Blome, Differenz und Transgression. Dimensionen des Körpers in der klassischen und zeitgenössischen Ethnographie. 167–184; **Christian Kravagna**, Traveling Bodies, Subjektentwürfe und Identitätskonzepte in postkolonialen Reisebildern. 185–208; **Silke Büttner**, Irritationen. Überlegungen zur Erforschung von Differenzierungspraktiken in der mittelalterlichen Kunst. 209–236)

Burke Peter, Was ist Kulturgeschichte? Frankfurt am Main, Suhrkamp, 2005. 202 S.

Borsdorf Axel, Vera Mayer (Hg.), Konvergenz und Divergenz der Kulturen in den Randzonen der Städte. Beiträge der Sektion 3.7. Internationale Konferenz „Das Verbindende der Kulturen", Veranstaltung des INST vom 7. bis 9. November 2003 Wien. (= Schriftenreihe Wohnwesen Umland Wien, Bd. 2) Wien, Eigenverl. Österr. Akad. d. Wiss., Inst. für Stadt- u. Regionalforschung, 2004. 102 S.

Carca Museus (Hg.), Viure als humedals. Valencia, Xarxa Museus, ca. 2004. CD-ROM, 184 Bilder.

Daniel Paul (Red.), 50 Jahre & die Zukunft. Wien-Tourismus. 1955–2005. Wien, Wiener Tourismusverband, 2005. 43 S., Ill., graf. Darst.

Dengg Harald, Es wird ein Stern aufgehn. 56 Lieder zum Weihnachtsfestkreis aus dem Liedgut der Singgruppen mit Helga Weeger. (= Volkslied und Volksmusik im Lande Salzburg. Bd. 49) Salzburg, Salzburger Volkskultur u.a., 2005. 68 S., Ill., zahlr. Notenbeisp.

Desput Joseph F. (Hg.), Vom Bundesland zur europäischen Region. Die Steiermark von 1945 bis heute. (= Geschichte der Steiermark, Bd. 10) Graz, Selbstverl. d. Historischen Landeskommission für Steiermark, 2004. 766 S., zahlr. Ill., graf. Darst., Kt.

Dewald Christian, Michael Schwarz (Hg.), Prater, Kino, Welt. Der Wiener Prater und die Geschichte des Kinos. (= Ausstellung im Pratermuseum, 8. Juli bis 18. September 2005) Wien, Verl. Filmarchiv Austria, 2005. 323 S.

Dlugosz Marian (Red.), Polnische Volkskultur. Ein Führer durch die Dauerausstellung des Ethnografischen Seweryn-Udziela-Museums in Kraków. Kraków, Ethnografisches Seweryn-Udziela-Museum, 2004. 94 S., 10 Bl., Ill., Kt.

Eberle Martin, Formsammlung Walter und Thomas Dexel, Braunschweig – Metallgerät. Hildesheim u.a., Georg Olms Verl., 2005. 340 S., zahlr. Ill.

Eiblmayr Judith, Iris Meder (Hg.), Moderat modern. Erich Boltenstern und die Baukultur nach 1945 (= Sonderausstellung des Wien Museums Bd. 326) Salzburg u.a., Pustet u.a., 2005. 247 S., zahlr. Ill.

Elfimov Aleksej, Russian Intellectual Culture in Transition. The Future in the Past. (= TRANS, Anthropologische Texte, Bd. 2) Münster u.a., LIT Verl., 2003. 209 S., Ill.

Emanuelsson Anders, Kyrkojorden och dess ursprung. Oslo biskopsdöme ca 1000 – ca 1400. (= Avhandlingar från historiska institutionen i Göteborg, Bd. 44; Dissertations from the Department of History, Göteborg University, Bd. 44) Göteborg, Historiska Institutionen, 2005. 339 S., Ill., graf. Darst., Kt.

Faber Elfriede-Maria (Red.), SW-Projekt. möbel.zeit.formgefühl. 1950–1970. Ausstellung im Bezirksmuseum Josefstadt, 16. November 2005–29. März 2006. (= Bezirksmuseum Josefstadt Katalog, Bd. 13) Wien, Bezirksmuseum Josefstadt, 2005. 55 S., Ill., graf. Darst.

Falter Verlag (Hg.), Kind in Wien. Ein Stadtführer für alle, die in Wien mit Kindern zu tun haben. Die kleinen Schlauen. Wien, Falter Verl., 2005. 495 S., Ill.

Fejõs, Zoltán (Hg.), Fotó és néprajzi muzeológia. Tanulmányok. (= Tabula könyvek, Bd. 6) Budapest, Néprajzi Múzeum, 2004. 250 S., zahlr. Ill.

Fejös Zoltán (Hg.), Boldog/képek. The village of Boldog – Images. Budapest, Néprajzi Múzeum, 2005. 280 S., zahlr. Ill.

Feurstein Thomas (Bearb.), Vorarlberg-Bibliographie. Berichtsjahre 2002/03. (= Band 4) Bregenz, Vorarlberger Landesbibliothek, 2005. IX, 565 S., Ill., 1 Kt.

Frahm Eckart, Merkwürdige Geschichten. Eine Sammlung in elf Kapiteln und Analysen zu dieser Erzählgattung. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V., 2005. 245 S., Ill.

Furger Andres, Le triomphe du luxe. La berline d'Isaac Pictet, syndic de Genève. Zürich, Musée national suisse, 2005. 79 S., zahlr. Ill.

Gauß Karl-Markus, Die versprengten Deutschen. Unterwegs in Litauen, durch die Zips und am Schwarzen Meer. Wien, Zsolnay, 2005. 234 S., Ill.

Geisenhainer Katja, Marianne Schmidl (1890–1942). Das unvollendete Leben und Werk einer Ethnologin. (= Veröffentlichungen des Instituts für Ethnologie der Universität Leipzig, Fachgeschichte, Bd. 3) Leipzig, Leipziger Univ.-Verl., 2005. 439 S., Ill.

Gerndt Helge, Michaela Haibl (Hg.), Der Bilderalltag. Perspektiven einer volkskundlichen Bildwissenschaft. (= Münchner Beiträge zur Volkskunde, Bd. 33), München u.a., Waxmann, 2005. 426 S. (Inhalt: **Helge Gerndt**, Bildüberlieferung und Bildpraxis. Überlegungen zu einer volkskundlichen Bildwissenschaft. 13–34; **Wolfgang Brückner**, Wort oder Bild? Ein europäischer Antagonismus und seine Folgen. 35–48; **Gottfried Korff**, Vor, unter und neben der Kunst. Warburgs Methode und die volkskundliche Bildforschung. 49–66; **Nils-Arvid Bringéus**, Bildtransformation. Eine Skizze anhand skandinavischer Beispiele. 67–86; **Ruth-E. Mohrmann**, Konfliktrituale im Bild der Frühen Neuzeit. 87–106; **Silke Göttsch**, Laienmalerei. Ein Bauer und seine Bilder um 1830. 107–120; **Daniel Drascek**,

Kulturelles Bildgedächtnis und moderne Traditionsbilder. 121–134; **Martin Scharfe**, Vignetten. Zur verborgenen Bedeutung von Bildbagatellen. 135–156; **Albrecht Lehmann**, Bilder als Vorbild. Zur Ikonologie des „landschaftlichen Auges". 157–168; **Bärbel Kerkhoff-Hader**, Die alltägliche Bilderflut. Werbung als kulturanalytisches Forschungsfeld. 169–186; **Irene Götz**, Nationale „Visiotype". Zur Wirkmacht inszenierter Bilder im Medienzeitalter. 187–198; **Christoph Köck**, Bilderfolgen. Wahrnehmungswandel im Wirkungsfeld Neuer Medien. 199–210; **Walter Leimgruber**, Die visuelle Darstellung des menschlichen Körpers. Gesellschaftliche Aus- und Eingrenzungen in der Fotografie. 213–232; **Friedemann Schmoll**, Wie kommt das Volk in die Karte? Zur Visualisierung volkskundlichen Wissens im „Atlas der deutschen Volkskunde". 233–250; **Guido Fackler**, Panoramen von Macht und Ohnmacht. KZ-Bilder als ikonisierte Erinnerung und historisches Dokument. 251–274; **Michaela Haibl**, Konzentrationslager oder „Künstlerkolonie"? Zur Problematik der Rezeption und Präsentation von Artefakten aus Konzentrationslagern. 275–296; **Lioba Keller-Drescher**, Bilder lesen. Trachtenbilder im Kontext. 299–310; **Burkhart Lauterbach**, Exakt lesen lernen. Fotografienanalytische Anleitungsmodelle in der Kritik. 311–326; **Nina Gockerell**, Bilder auf Möbeln. Ein Beispiel aus dem Bayerischen Nationalmuseum. 327–332; **Thomas Raff**, Dekoration als Programm oder Programm als Dekoration? „Bilder" im Hauptgebäude der Ludwig-Maximilians-Universität. 333–354; **Ueli Gyr**, Kitschibilder? Bilderkitsch? Gedanken zur Bildsteuerung im Kitsch. 357–366; **Franziska Schürch**, Überlegungen zu einer Volkskunde der Kunst. 367–374; **Ulrich Hägele**, Visuelle Kultur? Thesen zum erweiterten Fachverständnis bildmedialer Forschung. 375–388; **Cordula Carla Gerndt**, Anstelle eines Schlusswortes. 389–391)

Gmasz Sepp (Hg.), O Wunder groß. Burgenländisches Weihnachtsliederbuch. Oberschützen, Burgenländisches Volksliedwerk, 2005. 67 S., Ill., zahlr. Notenbeisp.

Grieshofer Franz (Hg.), Tigermütze – Fraisenhaube. Kinderwelten in China und Europa (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 87) Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 2005. 58 S., zahlr. Ill.

Hakan Gürses, Cornelia Kogoj, Sylvia Mattl, Gastarbajteri. 40 Jahre Arbeitsmigration. (= Sonderausstellung des Wien-Museums Karlsplatz 22.1.–11.4.2004, Bd. 308) Wien, Mandelbaum-Verl., 2004. 205 S., zahlr. Ill.

Hahn Hans Peter, Materielle Kultur. Eine Einführung. Berlin, Reimer, 2005. 206 S.

Holmberg Christine, Diagnose Brustkrebs. Eine ethnografische Studie über Krankheit und Krankheitserleben (= Kultur der Medizin, Bd. 13) Frankfurt am Main, Campus, 2005. 240 S.

Hörandner Editha (Hg.), Halloween in der Steiermark und anderswo. Wien, LIT-Verl., 2005. 308 S., Ill.

Ivcenko Larysa, Notne zibrannja Rozumovs'kych z fondiv Nacional'noï Biblioteky Ukraïny imeni V. I. Vernads'kogo. Vypusk 1. Rekonstrukcija notnoï kolekciï grafa O.K. Rozumovs'kogo za katalogamy 18 storiccja. (= Z istoriï muzycnoï spadscyny Ukraïny) Kyïv, Nacional'na biblioteka Ukrainy, 2004. 642 S., graf. Darst., zahlr. Notenbeisp.

Jetschgo Johannes (Hg.), Die verpasste Chance. 1848 bis 1955. (= Österreichische Industriegeschichte, Bd. 2) Wien, Ueberreuter, 2004. 343 S.

Kaminski Gerd (Hg.), Tigermütze und Fraisenhaube. Kinderwelten in Österreich und China. (= Berichte des Österreichischen Institutes für China- und Südostasienforschung, Bd. 48) Wien, ÖGCF, 2005. 322 S., Ill., graf. Darst.

König Gudrun (Hg.), Alltagsdinge. Erkundungen der materiellen Kultur. (= Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts, Bd. 27; Tübinger kulturwissenschaftliche Gespräche, Bd. 1) Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2005. 167 S.

Kos Wolfgang, Brigitte Huck, Lisa Wögenstein (Hg.), Wiener Linien, Kunst und Stadtbeobachtung seit 1960 (= Sonderausstellung des Wien-Museums 29. April bis 20. Juni 2004, Bd. 311) Wien u.a., Folio-Verl., 2004. 99 S., zahlr. Ill.

Kovács Orsolya, Zsolnay. Etüden. Eine Auswahl aus der Zsolnay-Sammlung des Janus-Pannonius-Museums. Collegium Hungaricum, 3. Mai–2. Juni 2005. Pécs, Baranya Megyei Múzeumok Igazgatósága, 2005. 21 S., Ill.

Kozuch Barbara, Elzbieta Pobiegly, Stroje krakowskie. Muzeum Etnograficzne im. Seweryna Udzieli w Krakowie/Kraków regional costumes. Kraków, Wydawnictwo M, 2004. 128 S., zahlr. Ill.

Lacina Ferdinand (Hg.), Die ergriffene Chance. 1955 bis 2005. (= Österreichische Industriegeschichte GmbH, Bd. 3) Wien, Ueberreuter, 2005. 343 S.

Lasnik Ernst, Harald Vetter (Red.), Mythos Pferd (= Steirische Landesausstellung 2003; 1. Mai bis 26. Oktober 2003, Piber/Köflach) Graz, Steiermärk. Landesregierung, Abt. 9, Kultur, 2003. 228 S.

Liesenfeld Gertraud, Löffel, Docken, Souvenirs. Auf den Spuren der Viechtauer Hausindustrie. Geschichten zum Heimathaus. Neukirchen bei Altmünster, Viechtauer Heimathaus, 2005. 73 S., Ill.

Luidold Lucia u.a. (Hrsg.), Bräuche im Salzburger Land. Zeitgeist, Lebenskonzepte, Rituale, Trends, Alternativen. Band 3: In Familie und Gesellschaft. (= Salzburger Beiträge zur Volkskunde, Bd. 15) Salzburg, Salzburger Landesinstitut für Volkskunde, 2005. Unpag., Ill. + 1 CD-Rom.

Luidold Lucia u.a. (Hrsg.), Bräuche im Salzburger Land. Zeitgeist, Lebenskonzepte, Rituale, Trends, Alternativen. Gesamtausgabe mit Begleitheft. Limit. Aufl. (= Salzburger Beiträge zur Volkskunde, Bd. 16) Salzburg, Salzburger Landesinstitut für Volkskunde, 2005. 56 S., 3 CD-Rom mit Begleitheft.

Lumperdean Ioan, Ramona-Alina Panei (Übers.), Romanian economic journalism in Transylvania in the first half of the nineteenth century. (= Bibliotheca Rerum Transsilvaniae, Bd. 36) Cluj-Napoca, Romanian Cultural Institute, 2005. 198 S.

Mairinger Hans Dieter, Der Weihnachtsfridolin. Linz, Denkmayr, 2004. 44 S., zahlr. Ill.

Marchetti Christian, Dreißig werden. Ethnographische Erkundungen an einer Altersschwelle. (= Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts. Bd. 28) Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2005. 102 S., graf. Darst.

Matzner-Holzer Gabriele, Verfreundete Nachbarn. Österreich – Deutschland. Ein Verhältnis. Wien, Ed. Atelier, 2005. 213 S.

Mayer Vera, Beate Dastel, Wohnbauentwicklung und Wohnqualität im Umland von Wien. Ergebnisse einer Bürgermeisterbefragung. (= Schriftenreihe Wohnwesen Umland Wien, Bd. 1) Wien, Eigenverl. Österr. Akad. d. Wiss., Inst. für Stadt- u. Regionalforschung, 2004. 181 S.

Melika Georg, Die Deutschen der Transkarpatien-Ukraine. Entstehung, Entwicklung ihrer Siedlungen und Lebensweise im multiethnischen Raum. (= Schriftenreihe der Kommission für Deutsche und Osteuropäische Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V., Bd. 84) 379 S., Ill., graf. Darst.

Mentges Gabriele, Heide Nixdorff (Hg.), Bewegung, Sprache, Materialität. Kulturelle Manifestationen des Textilen (= Textil – Körper – Mode, Bd. 4) Berlin, Ebersbach, 2003. 256 S., Ill.

Moritz Marina (Hg.), Hausgeschichte(n). Das Große Hospital zu Erfurt wird Museum. (= Schriften des Museums für Thüringer Volkskunde. Bd. 24) Erfurt, Museum für Thüringer Volkskunde Erfurt, 2005. 29 S., zahlr. Ill.

Moritz Marina, Jürgen Winter (Hg.), Thüringenbilder. Künstler entdecken das Volk. (= Schriften des Museums für Thüringer Volkskunde, Bd. 25) Erfurt, Museum für Thüringer Volkskunde Erfurt, 2005. 96 S., zahlr. Ill.

Northoff Thomas, Graffiti. Die Sprache an den Wänden. Wien, Löcker, 2005. 201 S., Ill.

Orlov Janina, Texten som kalejdoskop. En läsning av A. S. Pusjkins „Sagan om tsar Saltan". Åbo, Åbo Akademis Förlag, 2005. 199 S.

Partl Anton, Walter Pohl (Hg.), Verschickt in die Schweiz. Kriegskinder entdecken eine bessere Welt. (= Damit es nicht verlorengeht ..., Bd. 57) Wien u.a., Böhlau, 2005. 338 S., Ill.

Pfabigan Alfred, Nimm 3, zahl 2. Wie geil ist Geiz? Wien, Sonderzahl-Verl.-Ges., 2004. 188 S.

Pop Ioan-Aurel, Thomas Nägler (Hg.), The History of Transylvania. Vol. 1 (until 1541). Cluj-Napoca, Romanian Cultural Institute, 2005. 388 (7) S., Kt.

Rataj Andrzej (Red.), Dziela rak, umyslu i serca. Tradycyjne umiejetnosci i rzemiosla w województwie malopolskim. Kraków, Muzeum Etnograficzne, 2005. 136 S., zahlr. Ill.

Riegler Josef (Hg.), Die neue Steiermark. Unser Weg 1945–2005. (= Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchivs, Bd. 33) Graz, Steiermärk. Landesarchiv, 2005. 583 S.

Rosseaux Ulrich, Wolfgang Flügel, Veit Damm (Hg.), Zeitrhythmen und performative Akte in der städtischen Erinnerungs- und Repräsentationskultur zwischen Früher Neuzeit und Gegenwart. (= Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Bd. 6) Dresden, Thelem, 2005. 186 S., Ill.

Sattmann Felix (Red.), 75 Jahre Stadt Ferlach. Ferlach feiert. Ferlach, Stadtgemeinde Ferlach, 2005. 42 S., zahlr. Ill.

Schallert Elmar, Gasthäuser und Bürgerkultur im alten Nenzing. (= Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft, Bd. 45) Feldkirch, Rheticus-Ges., 2005. 163 S.

Schönebeck Christine, Denkspruch und Konfirmationsschein. Zur Geschichte der Konfirmation in Westfalen. (= Beiträge zur westfälischen Kirchengeschichte, Bd. 27) Bielefeld, Luther-Verl., 2005. 495 S., Ill.

Schürmann Thomas, Landwirtschaft in Kehdingen. Ländliche Arbeitswelt im 20. Jahrhundert. Stade, Landschaftsverband d. ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden, 2005. 127 S., graf. Darst., Kt.

Sebl Bernhard, Besitz der „toten Hand". Entziehung und Restitution des Vermögens der Benediktinerstifte Admont und St. Lambrecht. (= Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchivs, Bd. 32) Graz, Steiermärk. Landesarchiv, 2004. 109 S.

Steirisches Volksliedwerk (Hg.), Unser Liederbuch. Enns Grimming Land. (= Lieder der Regionen. Bd. 3) Graz, Steirisches Volksliedwerk Verlagsgesmbh, 2005. 159 S., Notenbeisp.

Siegel Katy, Paul Mattick, Geld. Art works. Zeitgenössische Kunst. Hildesheim, Gerstenberg, 2004. 208 S., zahlr. Ill.

Sobieski Janet, Wolfgang Mieder (Hg.), „So many heads, so many wits". An anthology of English proverb poetry. (= Supplement Series of Proverbium, Bd. 18) Burlington, The University of Vermont, 2005. XIV, 274 S.

Starl Timm, Lexikon zur Fotografie in Österreich. 1839–1945. Wien, Albumverl., 2005. 581 S.

Steiner Wolfgang, Hinterglas und Kupferstich. 100 bisher unveröffentlichte Hinterglasgemälde und ihre Vorlagen aus drei Jahrhunderten (1550–1850)/Reverse Paintings on Glass. 100 previously unpublished reverse paintings in glass and the engravings on which they were based, from 1550 to 1850. München, Hirmer, 2004. 272 S., zahlr. Ill.

Steinführer Henning, Leipziger Rat im Mittelalter. Die Ratsherren, Bürgermeister und Stadtrichter 1270–1539. (= Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Bd. 3) Dresden, Thelem, 2005. 158 S., Ill.

Steirisches Volksliedwerk (Hg.), Mariazeller Advent. Liederbuch. Graz, Steirisches Volksliedwerk, 2005. 129 S., Ill., Notenbeisp.

Suchánková Miroslava, Čepce, šátky, vlnáky ... Aneb malé nahlédnutí do textilního fondu národopisného pracovište. Opava, Slezské zemské muzeum, 2005. 20 S., Ill.

Szojka Emese, A sárközi bútor/The furniture of the Sárköz. (= Catalogi Musei Ethnographieae, Band 10; Néprajzi Múzeum tárgykatalógusai, Band 10) Budapest, Néprajzi Múzeum, 2005. 144 S., zahlr. Ill.

Szántó Diana, Zsuzsanna Komjathy, Eva Tessza Udvarhelyi (Hg.), Városképek. Un air de famille. Berriat (Grenoble) és Terézváros (Budapest); 2004. november 30.–2005 április 10. (= Kamarakiállítasok, Bd. 12) Budapest, Néprajzi Múzeum, 2005. 114 S., zahlr. Ill.

Teichová Alice, Zwischen der kleinen und der großen Welt. Ein gemeinsames Leben im 20. Jahrhundert. (= Damit es nicht verlorengeht ..., Bd. 55) Wien u.a., Böhlau, 2005. 250 S.

Thürer Paul, Damals in Monstein. Wie ein Bündner Bauernbub zum „Skipfarrer" wurde. Erinnerungen 1878–1906. (= Volkskundliches Taschenbuch, Bd. 41) Zürich, Limmat, 2005. 289 S., zahlr. Ill.

Uherek Zdeněk, Jan Grill (Hg.), Fieldwork and local communities. (= Prague occasional papers in ethnology, Bd. 7) Prague, Institute of Ethnology, 2005. 221 S. (Inhalt: **Zdeněk Uherek**, Ethnic Studies, the Theme of Borders and the Application of Barth's Approach to Roma in the Czech Republic. 2–20; **Davide Torsello**, Participant Observation, Observed Participation and Fieldwork. 21–28; **Alexandra Bitušiková**, Anthropology of Central and Eastern Europe: A Few Remarks on (Urban) Research in the Post-socialist Society. 29–45; **Jolana Darulová**, Changing Cities and Towns and Urban Society in the Twentieth Century. 46–63; **Olga Danglová**, Slovak Village in the Process of Socio-economic Change. 64–79; **Stanislav Kužel**, Inaccessible Properties, Unclear Possession and Interethnic Tensions. 80–109; **Juraj Zajonc**, Town and Socio-historical Processes: Initital Points of Analysis. 110–125; **Ladislav Cabada**, Political Culture and its Stability in the Post-Yugoslav Area. 126–146; **Petr Lozoviuk**, Karlov/Li-

binsdorf: A Village in Discourse, a Discourse in a Village. 147–173; **Jan Grill**, The Limits of Multiculturalism: What Can We Learn from Fadime Sahindal's Killing? 174–192; **František Bahensk?**, The Northern Khants – The Culture of Reindeer Herdsmen in Post-Soviet Russia. 193–210; **Hana Hlôšková**. Research Methods of Folkloristics in Relation to the Research Objekt. 211–220)

Vasold Georg, Alois Riegl und die Kunstgeschichte als Kulturgeschichte. Überlegungen zum Frühwerk des Wiener Gelehrten. Freiburg im Breisgau, Rombach, 2004. 153 S.

Voigt Vilmos, Europäische Linien. Studien zur Finnougristik, Folkloristik und Semiotik. (= Studies in Ethnology, Bd. 2) Budapest, Akadémiai Kiadó, 2005. 274 S., Ill.

Westermarck Edward, Född till resenär. Ett urval ur Edvard Westermarcks resebrev /Sammanställt av Gunilla Lundberg-Kelly. Åbo, Akademis förlag, 2005. 144 S.

Wienker-Piepho Sabine, Klaus Roth (Hg.), Erzählen zwischen den Kulturen. (= Münchener Beiträge zur interkulturellen Kommunikation, Bd. 17) Münster u.a., Waxmann, 2004. 345 S.

Wiesemann Falk, Antijüdischer Nippes und populäre „Judenbilder". Die Sammlung Finkelstein. Katalog anläßlich der Ausstellung „Antijüdischer Nippes, populäre Judenbilder und aktuelle Verschwörungstheorien. Die Sammlung Finkelstein im Kontext", Jüdisches Museum Hohenems, 16. Oktober 2005 bis 26. Februar 2006. Essen, Klartext-Verl., 2005. 255 S., zahlr. Ill.

Württembergisches Landesmuseum Stuttgart (Hg.), Zur Krippe her kommet. Neapoletanische Krippen aus Torre del Greco. Stuttgart, Württembergisches Landesmuseum, 2005, 36 S., zahlr. Ill.

Žagar Janja, Pokrivala. Zbirka Slovenskega etnografskega muzeja. Headwear. The Collection of the Slovene Ethnographic Museum. (= Knjiznica Slovenskega etnografskega muzeja/Slovene Ethnographic Museum Library, Bd. 9) Ljubljana, Slovenski etnografski muzej, 2004. 644 S., zahlr. Ill.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Prof. Dr. Barbara Baert
Fac. Letteren
Blijde Inkomststraat 21
3000 Leuven
Belgien

Matthias Beitl
Österreichisches Museum für Volkskunde
Gartenpalais Schönborn
Laudongasse 15–19
1080 Wien
Österreich

Dr. Susanne Blumesberger
Ameisgasse 53/31
1140 Wien
Österreich

Mag. Maria Freithofnig
Eggerthgasse 2/14
1060 Wien
Österreich

Dr. Bernhard Fuchs
Institut für Europäische Ethnologie
an der Universität Wien
Hanuschgasse 3
1010 Wien
Österreich

Dr. Viktoria Hryaban
Ziehrergasse 4
2230 Gänserndorf
Österreich

Dr. Nikola Langreiter
Vorgartenstrasse 159/1/19
1020 Wien
Österreich

Dr. Paul Rösch
Touriseum
Via A. Valentin/o Straße 51a
39012 Meran/o
Italien

Univ.-Prof. Dr. Walter Puchner
Soutani 19
10682 Athen
Griechenland

Dr. Georg Vasold
Institut für Kunstgeschichte
Universität Wien
Univ. Campus AKH
Spitalgasse 2, Hof 9
1090 Wien
Österreich

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LX/109, Wien 2006, 121–143*

Aus der Perspektive Norbert Elias': Stabilität und Veränderungen der Wertesysteme in der Epoche des späten Sozialismus

Adam Pranda und das Studium der Werte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts[1]

Juraj Podoba

Das Studium von Wertesystemen in den ländlichen Regionen der Slowakei in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist mit der wissenschaftlichen Arbeit von Adam Pranda verbunden. Seine Wertestudien basieren auf der Vorstellung einer linearen Entwicklung von Gesellschaft und Kultur. Der Beitrag bietet eine alternative Perspektive an und interpretiert Stabilität und/oder Veränderungen während der spätkommunistischen Phase auf der Basis von Norbert Elias' Zivilisationstheorie.

Mit politischen Umwälzungen, die im 20. Jahrhundert mit einer Regelmäßigkeit von ungefähr zwanzig Jahren die Beschaffenheit der in der Slowakei herrschenden Regierungsformen ändern, gehen in der Regel Hinweise auf die Einzigartigkeit der Epoche, in der wir gerade leben, einher. Gewissheiten, ob wirklich oder scheinbar, erstrebenswert oder verhasst, jene, die die Zeit gerade hervorhebt oder verkennt, lösen sich oftmals auf oder verlieren wenigstens ihre Verlässlichkeit. Diese Umwälzungen brachten grundlegende Veränderungen mit sich – die Einzigartigkeit des 20. Jahrhunderts liegt im Vergleich mit den früheren Jahrhunderten darin, dass mit jeder bedeutenden politischen Veränderung auch ein wesentlicher sozioökonomischer und soziokultureller Wandel einherging. Die ideologische Bedingtheit der wechselnden Regierungssysteme führte zu einer ideologischen

1 Dieser Aufsatz entstand im Rahmen des Forschungsprojektes des Exzellenzzentrums der Slowakischen Akademie der Wissenschaften „Kollektive Identitäten in den modernen Gesellschaften".

Bevorzugung bestimmter Wertgruppen, bezeichnet z.B. als fortschrittlich oder modern usw. oder, im Gegenteil als überholt und irreführend. Mittelosteuropa hat in dieser Hinsicht eine besondere Position. Es war zwar oft mit Verspätung und nicht eindeutig an der Modernisierung europäischer Gesellschaften in der Postaufklärungsepoche beteiligt, nach dem Zweiten Weltkrieg jedoch wurde es aus seinem kulturellen und zivilisatorischen Rahmen gerissen und zum Objekt des kommunistischen Modernisierungsexperiments gemacht, das auf diesem Territorium von Machtzentren aus betrieben wurde. Die Moderne wird von Ungewissheit und Unbestimmtheit begleitet, menschliche Werte werden uniformiert und kulturelle Vielfalt wird zu einer Randerscheinung. Gerade durch diese rasche Folge von politischen Umwälzungen und aufgrund der mehrere Jahrzehnte andauernden Einwirkung totalitärer Ideologien und einer praktischen Politik des Sozialingenieurwesens erlangen die allgemein gültigen Merkmale der Moderne in diesem Raum einen besonderen Ausdruck.

Der häufige Wechsel von Regierungssystemen, begleitet von der Hervorhebung der „Einzigartigkeit der Epoche", ist auch mit der Stabilität und Dynamik der Wertsysteme eng verbunden. Der Charakter der gesellschaftlichen Änderungen übte auch auf die Wertorientierung der Bevölkerung seine Wirkung aus: Ein allgemeines Merkmal der Moderne ist schließlich auch die Transformation, oftmals sogar eine Negation der Wert- und Normprinzipien vormoderner bzw. vorindustrieller Gesellschaften Europas. Eine imaginäre, von Traditionalisten und Romantikern häufig idealisierte Wertstabilität in Verbindung mit kulturell konservativen Agrargemeinschaften ist in einer industriellen Gemeinschaft nicht mehr möglich. Was bedeutet dies jedoch für diese Gemeinschaft? Welche Qualität verbirgt sich hinter der Feststellung einer Dynamik der Wertsysteme einer modernen industriellen Gesellschaft?

In der Wertetheorie lag der größte Widerspruch zwischen den Einstellungen der Chicagoer und der Harvardschen Schule darin, dass Talcott Parsons das Vorhandensein normativer Bewertungsaspekte betonte. Unbeantwortet bleibt jedoch die Frage, mit welchen Termini die spezifische Bewertungsqualität ausgedrückt werden kann. Zwar charakterisieren Hinweise darauf, was sein soll, was erstrebenswert ist, die Bewertung auf nützliche Weise, sie berücksichtigen jedoch nicht ausreichend, dass die normativen Bewertungsaspekte nicht homogen sind, sondern eine breite Bedeutungsskala beinhalten. Was

die Definition des Wertes als grundlegenden Bestandteil einer Kultur und zugleich wesentlichen Bestandteil der persönlichen und sozialen Identität der Menschen betrifft, so halte ich seine Bindung an das Sozialsystem für wichtig, da dieser eine Kontrolle der Sozialmechanismen, zumindest das Streben nach einer solchen Kontrolle, ermöglicht. Anderseits jedoch, obwohl wir Werten äußerst positive Eigenschaften zuerkennen, können sie sich aus einem lebenswichtigen Mittel zu einem Instrument der Einschränkung entwickeln. Auf diese Art regulieren Wertesysteme in Gemeinschaften mit starken sozialen Kontrollmechanismen in bedeutendem Maße das Leben ihrer Mitglieder.

Werte, die wir praktisch ausleben, stehen in einem engen Verhältnis zu der Eigenart des sozialen Systems, in dem wir uns befinden. Und es ist in der Regel unmöglich, sie ohne einen Systemwandel zu ändern. Das Trachten nach einem Wertewandel ist eigentlich ein Streben nach einem Systemwandel. Wie Petr Kužvart (1994, S. 56) bemerkte, sollte die Forschung von menschlichen Werten in den Kontext eines breiter gefächerten Studiums gesellschaftlicher Bewegungen, der Volkswirtschaftslehre, der sozialen Mobilität, der sozialen Stratifikation und der Elitenforschung eingebettet werden. Ohne dies zu tun, werden wir es stets nur mit mehr oder weniger geistreichen Feuilletons und intuitiven Urteilen zu tun haben.

Wir können mit Egon Gál darin übereinstimmen, dass in jeder Gesellschaft ein bestimmter Konsens über das System sozialer Normen und Werte herrscht, die eine regulierende Kraft darstellen und das Verhalten der Mitglieder der Gesellschaft aufeinander abstimmen. Die Frage lautet, woher diese Verbindlichkeit kollektiver Normen und Werte kommt, und freie Menschen zwingt, sie zu respektieren. Im Gegensatz zu Rechtsnormen, die über eine Sanktionskraft verfügen, besitzen nämlich soziale Normen die Wirkungskraft von Verbindlichkeiten und diese binden nur diejenigen, die sie für verbindlich halten. Nach Joseph Raz (2003, S. 36) sind Werte, die unser Leben mit Sinn und Zweck erfüllen, ausschließlich jene, die auf die eine oder andere Weise „socially dependent" sind. Werte können die Fähigkeit erlangen, zu einer organisatorischen Basis für unser Planen und unsere Vorhaben zu werden. Diesen Bedeutungsgrad erlangen sie jedoch nur, wenn sie entsprechend in kulturelle Praktiken integriert werden. Daher hängen die für das menschliche Leben tragenden Werte stets mit dem sozialen Kontext zusammen – direkt oder indirekt.

In diesem Zusammenhang ist die Frage von zentraler Bedeutung, in welcher Weise reale Werte von uns abhängig sind? Die Antwort ist nicht einfach: Joseph Raz (2003, S. 16) stellt fest, dass die Philosophiegeschichte voll von sehr unterschiedlichen Antworten ist. Die Vielschichtigkeit dieser Antworten liegt insbesondere in der unterschiedlichen Beurteilung sozialer Abhängigkeit oder Unabhängigkeit der Werte seitens sozialer Pluralisten und sozialer Relativisten. Raz unterstützt in dem zitierten Werk die Akzeptanz der sozialen Bedingtheit und Abhängigkeit menschlicher Werte, er lässt sich jedoch nicht auf sozialen Relativismus ein. Unsere Wertungserfahrung – was wir bewerten und wie wir Dinge bewerten – wird nach Raz grundsätzlich von sozialen Praktiken geprägt. Viele von uns geschätzte Objekte und Aktivitäten würden mangels zufälliger gesellschaftlicher und geschichtlicher Voraussetzungen nicht existieren. Die Beschaffenheit unseres Verhältnisses zu den von uns geschätzten Objekten und Verpflichtungen und deren Bedeutung für unser Leben hängen im Grunde genommen von den sozialen Bedingungen ab, in denen wir leben. Unsere Einstellung zu konkreten Wertetypen wird durch unsere Kultur geprägt, deren Bestandteil diverse Wahrnehmungskonzepte sind, wie z.B. die ästhetische Dimension der Schönheitswahrnehmung. Es gibt Unterschiede zwischen der „volkstümlichen" und der „aristokratischen" Schönheitswahrnehmung („Schön ist, was zweckmäßig ist" versus „Nutzlosigkeit dekorativer Gegenstände"). Die Werte hängen somit von den sozialen Praktiken in deren konkreter geschichtlicher und kultureller Bedingtheit ab (Wallace 2003, S. 1). Trotz dieser Feststellung dürfen die Arten der Abhängigkeit von Charakter, Ausmaß und Komplexität unserer Evaluierungspraktiken nicht ignoriert werden.

Im Rahmen der ethnographischen Erforschung des slowakischen Dorfes in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verbindet sich das Interesse des Fachpublikums an Wertorientierungen vor allem mit dem Werk Adam Prandas. Prandas Interesse galt dem Wertewandel auf dem slowakischen (kolchos-wirtschaftlich geprägten) Dorf von den 60-er bis zum Beginn der 80-er Jahre. Dieser Zeitraum kann im Kontext der modernen Geschichte der Slowakei als eine Etappe der Stabilisierung des real bestehenden Sozialismus bezeichnet werden. Auf dem Lande ist sie verbunden mit dem Ende des „Klassenkampfes am Dorfe", der Endphase der sozialistischen Landwirtschaftskollektivierung im Gebirge und Vorgebirge, einer massiven Dotationspoli-

tik des sozialistischen Staates in der Landwirtschaft sowie mit der Umgestaltung landwirtschaftlicher Produktionsgenossenschaften – Kolchose in landwirtschaftliche Großbetriebe (Kombinate), die landwirtschaftliche Flächen in mehreren Gemeinden bestellen. Konsequenzen politischer Entscheidungen und sozio-ökonomischer Prozesse führten zu einem Verlust des landwirtschaftlichen Charakters des Landes und zu dessen Umwandlung in Siedlungen mit Dienstleistungs- und Wohncharakter. Zugleich erhöht sich wesentlich der Lebensstandard der Mehrheit der ländlichen Bevölkerung, was einerseits in der Modernisierung des Landes besonders markant zu erkennen ist, andererseits jedoch mit dem Verlust des ursprünglichen architektonischen Charakters einhergeht. Aus der heutigen Sicht handelt es sich um eine abgeschlossene, besondere Etappe der Umwandlung des Dorfes unter dem Einfluss der staatlichen Politik der sogenannten „Annäherung von Stadt und Land". Die Kenntnis dieser Epoche stellt den Schlüssel zum Begreifen der Gegenwart dar, bzw. zum Begreifen der einschneidenden Veränderungen und Probleme der postkommunistischen Transformation. Nach Milan Valach (1994, S. 33) handelt es sich um eine Fortsetzung von Tendenzen, die im Grunde genommen bereits in der spättotalitären Gesellschaft ihren Ursprung haben, wie sie sich bei uns im Laufe der 70-er Jahre herausgebildet hatte, als eine „... unlebendige, zu stark zentralisierte Form politischer und wirtschaftlicher Macht, als ein System mit unbestimmter Machthierarchie und Vermögensakkumulation bei privilegierten Gruppen".[2] Auf der anderen Seite steht die aufgelöste Masse nicht privilegierter Bindungen, die hier entstehen, und auf die Ivo Možný (1991) hinweist. Es sind Bindungen wechselseitiger Dienste auf Basis sozialer Netze, Kehrwerte und Beziehungen gesellschaftlicher Dominanz und Unterordnung im sozialen System einer egalitären, in Wirklichkeit streng hierarchisch gegliederten spättotalitären Gesellschaft.

Bereits zu Beginn der 90-er Jahre wies Milan Valach (1994, S. 31) auf den „... merkwürdigen Mangel einer theoretischen Bewertung unserer totalitären und spättotalitären Erfahrung ..." hin. Dazu könnte gerade das Verständnis des besonderen Charakters und des veränderten Wertesystems in den Bedingungen einer spättotalitären Ge-

2 Zur Argumentation des Urhebers und konkreten Daten zur Vermögensakkumulation in Händen einer engen privilegierten Schicht während der Normalisierung vgl. Valach (1994).

sellschaft, gestützt auf das ethnographische Material gründlicher Feldforschung, in entscheidendem Maße beitragen.

Slavenka Drakulić (1993) ist bemüht, die wesentlichen Merkmale des Verhaltens einfacher Bevölkerung in kommunistischen Ländern in den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bedingungen des späten Sozialismus in literarischer Form zu erfassen. D.h., mit M. Valach gesagt, einer „aufgelösten Masse nicht Privilegierter". Die Autorin weist auf zwei typische Merkmale des realen Sozialismus hin. Eines davon ist die sogenannte „Ökologie der Armut": Der einfache Einwohner eines Landes mit zentral geplanter sozialistischer Wirtschaft, für die dauernder Mangel kennzeichnend ist, ist natürlich gezwungen, die bescheidenen Ressourcen möglichst effektiv zu nützen, seine Familie zum Teil wirtschaftlich unabhängig zu machen und auch solche Gegenstände sparsam zu verwerten, die in einer Konsumgesellschaft im Müll enden würden. Slavenka Drakulić weist jedoch auch auf ein zweites, im inneren der spätsozialistischen Gesellschaft lebendes Phänomen hin, dass sozusagen ein Gegenpol zur „Ökologie der Armut" ist. Man umgibt sich mit Sachen und Gegenständen, es herrscht ein regelrechter Hunger nach Sachen, ein Kult von „Auslandswaren" ohne Rücksicht auf deren Herkunft und Qualität. Waren aus dem Ausland verkörpern für die Bevölkerung sozialistischer Länder den technologischen Fortschritt, die Qualität der industriellen Produktion und den Wohlstand des „Westens". Dies sind charakteristische Verhaltensmodelle, die die nicht privilegierte Bevölkerung gleichgeschalteter sozialistischer Länder mit einer Mangelwirtschaft verbinden, in der im Grunde genommen alle arm sind und einen begrenzten Zugang zu Waren und Dienstleistungen haben. Gemeinsam wird die Kultur einer erzwungenen Bescheidenheit gelebt. Dieses, mit einem sanften Lächeln reflektierte Spiegelbild der „real existierenden sozialistischen Gesellschaft" birgt einen Hinweis auf die Grundlage derjenigen geschichtlichen Entwicklungsphase kommunistischer Gesellschaften in sich, die ihrem Zerfall und überraschend schnellen Untergang voranging. Von der handelt unter anderem auch das Werk von Adam Pranda. Die industriellen Gesellschaften mit stabilisiertem spättotalitärem Regierungssystem sind im Grunde genommen bereits eine Konsumgesellschaft, trotz herrschender Mangelwirtschaft und begrenzten Möglichkeiten für geschäftliche Selbstständigkeit zum Zweck eines persönlichen wirtschaftlichen Gewinns und mit begrenzter Zufuhr von ausländischen Waren. Die

Überwindung des von M. Valach betonten merkwürdigen Mangels an theoretischer Bewertung der spättotalitären Erfahrung bezieht sich meines Erachtens einerseits auf das Verständnis der Ursachen, Mechanismen und Konsequenzen der Hierarchisierung einer formell egalitären spättotalitären Gesellschaft und andererseits auf die Ambivalenz dieser armen, in einer Mangelwirtschaft lebenden Konsumgesellschaft sowie natürlich auch auf die Suche nach einer theoretisch-methodologischen Interpretationsbasis. Die „Ökologie der Armut", d.h. eine erzwungene Bescheidenheit verband sie mit den gesellschaftlich niedrigeren Schichten vormoderner Spätagrargesellschaften (diese stellten die demographische Mehrheit dar und lebten überwiegend auf dem Lande), wobei gleichzeitig alle Merkmale einer industriellen Konsumgesellschaft gefestigt wurden, natürlich in ganz anderen Bedingungen als in den industriellen liberalen spätkapitalistischen Gesellschaften. Aus meiner ethnographischen Forschung auf dem slowakischen Dorf in den 80-er Jahren geht hervor, dass diese zwei parallel existierenden Phänomene das Schlüsselmoment bei der Schaffung der Voraussetzungen für eine Stabilität oder einen Wandel der Wertesysteme darstellen. Dies betrifft sowohl den späten Totalitarismus als auch den postkommunistischen Transformationsprozess.

Bei der Beurteilung der Wertestabilität und des Wertewandels ist auch die jeweilige Forschungsmethode zu berücksichtigen. Es ist mehr als offensichtlich, dass die Aussagekraft bei Daten, die z.B. durch „opinion poles", mit erklärten Haltungen und geäußerter Wertorientierung, wie sie in ethnographischem Material zu finden sind, eine völlig andere Interpretationsbasis darstellen als Wertreflexionen in konkreten soziokulturellen Phänomenen. Daten in diesem Beitrag kommen aus ethnographischen Forschungen der Bau- und Wohnkultur des slowakischen Dorfes, ergänzt durch Materialien der Fachliteratur. Meine Analyse stützt sich auf die Erkenntnisse langjähriger ethnographischer Forschungen, es handelt sich daher nicht um einen konkreten Zeitschnitt, sondern um „longue durée" Prozesse. Ich gehe dabei von dem methodologischen Postulat Norbert Elias' aus, dass wir die Gegenwart nur verstehen können, wenn wir sie als einen Ausschnitt langfristig strukturierter gesellschaftlicher Prozesse beurteilen. Das, was viele Gesellschaftswissenschaftler in Sozialsystemen für statische und geschichtliche Zusammenhänge halten, sind in Wirklichkeit dynamische, reproduktive oder zyklisch wiederkehrende Prozesse (Šubrt 1996, S. 75).

Eine wesentliche Qualität argumentatorisch angewandten ethnographischen Materials ist der Umstand – deswegen nehme ich mir die Freiheit, es anzuwenden – dass es gerade langfristige Prozesse in der Gesellschaft widerspiegelt.

Gewiss wirkt sich dabei die durch die „Gefangenschaft" des Einzelnen/der Familie/sozialen Gruppe in Merkmalen materieller Kultur – deren Wandel wegen ihrer finanziellen und energetischen Aufwendigkeit nicht unbedingt mit dem Wandel des gesellschaftlichen Klimas, ja nicht einmal mit dem zyklisch wiederkehrenden Generationswandel einhergeht – zustande gekommene Einschränkung der direkten Aussage und des aktuellen Standes in gewissem Maße nachteilig aus (dies erfüllen wiederum „opinion poles").

Genau darin liegt jedoch zugleich der Vorteil eines solchen ethnographischen Materials – es besitzt die Fähigkeit, ein Zeugnis über eine bestimmte Epoche abzulegen. Für die Sozialwissenschaft entsteht dadurch natürlich ein Problem mit der Interpretation einer solchen Aussage. Mein Beitrag stellt einen Versuch einer Interpretation, einer Betrachtungsweise der Stabilität und des Wandels der Werte im 20. Jahrhundert dar. Entsprechend der Themenorientierung Adam Prandas konzentriere auch ich mich auf den Zeitraum der 60-er bis Mitte der 80-er Jahre, der in der modernen Geschichte der Slowakei als eine Epoche der Stabilisierung des real existierenden Sozialismus bezeichnet werden kann.

Ján Mjartan (1952, S. 6) stellt in seinem in gewissem Maße ideologischen Programmbeitrag aus den frühen 50-er Jahren fest, dass „... in der Slowakei bei dem Aufbau des Sozialismus, d.h. bei der Industrialisierung und Kollektivierung der slowakischen Landwirtschaft eine völlig neue gesellschaftliche Struktur entsteht, ein neuer Mensch – Genossenschaftler und Sozialist ...". Meines Erachtens kann man sich heute aus einem Abstand von fünfzig Jahren darüber einigen, dass diese Feststellung erfüllt wurde – der Landbewohner Ende der 80-er Jahre ist ein anderer Mensch als jener der 40-er Jahre. Ein Wandel des Wertesystems ist nicht zu übersehen. Die grundlegende Frage an die Gesellschaftswissenschaft bzw. an die Gesellschaftswissenschaftler nach der Beendigung dieses Aufbaus sollte daher nach der soziokulturellen und axiologischen Beschaffenheit dieses neuen Menschen und zugleich nach der Verschiebung seines Werte- und Bewertungssystems seit der Beendigung dieses Aufbaus lauten, da dieser „neue Mensch" häufig als „alte Struktur" bezeichnet wird.

Dies ist eine Bewertungsverschiebung im politischen Jargon, die jedoch über die Beschaffenheit des im Laufe des „Aufbaus einer hochentwickelten sozialistischen Gesellschaft" zustande gekommenen Wertesystems gar nichts aussagt. Die Feststellung einer Zerstörung des „traditionellen" Wertesystems und des Zustandekommens eines „neuen", „sozialistischen", ist oberflächlich, banal und im Grunde genommen gehaltlos.

Dušan Ratica stellt fest, dass „... die früher für lokale Gemeinschaften kennzeichnende Identität der Mitglieds- und Referenzgruppe mit der Zeit durch die Übernahme von Werten und Normen anderer sozialer Umfelder zerstört wurde. Da es sich überwiegend um fremde Vorbilder aus dem städtischen Umfeld handelte, sprechen wir von einer Urbanisierung traditioneller Kulturvorbilder, die neben der Notwendigkeit sich den geänderten wirtschaftlichen Bedingungen anzupassen, zu einer Begleiterscheinung bei der Suche nach neuen Wertesystemen wurde" (Ratica 1993, S. 392–393). Mit dieser Darstellung als grundlegender These bei der Beurteilung der Stabilität und Dynamik der Wertesysteme können wir gewiss übereinstimmen, wollen wir diese Prozesse jedoch in ihrer Tiefe ergründen, so erscheint sie zu schematisch und zu vereinfachend. Soziale Gruppen/lokale Gemeinschaften übernahmen seit jeher Werte und Normen aus anderen „höheren" sozialen Umfeldern – seit der Entstehung der Städte fließen Innovationen in Richtung Dorf. In dieser Hinsicht stellen die durch die totalitären Regierungssysteme des 20. Jahrhunderts hervorgerufenen Prozesse zwar einen Wendepunkt dar, der Wandel ist jedoch ambivalent. Gerade die Urbanisierung der Slowakei nach dem Zweiten Weltkrieg hatte eine kulturelle Verländlichung der Städte, sowie eine äußerst spezifische Urbanisierung des Landes zur Folge. Als Ergebnis kommt eine merkwürdige Verschmelzung von urban und ländlich, modern und unmodern zustande, die meines Erachtens vermutlich am prägnantesten die Gesellschaft charakterisiert, deren Mitglied von Ján Mjartan in Übereinstimmung mit der zeitgemäßen Vorstellung als „neuer sozialistischer Mensch" bezeichnet wurde. Ich hingegen interessiere mich vorrangig für die Frage, in welcher Weise die fremden Vorbilder, von denen Ratica spricht, in das Umfeld lokaler Gemeinschaften auf dem Lande durchdrangen. Stellen wir eine „Urbanisierung traditioneller Kulturvorbilder" als Tatsache fest, so sollten wir uns die Frage stellen, was diese Urbanisierung eigentlich bedeutet und durch welche Kulturvorbilder sie

repräsentiert und getragen wird. Darauf folgt natürlich die Frage nach dem Verhältnis zwischen diesen sozialen und kulturellen Vorbildern und Wertesystemen.

Dušan Ratica (1993, S. 393) gliedert die Entwicklung der Werteorientierungen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts in etwa drei sich überschneidende Phasen: 1. Zerstörung der Kontinuität des ursprünglichen Systems und Durchsetzung neuer sozialer und wirtschaftlicher Bedingungen (50-er Jahre), 2. Anpassung und allmählicher Ersatz zentraler Werte (60-er Jahre), 3. allmähliche Stabilisierung und das Funktionieren des neuen Wertesystems (70-er, 80-er Jahre). Diese schematische Darstellung verfolgt zweifelsohne die Logik des durch das gewaltsame kommunistische Experiment hervorgerufenen gesellschaftlichen Wandels, dessen Ziel es war, einen raschen, radikalen und diskontinuierlichen Wandel der Vermögensverhältnisse und der sozialen Struktur der Gesellschaft und deren Homogenisierung und Egalisierung zu erreichen. Auf unserem jetzigen Kenntnisstand bleibt die Frage offen, inwieweit es zwischen dem politisch-sozialen und wirtschaftlichen System und der Beschaffenheit der Wertesysteme, an denen sich einzelne Segmente der Gesellschaft orientieren, einen direkten Zusammenhang gibt. Auch wenn wir also mit einer solchen Gliederung der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung nach der kommunistischen Machtergreifung übereinstimmen würden, stellt sich die Frage, inwieweit dies auch für Wertesysteme im ländlichen oder urbanen Umfeld gelten kann. Aufgrund meiner Kenntnis der Realität des späten Sozialismus sowie der in Feldforschung gesammelten ethnographischen Daten kann ich mit einer solchen Klassifizierung der Wertesysteme nicht übereinstimmen. Die „umwälzende Zeit" hat eine Zerstörung der Kontinuität ursprünglicher, nicht nur sozio-ökonomischer, sondern mit der Zeit auch sozio-kultureller Wertesysteme gebracht. Besonders überzeugende Argumente hierfür liefert die Entwicklung der Baukultur (vgl. z.B. Podoba 1992, 2003). Ján Mjartan spricht von einem „neuen Menschen – einem Sozialisten", Dušan Ratica wiederum von einer „allmählichen Stabilisierung und dem Funktionieren eines neuen Wertesystems". Was bedeutet dies in beiden Fällen? Gewiss keinen sozialistischen Menschen nach dem Vorbild ideologischer Traktate und Propagandaschriften, bzw. aus unzähligen TV-Serien aus der Normalisierungszeit, in denen es wimmelt von vollkommenen Repräsentanten eines idealen sozialistischen Vorbilds. Die Zerstörung der Kontinuität führte zu einer Schwä-

chung, Marginalisierung, ja sogar zu einer Zerstörung von Wertesystemen, an denen sich Mitglieder postmoderner bzw. in der Zeit der Machtergreifung der Kommunisten auch in der Slowakei bereits frühmoderner, frühindustrieller Gesellschaften orientierten. Insbesondere unter den Bedingungen des landwirtschaftlich geprägten, kulturell konservativen slowakischen Dorfes verlief dieser Wandel erstaunlich schnell. Genügend Argumente zu den Folgen diskontinuierlicher Prozesse haben gerade ethnologische Werke gebracht, nicht nur diejenigen Adam Prandas. Die Kenntnis der gesellschaftlichen Atmosphäre des späten Sozialismus führt oft zur Wahrnehmung ganz anderer Lebens- und Werteauffassungen als 30 bis 40 Jahre zuvor.[3] Diese Erkenntnis bedarf jedoch zweier grundsätzlicher Bemerkungen. Gerade die Machtergreifung der Kommunisten, in der Slowakei zwar massiv von externen Zentren aus bekräftigt, war Ausdruck eines gesellschaftlichen und axiologischen Wandels. Der Beginn der Modernisierung der Slowakei, auch wenn sie nicht ganz eindeutig war, wird mit der Epoche des Dualismus verbunden (vgl. Lipták 1996, 1999). Die zweite Bemerkung betrifft die Qualität der „neuen Werte", deren Gehalt, und sie ist mit der Frage verbunden, wie und gegen wen/was sie sich abgrenzen lassen.

Modernisierungsprozesse wurden insbesondere unter den Bedingungen kommunistischer totalitärer Regierungssysteme im Rahmen universeller Gesetzmäßigkeiten interpretiert, die nach dem ideologischen Schema eindeutig und unbeirrt zum Fortschritt führen sollten. Natürlich gab es die Überlegungen über Geschichte als ein lineares Fortschrittsmodell mit soziologischen Analysen der menschlichen Entwicklungsgeschichte bereits viel früher als die unter der Überschrift „Modernisierung" zusammengefassten Konzepte aus der Zeit als man von soziologischen Modernisierungstheorien zu sprechen begann. Grundlegende Aspekte solcher Denkweisen sind bereits in den Werken der Intellektuellen des 18. und 19. Jahrhunderts zu finden

3 In der Zeit meiner ersten Feldforschungen Ende der 70-er und Anfang der 80-er Jahre lebte noch die Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts geborene Generation, daher waren die Generationsunterschiede in den Wertesystemen besonders stark ausgeprägt. Eine ähnliche persönliche Erfahrung hatte ich bei dem Vergleich meiner Verwandten aus der Generation meiner Großeltern mit jüngeren, nach der Mitte der 20-er Jahre des 20. Jahrhunderts geborenen Altersgruppen gemacht. Für mich, jungen Ethnographen, stellten diese Menschen damals eine nicht mehr existierende, verlorene Welt dar, die ganz anders war als die mir bekannte alltägliche „hochentwickelte sozialistische Gesellschaft".

(Haring 2001, S. 4). Die Entwicklung der gesellschaftswissenschaftlichen Forschung im 20. Jahrhundert tendierte zu einem übermäßigen Vermehren universalistischer Konzepte, zur Entwicklung von Thesen der Gesetzmäßigkeit geschichtlicher Bewegungen eindeutig in Richtung Fortschritt, sowie zu einer kritischen Diskussion zu universalistischen Theorien und der Modernisierung im Allgemeinen. Nach Heidemarie Uhl wird in der postmodernen Diskussion zu den „großen Erzählungen" der Moderne die Kritik der Zweiteilung vielfältiger Erscheinungsformen der sozialen Welt in einer scharfen abgegrenzten Kontrastierung von traditional/vormodern und modern betont. Kritisiert wird die Isolierung bestimmter Phänomene einer komplexen sozialen Wirklichkeit und ihre idealtypische Zuspitzung im Hinblick auf ihre Verwendung als Indikatoren für die schematische Zuordnung dichotomischer Strukturen bei Modernisierungstheorien (Uhl 2001, S. 10). Die Meinungsvielfalt zu diesen Fragen vervielfacht sich durch die Unterschiedlichkeit von Ansätzen und Einstellungen einiger besonderer empirischer Disziplinen sowie durch die Akzeptanz unterschiedlicher Traditionen wissenschaftlicher Denkweisen. In den Geisteswissenschaften vervielfacht sich die der modernen Wissenschaft eigene thematische Spezialisierung in der Unterschiedlichkeit der Forschungsmethoden sowie in der Pluralität philosophischer und weltanschaulicher Thesen. Ihre Spezifik liegt in der Schwierigkeit, Komplexität und Abhängigkeit der zu erforschenden Erscheinungen (Novosad 1983, S. 9–10).

Die Geradlinigkeit der Interpretation kultureller Entwicklungen ist in der Ethnologie des 18. und 19. Jahrhunderts zu finden. Einer der bedeutendsten geisteswissenschaftlichen Denker des 19. Jahrhunderts, Herbert Spencer, quetschte die Vielfalt der menschlichen Gesellschaften in eine einfache, unilineare Vorwärtsbewegung: die sogenannten „einfachen Stämme", in denen jeder einzelne Jäger, Fischer und Hüttenbauer ist, die komplexe indische Kaste sowie das mittelalterliche Zunftsystem werden auf Entwicklungsstufen zur kommerziellen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts reduziert. Spencer ermuntert die Forscher nicht dazu, die Vielfalt menschlicher Gemeinschaften in Feldforschung zu erforschen. Im Gegenteil, diese Methode regt den Beobachter dazu an, außereuropäische Gesellschaften vereinfacht und in prädeterminierten Kategorien zu sehen (Layton 1997, S. 25).

Das von den europäischen Intellektuellen des 18. und 19. Jahrhunderts geprägte unilineare Interpretationsmodell der kulturellen Ent-

wicklung ist auch der intellektuellen Tradition mitteleuropäischer geisteswissenschaftlicher Disziplinen eigen, darunter, natürlich, auch der slowakischen Volkskunde. Im Falle dieser Disziplin wird die Unilinearität noch durch die starke Betonung des kulturellen Wandels gestärkt, verbunden mit der Rettung der sogenannten Volkskultur vor deren Untergang. Der Untergang der regionalen bäuerlichen Kulturen war auch in Mitteleuropa ein Mehrgenerationsprozess, Bestandteil langfristiger zivilisatorischer Prozesse mit einem komplexen und zugleich äußerst kontroversen Charakter. Einen radikalen Hergang hatte nur die rasche Beendigung ihres reibungslosen Todeskampfes durch die Kollektivierung der Landwirtschaft und eine Stärkung der territorialen und sozialen Mobilität. Das unilineare Verständnis der kulturellen Entwicklung wurde auch durch die der mitteleuropäischen Volkskunde eigenen zu großen Betonung der Isolierung bäuerlicher Kultur von sonstigen Schichten der Spätagrargesellschaft gestärkt.[4] Diese Interpretation ist zu homogen und bewegungslos. Die unilineare Einstellung spiegelt sich auch im Werk Adam Prandas, in seinen Interpretationen des Wertewandels auf dem slowakischen Dorf nach dem Zweiten Weltkrieg, wider. Formulierungen wie z.B. „... der Wandel der Denkweise bleibt hinter der Materialbasis zurück ..." oder „zurückbleibender Wandel der Denkweise" (Pranda 1981, S. 43, 45) weisen auf eine vereinfachte statische Einstellung zu der komplexen und schwierigen Fragestellung nach den Wertesystemen hin. Die Vielfalt der Einstellungen zu diesem Problem zeugt vor allem von der bei der Interpretation ethnographischer Daten angewendeten Methode. Als Alternative möchte ich eine aus der Zivilisationstheorie Norbert Elias' hervorgehende Interpretation vorlegen (Elias 1980). Meine Elementareinstellung ist die Feststellung, dass es im 20. Jahrhundert in der slowakischen Gesellschaft mehrere Werte- und Normsysteme gab, die sich teilweise überschnitten. Ich werde mich bemühen, diese These anhand des bereits beschriebenen ethnographischen Materials anschaulich darzustellen.

4 Eine andere Einstellung zu Gesellschaft und Kultur vertritt z.B. die skandinavische ethnographische Schule. Zwar kann mit einer unterschiedlichen Entwicklung nordischer Gesellschaften, die nicht so stark hierarchisch geprägt waren wie das kontinentale Europa und die bis zur Moderne eher abseits von herrschenden europäischen Trends standen, argumentiert werden, die Grundlagen der unterschiedlichen Interpretation liegen in unterschiedlichen methodologischen Vorgangsweisen.

Norbert Elias vertritt die Meinung, dass wir bei gesellschaftlichen Entwicklungen nicht von historischer Unvermeidlichkeit sprechen können, sondern lediglich von Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit unterschiedlichen Grades. Ein wesentlicher Irrtum kam dadurch zustande, dass soziale Entwicklung unvermeidlich mit Fortschritt verbunden wurde. Es ist eine Besonderheit sozialer Prozesse, dass sie zwar eine Richtung haben, jedoch – genauso wie die Natur – keinen Zweck und kein Ziel. Im Gegensatz zu biologischen Evolutionsprozessen sind soziale Prozesse umkehrbar. Verschiebungen in eine Richtung können Raum für Verschiebungen in die entgegengesetzte Richtung schaffen. Dabei können beide Arten dieser Verschiebungen zur gleichen Zeit stattfinden: eine kann dominant sein, die andere kann das Gegengewicht zur Ersteren bilden (Šubrt 1996, S. 57–58). Das kommunistische Experiment besaß zwar eine ideologische Tendenz zum „Fortschritt" und führte zweifelsohne zu einer Zerstörung der mit der spätagraren, stark konfessionalen slowakischen Gesellschaft verbundenen Wertesysteme. Man kann jedoch kaum mit der utopischen Vorannahme übereinstimmen, dass es in Übereinstimmung mit seinen Idealen und politischen Zielen neue Werte schuf. Die Zerstörung von Eigentumsverhältnissen und sozialen Strukturen, der wirtschaftliche Wandel und die neue staatliche Ideologie schufen einen Raum, der begann, sich mit etwas zu füllen. Norbet Elias spricht im Rahmen seines Zivilisationskonzeptes von einem kennzeichnenden stetigen Aneinanderstoßen von Zivilisations- und Dezivilisationsprozessen. Mehrere Sozialphilosophen sehen das 20. Jahrhundert in diesem Licht.[5] Auf diese Weise können soziokulturelle Änderungen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beurteilt werden – obwohl dies noch nicht besonders häufig der Fall ist, weil viele Ideologen und Publizisten, aber auch Geisteswissenschaftler noch in unilinearen, tendenziell zu Zivilisationsfortschritt betonenden Schemen neigend, nachdenken. Wenn wir jedoch bemüht sind, den Charakter der modernen slowakischen Gesellschaft zu begreifen, sollten wir es uns zur Herausforderung machen, die Frage zu beantworten, wie unsere Betrachtungsweise der Stabilität oder Dynamik von Wertesystemen mit diesen beiden Einstellungen zu der gesellschaftlichen Entwicklung arbeitet. Das zitierte Schema akzentuiert die Zerstörung tradi-

5 Ich habe auf dieses Problem in einem Anfang der 90-er Jahre veröffentlichten Text hingewiesen (vgl. Podoba 1994).

tioneller Systeme durch das sozialistische Experiment und die Schaffung neuer Systeme. Hierzu zwei Anmerkungen: auch die mitteleuropäische Fachliteratur bringt eine dynamischere Einstellung zu den vorindustriellen bäuerlichen Kulturen und die Gesellschaftswissenschaften brachten bis jetzt keine ganzheitliche oder durchdachte Antwort oder Erklärung auf die Frage nach der eigentlichen Beschaffenheit dieser neuen Systeme. Ich versuche anhand des oben dargestellten ethnographischen Materials kurz zu erläutern, wohin die lokalen Gesellschaften auf dem slowakischen Dorf in der neuen, von dem kommunistischen Experiment gewaltsam geschaffenen Situation tendierten. Als Basisargument verwende ich hierbei das Thema der sozialen und kulturellen Vorbilder.

Norbert Elias legte seinem Zivilisationskonzept eine Studie des höfischen Adels in einem absolutistischen Feudalstaat (16. bis 18. Jahrhundert) zugrunde. Er weist dabei auf die Bedeutung der aristokratischen Höfe in der Vergangenheit für das Verständnis der modernen, zeitgemäßen Welt hin. Diese waren seines Erachtens die ersten modernen Menschen. Sie schufen Verhaltensmodelle, die sich allmählich auch in den übrigen Bevölkerungsschichten ausbreiteten, die bemüht waren, die Verhaltensweisen des Adels aufzugreifen. Absolutistische Höfe waren Zentren des Ursprungs der „westlichen" Lebensweise. In der höfischen Gesellschaft wurden neue Verhaltens-, Empfindungs- und Denkstrukturen sowie neue kulturelle Vorbilder geprägt. „Zivilisiertes" Verhalten diente dem Adel zur Selbstidentifizierung, als etwas, wodurch er sich von anderen gesellschaftlichen Schichten unterschied, insbesondere von dem konkurrierenden, ehrgeizigen Bürgertum (Šubrt 1996, S. 53). Durch allmähliches Überwinden von Schranken zwischen den Ständen der Spätagrargesellschaft breiteten sich diese Vorstellungen in anderen Sozialgruppen aus und wurden von diesen in unterschiedlichem Maße, in unterschiedlichen Zeiten und mit unterschiedlichem Zeitabstand auf unterschiedliche Weise aufgegriffen.

Elias argumentiert, dass Ehre und Prestige das wesentliche Merkmal der höfischen Gesellschaft bildeten. Die eigene Stellung in der höfischen Rangordnung bestimmte den Selbstwert des Individuums. Ein wichtiger Bestandteil davon war der Sinn für gesellschaftliche Zugehörigkeit; man musste einerseits die Grenzen der eigenen Stellung respektieren und andererseits durfte man sich nicht von Angehörigen niedrigerer Schichten überschatten lassen und man durfte

selbst nicht die Angehörigen höherer Schichten überschatten. Das, was später als „perverser Luxus" angesehen wurde, war für das Leben in einer bestimmten gesellschaftlichen Position unerlässlich und der Adel war gezwungen entsprechend diesem Umstand seine Ausgaben zu bestimmen. Dies geschah häufig ohne Rücksicht auf die realen Einkünfte, so dass hohe Verschuldung nichts ungewöhnliches war.

Beobachtern aus späteren Epochen kann die Mehrheit dieser Ausgaben unbegreiflich überspannt vorkommen. Mit der Optik bürgerlicher wirtschaftlicher Vernunft erscheint es unvernünftig, Geld für unwesentliche Dinge auszugeben. Elias beweist, dass die pompösen Ausgaben der höfischen Gesellschaft eine besondere Form von Rationalität darstellten, die sich unter spezifischem Druck als höfische Vernunft entwickelte und das Gegenteil der bürgerlichen wirtschaftlichen Vernunft darstellte. Beide Typen der Rationalität bedürfen einer vernünftigen Weitsichtigkeit und Kalkulation, bei beiden müssen kurzfristige Vorlieben lebensnotwendigen Interessen weichen, lediglich das, was kalkuliert wird und was kalkulierbar ist, ist völlig unterschiedlich: Die bürgerliche industrielle Rationalität entsteht unter dem Druck wirtschaftlicher Verbundenheit, die höfische Rationalität hingegen unter dem Druck elitärer gesellschaftlicher Mechanismen (Šubrt 1996, S. 55).

Zu diesem Vergleich zweier miteinander in Wettbewerb tretenden Wertesysteme ist vollständigkeitshalber hinzuzufügen, dass es noch eine dritte Einstellung zur Vernunft gab, und zwar jene der Bauern, die jedoch aufgrund ihrer gesellschaftlichen Stellung an diesem Wettbewerb nicht teilnahmen. Spätagrare Gesellschaften zeichnen sich durch drei parallel bestehende Wertesysteme aus, die sich bereits in dieser Epoche überschneiden und zugleich unter dem Einfluss stärker werdender Modernisierungsprozesse zerfallen.[6] Stimmen wir mit Le Goffs Konzept eines „langen Mittelalters" überein, so überschneidet es sich mit einem „langen 20. Jahrhundert".[7] Gerade die Slowakei ist

6 Hierbei handelt es sich um eine schematische, nahezu ideale Gliederung auf Grund strenger Hierarchie im absolutistischen Feudalstaat. Die Wirklichkeit war natürlich anders, gewiss viel pluralistischer, die Überschneidung einzelner axiologischer und normativer Systeme war insbesondere jenen sozialen Gruppen eigen, die den Übergang zwischen den drei Hauptständen stark hierarchischer korporativer Gesellschaften darstellten (z.B. der Kleinadel, Beamte des Staates und der Städte, Bürger in freien Berufen, freie Bauern usw.).

7 Unter dem Konzept eines „langen 20. Jahrhunderts" verstehe ich die langfristige Beobachtung der typischen Zivilisationsprozesse bzw. soziokulturellen Phäno-

das Beispiel eines Landes mit verspätet und eingeschränkt einsetzenden Modernisierungsprozessen. Die Slowakei der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist ein Land, in dem sich spätagrare und frühindustrielle Elemente auf besondere Art und Weise und mit vielen negativen Auswirkungen auf die soziale Lage der Bevölkerung überschneiden. Das kommunistische Regime versuchte dieses Problem durch die ihm eigene radikale, ungeduldige und gewaltsame Modernisierung in Verbindung mit der Zerstörung sozialer Beziehungen und Bindungen zu lösen.

Wie bereits vor 28 Jahren Adam Pranda (1978, S. 243) feststellte, wurde das Einfamilienhaus zum Zentrum und Ziel aller Bestrebungen und gelangte folglich auch in das Wertesystem der Bevölkerung auf dem spätsozialistischen slowakischen Dorfe. Meine Analyse dieser Prozesse und ihre Ergebnisse wurden bereits in zahlreichen Texten veröffentlicht (siehe Literaturverzeichnis), so dass ich mich hier lediglich auf die Feststellung eines opulenten Raumkonsums, des Baus eines Hauses als Status- und Prestigesymbol, verbunden mit einer kulturellen Desorientierung der Bevölkerung auf dem slowakischen Dorfe beschränke. In dem durch den stürmischen Wandel gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Beziehungen und sozialer Strukturen geprägten Werteraum begann sich diese Bevölkerung an Kulturvorbildern zu orientieren, die mit dem von der Ideologie gepriesenen „neuen Menschen" nichts gemeinsam hatten. Sie orientierten sich an höheren Schichten älterer Epochen, an geprägten Vorbildern, bzw. an den eigenen Vorstellungen, die in die Bedingungen des sozialistischen Dorfes eingepflanzt wurden. Der von Elias als Rationalität der höfischen Gesellschaft interpretierte pompöse Luxus der Aristokratie stellt für einen gewöhnlichen Dorfbewohner eine unvernünftige Investition dar, die er sich jedoch, gefördert durch den breiten Familienkreis zum Lebenszweck gemacht hat. Die Anwendung solcher Kulturvorbilder überschnitt sich mit Jahrhunderte lang geprägten Modellen regionaler bäuerlicher Kulturen, deren Haupt-

mene des 20. Jahrhunderts. Diese hatten in der Regel bereits im vorigen Jahrhundert ihren Ursprung und fanden im nachfolgenden Jahrhundert ihren Ausklang. Diese Einstellung zu langfristigen Prozessen ist ein Gegenpol zur Meinung Eric Hobsbawms, der das „kurze 20. Jahrhundert" durch zwei geschichtliche Ereignisse abgrenzte. Die Unterschiedlichkeit dieser Thesen drückt Unterschiede in den Einstellungen der politischen und sozialen Geschichte aus (vgl. Hobsbawm 1998).

merkmale Bescheidenheit, Zweckmäßigkeit und Funktionalität waren. Im Wohnen baut sich somit ein Konflikt zwischen der Orientierung an nicht funktionalen sozialen und kulturellen Vorbildern und der Kontinuität ursprünglicher Modelle funktionalen Gebrauchs bäuerlicher Behausungen auf. Eine solche Orientierung an sozialen und kulturellen Vorbildern zeugt von der Entstehung „neuer" Wertesysteme – gewiss im Vergleich mit den Vorbildern des späten 19. Jahrhunderts, in dem eine Modernisierung des oberungarischen Dorfes nur allmählich einsetzt. Diese „neuen Systeme" haben jedoch kaum etwas gemeinsam mit der radikalen Einstellung der linksintellektuellen künstlerischen Avantgarde der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts zur Baukunst und den Wohnungszonen für einen „neuen Menschen". Sie kamen durch Überschneiden und Vermischen unterschiedlich geschichtlich und gesellschaftlich verankerter Kulturvorbilder und Modelle zustande, wofür es im „real existierenden Sozialismus" nahezu ideale Bedingungen gab.

Aufgrund ethnographischer Daten und Erkenntnisse aus meiner eigenen Feldforschung nehme ich mir die Freiheit, die These von der Existenz eines stabilen Wertesystems, das sich unter dem zerstörenden Einfluss der kommunistischen Modernisierung wesentlich wandelt und von einem neuen gegensätzlichen (sozialistischen?) Wertesystem ersetzt wird, in Frage zu stellen. Eher neige ich zu der Einstellung Norbert Elias', dass Verschiebungen in der gesellschaftlichen Entwicklung in einer Richtung Gegen- und Seitenströmungen erzeugen können. Aus der Sicht des „langen 20. Jahrhunderts" ist die Erklärung eher in einer parallelen und sich überschneidenden Existenz unterschiedlicher Werte- und Normsysteme im Rahmen von *longue durée* Prozessen zu suchen. Der „real existierende Sozialismus" stellte nur eine spezifische und offensichtlich nicht besonders lang anhaltende Etappe im Rahmen dieser Prozesse dar.

Abschließend möchte ich meine Ausführungen zum Thema Stabilität und Dynamik der Wertesysteme in folgenden Thesen zusammenfassen:

- die mit dem kommunistischen Modernisierungsmodell abgeschlossenen Modernisierungsprozesse (gekennzeichnet durch revolutionäre Ungeduld, Sozialingenieurwesen, gewaltsame Durchsetzung von Änderungen usw.), tendierten zu einem raschen Abschluss des bereits laufenden Zerfalls der durch die regionalen bäuerlichen Kulturen geprägten Wertesysteme,

- die Zerstörung war nicht eindeutig, sondern ambivalent,
- die proletarisierten Dorfbewohner wandten sich von traditionellen Werte- und Normsystemen ab und begannen in ihrer kulturellen Desorientierung zusammen mit dem neuen soziokulturellen System auch ein neues Wertesystem aufzubauen, das zwar neu war im Sinne der Anpassung an die neuen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bedingungen, dass im Sinne der Prägung neuer (sagen wir sozialistischer) Werte jedoch nichts Neues brachte. Eher handelte es sich um eine Verbindung oder ein Mosaik von Phänomenen unterschiedlichen Ursprungs, wo mehrere Elemente älterer (sagen wir traditionaler) Wertemodelle stark vertreten waren,
- in der Bau- und Wohnkultur wuchs die Orientierung an gesellschaftlichen und kulturellen Vorbildern sozialer Schichten, die die neue politische Macht mit allen Mitteln zu beseitigen versuchte und diese Phänomene als „Relikte" abstempelte. Der sozialistische Dorfbewohner orientierte sich an kulturellen Vorbildern – bzw. an seinen eigenen Vorstellungen davon – die im aristokratischen Umfeld ihren Ursprung hatten und sich im Laufe des 19. Jahrhunderts den Bedürfnissen und dem Geschmack kleinbürgerlicher Schichten anpassten. Hier wurden sie dann allmählich von den Dorfbewohnern aufgegriffen. Für die höfische Gesellschaft waren sie laut Elias' Auffassung funktional, für die realen Bedürfnisse der Dorfbewohner jedoch nicht. Da sie in einer völlig anderen geschichtlichen Situation ihren Ursprung hatten, führte dies auf dem Dorfe der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zur Schwächung der Funktionalität der Behausung,
- die durch linke künstlerische und intellektuelle Avantgarde geprägten Kulturvorbilder des späten 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts fanden im ländlichen Raum keine Anwendung,
- die Zerstörung traditioneller gesellschaftlicher und kultureller Norm- und Wertesysteme fand nur teilweise und unvollständig statt. Die Zeit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist von sich überschneidenden Wertesystemen, einem Wertechaos und von einem Konflikt zwischen technischer und kultureller Modernisierung geprägt,
- die Zeit ab dem Beginn der 90-er Jahre ist durch eine Trägheit des soziokulturellen Systems, das auf dem kollektivierten sozialistischen Dorf geprägt wurde, durch eine Desillusion aufgrund seines Zusammenbruchs und die Unfähigkeit sich neuen Bedingungen anzupassen gekennzeichnet.

Wertesysteme, die von der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts geprägt waren, scheinen auf dem Dorfe äußerst stabil zu sein. Meine Interpretation – vielleicht nur eine Hypothese – lautet, dass dies auf folgende Erscheinungen zurückzuführen ist:

1. Eine erfolgreiche Anpassung an ein System, das wirtschaftlich und anschließend auch politisch versagt hat, mit dem sich jedoch der slowakische Dorfbewohner identifizierte.
2. Eine durch den Zusammenschluss unterschiedlicher Phänomene (mit Ursprung in unterschiedlichem sozialen Umfeld), mit denen sich die ländliche Bevölkerung jedoch identifizierte, zustande gekommene Ambivalenz. Gegenwärtig ermöglichen es diese soziokulturellen und normativen Systeme ihren Trägern nicht, ihr soziales Verhalten und ihre sozialen und wirtschaftlichen Strategien in den neuen sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen, die jedoch auch eine Kulturdimension besitzen, dynamischer zu gestalten.

Ich möchte meine Ausführungen mir der Frage abschließen, ob das ständige Hinweisen auf Stabilität und Wandlung die Grundlage des Verständnisses der gegenwärtigen Wertesysteme sein kann, da dadurch, meines Erachtens andauernd nur die gleiche unilineare Denkweise des sozialen Denkens des 19. Jahrhunderts reproduziert wird. Sollte der Schlüssel zu einem solchen Verständnis nicht eher in einem Versuch stecken, die klar interpretierte/interpretierbare Oberfläche mit Hilfe ethnographischer Forschungsmethoden beiseite zu räumen und sie als sich überschneidende, einmal chaotische, einmal wechselseitige, sich kreuzende, ausschließende und ergänzende ambivalente Prozesse im Sinne des Konzeptes Norbert Elias' anzusehen, als eine Verbindung sich überschneidender Wertesysteme, die nur sehr schwer eindeutig zu definieren und zeitlich abzugrenzen sind?

Juraj Podoba, Through the Norbert Elias Perspective: Value Systems Stability and Change during the Late Socialism Era. Adam Pranda and the Study of Values in Second Half of the 20th Century

The study of value systems of the second half of the 20th century in the Slovak countryside is connected with the scientific work of Adam Pranda. His publications concerning the problem of values represent the linear interpretation of development of society and culture. As an alternative perspective, the paper puts forward the interpretation of value systems stability and changes during the late communist era, based on the Norbert Elias civilization theory.

Literaturverzeichnis

Drakulić, Slavenka: How We Survived Communism and Even Laughed. New York/London, N. W. Norton, 1993.

Elias, Norbert: Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Erster Band. Wandlungen des Verhaltens in den westlichen Oberschichten des Abendlandes. Baden-Baden, Suhrkamp, 1980.

Elias, Norbert: Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Zweiter Band. Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation. Baden-Baden, Suhrkamp, 1980.

Gál, Egon: Morálka a hodnoty ako politický problém? Nicht veröffentlichtes, undatiertes Manuskript.

Haring, S. A.: „Auf der Suche nach einer besseren Welt". Soziologische „Modernisierungstheorien" im Lichte dreier Jahrhunderte. In: Newsletter Moderne, März 2001, (Sonderheft 1), S. 4–9.

Hobsbawm, Eric: Věk extrémů. Krátké 20. století 1914–1991. Praha, Argo, 1998.

Kužvart, Petr: Několik poznámek k roli lidských hodnot, k povaze společenského pohybu a k filosofii dějin. In: Vavroušek, J., J. Plos (eds.): Lidské hodnoty a společnost v pohybu. Praha, Kruh nezávislé inteligence a Společnost pro trvale udržitelný život, 1994.

Layton, R.: An introduction to theory in anthropology. Cambridge, Cambridge University Press, 1997.

Lipták, Ľ: Protirečivé stránky modernizácie. O slovenskej otázke na prelome storočí. In: Historická revue, VII/1996, 2, S. 27–29.

Lipták, Ľ: Modernizácia Slovenska: Národ, štát, spoločnosť. In: Lipták, Ľ: Storočie dlhšie ako sto rokov. Bratislava: Kalligram, 1999, S. 268–278.

Mjartan, Ján: Niektoré otázky národopisného výskumu družstevnej dediny. In: Národopisný sborník, XI/1952, S. 5–18.

Možný, Ivan: Proč tak snadno ... Některé rodinné důvody sametové revoluce. Praha, Slon, 1991.

Novosad, F.: Začiatky buržoáznej reflexie všeobecnej krízy kapitalizmu. In: Weber, Max: K metodológii sociálnych vied. Bratislava, Pravda, 1983, S. 5–40.

Podoba, Juraj: Stavebná kultúra slovenského vidieka ako odraz konfliktných procesov hodnotovej kontinuity a diskontinuity. In: Ratica, D. (ed.): Zmeny v hodnotových systémoch v kontexte každodennej kultúry. Bratislava, Nú Sav, 1992, S. 47–57.

Podoba, Juraj: Premeny hierarchie hodnôt obyvatel'ov slovenského vidieka v 20. storočí – proces negácie tradičného systému hodnôt zlučitel'ných s trvalo udržatel'ným spôsobom života. In: Nováček, P., J. Vavroušek (eds.): Lidské hodnoty a trvale udržitelný žzpůsob ivota. Olomouc, Společnost pro trvale udržitelný život a Katedra ekologie PF UP, 1993, S. 69–78.

Podoba, Juraj: Der Modernisierungsprozess des 20. Jahrhunderts als Konflikt des Zivilisationswachstums und kulturellen Verfalls. In: Ethnocultural Processes in Central Europe in 20th Century. Bratislava, Comenius University, 1994, S. 221–234.

Podoba, Juraj: Sociálne a kultúrne vzory ako determinanty spotrebných modelov. In: Nováček, P. (ed.): Perspektivy trvale udržitelného způsobu života. Olomouc, Vydavatelství Univerzity Palackého, 1997, S. 156–163.

Podoba, Juraj: Medzi technickou a kultúrnou modernizáciou: architektúra na slovenskom vidieku v 20. storočí. In: Architektúra a urbanizmus, XXXIV, 3–4/2000, S. 103–109.

Podoba, Juraj: Modernizácia na prelome storočí: kultúrna zmena ako faktor rozvoja a súčasne zániku tradičnej rurálnej architektúry. In: Slovenský národopis, 49/2001, S. 65–75.

Podoba, Juraj: Cultural Lag as a Determinant of Social Conflicts of the Transformation Period. In: Anthropological Journal on European Cultures, 12/2003, S. 157–186.

Pranda, Adam: Formovanie nového systému hodnotových orientácií na súčasnej slovenskej dedine. In: Slovenský národopis, 26/1978, S. 235–249.

Pranda, Adam: The Process of Building up Socialism as Reflected in Value Orientations of the Slovak Village. In: Ethnologia Slavica, X–XI/1978–1979, S. 119–131.

Pranda, Adam: Zmeny myslenia a postojov človeka na súčasnej slovenskej dedine. In: Národopisné informácie, 3/1981, S. 39–48.

Pranda, Adam: Hodnotové orientácie vidieckeho obyvatel'stva na Slovensku v súčasnosti a faktory formovania progresívnych lokálnych a regionálnych tradícií. In: Slovenský národopis, 30/1982, S. 407–419.

Pranda, Adam: Socializácia dediny a zmeny jej myslenia. In: Socializace vesnice a proměny lidové kultury. Přehledy výsledků výzkumů. Sv. II. Uherské Hradište, 1983, S. 607–611.

Pranda, Adam: Tradičné a súčasné aspekty hodnotenia vzťahu človeka k práci na slovenskej dedine. In: Slovenský národopis, 33/1985, S. 337–349.

Ratica, Dušan: Hodnoty v kontexte zmien každodennej kultúry. In: Slovenský národopis, 41/1993, S. 387–396.

Raz, Joseph: The Practice of Value. Oxford, Oxford University Press, 2003.

StZ. Hodnota. In: Maříková, H., M. Petrusek, A. Vodáková (eds.): Velký sociologický slovník. Praha, Vydavatelství Karolinum, 1996, S. 375–377.

Šubrt, J.: Civilizační teorie Norberta Eliase. Praha, Univerzita Karlova, 1996.

Uhl, Heidemarie: Modernisierungstheorie und Geschichtswissenschaft. In: Newsletter Moderne, März/2001, (Sonderheft 1), S. 10–16.

Valach, Milan: Život na přechodu. In: Vavroušek, J., J. Plos (eds.): Lidské hodnoty a společnost v pohybu. Praha, Kruh nezávislé inteligence a Společnost pro trvale udržitelný život, 1994, S. 30–34.

Vavroušek, J., J. Plos: Lidské hodnoty a společnost v pohybu. Praha: Kruh nezávislé inteligence a Společnost pro trvale udržitelý život, 1994.

Wallace, R. J.: Introduction. In: Raz, Joseph: The Practice of Value. Oxford, Oxford University Press, 2003, S. 1–12.

Neuerscheinung

Franz Grieshofer, Margot Schindler (Red.)

Papageno backstage. Perspektiven auf Vögel und Menschen

Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 2006
154 Seiten, zahlr. Abbildungen, 21,0 x 21,8, brosch. (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band 88)
ISBN-10: 3-902381-11-6
ISBN-13: 978-3-902381-11-8

Opulent bebilderter Katalog zur Kulturgeschichte des Umgangs der Menschen mit der Vogelwelt.

Inhalt:

Margot Schindler, Vorwort. 7–9; Friedemann Schmoll, Von Menschen und Vögeln. Eine merkwürdige Beziehungsgeschichte. 11–18; Kurt Palm, »In der gnigl vögel gegessen« 21–27; Ulrike Dembski, Der Vogelfänger als Bühnenfigur Papageno. 29–40; Thomas Aigner, Von Vögeln und ihren Häschern in der Musik. 43–48; Peter Donhauser, Vogelorgeln, Serinetten und mechanische Singvögel. 51–57; Peter Sackl, Vogelfang und Stubenvogelhaltung im steirischen Salzkammergut. 59–65; Ernst Bauernfeind, Kreuzschnabel & Co. Eine kurze Naturgeschichte. 67–73; Helmut Pechlaner, Singvogelfang und Singvogelhaltung. 74–75; Franz Grieshofer, Szenographie der Ausstellung. 79–141; Thomas Aigner, Musikalien. 143–147; Ulrike Dembski, Der Vogelhändler in der Operette. 148–149; Moritz Hoffmann, Verena Schäffer, Zur Zugvogeltätigkeit. Von der Freiheit eines Stadtnomaden. 150–151, Literatur 152–153.

Bestellungen:

Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, A-1080 Wien
Tel. +431/406 89 05, Fax +431/408 53 42
E-mail: office@volkskundemuseum.at

EURO 24,– (exkl. Versand)
EURO 16,– (für Mitglieder des Vereins für Volkskunde)

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LX/109, Wien 2006, 145–174*

Eine ethnologische Betrachtung des Wertestudiums

Werte der vormodernen Welt des slowakischen Dorfes[1]

Ol'ga Danglová

Der Beitrag beschäftigt sich mit dem Thema Wert im Diskurs der Forschungen von Sozialwissenschaften und Ethnographie. Den Eckpfeiler des Artikels bildet die Konstituierung von Werten in der vormodernen und vorindustriellen Welt in ländlichen Regionen der Slowakei. Um den Gegenstand zu konkretisieren und zu fokussieren, richtete die Autorin den Blick auf das Dorf Čičmany, über das es bereits eine Reihe von Untersuchungen gibt. Das ermöglichte die Interpretation von Werturteilen, die sowohl die materiellen als auch die immateriellen, spirituellen Bedürfnisse betreffen als auch Vorstellungen davon, was in diesem sozialen Umfeld der Studie als wünschenswert und signifikant galt.

Der Wert als Thema des heutigen gesellschaftswissenschaftlichen Diskurses

Die tiefgreifenden politischen Ereignisse um die Wende des 20. zum 21. Jahrhundert ließen Wertfragen wieder in die Aufmerksamkeit des wissenschaftlichen und öffentlichen Diskurses rücken. Der Kern der laufenden Diskussion richtete sich in erster Linie und mehrheitlich auf das Problem der Universalität, der Zeitlosigkeit oder umgekehrt der Relativität, der Partikularität, der Fragmentierung von Werten in den heutigen Gesellschaften auf den verschiedenen Kontinenten unseres Planeten. Der zweite Teil der Fragen konzentrierte sich auf den

1 Der Beitrag entstand im Rahmen des VEGA-finanzierten Projekts „Lokale und regionale Entwicklung im Kontext der europäischen Integration".
Dem Beitrag liegt ein Referat von Ol'ga Danglová und Gabriela Kiliánová zugrunde, das auf der internationalen interdisziplinären Konferenz „Stabilität und Wertewandel im 20. und 21. Jahrhundert" in Bratislava, im November 2004, gehalten wurde.

Wertewandel als Folge der Modernisierung, der voranschreitenden Globalisierung und, unter unseren Bedingungen, der postkommunistischen Transformation (Binde 2004).

Parallelen zur ersten Fragengruppe tauchten auch in unserer ethnologischen Region zwischen den Verfechtern des kulturellen Relativismus, die der Ansicht sind, dass Menschen verschiedener Kulturen in „verschiedenen Welten leben, und eine Beurteilung von Werten in ihrem Rahmen den sozialen Einflüssen dieser Welten unterliegt", und den „Universalisten" auf, die behaupten, dass die Verschiedenartigkeit der Kulturen und der Gesamtheit der Werte in ihrem Kontext eigentlich Variationen einer gemeinsamen Grundlage, Produkte eines universalen Prozesses, insbesondere universaler kognitiver Mechanismen und spezifischer Bedingungen sind, unter denen dieser Prozess abläuft.[2] Der Wertbegriff, der im gesellschaftswissenschaftlichen Raum die Stelle eines der problematischsten und meistdiskutierten Begriffe eingenommen hat, resonierte im internationalen Diskurs in der Ethnologie, der Sozial- und Kulturanthropologie vor allem in den 60-er und 70-er Jahren des 20. Jahrhunderts.

Die heutige Diskussion ist eigentlich eine Fortsetzung, ein Aufgreifen der Wertforschung aus jener Zeit, die auf die wissenschaftliche Reflexion und Kritik des Projektes der Moderne bzw. verschiedener Projekte der Moderne, konstruiert im europäischen Raum in den letzten 200 bis 250 Jahren, ausgerichtet war. Das Interesse für Werte wurde auch durch die Tatsache angeregt, dass in der Übergangsphase von der traditionellen zu einer modernen Gesellschaft gerade die Konstituierung moderner Werte eine große Bedeutung hatte. Im Rah-

2 Vergleiche Gespräch mit Alban Bensa. Od strukturální antropologie k antropologii politična. Od reflexe textu k reflexi terénu. [Von der strukturellen Anthropologie zur Anthropologie des Politischen. Von der Reflexion des Textes zur Reflexion des Terrains] In: Cargo. Časopis pro sociální/kulturní antropologii 2000, 1, S. 44; Yasar Abu Ghosh: Metoda a její kontext. Optický a politický klam kulturního relativismu. [Die Methode und ihr Kontext. Optischer und politischer Trugschluss des kulturellen Relativismus.] In: Cargo. Časopis pro sociální/kulturní antropologii 1999, Nr. 2, S.149–155; Hříbek, M.: Má antropolog privilegium eticky nehodnotit? Poznámka k diskuzi o kulturním relativismu. [Hat der Anthropologe das Privileg, ethnisch nicht zu werten? Bemerkung zur Diskussion über kulturellen Relativismus.] In: Cargo. Časopis pro sociální/kulturní antropologii 1999, Nr. 2, S. 156–157; Kanovský, M.: Koniec relativizmu. [Das Ende des Relativismus.] In: Cargo. Časopis pro sociální/kulturní antropologii 2000, 1, S. 48–53.

men der Erforschung der Moderne und der Modernisierung galten als solche: Individualismus kontra Kollektivismus, Rationalismus kontra Irrationalismus und fatalistisches Denken, Liberalismus und Freiheit der Wahl kontra konservatives Festhalten an einer strikten Beachtung von Normen, Disqualifizierung der Vergangenheit und Traditionen zugunsten des Neuen, aber auch Sozialismus, Solidarität, Kooperation, Freiheit, Gerechtigkeit, Menschenrechte, Konkurrenz, Wettbewerb, Prosperität, Glück u.a. Die Forschung konzentrierte sich auf ihre Identifizierung in Bezug auf das Individuum oder die Gruppe in Form von individuellen Werten und Gruppenwerten. Mit einer bestimmten Zeitverschiebung deckt sich diese Zeit des Interesses für Werte auch mit der Ausrichtung auf die Wertforschung in der slowakischen Ethnographie und Folkloristik.

Slowakische Ethnographie und Wertforschung

An dieser Stelle wagen und wollen wir auch keine präzisere Aufzählung und Evaluierung älterer heimischer ethnographischer Arbeiten, die Werte und Wertorientierungen untersuchen. Die Mehrheit dieser Arbeiten widmete sich auch nicht direkt der Wertforschung. Eine Ausnahme bildeten die Arbeiten von Adam Pranda (Pranda 1976, 1978, 1979), später in den 90-er Jahren die ethnologischen Forschungen im Rahmen des geförderten Projekts des Instituts für Ethnologie der Slowakischen Akademie der Wissenschaften „Zmeny v hodnotových systémoch v kontexte každodennej kultúry" [Veränderungen in den Wertsystemen im Kontext der Alltagskultur 1992], doch kann man zwischen den Zeilen der Beschreibungen, welche Arbeit, Produktion, Fertigkeiten und Fähigkeiten behandeln, bzw. aus Aufzeichnungen, die das Familienleben, die nachbarlichen Beziehungen, die sozialen Institutionen erfassen, oder aus Texten, die dem religiösen Glauben und der Magie gewidmet sind, aus Erzählungen aus dem Leben, die Akzentuierung gewisser sozialer Werte in ihrer materiellen bzw. immateriellen Form herauslesen.

Wenn wir Szczepańskis Sicht des Wertes als den eines „beliebigen materiellen oder ideellen Objekts, einer Idee oder Institution, eines wirklichen bzw. imaginären Gegenstandes, zu dem Individuen oder Gruppen eine bewertende Haltung einnehmen, ihm in ihrem Leben eine wichtige Rolle zuschreiben und das Bestreben, es zu erreichen,

als Notwendigkeit empfinden" (Geist 1992, S. 102) akzeptieren, zeigt sich bei einem flüchtigen Blick in die publizierten Ergebnisse älterer ethnographischer Forschungen, in denen bewusst oder neben anderen Forschungszielen auch Betrachtungen im Zusammenhang mit Werten aufzutauchen beginnen, dass diese Forschungen Werte vordergründig in ihrer materiellen Form untersuchen. Schließlich gehörte in der Dorfgemeinschaft der Vor- und Zwischenkriegszeit zu den höchsten Werten der Besitz von Land, Hof und Vieh, von dem sich auch die soziale Polarisierung innerhalb der Sozietät in der Skala von Wohlhabend bis Arm ableitete (Danglová 1992, S. 244, 245; Danglová 2005, S. 13–22; Pranda 1976, S. 561–562; Pranda 1978, S. 236, 244; Slavkovský 1989, S. 75–86; Slavkovský 2005, S. 104, 105). Auf diese Wertkategorie bezog sich die Beurteilung des Einzelnen nach seinem Fleiß, seiner Geschicklichkeit, seiner Sparsamkeit, seiner Fähigkeit, sein Hab und Gut zu verwalten und zu vergrößern. Die in der sozialen Realität der slowakischen ländlichen Gebiete der Zwischenkriegszeit lebenden Menschen, versunken im täglichen Kampf um das Überleben, um die Beschaffung von Nahrung, Kleidung oder Wohnung, fühlten keinen Bedarf, über transzendentale modernistische Werte wie Individualismus, Freiheit, Glück und Menschenrechte nachzudenken (Bauman 2002, S. 160). Daher finden sich in den auf diese Periode gerichteten ethnographischen Arbeiten auch keine so definierten Werte. Außerdem muss auch die Tatsache eingeräumt werden, dass das Forschungsfeld bis Ende der 80-er Jahre durch eine die politisch-ideologische Zensur berücksichtigende Autozensur reduziert und begrenzt war. Manche Institutionen und Menschen auf entscheidenden Posten konnten weder aus der Sicht der Akteure, noch aus der Sicht der Forscher bewertet werden.

In älteren ethnographischen Arbeiten tauchen auch Versuche einer Erfassung von nichtmateriellen Werten, Verhaltensmustern, moralischen Vorstellungen von Gut und Böse im Handeln des Individuums auf – wer in einer Sozietät als moralisch bezeichnet wurde, etwa wegen seiner Religiosität, seiner Wahrheitsliebe, seiner Ehrlichkeit, wer als unmoralisch wegen seiner Neigung zu deviantem Verhalten, Alkoholismus, Unruhestiftung oder Betrug galt (Leščák 1986, S. 24–41). Aufmerksamkeit wurde ästhetischen Werten wie Vorstellungen und kulturellen Standards gewidmet. Objekte wurden im Verhältnis zu anderen in einer Werteskala von Wünschenswert bis Unerwünscht, von Schön bis Hässlich verglichen (Danglová 1978, S. 438–451;

Danglová 1982, S. 335–348; Danglová 1985, S. 386–413). Es zeichneten sich erste Ansätze eines Interesses an der Erfassung einer „kognitiven Karte" ab – d.h. darüber, wie die Dorfbewohner die Gesellschaft und die umgebende Welt verstanden.[3] Da man aber in älteren ethnographischen Arbeiten nicht mit der verdichteten Darstellung, zweckgerichtet auf einen konkreten Fall, die Lebensgeschichte einer wirklichen Person bearbeitete, blieben die Aufzeichnungen eher auf der Ebene einer Aufzählung abstrakter, gewünschter oder unerwünschter sozial determinierter Muster. Die Interpretation der gesammelten ethnographischen Details, ergänzt und bereichert durch Fallstudien persönlicher Geschichten, könnte sicher helfen, die Art und Weise, wie Menschen soziale Angewohnheiten erwarben, die sie zur Anerkennung bestimmter Muster als Werten hinführten, besser zu verstehen. Andererseits bieten einige ältere ethnographische Arbeiten ein faktographisches Summarium, aus dem sich ein Bild von den kulturellen Standards, den Vorstellungen, enthalten in der Billigung bzw. Missbilligung bestimmter Ereignisse, Erscheinungen und Objekte ableiten lässt, mit anderen Worten, aus denen sich mittelbar auch die Struktur der anerkannten Werte, die im kontextuellen Zusammenhang gelten, ablesen lässt.

Vormoderne Züge der Landgemeinde und Konstituierung von Werten – das Beispiel Čičmany

Anthropologische Studien aus Mittel- und Südosteuropa, schließlich auch ethnographische Forschungen aus der Slowakei präsentieren Mitteleuropa als Heimat der „klassischen" bäuerlichen Sozietät. Auch bei dem recht breiten Einzugsbereich war ihr Fokus nicht das Konzept der Kultur im weiten anthropologischen Wortsinn, sondern seine engere Form, deren vereinheitlichende Plattform überwiegend das Studium der Kultur und des Lebens kleiner ruraler Gemeinschaften war. Bis zu den 80-er Jahren war in der slowakischen Ethnographie und Folkloristik nahezu der einzige heimatliche Forschungsort das ländliche Milieu, das Dorf, das sich in der Slowakei stellenweise noch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, trotz der sozialisti-

3 Nach Bailey besteht die kognitive Karte aus einem Ensemble von Wertdirektiven und vorhandenen Voraussetzungen als Richtschnur für das Sozialverhalten (Bailey 1971, S. 300).

schen Modernisierung, einige Stereotypen der vorindustriellen, vormodernen Lebensweise bewahrte. Schließlich ging ihr Absterben auch in dem weiteren ungarisch-slowakischen Raum langsam und selektiv vor sich (Hann 1995, S. 31, 32; Podoba 2000, S. 65, 66).

Im folgenden Kapitel versuche ich, eine Skizze der vormodernen Züge des Bildes der ländlichen Mikrowelt zu geben, eine Identifikation dessen, wie diese Züge die wertenden Haltungen, das Verhalten und die Wünsche ihrer Bewohner durchdrangen. Auf die vormodernen Züge haben wir uns deshalb konzentriert, weil in der Slowakei um die Jahrhundertwende, stellenweise aber auch noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die „vorkapitalistische Welt" der Kleinstädte und Dörfer zwar die absterbende, jedoch noch immer präsente Grundlage des slowakischen Mikrokosmos war (Lipták 1996, S. 28) und ihr latentes Echo zum Teil auch heute noch in der Nachbarschaft neuer Meinungs- und Werthaltungen auftaucht. Mich haben die Kriterien interessiert, mit denen durch das Prisma der vorkapitalistischen Welt Verhaltensmuster beurteilt, der Stellenwert soziokultureller Objekte festgelegt und Werte im Alltagsleben konstituiert wurden. Dabei bin ich von anthropologischen Arbeiten, konzentriert auf die Erforschung der Bauernschaft und der bäuerlichen Sozietäten (Shanin 1973, Oriol pi-Sunyer; Salzmann 1978, S. 171–190), von älteren heimischen ethnographischen Quellen und eigenen Forschungen ausgegangen. Für die Präzisierung der Skizze habe ich die konkrete Landgemeinde Čičmany (dt. Zimmermannshau) gewählt, über die es eine Vielzahl publizierter Arbeiten gibt – der Ort war in den 70-er Jahren Gegenstand einer Forschung im Rahmen des Ethnographischen Atlasses der Slowakei und im Jahr 2004 habe ich selbst hier eine Feldforschung durchgeführt. Mit dem zusammengetragenen Material gewann ich einen umfangreichen Korpus empirischer Daten, der die Konturen des Bildes über die Spezifika der Gemeinde und ihre Einwohner umriss und im Endeffekt auch eine Vorstellung von der Beurteilung der mit der Befriedigung der materiellen und teils auch der immateriellen geistigen Bedürfnisse korrespondierenden Werte bzw. der in dem untersuchten Milieu geltenden Vorstellungen von dem, was wünschenswert ist, lieferte. Einige dieser Wertungen verblieben bei den Zügen der vormodernen Gesellschaft, andere hatten sich im Laufe der kapitalistischen, später sozialistischen und postsozialistischen Modernisierung gewandelt. Im nachfolgenden Kapitel richte ich meine Aufmerksamkeit auf die kulturel-

len Züge der Vormodernität, die im Kern der Alltagswelt von Čičmany der Periode vom Ende des 19. bis zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine unverändert starke Resonanz zeigten.

Spuren der Tradition der Untertänigkeit

In einigen Gebieten der Slowakei fand das Leben der bäuerlichen Gemeinden noch bis zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf feudale Weise in kleinen isolierten Dörfern oder in um die Pfarrei konzentrierten Gemeinden abgekapselt statt. Das Vergangenheitsgedächtnis war limitiert und hatte lokalen Charakter. Assoziiert mit vitalen Aspekten der menschlichen Existenz verzeichnete es umwälzende Ereignisse, die sich in der Oraltradition, aber auch in schriftlichen chronikalischen Berichten vorwiegend auf destruktive Momente der lokalen Geschichte konzentrierten: Hunger, Trockenheit, Epidemien, Kriege, Feuer, Kampf gegen die feudale Herrschaft.

In Čičmany blieben die Erinnerungen an die feudale Unterdrückung lange erhalten, auch deshalb, weil die sozioökonomischen Bedingungen sich hier selbst nach der Aufhebung der Leibeigenschaft nicht wesentlich verbesserten und die Einwohner von Čičmany zwar als freie Menschen, aber eben besitzlos in die kapitalistische Modernisierung eintraten. Um das Land brachte sie die „Herrschaft" durch die Umwandlung des gräflichen Feudalbesitzes in einen kapitalistischen Großbetrieb. Die österreichische Adelsfamilie Berchtold besaß in Čičmany bis 1945 einen Großgrundbesitz mit einem Landschloss und weitläufigen Waldflächen (Baranovič 1992, S. 22, 23). Nach dem Zweiten Weltkrieg erwarb der Advokat H. einen Teil der Anteile des Berchtoldschen Großgrundbesitzes, der, um ein Darlehen zu erhalten, 50 Besitzanteile an die Bank verpfändete. Das Berchtoldsche Vermögen ist heute in 500 Anteile aufgeteilt. Davon ist ein Teil im Besitz von Aktionären, Nachfahren des Advokaten H., ein anderer Teil in den Händen von Kleinaktionären aus Čičmany, konzentriert in der Forstgemeinschaft, und weitere Anteile unbekannter Eigentümer werden vom Staatlichen Bodenfonds verwaltet. Für den Kauf des ganzen Waldbesitzes einschließlich des Landschlosses bekundete ein Ausländer sein Interesse. Einige der Ortsansässigen stimmen dem Verkauf zu, andere sind dagegen: „Würden Sie das tun, würden Sie Ihre Anteile an einen Österreicher verkaufen?", fragte uns einer der

hiesigen Eigentümer, „dann wären wir ja wieder auf dem Herrschaftlichen wie zu Zeiten Österreich-Ungarns", gewährte er Einsicht in seine Haltung und das Gedächtnis, in dem die Erinnerung an die soziale Unterordnung und die „herrschaftliche" Unterdrückung anklang. „Und dieser Österreicher will entweder alles oder nichts. Damit ihm hier keine anderen Kleineigentümer in die Quere kommen. Und wenn es dem Österreicher erst einmal gehört, dann werdet ihr nicht mehr in den eigenen Wald, den ihr in der Flur habt, gehen können."

Eine starke Spur im lokalen Gedächtnis der Čičmaner hinterließen die Brände, die in dem Dorf mit seinen Holzhäusern im Laufe des vergangenen Jahrhunderts dreimal ausgebrochen waren: 1905 brannten die Schule, der mittlere und untere Teil des Dorfes ab und 45 Familien verloren ihr Dach über dem Kopf; 1921 vernichtete ein Brand wiederum das untere Ende und vertrieb 49 Familien aus ihrem Heim und 1945 steckten die zurückweichenden deutschen Truppen das Dorf in Brand und machten 25 Häuser und zehn Bauten dem Erdboden gleich. Nach jedem Feuer folgte eine Auswanderungswelle. Nach dem letzten Feuer, obwohl Grundstücke versprochen und Pläne für die Errichtung neuer Häuser in einer einheitlichen Aktion ausgearbeitet worden waren, zogen von Čičmany sogar hundert Familien, insgesamt 600 Personen in die nahe Umgebung, nach Mähren und nach Most bei Bratislava weg. Die Menschen trauten der von außen organisierten Aktion nicht (Gemeindechronik Čičmany, ohne Erscheinungsjahr, S. 11). In den Wertungen, Entscheidungen und Handlungen der hiesigen Einwohner überwog die Wachsamkeit gegenüber der Unsicherheit der Versprechungen „von oben" eine Unsicherheit, die eine Auswanderung mit sich brachte.

Misstrauen und Unsicherheit waren und sind bis heute mit allem verbunden, was unbekannt, fern, außerhalb des bekannten Räderwerks der sozialen Bindungen existiert. Daraus folgt auch das Misstrauen gegenüber Autoritäten, in deren Händen Entscheidungen und Macht liegen.

Lokale Abgeschlossenheit der sozialen Welt

Ein typischer Zug der Vormodernität ruraler Gemeinden in der Slowakei war die Einheit von Wohn- und Arbeitsort. Der überwiegende

Teil der Einwohner war an das Territorium der eigenen Gemeinde und ihrer nahen Umgebung gefesselt und lebte kontinuierlich von Generation zu Generation am selben Ort. Der „Ort" als Rahmen der sozialen Tätigkeit in ihrer geographischen Situierung war nicht vom Raum getrennt – die räumlichen Dimensionen des sozialen Lebens waren für die Mehrheit der Dorfbewohner in den meisten Hinsichten durch Anwesenheit und örtliche Aktivitäten bestimmt (Giddens 2003, S. 24–25). Daraus ergab sich das Bewusstsein der lokalen Zugehörigkeit, gebunden auch an den spezifischen konsistenten Wertkomplex.

Dieser Zug der Vormodernität hatte Ende des 19. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der Slowakei in verschiedenen ländlichen Gemeinden einen spezifischen Charakter, modifiziert durch einen differenzierten sozioökonomischen Kontext. Im Fall Čičmany prägte er nicht vorbehaltlos alle Einwohner des Ortes. Die Untrennbarkeit des territorialen und des sozialen Raumes bezog sich vor allem auf die Menschen, die sich ausschließlich von Ackerbau, Rinder- und Schafzucht ernährten, und davon gab es in Čičmany immer weniger. Čičmany war schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts stark durch die Proletarisierung geprägt. Die begrenzten Ressourcen, die die wenig ertragreiche Landwirtschaft in dem kargen Berggebiet hervorbrachte, die ständige Stückelung des Bodens durch Beerbung waren die Ursache für die fortschreitende Abnahme der bäuerlichen Bevölkerung. Laut einer Statistik von 1910 bildete die bäuerliche Bevölkerung nur ein Drittel (451) der Gesamteinwohner (1437), stark vertreten waren Landarbeiter (336) und erheblich war die Zahl im Wandergewerbe der Handwerker (105). Dieser Trend, den auch die nichtverwirklichte Bodenreform des hiesigen Großgrundbesitzes und der Wälder im Eigentum des Grafen Berchtold stärkte, setzte sich auch nach 1918 fort. Laut einer Statistik von 1932 war nur noch ein unbedeutender Teil „rein bäuerlich"–15% der Einwohner von Čičmany – und etwa zur selben Zeit stieg die Zahl der landwirtschaftlichen Saisonarbeiter auf 50% an. Die fahrenden Glaser von Čičmany, Hausierer mit Hausschuhen und Galanteriewaren zogen vor 1918 fort nach Österreich, in das Banat, nach Batschka und Dalmatien. Nach 1918 engte sich der Verkaufskreis auf die böhmischen Länder ein, Zielgebiet der landwirtschaftlichen Saisonarbeiter war Ende des 19. Jahrhunderts außer der Slowakei und Ungarn auch Österreich (Baranovič 1992, S. 24; Kekelyová 1992, S. 55; Markov 1964, S. 152–153). Diese Menschen waren mit der Außenwelt, mit anderen

Praktiken der Lebensweise, mit der gesellschaftlichen Realität eines anderen sozialen Umfelds konfrontiert. Und auch wenn sie wahrscheinlich den Kompass der eigenen Kultur, der sie vor der Desorientierung in der unbekannten Welt schützte, mit sich führten, beeinflussten die Kommunikation und das Leben unter den neuen Bedingungen sowie die Notwendigkeit sich anzupassen doch zweifellos ihr kulturelles Bewusstsein und ihre Wertewelt. Auf welche Weise sie sich kulturpsychologisch aus dem konsistenten Wertkomplex des heimischen Umfeldes lösten, oder wie sie im heimischen Umfeld als Mediatoren zu dieser fernen Welt gewirkt haben, lässt sich heute nur noch schwer rekonstruieren.

Die lokale Abgeschlossenheit des sozialen Lebens unterstützte vor allem bei Bauern und Hirten, für die die Einheit von Wohnung und Arbeit galt, den Kreislauf der familiären Beziehungen. Zudem verstärkte diese Abgeschlossenheit die Abhängigkeit vom Boden und die Bindung an ihn und die Gemeinde wie auch die Einhaltung der Endogamie. Die Endogamie galt als ein gewünschter Standard, der das Auswahlverfahren Einzelner beeinflusste. In der Slowakei war die Endogamie noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts im dörflichen Milieu verbreitet. Soňa Švecová führt an, dass „im endogamen Čičmany jeder mit jedem ver*wandt* war, egal ob durch Blutsverwandtschaft, Schwägerschaft oder Gevatterschaft, und von Eheschließungen zwischen Blutsverwandten zeugten mehrere *Dispense* in den Matrikeln". In Čičmany galt es als wünschenswert, dass ein Mann von Čičmany eine Frau aus Čičmany ehelichte, für die Frau aus Čičmany war es eine Schande, in einen anderen Ort zu heiraten[4] (Švecová 1992, S. 130).

Die Endogamietrends schwächten sich mit der Zeit ab und verschwanden zur Mitte des 20. Jahrhunderts zusammen mit Migration, neuen Arbeitsmöglichkeiten und der Kollektivierung ganz. Die enge Bindung des Einzelnen an die Gemeinschaft lockerte sich, er war nicht länger an die Pflicht gebunden, mit seinen Handlungen und Taten zu ihrer Erhaltung beizutragen.

4 In das Verhalten übertragene Ansichten, die die Endogamie unterstützen, habe ich auch in den Nachbarorten Zliechov, Košecké Rovné festgestellt.

Sinn für innere Solidarität, Tendenz zur Uniformität

Trotz der bestehenden sozialen Differenzierung war noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts der soziale Zusammenhalt ein starker Wesenszug und Wert der Dorfgemeinschaft in der Slowakei. Er ergab sich aus der Situation der relativen lokalen Autarkie und wurde durch die innere Solidarität gestärkt, die in der Sorge um das gemeinsame Gemeindeeigentum der Weiden und Wiesen zum Ausdruck kam (in Čičmany festigte sich die gegenseitige Kooperation der Dorfbewohner durch die gemeinsame Nutzung und die gemeinsame Verantwortung für die Verwaltung des Weidelandes, das größtenteils Gemeingut war und dessen erheblicher Teil der Urbarial- und Weidelandgesellschaft gehörte). Außerdem festigte er sich durch progressive Formen der gegenseitigen Nachbarschaftshilfe (beim gemeinsamen Getreidedrusch, dem gemeinsamen Einspannen des Viehs, wenn sog. *spriažnici* (Einspänner), Bauern, die nicht genug Zugvieh hatten, das Vieh gemeinsam einspannten; ein Teil der Nachbarschaftshilfe betraf die gemeinsamen Frauenarbeiten wie Flachsbrechen, Federnschleißen, Kartoffelgraben; die Frauen der Saisonarbeiter und fahrenden Händler halfen sich gegenseitig auch bei schweren „Männer"-Landarbeiten etwa der Mahd – niedriges Getreide schnitten die Frauen mit der Sichel; dem Drusch, dem Heueinbringen, das sie durch Heimtragen des Heus in Bündeln ersetzten; üblich war auch das Ausleihen von Arbeits- und Küchengerät und das Austauschen von Stickmustern). Gute verwandtschaftliche und nachbarschaftliche Beziehungen wurden auch durch den Austausch von Geschenken gefestigt (die Nachbarn schickten sich Aschkuchen, Speisen vom Schlachten), und ihr sozialer Wert stärkte sich durch die Beteiligung an wichtigen Familienereignissen, wie Hochzeit (man brachte Naturalien als Hilfeleistung in das Hochzeitshaus der Nachbarn), Tod (in der Zeit vom Ableben bis zur Beerdigung vermieden die Nachbarn schwere und laute Arbeiten, um die Ruhe nicht zu stören) (Praženicová 1992, S. 143).

Solidaritätsäußerungen, wenngleich oftmals durch die soziale Realität bedingt, waren mit der Migration von Gruppen von Saisonlandarbeitern verbunden (Saisonarbeiter fuhren in Gruppen zur Arbeit, sie wohnten in gemeinsamen Unterkünften, häufig in Ställen zusammen mit dem Vieh; das Essen bereiteten gewöhnlich die Frauen aus der Gruppe; zehn, zwölf aßen aus einer Schüssel) und mit der

Gründung freiwilliger Organisationen nach den Grundsätzen der kollektiven Zusammenarbeit und gegenseitigen Aushilfe bei gemeinsamen Unternehmungen. In Čičmany schlossen sich 1927 die Hausierer zum Gewerkschaftsbund der Hausierer und Markthändler zusammen;[5] die Hausschuhmacher – in den 40-er Jahren arbeiteten in Čičmany offiziell 85 Hausschuhwerkstätten – gründeten 1949 die Hausschuhgenossenschaft.[6]

Ein elementarer Ausdruck des Gewichts des kollektiven Lebens war auch der Gruppentyp der Bebauung von Čičmany,[7] der sich bis zu dem Brand von 1921 die Gliederung in die ursprünglichen *grunty* – Erbbauernhöfe nach Familien, denen nach der Aufhebung der Leibeigenschaft Land zugeteilt worden war, bewahrte. In Čičmany gab es 16 solcher Höfe und Veteranen erinnern sich bis heute an deren Namen nach ihren ursprünglichen Besitzern. Die Bebauungsdichte der Anwesen erhöhte sich schrittweise durch Vererbung zusammen mit der Verbreiterung der Familien und wurde auch durch das Streben der einzelnen Familien nach Verselbständigung unterstützt. Man baute die Häuser zwar an einem beliebigen Ort, war aber bemüht, das Haus so zu orientieren, dass innerhalb des Anwesens der Zugang zum Großfamilienhaus und zu den Wirtschaftsbauten möglichst einfach war. Die Höfe der einzelnen Anwesen waren offen, Zäune wurden nur um die Gärten am Haus errichtet und das auch nur, um dem Geflügel und Vieh den Zugang zu versperren (Kantár 1992, S. 100). Der Konservativismus des kollektiven Lebens siegte über den Individualismus, die Bemühungen um die Sichtbarmachung der Separation einzelner Häuser und Haushalte nach dem äußeren Erscheinungsbild.

Ähnlich war das bei der Kleidung. Auch hier war, so wie in anderen Gebieten der Slowakei, der Geschmack des Einzelnen, seine Wahl, die persönliche Auswahl den Gewohnheiten und der Kollektivität untergeordnet. Solange die traditionelle Kleidung überwog (in

5 1931 zählte die Gewerkschaft der Hausierer und Markthändler 132 Mitglieder. Neben der fachlichen Hilfe erwirkte die Organisation für ihre Mitglieder Preisnachlässe für die Bahn, beschaffte Produktionsrohstoffe u.a. (Kekelyová 1992, S. 65, 66).

6 In Wirklichkeit gab es wahrscheinlich mehr Hausschuhwerkstätten und fast der ganze Ort war an der Hausschuhproduktion beteiligt. In den 50-er Jahren erwarb die Genossenschaft ein eigenes Produktionsgebäude (Kekelyová 1992, S. 62).

7 Eine ähnliche Gruppenbebauung, die sich auf der Basis der ursprünglichen Bauernhöfe formierte, fanden wir auch in der Nachbargemeinde Košecké Rovné vor.

Čičmany dauerte es bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, dass sie von allen Einwohnern, ausgenommen den Hausierern, getragen wurde, dann blieben nur noch die Frauen dem Tragen traditioneller Kleidung treu und in den 70-er Jahren nur noch die älteste Frauengeneration), folgte der Einzelne den kollektiven Bekleidungsregeln und ordnete sich prinzipiell dem Ganzen unter. Das spezifische Aussehen der Kleidung drückte die Zugehörigkeit zur Lokalität, zur Region aus. Die Kleidung war ein Merkmal des Ortes, der Herkunft des Einzelnen.[8] Das Aussehen der Kleidung des Einzelnen unterlag de facto der Autorität der Vorfahren, es stützte sich auf den gemeinsamen Konsens, der von Generation zu Generation weitergereicht wurde und im Laufe des Lebens einer Generation fast keine Änderung erfuhr – junge Frauen trugen manche Kleidungsstücke, die sie in die Aussteuer mitbekommen hatten, bis zu ihrem Tod. Der Konservativismus des Geschmacks unterdrückte Versuche, Individualität und persönliche Einzigartigkeit äußerlich zum Ausdruck zu bringen. Modetrends der Außenwelt wurden allenfalls in bestimmten Andeutungen reflektiert. (Vergleicht man Darstellungen von Frauen aus Čičmany vom Beginn des 20. Jahrhunderts mit Fotos aus den 40-er Jahren, werden Unterschiede deutlich, die mit dem Modetrend der Rockverkürzung übereinstimmen.)

Trotz der deutlichen Uniformitätstendenzen und dem starken Sinn für die Werte des sozialen Zusammenhalts und der Zusammengehörigkeit war die Dorfgemeinde in Čičmany nicht gleichmacherisch. Auch wenn die sozialen und wirtschaftlichen Kontraste in Čičmany nicht so wesentlich waren, gab es dennoch Unterschiede in der Größe des Besitzes, des Viehbestands, im Besitz von Land, Arbeitsgerät bzw. im Wohnen, die die Position der einzelnen Familien hinsichtlich ihres Status differenzierten. Die gesellschaftliche Stellung war zum Beispiel dadurch bestimmt, ob eine Familie oder ein Einzelner von einem sog. „*hošták*" (Kate) oder einem „*grunt*" (Erbhof) stammte – die Erbhofbesitzer hatten vorteilhaftere, nahe beim Dorf gelegene Felder, während die sog. „*hoštáci*" (Kätner) abgelegeneres Land in den Bergen bewirtschafteten (Kantár 1992, S. 100). Aber auch unter den „*gruntovníci*" (Erbhofbauern) gab es Unterschiede, denn die

8 Der lokale Kleidungstyp, wie man ihn in Čičmany trug, war mit bestimmten Abweichungen übereinstimmend mit der in den Nachbardörfern Zliechov, Košecké Rovné, Valašská Belá, Dolná Poruba getragenen Kleidung.

Anwesen waren nicht gleichwertig in der Qualität und der Flächenausdehnung des Landes.[9]

In Čičmany, wo die älteste Beschäftigung der Einwohner die Vieh- und Sennwirtschaft war, gehörte zu den natürlichen Differenzierungsindikatoren des Wohlstandes, die Zahl der Rinder (Kleinbauern hielten 2, Mittelbauern 4 und Großbauern etwa 10 Stück Rinder), der Schafe (Kleinbauern hielten 3–4, Mittelbauern etwa 25, Großbauern 30–40 Stück) und der Besitz von Sennhütten (Chlebana 1992, S. 35, 40).

Vom Wohlstand der Familie des künftigen Schwiegersohns und der Braut hing auch die Wahl des Ehepartners ab *(masný* k masnému / Reich zu Reich/, chudobný k chudobnému / Arm zu Arm) (Švecová 1992, S. 130).

In den beengten Wohnverhältnissen, wenn in einem Hause mehrere, auch verwandtschaftlich nicht verbundene Familien der sog. „*spolníci*" zusammenlebten, vor allem in Fällen, wenn alle Familien Tisch, Ofen, Herd als unteilbare Zimmereinrichtung gemeinsam benutzten und das Wohneigentum einer Familie nur eine kleine Ecke der Stube und der Kammer darstellte, riefen selbst unerhebliche Besitzunterschiede zwischen den Familien in Nahrung und Essen Neid und Bitterkeit hervor (Švecová 1966, S. 86–93).

Die Besitzunterschiede kamen auch in der Sitzordnung in der Kirche zum Ausdruck, wo die vorderen Bänke außer der gräflichen Familie Berchtold den Angehörigen der begüterten hiesigen Familien vorbehalten waren (Praženicová 1992, S. 134, 135).

Im Sozialverhalten aber überwog trotz der Besitzunterschiede die Zusammenhalts- und Zusammengehörigkeitstendenz. Es galt ein kodifiziertes System von Rechten und Pflichten, Reziprozität und Ressourcenumverteilung. Durch die Reziprozität festigten sich die Beziehungen und es wurde zugleich ein soziales Schutznetz geschaffen, das die Kanten der sozial-ökonomischen Unterschiede abschliff.

Das Leben in dem sich wiederholenden Zyklus der natürlichen Zeit

Das rurale Leben der Bauern und Hirten lief im Zusammenwirken mit der Natur ab, hineingestellt in den ununterbrochenen Kreislauf des

9 Streitigkeiten zwischen Siedlern wegen der unterschiedlichen Qualität der „*gruntov*" (Höfe) verzeichneten wir auch im Nachbardorf Košecké Rovné.

sich wiederholenden Wachsens und Absterbens der Natur während der vier Jahreszeiten. Ihm wurde die Zeit des Pflanzens und Säens, des Mähens der Wiesen, des Einholens der Ernte angepasst, nach ihm richtete sich der Auftrieb auf die Sennhütte, die Überwinterung des Viehs. Ritualhandlungen, Voraussagen und Weissagungen reflektierten auf ihre Weise den Wechsel der Etappen der Winter- und Sommersonnenwende, die sich mit dem Glauben an übernatürliche magische Kräfte verbanden, ebenso wie mit der religiösen Gottergebenheit. In Čičmany, ähnlich wie andernorts in der Slowakei, waren die mit der Landwirtschaft und dem Hirtenwesen verbundenen Verrichtungen und Arbeiten an bestimmte Daten, Tage von Heiligen, gebunden (am 24. Juni, am Johannistag, dem Tag der Sommersonnenwende wurden auf den Bergen Sonnwendfeuer zur Feier des Sieges der Sonne über die Dunkelheit angezündet; man glaubte an die Kraft der zu Johannis gesammelten geweihten Heilkräuter, Schäfer ließen an diesem Tag vom Pfarrer den Käse aus der ersten gemolkenen Milch weihen; am 25. Juli, am Jakobstag, wurden die „Kartoffeln abgetastet". Gab es an diesem Tag große Wolken, sagte man voraus, dass auch die Kartoffeln groß werden würden; am 29. September, am Michaelstag, kam man von der Sennhütte ins Dorf herunter; am 11. November, dem Martinstag sollten die Schafe bereits in den Ställen im Dorf stehen [Ferklová 1992, S. 160–169]).

Im wiederholten kontinuierlichen Anpassen an das Zusammenleben mit der Natur fühlte der Mensch sich stärker als ein Teil, denn als der Herr der Natur. Er bewegte sich eher in dem sich wiederholenden Kreis früherer Erfahrungen, zeigte keine zu große Bereitschaft, Veränderungen zu akzeptieren. Er dachte kaum im Sinne einer geradlinigen Zukunftsplanung. Erfolg oder Misserfolg schrieb er häufig dem Schicksal, dem Glück oder Gottes Willen zu. Mit Fatalismus nahm man auch den Kreislauf von Leben und Tod hin – *der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen.* Der Tod war ein natürlicher Bestandteil des Lebens, auf den man sich vorbereiten musste. In Čičmany hatten noch relativ junge Frauen ein „*Bündel in der Erde*" vorbereitet, mit Kleidung für den Sarg und einem Leichentuch, in das der tote Körper eingehüllt werden sollte. Es wird überliefert, dass alte Menschen in der Vorahnung des Todes die vorbereiteten Sachen anzogen und sich von der Familie verabschieden kamen (Chorváthová, Čičmany 1992, S. 156).

Autoritätsprinzip in der Familie

Die Schicksalhaftigkeit, das beharrliche, an den Haltungen und Standards festhaltende Im-Kreis-Denken etwa im Sinne „so wie es unsere Väter gemacht haben, so machen wir das auch", entsprang auch aus der Autorität und ökonomischen Überordnung der älteren Menschen in der Familie. Die patriarchalische Autorität kontrollierte die Aufteilung von Besitz und Mitgift. Bei der Zusammensetzung einer Familie in Čičmany, wenn die Familien der Söhne mit Kindern zusammen mit den Eltern wohnten und gemeinsam wirtschafteten, wobei die erwachsenen Familienmitglieder vom Besitz her gleich, jedoch den älteren untergeordnet waren, war das älteste Familienmitglied der „Bauer", der die Wirtschaft gemeinsam mit seiner Frau, „der Bäuerin", führte. Und auch wenn einer der fähigeren jüngeren Familienmitglieder mit der Zeit die Leitung von dem gealterten „Bauern", meist mit dessen Zustimmung, übernahm, wurde den alten Mitgliedern der Familie besondere Achtung entgegengebracht[10] (Národopisná výstava československá 1895, S. 120).

Passive Rezeption des bestehenden Kultursystems

Die enge Kooperation zwischen den Generationen, die Übertragung von Wissen und Können, meist reduziert auf die Wiederholung der eingebürgerten traditionellen Modelle, bestärkten die Individuen in der Ansicht, dass die bewährten Werte am beständigsten und wirksamsten sind.

Dem Glauben an die Sicherheit der Werte lag die Überzeugung zugrunde, dass die Natur der materiellen Objekte (in Čičmany gehörten dazu außer den Geräten und Technologien in Verbindung mit Ackerbau, Vieh- und Sennwirtschaft vor allem die Holzhäuser mit ihrer Wandbemalung und die charakteristische Frauenkleidung) und der sozialen Beziehungen (Organisation des Familienlebens, Zusammengehörigkeitsbewusstsein, bestätigt durch das gesellschaftliche Leben und die hochentwickelten Nachbarschaftsbeziehungen) durch

10 Ehen in Čičmany waren meist patrilokal. Die Söhne heirateten gewöhnlich in die elterliche Familie ein und die Eltern bildeten mit den Familien der Söhne nicht nur eine Residenz-, sondern auch eine Konsum- und Besitzeinheit (Švecová 1966, S. 82).

die Zeit erprobt und zuverlässig stabil ist. Kulturelle Inhalte und Institutionen hatten starke Autorität und Gewicht. Es ist anzunehmen, dass die bestehenden, in das Handeln übertragenen Werte ohne tiefere intellektuelle Reflexion akzeptiert wurden, vielmehr auf einer passiven Rezeption und starken emotionalen Bindungen beruhten.[11]

Der spontane Charakter der Zwischengenerations-Transmission

In den traditionellen Bauern-Hirtenfamilien wurden Wissen, Können und Werte vor allem in dem natürlichen, spontanen Prozess der Zwischengenerations-Transmission durch die Weitergabe der Bildung und Erfahrungen an die nächste Generation übernommen und angeeignet. Die Übernahme bestimmter Produkte, Arbeitsweisen oder technologischer Verfahren (Häuserbau, Anfertigung von Kleidung, Anbau landwirtschaftlicher Produkte, Viehhaltung) aber auch die Nachahmung des Verhaltens (in der Kommunikation mit anderen, in der Kindererziehung u.a.) sowie die Aneignung der Weltanschauung hatte überwiegend einen natürlichen spontanen, auf Kontakten und Imitation begründeten Charakter. Bildung und Werte wurden eher in einer nichtinstitutionellen Form weitergegeben und übernommen – durch Arbeit und orale Transmission mit Worten und Symbolen. Die institutionelle Bildungsform mittels Schulunterricht hatte zwar auch ihr Gewicht, aber die autoritäre Struktur der Bauern-Hirtenfamilie bevorzugte eindeutig die nichtinstitutionelle Form.[12] Wenn auch die Kinder von Čičmany die Grundschule besuchten, geschah dies eher unregelmäßig. Vorrang vor der Schule hatte die Arbeit um Haus und Wirtschaft. Mädchen von Čičmany wurden schon im zarten Alter in alle Arbeiten eingebunden – von der Flachsaussaat bis hin zur Anfertigung und Verzierung der Kleidung. Der produktiven Rolle der

11 Zu diesen Erkenntnissen gelangte auch Kazimierz Dobrowolski bei der Analyse des Materials aus Feldforschungen zur bäuerlichen Kultur im südlichen Kleinpolen, die in der Zwischen- und Nachkriegszeit durchgeführt wurden (Dobrowolski 1971, S. 287).

12 Der Transmission ethnokultureller Traditionen widmete sich genauer Adam Pranda beim Sammeln empirischer Daten aus Kysuce (Pranda 1978, S. 246; Pranda 1976, S. 555–557). Die orale und kulturelle Transmission sowie spezifische Instrumente der sozialen Transmission der bäuerlichen Sozietät verfolgte auch Kazimierz Dobrowolski bei seinen Feldforschungen in Kleinpolen (Dobrowolski 1971, S. 280–284).

Kinder schrieb man in der Bauernfamilie größere Bedeutung zu als der institutionellen Bildung. Das illustriert die Aussage eines der Informanten von Kysuce, Adam Pranda, treffend: „Dereinst konnte man nicht in die Schule gehen, das Leben hat dich gleich voll eingespannt; für uns war die Schule das Feld und die Arbeit um Vieh und Federvieh. Dabei brauchte man seinen Kopf nicht anzustrengen, sondern blieb dumm und arm." (Pranda 1978, S. 246)

Schlussbemerkungen

Der Dorfbewohner der vormodernen Welt, ausgefüllt mit den Sorgen um den Lebensunterhalt, ordnete sich Standards, Konventionen und Autoritäten unter. Er unterlag der Vorstellung, dass die Unterscheidung von Gut und Böse von vornherein gegeben ist und dass ihm nichts Anderes übrig bleibt, als sich nach den für jede Situation ausgearbeiteten Vorschriften zu richten. Ereignisse und Taten beurteilte er danach, wie sie diesem „wie die Dinge liegen" entsprachen oder nicht. Abweichungen von dem gegebenen Zustand riefen seinen Unwillen, Kritik und moralische Entrüstung hervor. In diesem Kontext, um Baumans Wahrnehmung zur „Moral über Negation" zu paraphrasieren, führt ein gängigerer Weg zur Erkenntnis der Werte der traditionalistischen vormodernen Welt über die Identifizierung eher negativer, als positiv definierter Haltungen; also Behauptungen, die nicht in der Billigung, sondern im Gegenteil, in der Missbilligung bestimmter Ereignisse, Erscheinungen, in der Ablehnung von Handlungen, Objekten, die sich dem Rahmen der stabilen Gewohnheiten und Erwartungen entziehen, ausgedrückt wurden (Bauman 2002, S. 160–163).

Zusätzliche Fragen

Welchen Einfluss hatten die soziopolitischen Veränderungen im Zusammenhang mit der sozialistischen Modernisierung und der späteren kapitalistischen Transformation nach 1989 auf die Werte, die die ländliche Mikrowelt strukturierten?

Diese Fragestellungen begannen in den 90-er Jahren in der slowakischen Ethnologie in Ansätzen aufzutauchen. Die sozialistische Mo-

dernisierung, deren Bestandteil die Kollektivierung war, bedeutete nicht nur das Bemühen um die Modernisierung der bäuerlichen Wirtschaft nach kollektivistischen Vorstellungen, sie bedeutete auch ein Infragestellen der bis dahin geltenden Welt der Werte, der Sinnhaftigkeit des Besitzes, vor allem des Landbesitzes, was für den Bauern den Zusammenbruch des Grundpfeilers des materiellen Wertes, den das Land für den Bauern darstellte, bedeutete. Zusammen damit wurde auch das bestehende Prinzip der sozialen Schichtung zerstört. Die sozialistische Kollektivierung beeinflusste auch die Beziehung zur Arbeit. Sie unterstützte die Teilung zwischen Arbeits- und häuslichem Leben, zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit. Sie griff in das Familienleben ein, dessen Gang sich vor allem in den sog. Kleinbauer-Metallarbeiter-Gemeinden wandelte, wo die bezahlte Arbeit (vor allem der Frauen) in der Genossenschaft mit der bezahlten Arbeit (vor allem der Männer) in der Industrie kombiniert wurde. Zusammen mit dem Doppeleinkommen der Eheleute wuchs die Zahl der tagsüber menschenleeren Häuser, wandelte sich die Arbeitsteilung, die Stellung der Frauen, der älteren Mitglieder im Rahmen der Familie. Parallel dazu vollzog sich auch ein Wertewandel in Bezug auf die Familie als Institution. Mit dem Aufkommen der Konsummöglichkeiten wuchs die Anzahl der Menschen, die sich zu Konsumwerten bekannten. Die lokale Mikrowelt als Ort, als Schauplatz des Geschehens wurde von ziemlich fernen, fremden Einflüssen durchsetzt und geformt.

Mit der voranschreitenden Transformation als Bestandteil der Globalisierung erweitert und intensiviert sich der Prozess der gegenseitigen Durchsetzung des Lokalen mit dem Fernen. Zugleich lockern sich die Beziehungen zwischen den lokalen und fernen gesellschaftlichen Formen und Ereignissen. Das geschieht dabei in einem dialektischen Prozess, weil die lokalen Ereignisse sich in der entgegengesetzten Richtung zu den fernen Beziehungen, die sie formen, entwickeln können. Das Ergebnis ist dann nicht zwangsläufig ein allgemein gültiges Ensemble von in einer Richtung wirkenden Veränderungen, sondern das Wirken von einander entgegengesetzten Tendenzen (Giddens 2003, S. 18–26). Ich erwähne diese Giddenssche Erklärung der Globalisierung von Modernität und Transformation aus dem Grunde, weil die heutige, auf die lokale Mikrowelt begrenzte Forschung nicht mehr bedeutet, dass es sich um eine kompakte Welt mit einem festen, in sozialen Normen objektivierten Wertsystem handelt,

sondern um eine stärker individualisierte, personalisierte Welt, die die Möglichkeit der Auswahl aus einer breiteren Skala von Möglichkeiten anbietet, eine Welt mit gelockerten, schwerer greifbaren Wertbindungen.

In die ethnologische Forschung treten nach 1989 Fragen der individuellen Werte sowie Gruppenwerte in die Untersuchungen zu Transformationsprozess, Privatisierung, Entkollektivierung, unternehmerischen Aktivitäten und verschiedenen Überlebensstrategien in ihrem Rahmen. Wiederum sind es in erster Linie existenzielle, materielle Werte, die vordergründig als am leichtesten greifbar auftreten. Die Menschen schätzen die Möglichkeit einer bezahlten Arbeit, unternehmerisch tätig zu sein, in Verbindung damit tauchen auch Wertungen auf, die der Landgemeinde, der die Marktmentalität fern lag, noch bis vor kurzem fremd waren. Zum Beispiel die positive Bewertung Einzelner als klug, gebildet, flexibel. Von den materiellen Werten steht ständig auf einer der oberen Sprossen der Werteleiter der Besitz eines Hauses, attraktiverer Grundstücke, hinter denen die Bedeutung des Eigentums an landwirtschaftlichem Boden weit zurück liegt. Im Hintergrund des ethnologischen Interesses bleibt aber immer noch die Untersuchung von „höheren Werten", die die Struktur der Welt des Alltäglichen bestimmen. Gehören in dem heutigen, stark korrupten kommunalen Milieu zu den anerkannten Werten noch Sparsamkeit, Gewissenhaftigkeit in der Arbeit, Opferbereitschaft, Unbestechlichkeit, Genauigkeit, Autorität, Anstand oder sind das schon Archivalien, die an Gewicht verlieren?

Auf solche Fragen müsste die ethnologische Forschung eine Antwort suchen auch deshalb, weil die Slowakei sich heute in der Übergangsphase zwischen der vormodernen, der modernen und der globalisierten Welt befindet, also in der Phase des halben Weges (ich paraphrasiere die treffende bildliche Formulierung von Andrej Báno in dem Begleitwort zur Ausstellung des tschechischen Fotografen Tomka Nemec „Die Slowakei", gezeigt in Bratislava 2004), „wo sich verschlafene ländliche Lebensinseln mit der hypermodernen Ära der Supermärkte und Massenreklame abwechseln, wo wir auf Wallfahrten schon nicht mehr Gott ergebene Wallfahrer in schwarzer Kleidung antreffen, sondern Kinder in Reklameshirts, mit Reklameplastikbeuteln, die heilige Bildchen auf Kühlerhauben verkaufen".

Ol'ga Danglová, The values of pre-modern world of Slovak countryside
The paper deals with the issue of value as theme of discourse in social sciences as well as a theme in ethnographic research. The cornerstone of the article is the process of constituting values in pre-modern pre-industrial world of the Slovak countryside. Because of the need of concretising and specifying the theme, the attention focused on the village of Čičmany, about which there is enough factual material. It enabled an interpretation of judgements concerning the values which satisfied material and partially also non-material spiritual needs as well as images of what was desirable and significant in the social environment under study.

Literatur

Bailey, F. G.: The Peasant View of the Bad Life. In: Peasant and Peasant Societies. Selected Readings (ed. Teodor Shanin). Penguin Modern Sociology Readings, Harmondsworth, Middlessex England, Baltimore USA, Ringwood, Victoria, Australia, 1971, S. 299–321.

Baranovič, Š.: Z dejín Čičmian [Aus der Geschichte von Čičmany]. In: Čičmany (ed. Munková, E.). Považské múzeum Žilina, 1992, S. 12–31.

Bauman, Z.: Úvahy o postmoderní dobì. [Betrachtungen zur postmodernen Zeit]. Sociologické nakladatelství SLON, Praha, 2002.

Binde, J.: The Future of Values. 21th Century Talks. Berghahn Books, New York – Oxford, UNESCO Publishing Paris, 2004.

Chlebana, M.: Pestovanie pol'nohospodárskych plodín a chov dobytka [Anbau landwirtschaftlicher Produkte und Viehzucht]. In: Čičmany (ed. Munková, E.). Považské múzeum Žilina, 1992, S. 32–41.

Chorváthová, L'.: Rodinné zvyky [Familienbräuche]. In: Čičmany (ed. Munková, E.). Považské múzeum Žilina, 1992, S. 145–159.

Chronik der Gemeinde Čičmany, Hs., brv. im Eigentum des Gemeindeamtes Čičmany.

Danglová, O.: Vidiecky konzument a jeho vzťah k výtvarnej produkcii [Der ländliche Konsument und seine Beziehung zur Kunstproduktion]. In: Slovenský národopis 26, 1978/3, S. 438–451.

Danglová, O.: Estetický vz_ah dedinského obyvatel'stva k prírode [Die ästhetische Beziehung der Dorfbevölkerung zur Natur]. In: Slovenský národopis 30, 1982/2, S. 335–348.

Danglová, O.: Tradičné prvky v súčasnej kultúre bývania [Traditionelle Elemente in der heutigen Wohnkultur]. In: Slovenský národopis 33, 2–3/1985, S. 386–414.

Danglová, O.: Rol'nícka ekonomika v svetle hodnotových postojov [Bäuerliche Wirtschaft im Lichte der Werthaltungen]. In: Slovenský národopis 40/1992, S. 234–251.

Danglová, O.: Ostriansky región v základných ukazovatel'och a historickej retrospektíve. Socioekonomická situácia pred r. 1945 [Die Region Ostré in Grundkennzahlen und der historischen Retrospektive]. In: Vidiek v procese transformácie. Výsledky etnografického výskumu jedného západoslovenského regiónu. (Danglová, O. u. Kollektiv,) Ústav etnológie SAV, Bratislava, 2005, S. 11–21.

Dobrowolski, K.: Peasant Traditional Culture In: Peasant and Peasant Societies. Selected Readings (ed. Teodor Shanin), 1971, S. 277–298.

Ferklová, D.: Výročné a pracovné zvyky [Jahres- und Arbeitsbräuche]. In: Čičmany (ed. Munková, E.). Považské múzeum Žilina, 1992, S. 160–169.

Gespräch mit Alban Bensa. Od strukturální antropologie k antropologii politična. Od reflexe textu k reflexi terénu [Von der strukturellen Anthropologie zur Anthropologie des Politischen. Von der Reflexion des Textes zur Reflexion des Terrains]. In: Cargo. Časopis pro sociální/kulturní antropologii 1/2000, S. 37–45.

Hann, C. M.: The Skeleton at the Feasts. Contributions to East European Anthropology. Centre for Social Anthropology and Computing University of Kent at Canterbury, 1995.

Geist, B.: Sociologický slovník [Soziologisches Wörterbuch]. Copyring Victoria Publishing a.s., Praha, 1992.

Giddens, A.: Důsledky modernity [Folgen der Modernität]. Sociologické nakladatelství, Praha, 2003.

Hříbek, M.: Má antropolog privilegium eticky nehodnotit? Poznámka k diskuzi o kulturním relativismu [Hat der Anthropologe das Privileg, ethisch nicht zu bewerten? Bemerkung zur Diskussion über kulturellen Relativismus]. In: Cargo. Časopis pro sociální/kulturní antropologii č, 2/1999, S. 156–157.

Kekelyová, K.: Doplnkové zamestnania [Nebenbeschäftigungen]. In: Čičmany (ed. Munková, E.). Považské múzeum Žilina, 1992, S. 54–66.

Kanovský, M.: Koniec relativizmu [Ende des Relativismus]. In: Cargo. Časopis pro sociální/kulturní antropologii, Nr. 1/2000, S. 48–53.

Kantár, J.: L'udová architektúra [Volksarchitektur]. In: Čičmany (ed. Munková, E.). Považské múzeum Žilina, 1992, S. 97–114.

Leščák, M.: Kontinuita a premeny tradičných etických noriem [Kontinuität und Wandel der traditionellen ethischen Normen]. In: Spôsob života družstevnej dediny (ed. Adam Pranda). Veda, Bratislava, 1986.

Lipták, M.: Protirečivé stránky modernizácie. O slovenskej otázke na prelome storočí [Widersprüchliche Seiten der Modernisierung. Zur slowakischen Frage um die Jahrhundertwende]. In: Historická revue VII, 2/1996, S. 27–29.

Markov, J.: Štúdie a materiály k dejinám Čičmian [Studien und Materialien zur Geschichte von Čičmany]. In: Vlastivedný zborník Považia, 1964, S. 133–149.

Mencl, V.: Lidová architektura v Československu [Volksarchitektur in der Tschechoslowakei]. Academia Nakladatelství československé akademie vìd. Praha 1980.

Oriol Pi-Sunyer, Z. Salzmann: Humanity and Culture. An Introduction to Anthropology. Houghton Mifflin Company, Boston, 1978.

Plicka, K.: Slovensko [Die Slowakei]. 1938.

Podoba, J.: Modernizácia na prelome storočí. Kultúrna zmena ako faktor rozvoja a súčasne zániku tradičnej rurálnej architektúry [Modernisierung um die Jahrhundertwende. Kulturwandel als Faktor der Entwicklung zugleich des Niedergangs der ruralen Architektur]. In: Slovenský národopis 49, Nr. 1/2001, S. 65–75.

Pranda, A.: Jedinečné, zvláštne a všeobecné v súčasnej kultúre na Kysuciach [Das Einzigartige, Besondere und Allgemeine in der heutigen Kultur im Gebiet Kysuce]. In: Slovenský národopis 24, 2/1976, S. 541.

Pranda, A.: Formovanie nového systému hodnotových orientácií na súčasnej slovenskej dedine [Formung eines neuen Systems von Wertorientierungen im heutigen slowakischen Dorf]. In: Slovenský národopis 26, Nr. 2/1978, S. 235–268.

Pranda, A.: Národopisný výskum družstevnej dediny (problémy, metódy, ciele) [Ethnographische Forschung des genossenschaftlichen Dorfes (Probleme, Methoden, Ziele)]. In: Slovenský národopis 27, 2/1979, S. 209–229.

Praženicová, V.: Spoločenský život [Gesellschaftliches Leben]. In: Čičmany (ed. Munková, E.). Považské múzeum Žilina, 1992, S. 131–144.

Redfield, R., T. Singer: City and Countryside: Cultural Independence. In: Peasants and Peasant Societies (Shanin, T. ed.). Penguin Modern Sociology Readings, Harmondsworth, Middlesex England, Baltimore USA, Ringwood, Victoria, Australia, 1973, S. 337–368.

Slavkovský, P.: Vzťah rol'ník – pôda ako problém kultúrnej tradície [Beziehung Bauer – Boden als Problem der Kulturtradition]. In: Zborník Slovenského národného múzea LXXXIII, Etnografia 30/1989, S. 75–86.

Slavkovský, P.: Premeny v pol'nohospodárstve. Sociálne a kultúrne premeny slovenského pol'nohospodárstva v druhej polovici 20. storočia na príklade obcí ostrianskeho regiónu [Wandel in der Landwirtschaft. Soziale

und kulturelle Veränderungen der slowakischen Landwirtschaft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts am Beispiel der Gemeinden einer Region]. In: Vidiek v procese transformácie. Výsledky etnografického výskumu jedného západoslovenského regiónu. (Danglová, O. a kolektív,) Ústav etnológie SAV, Bratislava, 2005, S. 101–113.

Slovenské gazdovství ze stolice trenčanské [Slowakische Bauernhöfe aus der Trentschiner Gespanschaft]. In: Národopisná výstava československá v Praze. Praha 1895.

Švecová, S.: Rodina a príbuzenstvo [Familie und Verwandtschaft]. In: Čičmany (ed. Munková, E.). Považské múzeum Žilina, 1992, S. 126–130.

Švecová, S.: Spoločníci v Čičmanoch [Gesellschafter in Čičmany]. In: Národopisný vìstník československý I., 34/1966, S. 78–96.

Yasar Abu Ghosh: Metoda a její kontext. Optický a politický klam kulturního relativismu [Die Methode und ihr Kontext. Die optische und politische Täuschung des Kulturrelativismus]. In: Cargo. Časopis pro sociální/kulturní antropologii, 2/1999, S. 149–155.

Zmeny v hodnotových systémoch v kontexte každodennej kultúry. Výsledky výskumov v roku 1992 [Veränderungen in den Wertsystemen im Kontext der Alltagskultur. Forschungsergebnisse 1992]. (Ed. Ratica, D.). Národopisný ústav SAV, Bratislava, 1992.

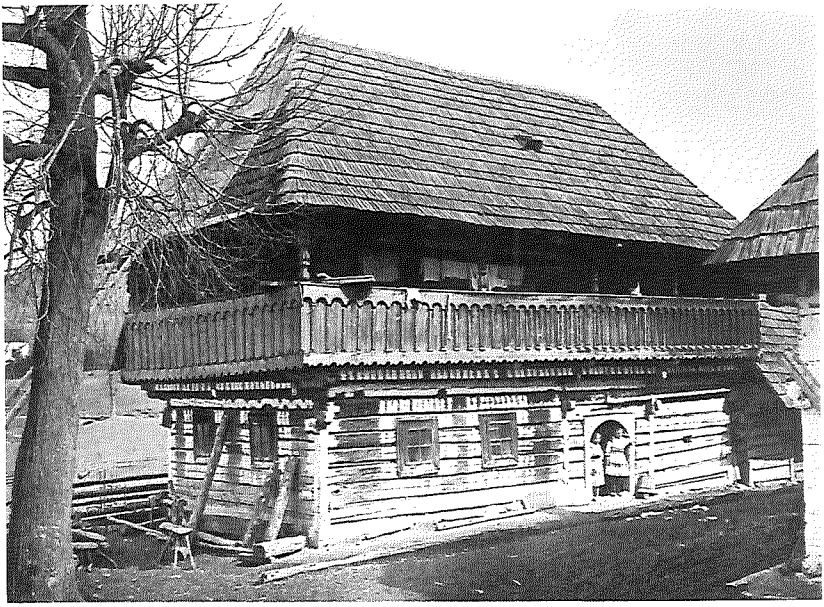


Abb. 1: Das Jokl-Haus

Čičmany, Joklovce. Holzhaus mit Laubengang des Richters Gašpar Jokl von 1714. Ähnliche „Häuser mit Höhe" gab es in Čičmany nur wenige und sie gehörten den angeseheneren Familien. Die Kammern im oberen Teil dienten als Schlafraum für die zunehmenden jungen Geschwisterfamilien (Mencl, V. 1980. Lidová architektura v Československu [Volksarchitektur in der Tschechoslowakei], Academia Nakladatelství československé akademie vìd. Praha, S. 446). Das Haus weckte das Interesse der Fachwelt wegen seiner architektonischen Gestaltung und räumlichen Nutzung schon um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts. Im Jahr 1937 wurde es in das Prager Volkskundemuseum überstellt, seine Zeichnung finden wir auch in der bekannten Publikation Die Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Wien 1898, S. 403.

Einen starken Eindruck hinterließ es auch bei dem Maler Jozef Mánes: „Obwohl ich das größte, schönste Jokl-Haus besucht habe und obwohl es Mittag und ein Tag voll von blendender Helligkeit war, sah ich beim Betreten des Zimmers zuerst nichts, nur Dunkelheit. Erst später erkannte ich die von Ruß glänzenden Holzwände und die Decke, die sich im Gewirr der schwärzlichen Balken verlor. Auch der Boden war schwarz, nur festgestampfter Lehm. Das matte Licht, das durch unsichtbare Fenster eindrang, vermochte nicht, all diese Düsternis zu vertreiben; meine ganze Aufmerksamkeit fesselte daher das flackernde Feuer vor dem riesigen Lehmofen, der großen Masse, beleuchtet durch seinen Schein. Über der Feuerstelle, an der kaum sichtbaren Decke hing ein verrußter Kessel und bei ihm drehte und wendete sich eine kleine Frau in einer weiß leuchtenden Tracht." (Mencl 1980, S. 446) Reproduktion aus Plicka 1938, S. 64.

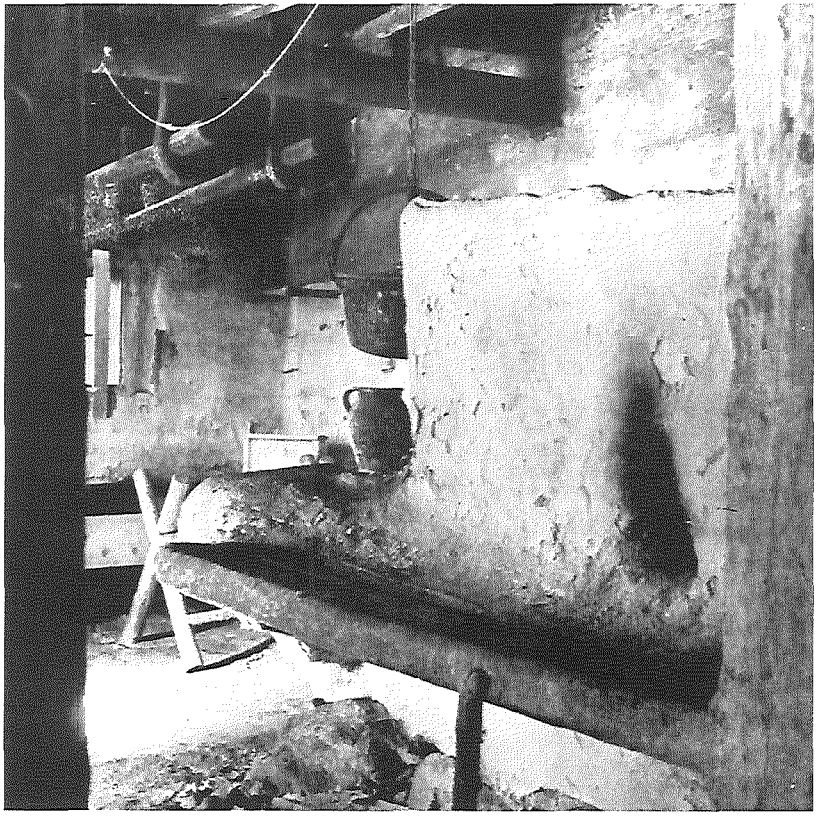


Abb. 2: Feuerstelle
Čičmany. Petráš-Haus. Offene Feuerstelle in der schwarzen Stube. Das Wohnhaus in Čičmany hatte bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts nur einen Raum, in dem mehrere Geschwisterfamilien zusammen lebten, meistens die Familien der Brüder. In einem Raum drängten sich etwa 30 bis 40 Menschen. Am Feuer kochten mehrere Bäuerinnen, jede in ihrem Kessel (Mencl 1980, S. 446)
Repro aus Mencl 1980, S. 452.

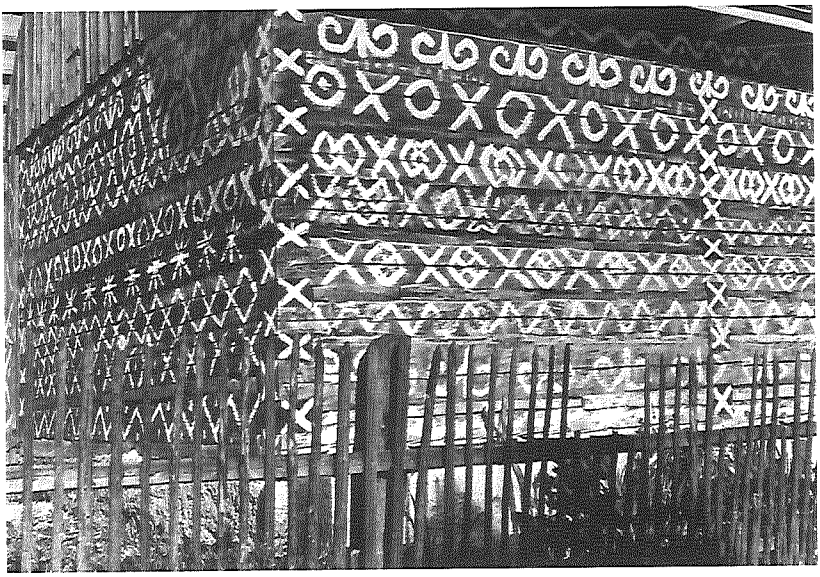


Abb. 3: Wandbemalung

Čičmany, Wandbemalung mit Kalktünche aus der Zeit nach dem Brand von 1923. Die ältere Art des Dekors aus der Zeit vor dem Brand bildete Ornamentreihen bestehend aus rudimentären geometrischen Elementen, in denen Václav Mencl die Bindung an einen primitiven prähistorischen Rhythmus zu erkennen vermeinte: „So entstanden Flächen, beschrieben mit Zeichen von magischer Suggestivität, voll von geometrischen Figuren, eine Art Schutzwall gegen die Beklemmung der magischen Welt, hinter der man in Sicherheit leben konnte." (Mencl 1980, S. 456)

Abb. 4: Frauenporträt
Čičmany. Stickarbeit. Pavol Sochán wählte für sein Porträt eine ältere Frau mit wettergebräuntem Gesicht. Die aus dem dunklen Hintergrund hervortretende Figur in Weiß ruft den Eindruck des Verwurzeltseins in der Erde und des Kreislaufs der Zeit hervor. Foto: P. Sochán, Anfang 20. Jahrhundert. Fotoarchiv SNM in Martin, Inv.-Nr. 2479.

Abb. 5: Auf dem Weg aus der Kirche
Čičmany. Fotoarchiv PM in Žilina, Inv.-Nr. D 92. Foto: S. Winkler, 1942. Übernommen aus der Publikation Čičmany, S. 89.

Abb. 6: Interieur
Čičmany. Besuch der Krankenschwester im Haus Čechovce. Fotoarchiv PM in Žilina, Inv.-Nr. A–535. Foto: Knott, 1930. Übernommen aus der Publikation Čičmany, S. 121.

Abb. 7: Hausierer
Hausierer mit Hausschuhen. Čičmany, 30-er Jahre des 20. Jahrhunderts. Fotoarchiv PM in Žilina, Inv.-Nr. A–22 554. Repro aus der Publikation Čičmany, S. 61.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LX/109, Wien 2006, 175–204*

Mitteilung

Volkskunde in Innsbruck: ein Fall für die Historiker?

Ingo Schneider und Reinhard Bodner

Im Sommer 2005, nachdem das Rektorat der Leopold-Franzens-Universität den Entwurf eines ‚Entwicklungsplanes 2005–2010' vorgestellt hatte, fand sich in einer Tiroler Tageszeitung, unter der Überschrift „Volkskunde am Ende?", die Notiz: „Das Volkskunde-Studium an der Innsbrucker Uni könnte ein Fall für die Historiker sein."[1] – Inzwischen, knapp ein Jahr später, hoffen wir, dass diese Botschaft sich insofern nicht zur Gänze bewahrheiten muss, als sie zum Teil verwirklicht werden kann: Mit Wirkung vom 1. Jänner 2006 sind die ehemaligen Institute für Geschichte und Europäische Ethnologie/Volkskunde zu einer gemeinsamen Organisationseinheit zusammengefasst worden; außerdem wird an der Philosophisch-Historischen Fakultät[2] derzeit an einer Neukonzeption der Studienpläne beider Fächer gearbeitet. – Der folgende Bericht soll den Gang der Entwicklungen, die zu dieser Situation geführt haben, und den Stand der Dinge, soweit er für die Zukunft der Europäischen Ethnologie/Volkskunde in Innsbruck von Belang ist, kurz zusammenfassen. Dabei sind wir uns der Schwierigkeit bewusst, nicht mehr als eine Darstellung aus eigener Sicht anbieten zu können; eine Stoffsammlung, an die erst noch die kritische Frage heranzutragen wäre, was an ihr wissenswert und für sie wissbar ist.[3]

Eben deshalb soll zunächst ein längst fälliger Dank nachgeholt werden: Er geht an all jene im Fach – ob Einzelne oder Institutionen –, die sich in den vergangenen Monaten mit solidarischen Erkundigungen und gut durchdachten Argumenten in die Diskussion um die Entwicklungsplanung unserer Universität eingeschaltet haben. Wir haben dabei viel und wertvolle Unterstützung erfahren. Umso tiefer die in der Tradition der Volkskunde stehenden Disziplinen aber in eine „Debatte der Bestandssicherung und der

1 Die Neue. Zeitung für Tirol, Nr. 203-N, 26.08.2005.

2 Sie ging im Herbst 2004 – gemeinsam mit einer Philologisch-Kulturwissenschaftlichen und einer Bildungswissenschaftlichen Fakultät – aus der ehemaligen Geisteswissenschaftlichen Fakultät hervor.

3 Vgl. Scharfe, Martin: Menschenwerk. Erkundungen über Kultur. Köln, Weimar, Wien 2002, S. 146 f.

Zuständigkeit"[4] geraten sein könnten, möchten wir unseren Dank gerne als möglichst breit gestreut verstanden wissen.

1. Europäische Ethnologie/Volkskunde zwischen den Fakultäten

Wir beginnen mit einem kurzen Vorbericht – und möchten uns dabei an dem Satz festhalten, dass die Volkskunde eine ‚Wissenschaft des Dazwischen' sei: ein Fach, das sich aufgrund seiner Geschichte und besonderen Alltagsnähe „in die glückliche Lage" versetzt sehe, „an viele andere Sozial- und Kulturwissenschaften anzugrenzen".[5] Weil die Dynamik der Globalisierung aber auch im Wissenschaftsbetrieb ihre Gewinner und Verlierer hat,[6] steht dieses Fach gegenwärtig vor schwierigen Herausforderungen. Womöglich ist sein Grenzverkehr mit anderen Gebieten umso stärker bedroht, als ihm seit einiger Zeit verbindlichere Übergänge abverlangt werden: Übergänge, die im schlimmsten Fall zu einer Verdünnung oder Verschüttung seiner Identität führen könnten. Und öfters schon ist die Vermutung geäußert worden, dass speziell die kleineren, wenn nicht: ‚marginalen' Institute im Fach von dieser Gefahr in besonders ungeschützter Weise betroffen sein könnten.

Ein kurzer Rückblick aus Innsbrucker Sicht müsste vielleicht mit jener Strukturdebatte um Institute mit nur einer Professur beginnen, die durch das 1993 verabschiedete Universitätsorganisationsgesetz (UOG 93) ausgelöst wurde:[7] Seit 1997, und verstärkt im Anschluss an seine befristete Errichtung

4 Köstlin, Konrad: Region in europäischen Modernen. In: Binder, Beate u.a. (Hg.): Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen. 34. Kongress der DGV, Berlin 2003. Münster u.a. 2005, S. 119–126, hier S. 125 f.

5 Jeggle, Utz: Volkskunde. In: Flick, Uwe u.a. (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. 2. Aufl. Weinheim 1995, S. 56–59, hier S. 56. – Zur ‚Wissenschaft des Dazwischen' vgl. zuletzt Rolshoven, Johanna: Europäische Ethnologie. Diagnose und Prognose einer kultur- und sozialwissenschaftlichen Volkskunde. In: Johler, Reinhard, Bernhard Tschofen (Hg.): Europäische Ethnologie. Innsbruck, Wien u. Bozen 2004 (= ÖZG, Jg. 15, H. 4), S. 73–87, hier S. 87 f. Für Hinweise möchten wir uns bei der Autorin herzlich bedanken.

6 Vgl. Johler, Reinhard: Wieviel Europa braucht die Europäische Ethnologie? Die Volkskunden in Europa und die „Wende". In: Köstlin, Konrad u.a. (Hg.): Die Wende als Wende? Orientierungen Europäischer Ethnologien nach 1989. Wien 2002 (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 23), S. 150–165, hier S. 157 f.; unter Bezugnahme auf André Gingrichs Überlegungen zum Verhältnis von Europäischer Ethnologie und Sozial- und Kulturanthropologie.

im Jänner 2000, geriet das Institut für Europäische Ethnologie/Volkskunde unter Fusionierungsdruck. Nach ersten gescheiterten Gesprächen mit dem Institut für Sprachen und Literaturen[8] wurde eine Zusammenarbeit mit dem Institut für Geschichte[9] ausverhandelt. Diese Lösung fand zwar die Zustimmung des damaligen Geisteswissenschaftlichen Fakultätskollegiums, nicht aber jene der damaligen Rektoren und des Senats. Stattdessen regten Rektor und Vizerektor für Lehre und Evaluation Gespräche mit dem Institut für Soziologie an, die in der Folgezeit auch stattfanden; wobei die Soziolog/inn/en zunächst bestrebt waren, von der damaligen Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät an die ‚GeiWi' zu wechseln.[10] Diese dritte Variante gelangte nun sogar im Senat zur Abstimmung; sie wurde dort jedoch abgelehnt, da die Vertreter/innen der ‚SoWi' ihr Institut nicht ziehen lassen wollten. Von Seiten der ‚GeiWi' wurden in der Folgezeit mehrfach klargestellt, dass die Europäische Ethnologie/Volkskunde ein unverzichtbarer Bestandteil ihrer historisch zustande gekommenen Identität sei. Demgegenüber signalisierte die ‚Sowi' erst dann konkrete Zustimmung zu zwei für die Europäische Ethnologie/Volkskunde lebensnotwendigen Senatsbeschlüssen – über die Wiedererrichtung des Instituts und die Freigabe der Professur (Nachfolge Petzoldt) –, nachdem ihr entscheidender Einfluss auf die Zusammensetzung der Berufungskommission Europäische Ethnologie/Volkskunde zugestanden worden war.[11] Spätestens zu diesem Zeitpunkt wurde unser in eine Verbindung mit den Kollegen an der ‚SoWi' gesetztes Vertrauen erstmals erschüttert. Hinzu kam, dass die Gutachter/innen einer externen Evaluation dem Institut im Dezember 2002 von einer sofortigen Fusionierung mit der Soziologie abrieten. Sie empfahlen, noch einmal alle Möglichkeiten einer Verbindung mit anderen Fächern, auch mit den Geschichtswissenschaften, in Betracht zu ziehen; sodass „der neue Institutsvorstand in freier Entscheidung und in einer unabhängigen Position abwä-

7 Wo nicht anders angegeben beziehen wir uns im Folgenden auf eine Sammlung von Protokollen und Stellungnahmen aus dem Zeitraum 2000–2005, die im Archiv des ehemaligen Instituts für Europäische Ethnologie/Volkskunde dokumentiert worden sind.

8 Es umfasst die Fächer Sprachwissenschaft, Literaturwissenschaft und Klassische Philologie.

9 Dabei war besonders an eine Kooperation mit der damaligen Abteilung für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte gedacht.

10 Dies lag daran, dass die Soziologie keinen eigenständigen Studiengang betreute, sondern lediglich Zulieferdienste für mehrere andere Studienpläne leistete.

11 Eine derartige Einflussnahme auf eine an sich innerfakultäre Entscheidung entsprach nicht den damaligen Usancen bei Berufungsverfahren.

gen kann, welche die besten Optionen für das Institut und die Disziplin sein werden".[12]

Über die Tätigkeit der 2003 konstituierten Berufungskommission darf und soll hier im Detail nicht berichtet werden. Erwähnt sei aber, dass die Berufungsvorträge Anfang April 2004 stattfanden und in der Folge ein Dreiervorschlag mit entsprechendem Abschlussbericht an das Rektorat gesandt wurde. Schon Anfang 2004 waren die Gespräche über die zukünftige fakultäre Zuordnung bzw. Fusionierung des Instituts für Europäische Ethnologie/Volkskunde wieder aufgenommen worden. Nach eingehenden Überlegungen hatten sich die Mitarbeiter/innen des Instituts einstimmig für einen Verbleib an der Philosophisch-Historischen Fakultät ausgesprochen und diese Entscheidung ausführlich gegenüber dem Rektorat begründet. Die zweite Variante eines Wechsels an die neu gegründete Fakultät für Politikwissenschaft und Soziologie[13] – bei gleichzeitiger Fusionierung mit den Soziolog/inn/en – hatte sich für eine eigenständige Weiterführung unserer Disziplin aufs Ganze gesehen als nicht zielführend erwiesen. Das Rektorat hatte damals eine Präferenz für diese Variante signalisiert. Im Sommer 2004 erwog es sogar die völlige Auflassung des Instituts und die Streichung der vakanten Professur. Ein entsprechender Beschlussvorschlag fand im damaligen Senat allerdings keine Zustimmung und wurde daraufhin wieder zurückgenommen.

Die Chronologie der Ereignisse, die hier nur angedeutet werden sollte, war für uns als unmittelbar Betroffene mit starken Emotionen und Belastungen verbunden. Als schlicht entnervend erwies sich aber die Tatsache, dass von den verhandelnden Seiten wiederholt verkürzte Ansichten darüber, was Europäische Ethnologie/Volkskunde sein könnte bzw. sollte an uns herangetragen wurden. Besonders zwei Vorstellungsbilder waren es, die uns dabei regelmäßig begegneten: Einerseits wurde darauf hingewiesen, dass die Volkskunde im internationalen Kontext den ‚Folklore Studies' vergleichbar sei und im Gegensatz zur Kultur- und Sozialanthropologie[14] eine marginale Position im Wissenschaftsbetrieb einnehme. Durch einen Abschied von der ‚überholten'[15] Volkskunde und eine Anbindung an die Sozio-

12 Bericht über die Begehung der Evaluierungskommission am 6. und 7. Dezember 2002, S. 7.

13 Sie ging im Herbst 2004 – gemeinsam mit einer Fakultät für Betriebswirtschaft und einer Fakultät für Volkswirtschaft und Statistik – aus der ehemaligen Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät hervor.

14 Zur Problematik dieser Grenzziehung vor dem Hintergrund einer ‚Anthropologisierung' der Volkskunde vgl. Niedermüller, Peter: Europäische Ethnologie. Deutungen, Optionen, Alternativen. In: Köstlin u.a. (Hg.) (wie Anm. 6), S. 27–62, hier S. 38 ff.

logie könne sich die Europäische Ethnologie (in dieser ersten Deutung oft nur als Ethnologie bezeichnet) international wettbewerbsfähig als ‚sozialwissenschaftliche Anthropologie' profilieren. – Andererseits, und demgegenüber, wurde die Spezifik der Europäischen Ethnologie/Volkskunde (in dieser zweiten Deutung vorwiegend als Volkskunde bezeichnet) darin gesehen, eine historisch argumentierende Kulturwissenschaft zu sein, die sich in ihren Forschungen auf die ‚eigene' Region und Gesellschaft konzentriere. In diesem Anliegen am nächsten seien ihr, wie das Beispiel der in Innsbruck nach 1985 durch Leander Petzoldt vertretenen Erzählforschung zeige, die historisch- und philologisch-kulturwissenschaftlichen Disziplinen; mit ihnen solle die Zusammenarbeit künftig noch verstärkt werden.

Beide Vorstellungsbilder sind nicht unbekannt; genauso wenig wie die ‚falsche Tendenz'[16], sie als strikte Alternativen gegeneinander auszuspielen: „Nie eine Einzelpartnerschaft! Die finde ich tödlich", warnte Rolf Lindner erst kürzlich am Ende eines Themenheftes ‚Europäische Ethnologie' der ‚Österreichischen Zeitschrift für Geschichtswissenschaften'.[17] Und tatsächlich würde es sich als lebensbedrohlich herausstellen, wenn jene Probleme unseres Fachs nicht mehr beleuchtet werden *könnten,* die „mit der Überschätzung der neuen Komplexität einerseits" und der „Unterschätzung des Rüstzeugs der Kulturwissenschaft Volkskunde andererseits" verbunden sind.[18] Denn der Weg der Europäischen Ethnologie zu einer eigenständigen fachlichen Identität ist genauso wenig abgeschlossen, wie die Volkskunde als ‚überholt' – und insofern: als ein Fall für die Historiker – gelten darf. Speziell an einem kleineren Institut vermag diese doppelte Einsicht Fragen und Zweifel aufzuwerfen: Was die Europäische Ethnologie betrifft, könnte sich die Rede von ‚Europa' wie ein grotesker „Elephantismus der Kommunikation"[19] anhören. Was aber die Volkskunde angeht, scheint jenen „Pfunde[n], mit denen zu wuchern sich lohnt"[20], durch wachsenden ‚Innovations-

15 Zur Rhetorik des ‚Überholten' vgl. Scharfe, Martin: Denkmäler des Irrtums. Kritik einer gläubigen Wissenschaft. In: Binder u.a. (Hg.) (wie Anm. 4), S. 329–335, hier S. 333.

16 Zu dieser Formulierung vgl. ders.: Grundzüge der Kulturwissenschaft Volkskunde, Grundzüge ihres Studiums. In: ders., Rolf-W. Brednich (Hg.): Das Studium der Volkskunde am Ende des Jahrhunderts. Hochschultagung der DGV 1994 in Marburg/Lahn. Göttingen 1996, S. 9–21, hier S. 16 f.

17 Rolf Lindner im Gespräch mit Reinhard Johler und Bernhard Tschofen: Was kann Europäische Ethnologie (nicht)? In: Johler u. Tschofen (Hg.) (wie Anm. 5), S. 156–175, hier S. 175.

18 Tschofen, Bernhard: Arbeit am Korpus. Vom Ort der Europäischen Ethnologie. In: Binder u.a. (Hg.) (wie Anm. 4), S. 97–113, hier S. 104.

19 Scharfe, Martin: Denkmäler des Irrtums. Kritik einer gläubigen Wissenschaft. Ebd. (wie Anm. 4), S. 329–335, hier S. 332.

druck' die schleichende Entwertung zu drohen. Über solche Fallstricke gründlich und ohne Hast nachzudenken, wäre dringend geboten. Allein dafür aber bleibt – angesichts des von den ‚Reformern' der Universität vorgelegten Tempos – oft nicht mehr genügend Zeit.

2. *Der ‚Entwicklungsplan 2005–2009'*

Seit Herbst 2003 verfolgt das neue Rektorenteam der Leopold-Franzens-Universität den ehrgeizigen Plan einer Neupositionierung der Innsbrucker Alma Mater. Die Universität solle sich als „Brücke zwischen Wissenschaft, Bevölkerung und Wirtschaft" etablieren und ihre Stellung „als Wissensunternehmen in der Region vor allem für klein- und mittelständische Unternehmen wie für die Industrie" festigen.[21] Vor diesem Hintergrund sah bereits der am 30. Juni 2005 vorgelegte Entwurf eines ‚Entwicklungsplanes 2005–2010' die Neueinrichtung von Studiengängen für ‚Wirtschaftsrecht' (BA), ‚Wirtschaftsinformatik' (MA), ‚Accounting, Auditing and Taxation' (MA), ‚Banking and Finance' (MA), ‚Organization Studies' (MA), ‚Strategisches Management' (MA), ‚Applied Economics' (MA), ‚Informatik und Informatikmanagement' (LA) sowie ‚Material- und Nanowissenschaften' (MA) vor. Eingeplant waren außerdem sozialwissenschaftliche Studiengänge für ‚Contemporary Europe' (MA), ‚Soziale und politische Theorie' (MA) und – womit wir unsere Aufzählung schließen wollen – ein Soziologiestudium (BA) mit neu einzurichtendem ‚Anthropologie-Schwerpunkt'.[22]

Dass diese Umschichtungen auf dem Marsch über Rückzugsfelder bei den historisch- und philologisch-kulturwissenschaftlichen Studienrichtungen erreicht werden sollen, wurde seitens der Universitätsleitung kaum ernsthaft bestritten. In diesem Sinne hätte der Entwurf – neben Kürzungen bzw. Zusammenlegungen bei den Studienrichtungen Klassische Archäologie, Ur- und Frühgeschichte sowie Mittelalter- und Neuzeitarchäologie, Musikwissenschaften, Sprachen und Kulturen des Alten Orients, Vergleichende Literaturwissenschaft, Griechisch (LA) sowie Philosophie und Psychologie (LA) – auch das „endgültige Aus für die Volkskunde" bedeu-

20 Ders. 2002 (wie Anm. 3), S. XIII.

21 Mitteilungsblatt der LFU Innsbruck, 5 (2005/06), ausgegeben am 14. November 2005: Entwicklungsplan 2005–2009 der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck, S. 56 u. 7. Online im Internet: http://www.uibk.ac.at/service/c101/mitteilungsblatt/2005–2006/05/mitteil.pdf.

22 Am 9. November 2005 wurde die Einrichtung der genannten Studienrichtungen durch den Universitätsrat einstimmig genehmigt. Vgl. dazu das Mitteilungsblatt (wie Anm. 21), S. 43 ff.

tet.[23] Eine Fortführung der eigenständigen Studienrichtung Europäische Ethnologie sah er weder auf Bakkalaureats- noch auf Magisterebene vor;[24] und zur Zukunft des Instituts enthielt er nur die (missverständliche und zugleich verständliche) Forderung nach der Errichtung eines „Instituts für Geschichte und Ethnologie".[25]

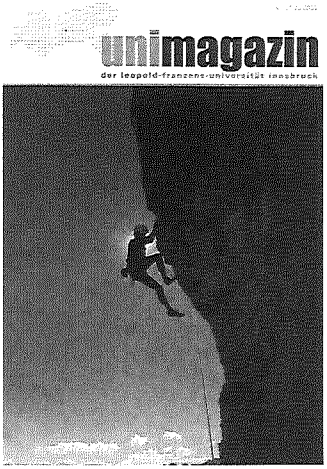


Abb. 1: Unimagazin der LFU Innsbruck, Nr. 1., August 2005. Die seither monatlich erscheinende Publikation wird vom ‚Büro für Öffentlichkeitsarbeit und Kulturservice' der LFU Innsbruck herausgegeben und redaktionell betreut.

Kulturanalytisch betrachtet zählt der Entwurf des Rektorats zu den kulturellen Objektivationen, von denen Alfred Lorenzer bemerkt hat, sie seien „Zwischenstationen der Äußerung sozial unterdrückter Praxisentwürfe – oder Bollwerke wider sie".[26] – Auf dem Cover der ersten Ausgabe eines im August 2005 neu ins Leben gerufenen ‚Unimagazins' *(Abb. 1)* hebt sich

23 Die Kürzungen bzw. Zusammenlegungen sollten v.a. durch ‚breite Bakkalaureate' möglich gemacht werden. Das Zitat zur Europäischen Ethnologie/Volkskunde stammt aus der Tiroler Tageszeitung vom 02./03.07.2005. – Gewiss bemerkenswert ist, dass an allen von Kürzungen bedrohten Fächern Professuren vakant sind – wie im Fall der Europäischen Ethnologie/Volkskunde – oder demnächst frei werden.

24 Der BA- und MA-Studiengang Europäische Ethnologie ist seit Wintersemester 2002/03 in Kraft.

25 Am 21. Dezember 2005 beschloss der Universitätsrat die dafür notwendige Änderung des Organisationsplanes. Vgl. Mitteilungsblatt der LFU Innsbruck, 11 (2005/06), ausgegeben am 2. Jänner 2006: Wiederverlautbarung des Organisationsplanes der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck, S. 80. Online unter: http://www.uibk.ac.at/service/c101/mitteilungsblatt/2005–2006/11/mitteil.pdf.

26 Vgl. Lorenzer, Alfred: Tiefenhermeneutische Kulturanalyse. In: ders. u.a.: Kultur-Analysen. Frankfurt/M. 1986, S. 11–98, hier S. 85.

Abb. 2: „Vermessung und Vermessenheit". Plakatmotiv zu einem Gastvortrag von Martin Scharfe am 19. Oktober 2005. Auf der von Andreas Blaickner gestalteten Fotomontage ist das Dachgeschoß des Innsbrucker ‚Geiwi-Turmes', wo sich das ehemalige Institut für Europäische Ethnologie/Volkskunde befindet, durch ein Bergmassiv mit Gipfelkreuz ersetzt. – Der darunter stehende Ankündigungstext lautete: „Messen ist ein zentraler Modus der Moderne – und zugleich, wenn vom Messen Heil erwartet wird, ihr vielleicht bedeutendster Wahn. An Beispielen aus der Frühgeschichte des Alpinismus wird untersucht, wie das Vermessen in die neuere Fortschrittsgeschichte der Menschheit eingebunden ist und zur zweiten Natur wird – möglicherweise (nämlich als Bestandteil der Gewissensstruktur) sogar Zwang, sodaß der kulturelle Gewinn, der ohne Zweifel aus dem Messen entspringt, in Leiden umschlägt, dem nur mehr mit Ironie begegnet werden kann."

gegen einen strahlend-blauen Horizont die Silhouette eines Kletterers an einer überhängenden Felswand ab: „Uni Innsbruck steigt auf. Entwicklungsplan wird vorgestellt", so die darunter stehende Botschaft.[27] Das Bild der Reform als Gipfelsturm begegnet an dieser Stelle nicht zum ersten Mal. Im Zusammenhang des Entwicklungsplanes soll es offensichtlich Beweglichkeit und strategisch-planende Souveränität in der Bewältigung anstehender Herausforderungen signalisieren. – Umso schärfer wurde im Laufe des Sommers 2005 in der Gestalt des Geisteswissenschaftlers ein fiktiver Gegner umrissen, der jede Bewegung scheue, Besitzstände zu wahren suche und sich dem Status Quo verpflichtet fühle.[28] Als ein Beispiel dafür sei hier nur die öffentliche Unterstellung „eine[r] andere[n] Gesprächskultur" genannt, die insgesamt an der ‚GeiWi' herrsche: „Die sind halt immer am Jammern".[29] – Das Rüstzeug, das den Aufstieg bremst, scheint damit erkannt zu sein; der starre Gegenstand soll abgeworfen werden.

Der angestrebte Erfolg beim Bergsteigen will auf der Basis klar strukturierter Methoden und exakter Berechnungen beruhen. Dabei entscheiden numerisierte und nach ihrer Bedeutung prozentual gewichtete Indikatoren darüber, ob Studienrichtungen weiter bestehen sollen oder nicht.[30] Man mag vielleicht den Eindruck gewinnen, Messen *(Abb. 2)* sei der zentrale Modus des Entwicklungsplanes; und daraus resultiere eine Ordnung, deren Objektivität auf Quantität, Repräsentativität, Abfragen von Resultaten und Zahlensystematik beruhe.[31]

3. Zur ‚Zukunftsfähigkeit' der Europäischen Ethnologie/Volkskunde

Am 9. November 2005 genehmigte der Rat der Leopold-Franzens-Universität eine teilweise modifizierte Fassung des Entwurfs.[32] Schon zuvor war durchgedrungen: „Einige Studien an der Uni sind über den Berg. [...]. Die

27 Unimagazin der LFU Innsbruck, Nr. 1, August 2005, S. 1, 3 u. 36 f.

28 Seitens der Philosophisch-Historischen Fakultät – vertreten durch Dekan Prof. Christoph Ulf und Fakultätsstudienleiterin Prof. Margret Friedrich – wurde dazu eine ausführliche (unveröffentlichte) Stellungnahme vorgelegt, auf die an dieser Stelle verwiesen sei.

29 Der Standard, 11.07.2005.

30 Wir verzichten an dieser Stelle auf die Nennung von Details, verweisen aber auf die statistischen Angaben, Stellungnahmen und Medienberichte zur positiven Entwicklung des BA- und MA-Studiengangs Europäische Ethnologie/Volkskunde unter: http://www.uibk.ac.at/volkskunde/universitaetsentwicklungsplan.html.

31 Zum Fetischcharakter dieser Prinzipien vgl. Scharfe 1996 (wie Anm. 16), S. 14 f.

32 Mitteilungsblatt (wie Anm. 21).

Europäische Ethnologie soll als Magisterstudium überleben, sofern ein zukunftsfähiges Konzept vorgelegt wird."[33] An die selbe Bedingung wurde – nach intensiven Protestmaßnahmen von Institut, Studierenden und volkskundlichen Fachverbänden – nun auch eine Neuausschreibung der Nachfolge Leander Petzoldts geknüpft, die 2007 erfolgen soll.

Das Verlangen nach ‚Zukunftsfähigkeit' ist ein Leitmotiv des Entwicklungsplanes. Es klingt unter anderem dort an, wo sich Kompromissbildungen als unvermeidlich herausgestellt haben. Dabei heißt es, Zukunft sei „wünschbar" und „planbar", sie könne „ersonnen" und „aktiv beeinflusst" werden; und Zukunftsfähigkeit bestehe in „entschlossene[m] Wollen" und „beharrliche[m] Tun".[34] Weil die Zukunft zugleich aber „immer anders [kommt] als man sich diese in der Gegenwart vorstellt",[35] wird die „Vision des Rektorats" zum Appell an eine „gläubige Wissenschaft"[36]: Sie will als Prognose Akzeptanz finden. Speziell daran hat sich in den Sommermonaten 2005 eine überregionale Diskussion entzündet, in deren Rahmen Befürworter den Innsbrucker ‚Weg' als beispielhafte „Strategie" lobten,[37] während Gegner darüber aufklärten, dass der Innsbrucker ‚Fall' – inner- und außerhalb der österreichischen Hochschullandschaft – nichts anderes als ein negatives Paradigma sein könne.[38]

Vor diesem doppelten Hintergrund müsste sich eine *Prognose* der Europäischen Ethnologie/Volkskunde in Innsbruck einerseits auf Tendenzen stützen, die in der Gegenwart erkennbar sind und denkmethodisch über die unmittelbare Gegenwart hinaus verlängert werden können: Denn ohne Zweifel gilt es für unsere Fakultät, sich angesichts einer fortschreitenden Ökonomisierung der Wissenschaft auf den „gegenwärtig angestrebten Wettbewerb zwischen ungleichen Partnern" einzustellen.[39] Andererseits sollte

33 Tiroler Tageszeitung, 28.09.2005; Mitteilungsblatt (wie Anm. 21), S. 44, 46, 69 u. 111.

34 Mitteilungsblatt (wie Anm. 21), S. 10–13.

35 Ebd., S. 15.

36 Vgl. Scharfe 2005 (wie Anm. 19), S. 331; unter Bezugnahme auf die Kritik an Koren, Hanns: Volkskunde als gläubige Wissenschaft. Salzburg u. Leipzig 1936.

37 „Diese Strategie ist richtig und sollte Beispielswirkung haben: Wer Neues gründet, soll – so es möglich ist – Altes abstoßen", so z.B. Witzmann, Erich: Die Uni-Autonomie macht's möglich. In: Der Standard, 05.07.2005.

38 Die „Beispielwirkung" der Universität Innsbruck könne „nur eine negative sein", so z.B. Kampits, Peter: Vom Nutzen des Nutzlosen. Die Universität Innsbruck unterwirft sich dem Markt. In: Die Presse, 12.07.2005.

39 Ulf, Christoph: Die Vielfalt der Fächer ist historisch gewachsen. In: LFU Innsbruck: Broschüre der Dekane und Dekaninnen. Innsbruck 2005, S. 66. Online unter: http://www2.uibk.ac.at/ipoint/news/uni_intern/20041203/dekanebroschuere.pdf.

Fasnachtsbräuche sind [ein kleiner] Teil der Forschungen des Institutes für Volkskunde

Die Forschung der Wurzel der Kultur wird eliminiert

Institut für Volkskunde der Uni wird Reform geopfert

Abb. 3: Kurier Tirol, 01.09.2005, S. 11.

jede Vorhersage die geschichtliche Dimension ihres Befundes nicht unbeleuchtet lassen; umso mehr vielleicht, als viele Universitäts-‚Reformer' gegenwärtig im Begriff sind, aus ‚Europa', als dem geistesgeschichtlichen Horizont modernen Denkens, wesentliche Teile heraus zu brechen.[40] – Weil hier nun aber nicht der Ort sein kann, diese beiden Aspekte ausführlicher zu beleuchten (gleichwohl: zu benennen gilt es sie!), möchten wir es im Folgenden bei zwei kleinen Denkbildern *(Abb. 3–5)* zum Thema der ‚Zukunftsfähigkeit' belassen. Beide stammen aus dem labilen Zeitraum, der sich zwischen Entwurf und Vollzug, zwischen ‚endgültigem Aus' und ‚Überleben', hingezogen hat.

Ein erstes Bild ist buntfarbig und aus der Zeitung genommen. Es zeigt die fastnachtliche Paradefigur eines Spiegeltuxers – eine starr blickende Maske mit blendendem Aufputz – und trägt die Überschrift: „Bedroht: Ethnologie. Die Forschung der Wurzel der Kultur wird eliminiert. Institut für Volkskunde der Uni wird Reform geopfert." – „Europäische Ethnologie", heißt es in dem Artikel, „ist im Zeitalter der Globalisierung wichtig.

40 Vgl. Kampits (wie Anm. 38); im Anschluss an Überlegungen Otfried Höffes.

Sie beschäftigt sich mit vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Lebensformen und deren kulturellen Äußerungen. Es geht um soziale wie ethnische Gruppen, die durch ihre Vielfalt Europa gestalten. Volkskunde ist für die Identität Tirols und des Alpenraumes wichtig. [...]. In einer Zeit, in der die Menschen mehr denn je nach dem ‚Woher komme ich und wohin gehe ich?' fragen, ist die Lehre von den Wurzeln der Kultur und auch der Kulte, von den Einflüssen anderer Kulturen wichtiger denn je. Wer die Kultur verliert, verliert die Identität." – Am Ende des Plädoyers, dem die Befragung von Institutsmitarbeitern vorausgegangen war, wird auf die Homepage des Instituts verwiesen, auf der vor einigen Jahren ein ‚Infoservice' mit volkskundlichem Wissen über Feste und Bräuche eingerichtet worden ist: ein Angebot, das jedermann zugänglich sei.[41]

Ein zweites Bild ist schwarzweiß und auf Plakate gedruckt worden. Es zeigt – symbolisch für knapp 150 Student/inn/en der Europäischen Ethnologie – ein Feld von Augenpaaren, das mit den Buchstaben „Niemand?" und „Jemand!" überschrieben ist. Anlass dafür bot eine Bemerkung des Rektors: „Es ist unserer Universität nicht zumutbar, eine größere Anzahl von Studien, die in Wirklichkeit von praktisch niemandem studiert werden [...] nur aus Traditionsgründen weiterhin anbieten zu müssen [...]. Andererseits wäre es denkbar, dass von allfälligen ‚Bestellern' die entsprechenden Kosten übernommen werden."[42] – An einem von der Universität veranstalteten Tag der offenen Tür begannen an die siebzig solcher ‚Allfälliger' damit, vor dem Haupteingang der Universität einen roten Teppich auszurollen und sich selbst darunter zu legen. Besucherinnen und Besucher der Universität mussten einen Umweg in Kauf nehmen, um nicht über diese ‚lebenden Leichen' gehen zu müssen. Im Anschluss daran schrieb das ‚Büro für Öffentlichkeitsarbeit und Kulturservice' der Universität von der Störaktion einiger Weniger – von ‚Wiedergängern', möchte man fast schon hinzufügen –, die den „*künftigen Studierenden*" den freien Zugang zur Universität verwehrt hätten.[43]

Beide Zukunftsbilder haben ihre je eigene Plausibilität: Mit Blick ins Glas des Spiegeltuxers möchte man sich vielleicht sagen lassen, Volkskunde

41 Kurier Tirol, 01.09.2005, S. 11; zu einer Petition gegen die Streichung der eigenständigen Studienrichtung vgl. in weiterer Folge Kurier Tirol, 17.09.2005, S. 12.

42 Schreiben an die Südtiroler Hochschüler/innen/schaft ‚sh.asus' vom 16.07.2005.

43 Presseaussendung Nr. 209 (2005) vom 09.11.2005: Schüleransturm an der LFU Innsbruck. Online unter: http://www.uibk.ac.at/public-relations/presse/texte/2005/nov_05/presseaussendung_209–2005.html; Hervorhebung von uns (Stand: 04.04.2006). Für Hinweise bedanken wir uns bei Richard Schwarz.

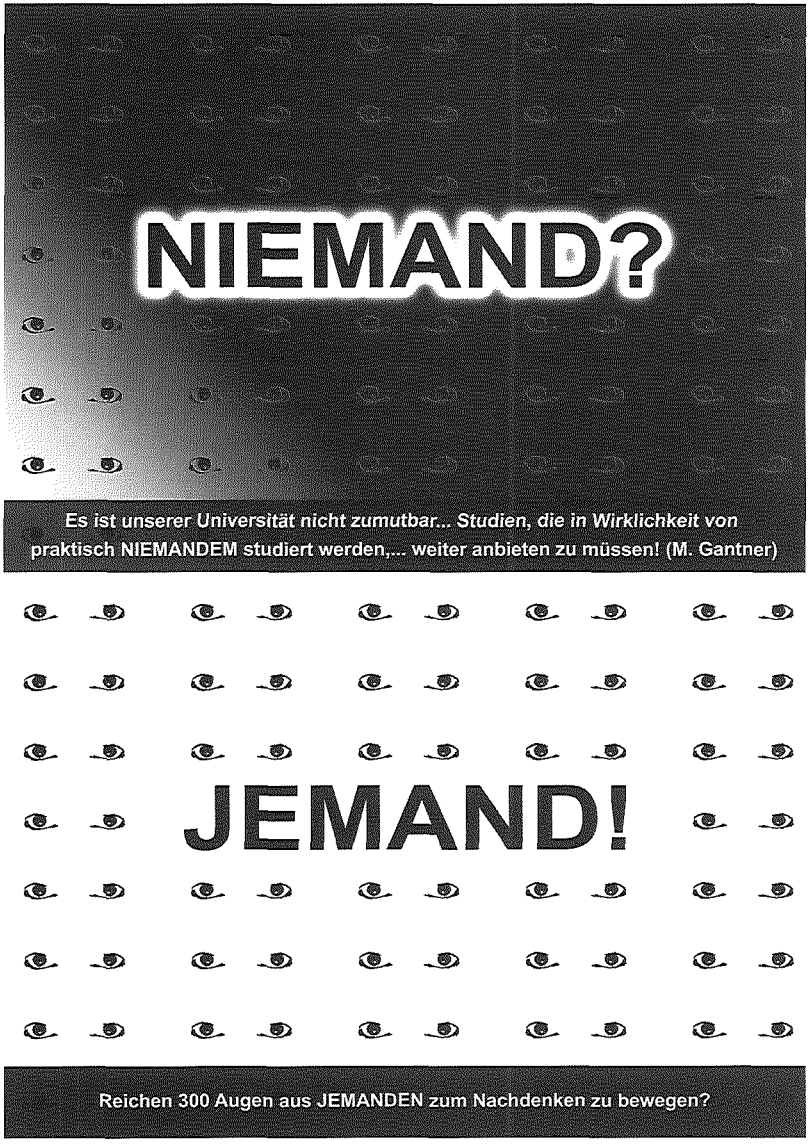


Abb. 4: „Niemand?" – „Jemand?". Plakatentwurf von Martin Steidl (Student der Europäischen Ethnologie) zu einer Protestaktion der Studienrichtungsvertretung Europäische Ethnologie am 21. September 2005 in der Innsbrucker Maria-Theresienstraße.

Abb. 5: Flyer zu einer Protestaktion am ‚Tag der offenen Tür' (9. November 2005), entworfen von Richard „El loco" Schwarz (Student der Europäischen Ethnologie).

als Volkskulturservice[44] sei gefragt und modern, weil sie Modernisierungsschäden durch Herkunftswissen ‚kompensieren' könne; weil ihre Wurzelmetaphorik[45] die Verschiedenheit lokalen Erbes in einer von Gleichförmigkeit bedrohten Welt zu stützen vermöge. – Unter dem roten Teppich dagegen scheint sich das Programm einer „Volkskunde des Niemand" zu rühren:

44 Vgl. exemplarisch Streng, Petra u. Bakay, Gunther: Volkskunde als Erlebnisagentur oder: Von der Technik des volkskundlichen Überlebens. In: Köstlin, Konrad u. Nikitsch, Herbert (Hg.): Ethnographisches Wissen. Zu einer Kulturtechnik der Moderne. Wien 1999 (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, Bd. 18), S. 127–136.

45 Vgl. Köstlin, Elsbeth: Zur Wurzelmetaphorik in der Kulturwissenschaft. Eine Ikonographie. Diss. Graz 1999.

eines Fachs, das vielleicht in der Lage ist, sich als „detotalisierendes Ferment" in die Maschine der Ökonomisierung einzuschleichen.[46] – Eine Prognose der Europäischen Ethnologie/Volkskunde tut sicherlich gut daran, beide Überlebenstechniken zur Kenntnis zu nehmen. Gleichwohl kann dem Fach weder an affirmativen Fortschrittstheorien noch an distanzierter Kulturkritik gelegen sein. Viel eher hängt seine Zukunft vielleicht von der Fähigkeit ab, sich als ‚Wissenschaft des Dazwischen' nicht völlig aufzugeben.

4. Europäische Ethnologie/Volkskunde und Geschichtswissenschaften

Ein vierter und letzter Teil muss es deshalb noch mit der im ‚Entwicklungsplan' geforderten Neugliederung der geisteswissenschaftlichen Institute zu tun haben: Mit Wirkung vom 1. Jänner 2006 ist die Europäische Ethnologie/Volkskunde zu einem relativ kleinen Teil eines relativ großen, gemeinsam mit den Historikern gebildeten Instituts geworden. Sie soll sich künftig auf modularer Ebene in einen Bakkalaureatsstudiengang beider Fächer einbringen und ein eigenständiges Magisterstudium planen. Darüber hinaus konnte sichergestellt werden, dass das Fach künftig nicht auf eine Einzelpartnerschaft festgelegt sein wird: Vielmehr soll es eine Schlüsselrolle in einem von zwei beantragten, fächerübergreifenden Fakultätsschwerpunkten: ‚Schnittstelle Kultur. Kulturelles Erbe – Kunst – Wissenschaft – Öffentlichkeit' spielen.

Wenigstens andeutungsweise müsste an dieser Stelle aber noch ein Sprung ins Vergangene gewagt werden. Denn ob wir, Volkskundler und Historiker, es gewollt hätten oder nicht, hätten wir – im Rahmen einer ersten Institutsversammlung – womöglich nicht darauf vergessen können, einander eines gemeinsamen Vaters[47] zu erinnern: Hermann Wopfners nämlich,

46 Zimmermann, Harm-Peer: Volkskunde des Niemand. In: Simon, Michael u. Frieß-Reimann, Hildegard (Hg.): Volkskunde als Programm. Updates zur Jahrtausendwende. Münster u.a. 1996, S. 11–25, hier S. 25; unter Bezugnahme auf eine Formulierung Jean-Paul Sartres.

47 Zur Ambivalenz von Vätergestalten in der Wissenschaftsgeschichte vgl. Scharfe 2002 (wie Anm. 3), S. 12 f.; zum Fallbeispiel der Verehrung des „Vater Wopfner" vgl. zuletzt Meixner, Wolfgang u. Siegl, Gerhard: Erwanderte Heimat. Hermann Wopfner und die Tiroler Bergbauern. In: Bruckmüller, Ernst u.a. (Hg.): Agrargeschichte schreiben. Traditionen und Innovationen im internationalen Vergleich. Innsbruck u.a. 2004 (= Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes), S. 228–239, hier S. 235.

der 1923 die Errichtung des ‚Instituts für geschichtliche Siedlungs- und Heimatkunde der Alpenländer' erwirkt hatte, der Vorgängereinrichtung des späteren Instituts für Volkskunde.[48] – Wopfner, der Historiker und empirische Kulturforscher, hob sein damaliges Projekt der ‚Landeskunde' vor allem an zwei Stellen aus dem „fließenden Strom der Geschichtswissenschaft"[49] heraus: Erstens sollte es sich von der „allgemeinen Kulturgeschichte" durch „einen weiteren Kreis von *Quellen*" unterscheiden, der „all jene Denkmäler der Kulturgeschichte" zu umfassen habe, „die das moderne Volksleben bietet". Zweitens galt es, das ‚heimatkundliche' *Wissen* des Instituts in die Praxis des Geschichtsunterrichts hineinwirken zu lassen.[50] – Volkskunde verstand Wopfner dabei als Hilfswissenschaft der Geschichte; was zunächst zu einer teilweisen Verschmelzung beider Fächer führte, bevor, durch eine Teilung der Lehrkanzel im Jahr 1941, ihre stärkere Differenzierung einsetzte.[51]

Falls die Europäische Ethnologie/Volkskunde gegenwärtig über ihre Quellen und ihr Wissen Auskunft geben müsste, würde sie gewiss nicht mehr den Eindruck einer historischen Hilfswissenschaft erwecken wollen: Zum einen ist, im Anschluss an ihre Neupositionierung seit Ende der 1960er-Jahre, gerade die „Quellenlosigkeit" zu einem Teil ihrer Geschichte geworden;[52] einer Geschichte aber, in deren jüngerer Vergangenheit der Analyse kultureller Objektivationen wieder stärkeres Gewicht zuerkannt worden ist. – Zum anderen hat die kritische Einsicht in die kulturelle Praxis volkskundlichen Wissens viel zur neueren Identitätsbildung des Fachs beigetragen; dies gilt unbeschadet, ja vielleicht sogar: gerade wegen der notwendigen Kritik eines allzu blinden kulturwissenschaftlichen Glaubens an die eigene ‚reflexive' Potenz.

48 Zu den Anfängen der Institutsgeschichte vgl. die eingehende Darstellung bei Johler, Reinhard: Geschichte und Landeskunde: Innsbruck. In: Jacobeit, Wolfgang u.a. (Hg.): Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wien u.a. 1994, S. 449–462.

49 So die Formulierung in diesem Zusammenhang bei Oberkofler, Gerhard: Die geschichtlichen Fächer an der Philosophischen Fakultät der Universität 1850–1945. Innsbruck 1969 (= Veröffentlichungen der Universität Innsbruck, Bd. 39), S. 148.

50 Eingabe Hermann Wopfners an das Unterrichtsministerium am 30.6.1923, Ph 487 aus 1923, Universitätsarchiv Innsbruck; hier zit. n. Oberkofler (wie Anm. 49), S. 150, u. Johler (wie Anm. 48), S. 453; Hervorhebung von uns.

51 Meixner u. Siegl (wie Anm. 47), S. 232 u. 235.

52 Vgl. Göttsch, Silke: Europäische Ethnologie/Volkskunde und ihre Quellen. Fachgeschichte und Fragestellungen. In: Johler u. Tschofen (Hg.) (wie Anm. 5), S. 135–144.

Vor diesem Hintergrund könnte eine wechselseitige Belebung von Europäischer Ethnologie/Volkskunde und Geschichtswissenschaften für beide Seiten durchaus Nutzen mit sich bringen: Während „die für die Volkskunde entscheidende Frage" darin bestehen könnte, „was bei den geschichtlich beobachteten Erscheinungen in der Geschichte nicht aufgeht",[53] würden aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive Probleme mit jenem Begriff der Kultur nicht ausbleiben, der „nach wie vor Homogenitätsversprechen transportiert, die er immer weniger einlösen kann".[54] – Entlang beider Achsen müsste sich eine ‚Wissenschaft des Dazwischen' im Gespräch mit den Historikern zu bewähren versuchen: Dabei könnte ein gemeinsames empirisches Projekt darin bestehen, die konkrete, lebensweltliche Mehrdeutigkeit zu dokumentieren, in der historische und gegenwärtige Akteure sich bewegt haben und bewegen.[55] Und ein gemeinsames analytisches Interesse könnte sich darum drehen, wie die Innsbrucker Historikerin Maria Heidegger schreibt, „Bilder von Vertrautheit oder Fremdheit als Projektionen des eigenen Standortes zu erkennen".[56]

Ob die Europäische Ethnologie/Volkskunde im „fließenden Strom der Geschichtswissenschaft" ihren Ort behaupten kann, muss sich erst noch herausstellen. Gewiss: Der Strom könnte Untiefen bergen. Trotzdem aber bleibt zu hoffen, dass er weiter trägt.

53 Dünninger, Josef: Tradition und Geschichte. In: Bausinger, Hermann u. Brückner, Wolfgang (Hg.): Kontinuität? Geschichtlichkeit und Dauer als volkskundliches Problem. Berlin 1969, S. 57–66, hier S. 63; vgl. dazu zuletzt Harm-Peer Zimmermann: Was in der Geschichte nicht aufgeht. Vorwort. In: ders. (Hg.): Was in der Geschichte nicht aufgeht. Interdisziplinäre Aspekte und Grenzüberschreitungen in der Kulturwissenschaft Volkskunde. Marburg/L. 2003, S. 7–11.

54 Schindler, Norbert: Vom Unbehagen in der Kulturwissenschaft. Eine Polemik. In: Historische Anthropologie, 10 (2002), S. 276–294, hier S. 283.

55 In Anlehnung an Maase, Kaspar: Das Archiv als Feld? Überlegungen zu einer historischen Ethnographie. In: Katharina Eisch u. Marion Hamm (Hg.): Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse. Tübingen 2001 (= Veröffentlichungen des LUI, Bd. 93), S. 255–271, hier S. 270.

56 Heidegger, Maria: Soziale Dramen und Beziehungen im Dorf. Das Gericht Laudegg in der frühen Neuzeit – eine historische Ethnographie. Innsbruck 1999, S. 35; Maase (wie Anm. 55), S. 261.

„Alltagskultur seit 1945"

Andrea Euler

Das „Jahr der Alltagskultur" 2005 bildete den Höhepunkt und sichtbaren Erfolg von Bemühungen, die unter der Bezeichnung „Alltagskultur seit 1945" ihren Anfang bereits 2001 in einem Gespräch zwischen Peter Assmann und Andrea Euler nahmen, in dem es um die längerfristigen Planungen von Großausstellungen des Oberösterreichischen Landesmuseums ging. Dabei musste die Leiterin der Volkskundeabteilung eingestehen, dass die Datierung der volkskundlichen Sammlungsbestände im wesentlichen ab der Jahrhundertwende – allerdings vom 19. zum 20. Jahrhundert!! und nicht etwa des gerade erst vollzogenen Jahrtausends – so wenig Dichte aufweisen, dass von einem Sammeldefizit gesprochen werden muss. Es schien, dass diese Situation nicht allein auf die Institution des Oberösterreichischen Landesmuseums beschränkt war und dass es in den meisten kulturhistorischen bzw. volkskundlichen Museen verabsäumt worden war, die ursprünglich thematische Konzentration auf Landwirtschaft, Handwerk und Volkskunst bis zum 19. Jahrhundert durch neue Schwerpunkte zu erweitern bzw. zeitlich fortzuführen.

Da die Industrialisierung und der teilweise Verlust von Regionalität heute Dubletten und Parallelen bei den Objekten innerhalb unterschiedlicher Museen zur Folge hätten, beschlossen Peter Assmann, Direktor der Oberösterreichischen Landesmuseen, und seine Mitarbeiterin Andrea Euler, diese offensichtlichen Probleme österreichweit zu diskutieren und auch in der Öffentlichkeit zu thematisieren. Möglichst flächendeckend wurden LeiterInnen von Museen kontaktiert, über das Vorhaben informiert und aufgefordert, sich doch (mit einer Aktivität 2005) an diesem Vorhaben zu beteiligen. Weiters wurden Kontakte zu wissenschaftlich tätigen VertreterInnen der Volkskunde/Europäischen Ethnologie geknüpft, von denen man konkrete Forschungsvorhaben erhoffte. Eigene Postkarten mit dem inzwischen in Auftrag gegebenen Logo nannten als Ziel des Projekts die „Erforschung der Alltagskultur nach dem Zweiten Weltkrieg" und wandten sich auch an alle, die „mitforschen, mitplanen, mitarbeiten wollen" oder „Anregungen, Vorschläge, Hinweise auf private und öffentliche Sammlungen" geben könnten, „deren Schwerpunkte auf Objekten der letzten 60 Jahre liegen ...".

Die Reaktionen waren so positiv, die Zahl der Rückmeldungen erfreulich groß, sodass daraufhin die beiden für die Initiative Verantwortlichen, Peter Assmann und Andrea Euler, in Zusammenarbeit mit Alexander Jalkotzy, in der Oberösterreichischen Landeskulturdirektion für Volkskultur zuständig

und heute Leiter des Referats für Volkskultur und Landeskunde des Instituts für Kunst und Volkskultur, an eine weitere Vernetzung aller Interessierten denken konnten.

Bald kam es zuerst in Linz, später dann in Wien zu regelmäßigen Arbeitstreffen von FachkollegInnen aus der musealen Praxis und den volkskundlichen Universitätsinstituten Graz und Wien. Hier wurde für das geplante Vorhaben die Bezeichnung „Alltagskultur nach 1945" gefunden, ein zwar immer wieder ins Kreuzfeuer geratener Titel, der trotz mangelnder Präzision dennoch beibehalten wurde, weil dadurch mit der Akzeptanz breiter Bevölkerungsteile gerechnet werden konnte. Die Missverständlichkeit der Zeitstellung wurde durch eine spätere Umbenennung von „Alltagskultur *nach* ..." in „Alltagskultur *seit* 1945" ausgeschlossen.

Zwar wurden während des Österreichischen Museumstags 2001 in Linz bereits zahlreiche Gespräche bezüglich der Initiative „Alltagskultur seit 1945" geführt, aber in einem am 6. und 7. Oktober 2001 anschließenden Workshop zum Thema „Quellen und methodische Zugänge" sollte versucht werden, in Vorträgen und Diskussionen erkennbare Strukturierungsschneisen in das auf den ersten Blick undurchsichtig erscheinende Dickicht der Themenstellung zu schlagen: Roman Sandgruber versuchte auf Grund von wirtschaftshistorischen Beobachtungen in Bezug auf Konsumgüter einen Überblick über die Nachkriegszeit zu geben. Hans Veigl untersuchte in seinem Referat „Geplantes Glück im Alltag" den kulturellen Wandel in den 50er und 60er Jahren aus der Sicht der Illustrierten. Es folgte die Projektpräsentation „Wickie, Slime und Paiper" von Susanne Pauser und Wolfgang Ritschl mit dem Titel „Die 70er aus der Froschperspektive". Abschließend präsentierte Christian Rapp seine „Erinnerungen ans Digitale zur Interpretation der Alltagskultur der 1980er Jahre", die besonders durch den Computer geprägt zu sein scheinen.

Zur strafferen Organisation und um eine Rechtskörperschaft und eine überregionale Plattform zur Verfügung zu haben, wurde am 6. Mai 2002 ein Verein gegründet mit Vereinssitz und logistischem Zentrum in Linz. Der Vorstand und Fachbeirat setzte sich aus Personen aus der wissenschaftlichen, museologischen und sammlerischen Praxis zusammen, sorgte für den Aufbau eines Netzwerks und deren Ausweitung, war für Aussendungen, die Sammlung von Vorschlägen und Interessierten verantwortlich und verbreitete Informationen auch auf einer eigenen Homepage (www.alltagskultur.at).[1] Auf ihr fand man ein Verzeichnis der ständig wachsenden Zahl von

1 Assmann, Peter: Das Projekt „Alltagskultur seit 1945" – Ein musealer Aufruf. In: neues museum. Die österreichische Museumszeitschrift, Nr. 4/2001, S. 36 f.; Assmann, Peter, Andrea Euler: „Alltagskultur seit 1945" – ein Projekt (nicht nur)

Ausstellungs- und Forschungsprojekten sowie der durchgeführten vorbereitenden Symposien inklusive der dort gehaltenen Referate.

Um die finanziellen Voraussetzungen für das auf mehrere Jahre angelegte Projekt zu schaffen, wurde um Bundesmittel angesucht. Dies war der (vermutlich einzig wirklich schmerzhafte) Wermutstropfen: die Ablehnung jeglicher Unterstützung, absolut keine Fördermittel. Eine Erklärung mag die unmittelbare zeitliche Konkurrenz der zahlreichen, überwiegend finanziell gut dotierten Beiträge zum Jubiläumsjahr 2005 sein.

Man ließ sich dennoch nicht entmutigen und legte ein Grundsatzpapier vor, das die Ausgangslage zusammenfasste: „Die sich seit 1945 schneller als zuvor wandelnde Alltagswelt mit ihren kulturellen Objektivationen fand in vielen (keineswegs allen) kulturhistorischen bzw. volkskundlichen Museen nur wenig Niederschlag: Andere Sammlungsschwerpunkte, Raumnot, aber auch die Vorstellungen älterer MuseologInnen von Volkskultur verstellten lange Zeit nicht nur den Blick auf die Objekte der jeweiligen Gegenwart, sondern verhinderten auch ihre museale Repräsentation ..." und das Intentionen und Ziele erläutern sollte: „Bei aller offensichtlichen Notwendigkeit, den Begriff Alltagskultur zu differenzieren, signalisiert dieser Begriff jedoch sehr klar und deutlich eine konzentrierte Aufmerksamkeit auf Lebensformen, die grundsätzlich von allen Menschen gestaltet werden können: Jeder Mensch hat die Möglichkeit, an der Alltagskultur seiner Generation teilzuhaben und diese individuell mitzuprägen. Wesentlich erscheint hier die Fragestellung, welche Bedeutung diesen Formen in der Alltagskultur beigemessen wird, wie „erinnerungswirksam" sie werden, wie prägend sie sich auf das historische Erscheinungsbild einer Zeit auswirken. [...] Universitäten und Museen stehen derzeit vor der massiven Herausforderung, diese Formen der Alltagskultur nach den zentralen Veränderungen, die seit dem Ende des 2. Weltkriegs in Österreich erfolgten, zu dokumentieren, zu analysieren und diskursiv zu präsentieren – um damit aktiv die Erinnerung an jene Zeit prägend zu strukturieren".[2]

Den regelmäßigen Treffen und Diskussionen eines Arbeitskreises innerhalb des Vereins folgte am 18./19. Oktober 2002 in Schloss Trautenfels die eher theoretisch, wissenschaftsgeschichtlich orientierte Tagung, bei der von den Vertretern der Universitäten ebenso wie von denen der Landesmuseen, aber auch Einzelpersonen zum Thema „Alltagsobjekte – Forschungsstand"

---

für Museen. In: Oberösterreichische Heimatblätter, 57. Jg. 2003, H. 1/2, S. 15–18.

2 (Assmann, Peter, Andrea Euler, Konrad Köstlin:) Grundsatzpapier Projekt „Alltagskultur seit 1945" – Eine zusammenfassende Vorlage. Linz 2001 (Typoskript, 3 S., ohne Nennung der Autoren), S. 1.

referierten: Den Beginn machte Konrad Köstlin mit seinen Überlegungen zur „Begrifflichkeit", dem seine Wiener Institutskollegin Klara Löffler mit ihrem Referat „Geschichtenerzähler und Sachensucher" dem wissenschaftlichen Interesse am Alltag im Rückblick nachging. Franz Grieshofer widmete sich als Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien unter dem Titel „Sach-Geschichten" dem Thema aus der Sicht der Ausstellungen im ÖMV. Anschließend folgten die Vertreter des Wissenschaftsbetriebs, nämlich der Universitätsinstitute: „Vom Volksleben zur Alltagskultur" – Burkhard Pöttler, Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie Graz, „Es war einmal... Alltag? Das Innsbrucker Institut und die Alltagskulturforschung" – Karl C. Berger, Institut für Europäische Ethnologie Innsbruck und „Wiener universitäre Volkskunde auf der Suche nach der ‚Alltagskultur'" – Olaf Bockhorn, Institut für Europäische Ethnologie Wien. Alle Referenten widmeten sich jenen Forschungen der letzten Jahre, die einen besonderen Bezug zur „Alltagskultur" aufweisen und vervollständigten die quasi Standortbestimmung des Fachs, indem sie sich insbesondere auf „graue Literatur", also unveröffentlichte Diplomarbeiten und Dissertationen konzentrierten. Auch die in den steirischen, Tiroler und oberösterreichischen Landesmuseen zuständigen Volkskundler/Fachleute Roswitha Orac-Stipperger (Joanneum), Claudia Sporer-Heis (Ferdinandeum – Zeughaus) und Andrea Euler (Oberösterreichische Landesmuseen) kamen zu Wort und machten sich auf die Suche nach „Objekten der Alltagskultur in den Sammlungen" „ihrer" Museen.

Der folgende Tag bot noch einigen der anwesenden Projektbetreiber die Gelegenheit, ihre Pläne zu erläutern und davon zu berichten, welche Forschungen oder Ausstellungen in Arbeit sind. Unter der Moderation von Hermann Steininger meldeten sich: Burkhard Pöttler in Vertretung von Editha Hörandner: „Alltagsbewältigung 1945–1955 in der Steiermark" (Forschungsprojekt mit Studenten der Uni Graz), Alexander Jalkotzy und Burkhard Pöttler: „Objekte der Erinnerung" (Forschungsprojekt mit Studenten der Uni Graz und des Instituts für Volkskultur), Karin Weber Rektorik: „Tischkultur 1945–2005" (Ausstellung im Museum Traiskirchen), Thekla Weissengruber: „Austrian Look" (Forschungsprojekt und Ausstellung des Forum Volkskultur im Stadtmuseum Bad Ischl), Heinrich Kieweg (Messerermuseum Steinbach a.d. Steyr), Franz Reczek (Erlebnishof Reczek, Wundschuh/Stmk.), Kurt Lettner (Mauthausen) und Wolfgang Gürtler (Bgl. Landesmuseum, Eisenstadt).

Am 14. Mai 2003 widmete man sich im Innsbrucker Zeughaus „Aspekten der Alltagskultur in den 1950er Jahren", womit ein geplantes mehrteiliges Ausstellungsprojekt in der Tiroler Landeshauptstadt angesprochen wurde. Nach einer grundsätzlichen Erörterung zum Thema „Sammeln nach

1945 in großen wie in kleinen Museen – Ziele des Vereins „Alltagskultur seit 1945 ..." (Peter Assmann, Oberösterreichische Landesmuseen) befasste sich einer der Beiträge mit der Kindheit in Innsbruck in den 1950er Jahren („Streiflichter aus den 50er Jahren" – Herlinde Menardi, Tiroler Volkskunstmuseum), während sich der zweite mit Werbung in den 50er Jahren beschäftigte und die in Tiroler Kalendern enthaltenen Werbeeinschaltungen für Haushaltsartikel, Nahrungsmittel etc. in den Mittelpunkt stellte (Claudia Sporer-Heis, Museum im Zeughaus). Außerdem führte Claudia Sporer-Heis durch die Sonderausstellung „Die gelbe Keilhose. Tourismuswerbung in Tirol 1945–64" im Zeughaus, bevor man anlässlich der Wiedereröffnung des Landesmuseums Ferdinandeum „Quer durchs Haus" die Neugestaltung der Schausammlungen und den großzügigen Zubau besichtigen konnte.

Am 16./17. Oktober 2003 stellte das Museumsforum Steiermark in Graz im Volkskundemuseum nicht einen Zeitabschnitt, sondern die „Rolle der Frau" in den Mittelpunkt des Symposiums „Frauenalltag", wobei es vor allem um die Rolle der Frau innerhalb bestimmter Institutionen ging.[3] Denn die Vernetzung und Einbindung der in der Steiermark zum Thema „Frau" arbeitenden Initiativen, Vereine und Projekte bilden einen wesentlichen Teil des steirischen Beitrags „Zwischen Zurückstecken und Aufbrechen" für das Gesamtprojekt „Alltagskultur seit 1945", das deshalb auch vorgestellt wurde (Olaf Bockhorn).

Thema des Vortrags der Zeitgeschichtlerin Karin Schmidlechner („Geschlechterrollen und Geschlechterbeziehungen in der Zweiten Republik", Institut für Geschichte, Uni Graz) war zunächst die Frage der Rollenverteilungen in Österreich seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Regina Brunnhofer konkretisierte in einer Zusammenfassung ihrer Diplomarbeit „Liebesgeschichten, Heiratssachen und andere Verhältnisse – Frauenschicksale in der britischen Besatzungszeit" das äußerst vielfältige Beziehungsspektrum von Frauen und Angehörigen der britischen Besatzung in der Steiermark.

Sehr emotional referierten zwei Schülerinnen der Maturaklasse der HLW Schrödingerstraße die Geschichte der Schule unter dem Titel „Haus – Wirtschaft – Management". Ebenso feministische Ansätze fanden sich bei der Vorstellung von „WOMENT! und 20+03 WOMENT!- ORTE. Grundlagen, Umsetzung und Ziele einer Würdigung von Frauen in der Öffentlichkeit" durch ihre Initiatorin und Koordinatorin der zehn WOMENT!-Netz-Produktionen Bettina Behr, die als Teil des Programms von Graz 2003 Kulturhauptstadt Europas verwirklicht wurden. Wie bedeutend tatsächlich Grazerinnen

3 Euler, Andrea: „Frauenalltag". Symposium im Rahmen des Projekts „Alltagskultur seit 1945". Graz, Volkskundemuseum 16./17. Oktober 2003. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Jg. LVII/106, Wien 2004, S. 472–476.

für die Geschichte der Stadt im Bereich der Kirche sind, wurde im Referat von Maria Irnberger (Diözese Graz Seckau) „Frauen gestalten Kirche" deutlich. Welche Entwicklungen das Bild der Bäuerin „Zwischen Tradition und Fortschritt" durchlaufen hat, durchleuchtete Astrid Holler (LFI Steiermark).

Das Referat „Die Konstruktion von Geschichte am Beispiel 'Berg der Erinnerungen' der beiden Gestalter der Ausstellung im Stollensystem des Grazer Schlossbergs, Karl Stocker und Erika Thümmel, konnte erfreulicher Weise an den Ort des Geschehens verlegt werden, weil die mit Hilfe von etwa 20.000 einzelnen Erinnerungsstücken als „Speicher des kommunikativen Gedächtnisses der Stadt Graz" konstruierte Ausstellung verlängert worden war.

„Fernziel ist auch eine Absprache von Sammlungszielen für die Museen" war am Beginn des Projekts formuliert worden, weshalb die Oberösterreichischen Landesmuseen am 1./2. April 2004 die Verantwortlichen für die kulturhistorischen Sammlungen der anderen österreichischen Landesmuseen und vergleichbar großen musealen Einrichtungen (Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien Museum und Technisches Museum) nach Linz einluden, um im Hinblick auf die nahezu unüberschaubare Menge von Objekten zur Alltagskultur der letzten sechzig Jahre über „Sammelkonzepte" und neu zu schaffende Strukturen zu sprechen.[4]

Im Rahmen der regelmäßigen Arbeitstreffen der erwähnten Gruppe innerhalb des Vereins hatte man sich geeinigt, den Zugang zur „Alltagskultur" objektbezogen zu legen. Ausgehend von Fragen wie „Welche signifikanten Dinge hinterlässt eine Epoche? Wie kommt sie zu ihren Symbolen? Was kann kommenden Perioden einmal etwas über unsere Zeit erzählen?"[5] ging man daran, Objekte zu finden, die als charakteristisch für die Zeit seit 1945 gelten könnten, und diese sogenannten „Leitobjekte" stellvertretend für bestimmte Themen als Grundstock eines „Museums der Alltagskultur" zusammenzustellen. Trotz aller Unschärfe von Zeitgrenzen entschloss man sich zu einer Einteilung nach Dezennien, wobei die unmittelbaren Nachkriegsjahre den „Fünfzigern" zugeschlagen wurden. Aus etlichen Antwortlisten einer Umfrage und nach langen Diskussionen kristallisierten sich die sechs Themenbereiche heraus, denen jeweils ein bis zwei Objekte pro Jahrzehnt zugeordnet wurden:

4 Euler, A(ndrea): Symposium „Sammelkonzepte" im Rahmen der „Alltagskultur seit 1945". Sonderthema. In: OÖmuseumsjournal, 15. Jg., 05/2004, S. 4 f.

5 Köstlin, Konrad, Herbert Nikitsch, Bernhard Tschofen: Einleitung. In: Verein Alltagskultur seit 1945 (Hg.): Dinge des Alltags. Objekte zu Kultur und Lebensweise in Österreich (= Kataloge der Oberösterreichischen Landesmuseen, N.S. 17). Weitra 2004. S. 7.

Arbeit:	Traktor – Rechenmaschine – Plastiksackerl und Kolaricplakat – Bankomatkarte – PC
Wohnen/Haushalt:	Mellerofen – Bausparvertrag und Waschmaschine – Teppichboden – Mikrowelle – Duftlampe
Freizeit:	Kofferradio – (Kino, Fernsehen – entfallen) Knabbergebäck und Barbie – Fischer Ski C 4 – Videokassette und „WIENER" -Mountainbike
Mobilität:	Moped – Glockner „G" Aufkleber – Aufkleber für autofreien Tag und VW Golf (1974) – Souvenir – Handy
Körpergefühl:	Kaugummi und Nylonstrümpfe – Jeans – Pille und T-Shirt – Walkman – Silikonimplantat

Diese insgesamt 31 signifikanten „Dinge des Alltags" wurden ab Jänner 2004 in mehreren Wiederholungen im ORF in der Sendereihe „Radiokolleg" „Dimensionen" von Ö1 im Rahmen von Interviews mit den AutorInnen vorgestellt, dann aber auch in Form einer illustrierten Publikation bei der Pressekonferenz zur Österreichischen Volkskundetagung in St. Pölten präsentiert.[6]

Diese widmete sich von 9. bis 12. Juni 2004 den „Alltagskulturen – Forschungen und Dokumentationen zu österreichischen Alltagen seit 1945" mit wissenschaftlichen Vorträgen einerseits und der Präsentation von großteils erst für 2005 geplanten Ausstellungs- und noch nicht abgeschlossenen Forschungsprojekten andererseits:[7] Nach dem grundlegenden Eröffnungsreferat „Der Alltag als Thema der Europäischen Ethnologie" von Konrad Köstlin der Universität Wien, folgten „Lokaler Alltag und globale Probleme. Die Wissenschaft von der Kultur des Alltags der Vielen und die Politik" von Dieter Kramer, Museum der Weltkulturen in Frankfurt a. M. und Institut für Europäische Ethnologie, Wien, „Alltage in Graffiti" (Thomas Northoff, Graffiti Archiv, Wien), „Esoterik als neue Volksfrömmigkeit?" (Helga Maria Wolf, Wien) und „Vom Alltag. Schicksale des Selbstverständlichen in der Europäischen Ethnologie" (Bernhard Tschofen, Institut für Europäische Ethnologie, Wien). Mit dem Nachmittag begannen die Vorstellungen konkreter (Ausstellungs-)Projekte: „The Family of Austrians" (Studienprojekt des Instituts für Europäische Ethnologie, Wien zu Fotografie, Alltag und Identität 1945–1965), „Tracht und Austrian Look" (Thekla Weissengruber,

6 Verein Alltagskultur seit 1945 (Hg.): Dinge des Alltags. Objekte zu Kultur und Lebensweise in Österreich (= Kataloge der Oberösterreichischen Landesmuseen, N.S. 17). Weitra 2004.

7 Detaillierter Bericht siehe: Hofmann, Susanna, Ulrike Vitovec: Alltagskulturen. Forschungen und Dokumentationen zu österreichischen Alltagen seit 1945. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Jg. LVIII/107, Wien 2004, S. 376–384.

Oberösterreichische Landesmuseen für das Forum Volkskultur), „Schätze aus der Hosentasche" (Christiane Thenius, ZOOM Museum, Wien), „Spiel- und Denkmaterial für eine Museumssammlung" (Elke Doppler, Wien Museum), „Das Motorrad im Alltag von 1945–1955" (Friedrich Ehn, Erstes Österreichisches Motorradmuseum, Eggenburg), „Neues Wohnen nach 1945" (Andrea Euler, Oberösterreichische Landesmuseen), „Der österreichische Nachkriegsfilm" (Susanna Hofmann, Fresh Concepts, Klosterneuburg) und „Alltagsbefindlichkeiten. Die Auswirkung politischer Verformungen auf das ganz alltägliche Leben" (Gerlinde Malli, Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie, Graz). Der Freitag setzte die Vorstellungen einzelner Projekte fort: „Alltagskultur-Forschungen in Niederösterreich. Forschungsgeschichtliche und thematische Schwerpunkte seit 1945" (Hermann Steininger, Institut für Europäische Ethnologie, Wien/AG für Heimatforschung sowie AG der Betreuer volkskundlicher Sammlungen im NÖ. Bildungs- und Heimatwerk, St. Pölten), „Zeitzeichen – Zeitzeugen. Vom Umbruch bis zum Staatsvertrag. Alltagsbewältigung 1945–1955 in der Steiermark" (Editha Hörandner, Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie, Graz), „Kulturanalytische Überlegungen zu Sport und Sportlichkeit und ihre Rolle in gegenwärtigen Gesellschaften (Ingo Schneider und Karl C. Berger, Institut für Europäische Ethnologie, Innsbruck) und „Innsbrucker Alltage in den 1950er Jahren" (Herlinde Menardi, Tiroler Volkskunstmuseum, Innsbruck). Auch der letzte Halbtag in St. Pölten war Referaten gewidmet: „an/sammlung an/denken. Ein Ausstellungsprojekt" (Cornelia Meran, Salzburg), „Waldarbeit im Wandel" (Hiltraud Ast, Waldbauernmuseum Gutenstein), „Schmuggeln: Vom „Nebenerwerb" zur Tourismusattraktion" (Elisabeth Schiffkorn, Kultur Plus, Linz), „Essen, Trinken, Konsumieren" (Susanne Breuss, Wien Museum) und last but not least „Alltagsdinge. Umgang mit Sachen seit 1945" (Burkhard Pöttler, Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie, Graz), der mit einer Zusammenfassung eines studentischen Forschungsprojekts die Übersicht über Sammlungs-, Projekt- und Themenpräsentationen beendete, die vor allem durch die gebotene große thematische Bandbreite der Kurzreferate mit Einblicken in die aktuelle Arbeit beeindruckten. Als Abschluss der dreitägigen Veranstaltung wurden die Lilienporzellan-Ausstellung im Rrrollipopp-Museum – mit dem Schwerpunkt 1950er Jahre – und das Oldtimer-Museum in Eggenburg besucht, das sich der Motorisierungswelle widmet.

Im März 2006 ist der entsprechende Tagungsband erschienen[8], der die meisten der Referate wiedergibt, auf Projektpräsentationen aber verzichtet,

8 Bockhorn, Olaf, Margot Schindler, Christian Stadelmann (Hg.): Alltagskulturen. Forschungen und Dokumentationen zu österreichischen Alltagen seit 1945.

da einige der dort vorgestellten Ausstellungen und Forschungsvorhaben ohnehin einen Ausstellungskatalog[9] bzw. eine Abschlusspublikation anbieten.[10]

Ein halbes Jahr später versuchte das Museumsforum Steiermark, sich in einer Tagung in Graz am 10. Dezember 2004 den „Frauenalltag – Gender – Perspektiven in der Europäischen Union" zu nähern, um im Rahmen der Auseinandersetzung mit dem Thema „Frauenalltag nach 1945" Frauenbilder im jeweiligen Kontext zu entwickeln.

Mit dem Jahreswechsel 2004/05 startete das „Jahr der Alltagskultur" mit einer bestens besuchten Pressekonferenz im Österreichischen Volkskundemuseum am 21. Jänner 2005.[11]

Referate der Österreichischen Volkskundetagung 2004 in St. Pölten (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde N.S. 19). Wien 2006.

9 Breuss, Susanne (in Zusammenarbeit mit dem Wien Museum) (Hg.): Die Sinalco-Epoche. Essen, Trinken, Konsumieren seit 1945. Wien 2005; Euler, Andrea (Red.): wie wir wohn(t)en (Kataloge der Oberösterreichischen Landesmuseen, N.S. 26). Linz 2005; Fellner, Fritz (Hg.): Alltag und Leben im Mühlviertel 1945–1955. Grünbach 2005; Meran, Cornelia: an/sammlung an/denken. Ein Haus und seine Dinge im Dialog mit zeitgenössischer Kunst (= Edition Freihof, Bd. 29; Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde 86). Salzburg 2005; Oberösterreichisches Forum Volkskultur (Hg.) – Thekla Weissengruber (Text): Austrian Look. Das Buch zur Ausstellung. „Tracht & Austrian Look" (Museum der Stadt Bad Ischl) und „Tracht macht Werbung" (Kloster Traunkirchen) (= Schriftenreihe der Akademie der Volkskultur, Bd. 4). Linz 2005.

10 Pöttler, Burkhard (Hg.): Alltagsdinge. Funktion und symbolische Bedeutung am Beispiel der Region Windischgarsten – Spital am Pyhrn. Graz 2005 (CD); Projektgruppe des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien (Hg.): The Family of Austrians. Fotografie – Alltag – Identität (1945–1965) (= documenta ethographica 4). Erscheint voraussichtlich 2006.

11 Assmann, Peter: Museumslandschaft Oberösterreich. In: Museum aktuell. Die Zeitschrift für Ausstellungspraxis und Museologie im deutschsprachigen Raum, März 2005, Nr. 113, März 2005, S. 24 f.; (Euler, Andrea:) Projektinformation. Alltagskultur seit 1945 – ein Österreich weites Kulturprojekt. Beilage zur Pressemappe der Pressekonferenz bei der Öst. Volkskundetagung in St. Pölten 2004 (Typoskript, 3 S., ohne Nennung der Autorin); Euler, A(ndrea): Alltagskultur nach 1945. In: OÖmuseumsjournal, 11. Jg., H. 10/2001, S. 2 f.; Euler, A(ndrea): Schenkung Kastner: Alltagsobjekte. In: OÖmuseumsjournal, 14. Jg., H. 01/2004, S. 3 f.; Euler, A(ndrea): Alltagskultur seit 1945 – sammeln?! Sonderthema. In: OÖmuseumsjournal, 14. Jg., H. 04/2004, S. 4 f.; (Euler, Andrea:) Alltagskultur seit 1945 – Ein Überblick. In: OÖM. Verbund OÖ. Museen. Info-Blatt Nr. 1/2005, S. 1 und S. 4–8; Euler, A(ndrea): Alltagskultur seit 1945. Sonderthema. In: Museumsjournal, 15. Jg., H. 05/2005, S. 4 f.; M(ale), E(va): Nierentisch und Staatsvertrag. In: Die Presse, 2.2.2005, S. 32; Male, Eva: Die stinknormalen Dinge. In: Die Presse, 2.2.2005, S. 32; Vitovec, Ulrike: Alltags-

Hier konnte als sichtbares Zeichen des regen Interesses an dem Vorhaben eine gedruckte Zusammenfassung aller Aktivitäten vorgestellt werden: eine 40 Seiten starke, illustrierte Broschüre, die sämtliche 56 Ausstellungen, 13 Publikationen und Forschungsprojekte zur „Alltagskultur seit 1945" beinhaltete und Kontaktadressen, Titel, Programmerläuterungen und Laufzeiten der Ausstellungen umfasste.[12] Die finanzielle Unterstützung der größeren teilnehmenden Museen gewährleistete eine sehr hohe Auflage und die Möglichkeit, auch allen kleineren Projektpartnern eine für Werbezwecke notwendige Auflage kostenlos zur Verfügung zu stellen. Präsentiert werden sollten die Broschüren jeweils in einem überdimensionalen Plastiksackerl aus den Werkstätten der Oberösterreichischen Landesmuseen, welches das Gesamtprojekt optisch begleiten sollte. Denn kein anderer Gegenstand bedeutet Verpackung für neu Gekauftes, Aufbewahrung für Gesammeltes und gleichzeitig Behälter für zu Entsorgendes, ist also signifikant wie kaum etwas anderes für den raschen Wandel der materiellen Kultur oder auch die Verfügbarkeit neuer Materialien in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Auch wenn sich die Aktivitäten auf ganz Österreich erstreckten, der geografische Schwerpunkt lag auf Grund der Initiative der Oberösterreichischen Landesmuseen in Oberösterreich, weshalb hier am 3. März 2005 mit einer zusätzlichen Pressekonferenz und dem Erinnerungsabend „Damals ..." das Projektjahr gestartet wurde.[13] Die Alltagserinnerungen prominenter OberösterreicherInnen standen im Mittelpunkt des Abends, der von musikalischen Hits der vergangenen Jahrzehnte und charakteristischen „Retro – Speisen" begleitet wurde und dadurch einstimmen sollte auf die zahlreichen Aktivitäten im Laufe des Jahres 2005.

Es ist beinahe unmöglich, in dem zur Verfügung stehenden Platz die gesamte Palette an Ausstellungsvorhaben aufzuzählen, deshalb sei hier nur eine Auswahl erwähnt: Museum der Stadt Bad Ischl: „Tracht & Austrian Look" (veranstaltet vom Oberösterreichischen Forum Volkskultur); Mühl-

kultur nach 1945. In: Forum Museum. NÖ. Museumsjournal, 01/2004, S. 61; Vitovec, Ulrike: Alltagskultur seit 1945. Ausstellungen und Publikationen. In: Die Stellwand, H. 2, Juli 2005, S. 30; Alltagskultur seit 1945 – Dinge des Alltags. In: Schaufenster Volkskultur. Forum Museum 03. NÖ. Museumsjournal, H. 4, Juli 2005, S. 40 f.; Aspekte der Alltagskultur seit 1945. In: Linzer Rundschau, 11.5.2005; Gegenwart im Museum. In: OÖ Nachrichten, 22.1.2001, S. 27; Kultur ohne Mascherl. In: Raiffeisen Zeitung, 24.3.2005 (gezeichnet SE).

12 Euler, Andrea, Stefan Traxler (Red.): Alltagskultur seit 1945. Ausstellungen. Projekte. Publikationen. Linz 2005.

13 (Euler, Andrea, Stefan Traxler:) „Damals ..." Ein Erinnerungsabend zur Eröffnung des Projekts „Alltagskultur seit 1945". In: OÖmuseumsjournal, 15. Jg., H. 03/2005, S. 3.

viertler Schlossmuseum Freistadt: „Alltag und Leben im Mühlviertel 1945–1955"; Raiffeisenbank Grieskirchen: „Alltagskultur im Landl" (veranstaltet von den Goldhaubengruppen des Bezirks Grieskirchen) (Geschichten lokaler Firmen und Gegenüberstellung verschiedener weiblicher Biographien); Museum im Zeughaus, Innsbruck: „Nierentisch und Staatsvertrag. Tirol in den 50er Jahren"; Tiroler Volkskunstmuseum, Innsbruck: „Die Kindheit in den 1950er Jahren in Tirol"; Jenbacher Museum: „Rund ums Kochen" (ausgehend von den aus Kriegsmaterial erzeugten Kochtöpfen ein fundiert erarbeiteter Einblick in die Entwicklung des Kochgeschirrs); Turm 9 – Stadtmuseum Leonding: „Leonding sammelt. Alltagskultur seit 1945" (Querschnitt der Sammelkultur der Gemeindebürger); Stadtmuseum Leonding: „Christbaumschmuck seit 1945"; Oberösterreichische Landesmuseen – Schlossmuseum Linz: „wie wir wohn(t)en. Alltagskultur seit 1945" (Überblick über Änderungen des Wohngefühls, der Materialien und charakteristischer Einrichtungsgegenstände, oö. Firmengeschichten); Oberösterreichische Landesmuseen – Schlossmuseum Linz: Christkind oder Weihnachtsmann; Museum Mondseeland, Mondsee: „Die Geschichte der Werkstätte Mondsee Keramik" (Geschichte der lokalen Keramikwerkstätte); Heimatstube der Marktgemeinde Neuhofen an der Krems: „Alltagskultur in den 50er und 60er Jahren" (Erinnerungsgegenstände zu verschiedenen Themenbereichen); Schloss Feldegg – Galerie im Troadkasten, Pram: „Hinweisbrauchtum in Pram und Umgebung" (Fotodokumentation über Störche zur Geburt, Strohpuppen zum runden Geburtstag ...); Museum Innviertler Volkskundehaus, Ried: „Daisy, Dolly & Co. – Tischkultur nach 1945" (Lilienporzellan u. ä.); Lignorama, Holz- und Werkzeugmuseum Riedau: „Vom alltäglichen Sessel bis zum Kunstobjekt"; Salzburger Museum Carolino Augusteum und Österreichisches Volkskundemuseum: „an/sammlung an/denken. Die Nachlässe der Villa Freiland im Dialog mit zeitgenössischer Kunst"; Freilichtmuseum Sumerauerhof, St. Florian bei Linz: „ihre wiederkehr. Alltagskultur seit 1945" (landwirtschaftliche Geräte kehren als Ziergegenstände zurück); ehem. Kloster Traunkirchen: „Tracht macht Werbung" (veranstaltet vom Oberösterreichischen Forum Volkskultur) (marktstrategische Nutzung von österreichischen Stereotypen und Klischees); Stadtmuseum Wels: „Brennnesselsuppe und Eichelkaffee. Alltag zwischen Hamstern und Hoffen"; Käthe Kruse Puppenweltmuseum Wels: „Puppenstuben und Puppenhäuser – ein Spiegelbild der Alltagskultur"; Hofmobiliendepot – Möbel Museum Wien: „Lilienporzellan – Freude mit jedem Gedeck"; Österreichisches Volkskundemuseum: „Spar dir was! Vom Begehren zu/m Vermehren. Eine Geschichte des Sparens seit 1945"; Technisches Museum Wien: „Alltag – eine Gebrauchsanweisung" (neuer Bereich der Schausammlung); Wien Museum: „Die Sinalco Epoche. Essen, Trinken,

Konsumieren nach 1945" (von der Mangelwirtschaft zur Wohlstandsgesellschaft in den Nachkriegsjahren).

Wenn mit der Schließung der letzten Ausstellungen zum Jahreswechsel auch das „Jahr der Alltagskultur" 2005 endete, und am 21. November 2005 der Verein „Alltagskultur seit 1945" aufgelöst wurde, dann lag das nicht an mangelndem Interesse der Mitglieder oder an der fehlenden Aktualität des Themas. Es bestand aber keine Notwendigkeit mehr, eine Aktionsplattform in Vereinsstruktur aufrecht zu erhalten, solange das entstandene Netzwerk geknüpft bleibt. Und das bedarf „nur" der weiteren Pflege, der Wahrung der persönlichen Kontakte, die eine der wesentlichsten Voraussetzungen für das Gelingen des Vorhabens waren. Denn ohne jeden finanziellen Ansporn ist es schwierig, mehr als bloßes Interesse zu wecken, trotz einsichtiger Argumente, KollegInnen dazu zu bringen, neue Konzepte, alternative Ideen in Ausstellungen umzusetzen. Umso erfreulicher ist es, dass sich eine derartig große Zahl mit unendlichen vielfältigen Themen engagiert auseinandergesetzt hat. Auf Grund des Gedenkjahres bevorzugte man oftmals die Zeit der 1950er Jahre, konnte man doch auf diese Art gleich zwei Fliegen mit einem Schlag treffen, also mit nur einer Ausstellung an den Jubiläumsveranstaltungen *und* an „Alltagskultur seit 1945" teilnehmen.

Obwohl ein geplantes Abschlusssymposium aus finanziellen Gründen nicht zustande kam, bleibt dennoch eine Art von Resümee nicht aus, da sich ein Student in Form einer Magisterarbeit mit der: „'Alltagskultur seit 1945' im Museum. Eine österreichische Initiative und Herangehensweisen an das Erforschen, Dokumentieren, Sammeln und Präsentieren von Alltagsdingen" auseinandersetzt.[14]

Wie weit unabhängig zustande gekommene Ausstellungen/Veranstaltungen wie z.B. jene in den Bezirksmuseen Hernals[15] oder Josefstadt[16] oder die Tagung (und Workshop) „Alltag sammeln. Inventarisieren als Kulturtechnik" der Museumsakademie Joanneum in Kooperation mit dem Technischen Museum Wien in direktem, kausalem Zusammenhang stehen,[17] bleibe

14 Wenzel, Andreas: „‚Alltagskultur seit 1945' im Museum: eine österreichische Initiative und Herangehensweisen an das Erforschen, Dokumentieren, Sammeln und Präsentieren von Alltagsdingen". Magisterarbeit am Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie an der Ludwig Maximilians Universität München 2006.

15 „Die 50-er Jahre in Hernals. 1950–1960" im Bezirksmuseum Hernals in Wien 17., Hernalser Hauptstraße 72–74, 23. Mai 2005–30. Jänner 2006.

16 „Das SW-Projekt. Möbel 1950–1970" im Bezirksmuseum Josefstadt in Wien 8, Schmidgasse 18, Nov. 2005 – März 2006.

17 „Alltag sammeln. Inventarisieren als Kulturtechnik". Tagung und Workshop, veranstaltet von der Museumsakademie Joanneum in Kooperation mit dem

offen. Sicher ist aber, dass die intensive Propaganda für eine Beschäftigung mit der Alltagskultur seit 1945 Auswirkungen in den Köpfen all jener hatte, die auf irgendeine Art in Kontakt damit kamen, sei es als Kustos, dem plötzlich bewusst wurde, dass auch „seine" Sammlung kaum Zeugnis gibt vom Leben des 20. Jahrhunderts, sei es als Ausstellungsbesucher, der überrascht feststellen musste, dass Gegenstände aus dem eigenen Heim bereits Museumsvitrinen füllen oder aber als Teilnehmer von Forschungsprojekten wie z.B. von Studenten über die Einführung der Waschmaschine oder anderer Haushaltsgegenstände Befragte in Windischgarsten.

Und darum ging und geht es schließlich: Sichtweisen zu korrigieren, Diskussionen anzuregen, Strategien gegen den fortschreitenden Verlust von Objekten und vor allem von Wissen zu entwickeln, den Fokus auf eine für „bewahrende" Museen „ungewöhnliche" Zeit zu richten, „normalen" Menschen bewusst zu machen, dass sie ebenfalls Ansprechpartner, Fachmann und Betroffene sein könnten, als Museum nicht in die Rolle einer verstaubten Rettungsinstitution verlorener Traditionen gedrängt zu werden, sondern das Museum als aktuellen Kulturbetrieb zu positionieren, der sich sehr wohl auch mit der Gegenwart auseinanderzusetzen bereit ist.

Technischen Museum Wien, Abteilung Bau, Alltag und Umwelttechnik. Wien 23.–25. März 2006.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LX/109, Wien 2006, 205–211*

Chronik der Volkskunde

„No Guarantees". Innovative kulturwissenschaftliche Forschung unter unsicheren Bedingungen 27.–29. April 2006, IFK Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaften, Wien

Bei der von Birgit Wagner und Mitchell Ash in Kooperation mit dem IFK veranstalteten Tagung sollte überlegt und diskutiert werden, was in der Realität dicht verwoben ist, aber auf der Ebene der Reflexion nicht unbedingt in Zusammenhang gebracht wird: Inhalt und Form. Es ging darum, die momentane Verfasstheit der Kulturwissenschaften zu beleuchten – von ihren Strukturen („unsichere Bedingungen") und von ihrer inhaltlichen Ausrichtung („innovativ") her.

Die Bedingungen also sind unsicher, und kulturwissenschaftliche Forschung ist innovativ oder soll es wenigstens sein, Garantien gibt es keine – der Titel legte eine bestimmte Deutung der Lage nahe. Diesen ein wenig affirmativen Charakter unterstrich Mitchell Ash, der in seiner Einleitung mithilfe historischer Beispiele Möglichkeiten innovativer Forschung in sich rasant verändernden institutionellen Strukturen auslotete. In Wien entwickelte sich um die Jahrhundertwende die Sozialwissenschaft außerhalb der Universität, ebenso wie sich Volkswirtschaftler abseits der Uni zur Wiener Schule zusammenfanden oder Philosophen zum noch berühmteren Wiener Kreis. „Immer schon", so der Wissenschaftshistoriker, habe es hier Verbindungen zwischen Wissenschaft und Wirtschaft (Anwendung) gegeben. Schon deshalb wäre sehr interessant, zu solch einer Veranstaltung einmal nicht nur die ‚Cultural Studies-Familie' einzuladen, sondern auch VertreterInnen aus ‚der Wirtschaft', potentielle SponsorInnen etc. zu beteiligen. Die Romanistin Birgit Wagner erläuterte einleitend den Bezug von „No Guarantees" zu Stuart Hall, einem *der* Vertreter der Cultural Studies Birminghamer Tradition, und stellte das Konzept der Tagung mitsamt den angepeilten Zielen vor.

Unklar blieb, warum man zum Thema kulturwissenschaftlich Arbeiten unter schwierigen Bedingungen fünf Professoren sowie zwei institutionalisierte Wissenschaftlerinnen zum Referat lud – und nur einen einzigen Freiberufler. Weil die VeranstalterInnen lieber mit Ihresgleichen sprechen und diskutieren? Die InitiatorInnen zeigten immerhin ernsthaftes Interesse an der Situation über die Institutionen hinaus: Zum Abschluss ließ man in

einem „Polylog" sechs freiberuflich arbeitende KulturwissenschaftlerInnen ihre Lage in Österreich bzw. in Wien darlegen und diskutieren.

Dazu hatte sich etwa Oliver Hochadel, Historiker und Wissenschaftsjournalist, eingefunden. Er beschrieb sich als „Zwischenschaftler" – mit mehreren Standbeinen inner- und außerhalb verschiedener Universitäten, inhaltlich breit angelegt. Dieses für freie KulturwissenschaftlerInnen charakteristische Multitasking gilt ihm als finanzielle Notwendigkeit, zugleich liefere es wertvolle, ständig neue Inputs. Auch Anton Holzer, Fotohistoriker, Publizist und Ausstellungskurator, saß auf dem Podium. Er thematisierte sein Gefühl der Randständigkeit als Freier, schilderte Marginalität als etwas auch Befreiendes. Nicht ausschließlich für die eigene scientific community zu arbeiten, habe durchaus positive Effekte – Texte etwa würden vergnüglicher, augenzwinkernder und Forschung erreiche wieder mehr Leute. Herta Nöbauer, Sozial- und Kulturanthropologin und Koordinatorin eines Mentoring-Programms für Wissenschaftlerinnen an der Universität Wien, präsentierte sich ähnlich gut eingerichtet in einer ähnlichen Situation. Über ihre Arbeit im „Referat Frauenförderung und Gleichstellung" ist sie lose an die Universität angebunden und zugleich „frei". Nöbauer hat sich in mehrfacher Hinsicht mit der Situation außeruniversitärer, freiberuflicher Wissenschaftlerinnen befasst[1] und brachte zentrale Ergebnisse ihrer Forschung in die Diskussion ein.

Nach einem kritischen, wohlinszenierten Einstieg – die WissenschaftlerInnen zitierten Bonmots aus unterschiedlichen Quellen wie Karriere-Ratgebern oder Arbeitsverträgen – wurden verständlicherweise letztlich doch Erfolgsgeschichten erzählt: Die allgemeine Lage scheint trist, die Individuen jedoch durchwegs in der Lage ... Unisono bezeichneten die sechs jedenfalls die Finanzierungsmöglichkeiten für ‚freie' Kulturwissenschaft als „dramatisch".

Wenigstens für diese Schlussdiskussion hatte man an ‚die Quote' gedacht: Das Podium war mit drei Frauen besetzt, um die Frauen unter den KulturwissenschaftlerInnen repräsentiert zu haben.[2] Neben der Dominanz der ProfessorInnenschaft war die Zahl der eingeladenen Frauen ein irritierendes Moment: zwei weibliche Referenten und Kommentatoren von insgesamt

1 Nöbauer Herta, Patricia Zuckerhut: Differenzen. Einschlüsse und Ausschlüsse – Innen und Außen – Universität und Freie Wissenschaft. Wien 2002.

2 Z.B. An der Universität Wien lehrten mit 1. November 2003 an der Geistes- und Kulturwissenschaftlichen Fakultät 68,19% Frauen (unter den DozentInnen finden sich 23,63% Frauen, unter den ProfessorInnen 22,20%); im Rahmen der Säule 1 Prädoc sind 61,95% der Angestellten Frauen, Säule 2 Postdoc immerhin noch 57,03%; Zahlenmaterial vom Arbeitskreis für Gleichbehandlungsfragen der Universität Wien.

jeweils sieben und eben die drei Diskutantinnen. Damit bin ich beim Design der Veranstaltung. Dem potentiell verunsichernden Thema der Tagung war ein klarer Ablauf entgegengesetzt. Im ersten Teil wurden Positionspapiere zum internationalen Strukturwandel kulturwissenschaftlicher Forschung präsentiert und aus österreichischer Sicht kommentiert. Im zweiten Teil standen Dialoge zur Situation kulturwissenschaftlicher Forschung in Europa auf dem Programm; es sprachen und respondierten Gäste aus Deutschland, Kroatien, Italien und Frankreich.

Den Anfang machte Frank Webster, Soziologe an der City University London, der den Wandel der englischen Universitäten während der letzten 15 Jahre darlegte und diese auch biografische Geschichte mit der Ideengeschichte der Universität und der Geschichte der Cultural Studies verschränkte. Die Universität sei jetzt postmodern – globalisiert, komplex, fuzzy, amorph. Die Wissensgesellschaft untergrabe die Uni von außen, denn Wissen entstehe an unterschiedlichsten Orten, in think tanks und epistemischen Netzwerken (Internet), und in unterschiedlichsten Formen. Auch von innen würde die Universität als Institution unterminiert – AkademikerInnen lebten nicht mehr auf dem Campus zusammen, die Bibliotheken seien virtuell und nicht mehr zentraler Arbeitsplatz aller, dazu kämen noch Entwicklungen wie distance learning. Das leitende Prinzip sei Performanz: Wer Geld bringt, ist daseinsberechtigt. Was alles das für die Forschung bedeutet, konnte Webster nur anreißen, sehr bemerkenswert fand er, dass die Cultural Studies an die Universitäten kommen als diese implodieren.

Christina Lutter, Historikerin und Wissenschaftsmanagerin im österreichischen Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur, antwortete auf Webster und interpretierte die Krise der Universitäten als Chance für neue Formen der Institutionalisierung. Die Cultural Studies seien von jeher ein intellektuelles Projekt gewesen, nicht geschlossen, nicht elitär vom Konzept der Wissensproduktion her. Und besser wohl keine Garantien für alle (?), als alle Garantien für wenige und keine Chancen für die anderen. Naja.

In der Diskussion ging es vor allem um die Frage, ob Institutionen/Unis unbedingt eine Idee bräuchten; Frank Webster meinte, dass Interessen allein nicht genügen würden – das zeige das kollabierte Bewusstsein der Universitäten und die Tatsache, dass sie zu aktuellen gesellschaftlichen Problemen offensichtlich nichts mehr zu sagen hätten. Aus dem Publikum wurde kritisiert, dass kein Bezug auf AkteurInnen genommen worden war.

Eine kritische Geschichte der „Interdisziplinarität" – vom Zauberwort der 1960er Jahre bis heute – brachte Anke te Heesen (Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, Berlin) ein. In den Kulturwissenschaften bezeichnete Interdisziplinarität schließlich eine Perspektive der Wahrneh-

mung, sie sollte von einer Person eingenommen werden. Dieses Konzept führte zu einer neuen Spezialisierung – als Einzelne/r könne man nur im Mikrobereich interdisziplinär arbeiten; Fragen und Ergebnisse seien hochspezialisiert – diese Forschung finde keine RezipientInnen mehr. Nach einer praxeologischen Wende, analysierte te Heesen, wird nun das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis wieder problematisiert; parallel dazu ändern sich die Anforderungen an ‚freie' ForscherInnen: Vielfältig sind sie und haben oft mit „Machen" zu tun. Rare Arbeitsmöglichkeiten führen vielfach in außerakademische Bereiche, damit ändert sich auch Forschung – so arbeiten ein Kurator (Peter Waibl) und ein Wissenschaftler (Bruno Latour) für eine Ausstellung zusammen oder historische Experimente werden im Rahmen eines Projekts im großen Stil nachgebaut. Akademische Anerkennung gebe es dafür eher nicht.

Herbert Gottweis, Politikwissenschaftler aus Wien, Vizepräsident des österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung FWF, kommentierte und propagierte die Naturwissenschaften als vorbildlich ob ihrer gelebten Interdisziplinarität, orientiert an konkreten Fragestellungen und an Netzwerken, ohne den problematischen Anspruch, alles in einem Kopf zu vereinen. Gottweis bezog sich auf seine Erfahrungen als Leiter der interdisziplinären Forschungsplattform „Life-Science-Governance". Er schloss mit Tipps an KulturwissenschaftlerInnen – sie bräuchten: mehr Ambition, Gottweis plädierte unter diesem Begriff vor allem für Größe, Verwegenheit – damit war Exzellenz gemeint –, und sie sollten sich an internationalen Standards orientieren, also nicht im Sammelband veröffentlichen, sondern im peer reviewed Journal. Tja.

Diskutiert wurde in Folge über Interdisziplinarität als Ideologie. In den Kulturwissenschaften führe die geforderte und geförderte interdisziplinäre Praxis oft in eine Sackgasse. In den Naturwissenschaften sei Interdisziplinarität eben strukturell ganz anders verankert und ideell anders konzipiert. In den Geisteswissenschaften könne es nicht um „Anwendung" gehen – eher um Um- und Übersetzung. Konkret, riet Anke te Heese, sollten die eigenen, marginalen Forschungsthemen und -objekte in größere Zusammenhänge gebracht werden, etwa mit Themen wie Raum oder Material verknüpft.

Helmuth Berking, Kultursoziologe an der TU Darmstadt, ging von einer „völlig anderen Logik" der Kultur- und Naturwissenschaften aus, bezog sich – ähnlich wie Webster – auf die Eigenheiten der Wissenschaftsgesellschaft und vertrat die Meinung, dass alle Theorie aus den Universitäten komme und nur von dort kommen könne. Konzept- und Theoriebildung bräuchten Zeit, das könnten sich ‚freie' KulturwissenschaftlerInnen gar nicht leisten. Berking schloss mit einem Plädoyer für ‚nutzloses' Wissen,

hatte aber einen Teil des Publikums – wahrscheinlich die ‚Freien' und ‚Außeruniversitären' – bereits ein wenig aufgebracht. In der Diskussion wurde vor allem darauf gedrängt, ein Augenmerk auf die Position von Argumenten zu haben. Auch Drittmittelleute seien innovativ und würden Theoriearbeit leisten wurde betont, und dass ernsthafte Reflexion von Hierarchie, Ökonomie etc. von Etablierten wohl gut ignoriert werden könne.

Alexander Lelleks Kommentar hatte sich nicht auf Berkings Ausführungen bezogen; er berichtete über die schwierige Situation (kultur-)wissenschaftlicher Verlage in Österreich.

Als Professor Nummer vier trat Bernhard Dotzler, Medienwissenschaftler in Regensburg, auf. Er führte sich als Medium für die „schreckliche deutsche Situation" ein und sprach über die „Letale Innovationspolitik und Zukunft der Geisteswissenschaften". Die Reformen arbeiteten am Ruin der deutschen Universitäten, die längst nicht mehr der Hort der Entschleunigung seien, wie Vorredner Berking befunden hatte. Er verglich inner- und außeruniversitäre Forschung und stellte vor allem Parallelen fest. Dort wie da sei Projektförmigkeit erzwungen, der Dauerbetrieb chronisch unterfinanziert, deshalb würde Selbsterhalt statt Forschung zur Daueraufgabe, nicht zuletzt deshalb lasse sich thematische Angleichung beobachten. Dennoch ortet auch Dotzler die Freiheit (?) innerhalb der Universitäten.

Rüdiger Hohls, Historiker an der Humboldt Universität Berlin und bekannt als Mitbegründer der Internetplattform „H-Soz-u-Kult",[3] kritisierte Dotzlers Wunsch nach einem Staat der mehr für die Wissenschaft tun soll, das ende in Paternalismus; langjährige Reformvermeidung habe zu AbbrecherInnenquoten von über 80% und zu verkrusteten Studienplänen geführt.

Der zweite Nachmittag der Tagung begann mit Boris Buden, als Journalist und Publizist in Stockholm und Berlin tätiger Philosoph, der die Situation der Kulturwissenschaften (eigentlich der Geisteswissenschaften?) in „New Europe" reflektierte. Zu seiner eigenen Position meinte Buden ironisch: „Ich bin schon außerhalb." Die Transformationen in den postkommunistischen Ländern Mitteleuropas resultierte in einer neuen Hegemonie. NGOs und Organisationen wie Georges Soros' Open Society Institute, glaubten, dort eine Zivilgesellschaft aufbauen zu müssen (welche Zivilgesellschaft hatte dann den Kommunismus sozusagen zu Fall gebracht?); ein Um- oder Aufbau der Bildungslandschaft von innen ist nicht möglich, die Staaten sind pleite. Ein Studium bedeutet bei 1.000,– Euro Studiengebühren und einem durchschnittlichen Monatseinkommen von 200,– Euro ein ziemliches Privileg; die Eliten studieren im Ausland; Input kommt überwiegend auf englisch; guter Output auch. Die Cultural Studies seien Produkt, Effekt

3 <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de>

und Vehikel der neuen Hegemonie; Buden bezweifelte ob das bewusst, thematisiert und reflektiert werde.

Peter Plener, Kulturwissenschaftler aus Wien und Mitbetreiber der Internetplattform „Kakanien revisited",[4] entgegnete, dass man nur bedingt von Hegemonie sprechen könne. Deutschland mit seinem enormen finanziellen Engagement sei als Einflussgröße nicht zu vernachlässigen ebenso wenig wie die großen Unterschiede zwischen Unis in den Zentren und Peripherien. US-Hegemonie beträfe nicht nur „New Europe" sondern auch den sogenannten Westen Europas.

Michele Cometa, Germanist an der Universität von Palermo, und Anne Chalard-Fillaudeau, Literaturwissenschaftlerin an der Saint-Denis Universität in Paris, erzählten schließlich über die Kulturwissenschaften in Italien und Frankreich. Cometa legte dabei einen Schwerpunkt auf Ideengeschichte bzw. die Rezeption der Birminghamer Cultural Studies, bei Chalard-Fillaudeau waren die Organisationsstrukturen und insbesondere die Finanzierung der Kulturwissenschaften wichtiger.[5]

Die Tagung war durchgehend gut besucht, an allen drei Tagen wurde lebhaft diskutiert. Während man vom Podium aus überwiegend bemüht war, einer schwierigen Situation auch Positives abzugewinnen, kamen aus dem Publikum eher kritische bis skeptische Wortmeldungen. Immer wieder ging es um die prekrarisierten Intellektuellen. Warum Professoren nicht tun, was sie wollen, wurde dabei lieber diskutiert als wie AbsolventInnen mit den neuen BAs und MAs auf dem kulturwissenschaftlichen Forschungs- und Arbeitsmarkts zurechtkommen sollen.

Während Interdisziplinarität mehrfach hinterfragt wurde, blieb Innovation als Begriff oder als Wert an sich stehen. Die Begriffe oder Bezeichnungen Cultural Studies bzw. Kulturwissenschaften wurden recht unspezifisch verwendet; selten wurde klar gemacht, auf welche Traditionen die RednerInnen sich jeweils konkret bezogen.

---

4 <http://www.kakanien.ac.at>

5 Cometa hat kürzlich ein Handbuch über die Cultural Studies in Italien herausgegeben (gemeinsam mit Roberta Coglitore u. Federica Mazzara): Dizionario degli studi culturali. Rom 2004; vgl. Müller-Funk, Wolfgang, Birgit Wagner: Diskurse des Postkolonialen in Europa. In: Dies. (Hg.): Eigene und andere Fremde. ‚Postkoloniale' Konflikte im europäischen Kontext (= kultur.wissenschaften, 8.4). Wien 2005, S. 9–27, v.a. S. 15–19, wo die Rezeption der Postcolonial Studies in den romanischen Ländern dargelegt wird, aber auch etwas über die Arbeit Cometas zu erfahren ist und ein Zeitschriftenband über die Cultural Studies in Frankreich, herausgegeben von Anne Chalard-Fillaudeau (gem. mit Gérard Raulet), kurz besprochen wird; vgl. L'Homme et la Société, Nr. 49, Pour une critique des ‚sciences de la culture', 2003.

Der Spagat zwischen Form und Inhalt hingegen gelang – einzelne Beiträge hatten ihren Schwerpunkt mehr da oder mehr dort. Weniger ertragreich schien das Gegensatzpaar universitär/außeruniversitär. ProtagonistInnen aus den Universitäten vertraten vielfach die Meinung, ‚gute' Forschung komme primär aus den Unis, wogegen die Außeruniversitären und die FreiberuflerInnen selbstverständlich Einwände hatten. Hier traten Konkurrenzen zutage, Vorurteile und Befangenheiten. Aktuelles und jüngere Fachgeschichte hingegen wurde in mehreren Referaten anregend zusammengespannt – und sorgte mitunter für Trost: Schon Aby Warburg musste die Sinnhaftigkeit seiner Arbeit den Sponsoren aus der Verwandtschaft plausibel machen.[6]

Nikola Langreiter

6 Für Gespräche über die Tagung danke ich Maria Freithofnig und Ursula Gass.

Neuerscheinung

Veronika Plöckinger (Red.)
Wind – Mythos und Antriebskraft

Begleitpublikation zur Jahresausstellung „Wind – Mythos und Antriebskraft" von 9. April bis 1. November 2006 (= Kataloge des Ethnographischen Museums Schloss Kittsee, Band 23). Wien/Kittsee 2006, 74 Seiten, zahlreiche Abb., Format 14,8 x 21 cm, brosch. ISBN 3–902381–10–8

Inhalt:
Margot Schindler, Vorwort 7–11; Veronika Plöckinger, Zur Einleitung: Wind ist ... 11–12; Michael Weese, Lebensgeister und Katastrophen. Über Mythen und symbolische Bedeutungen eines stürmischen Elements 13–22; Veronika Plöckinger, Windmühlen – Industriebauten zwischen Tradition und Innovation 23–38; Veronika Plöckinger, Windräder – Störenfriede in der Landschaft oder saubere Ökostromproduzenten? 39–48; Veronika Plöckinger, Segeln am Neusiedler See – ein Versuch, den Wind zu beherrschen 49–60; Claudia Peschel-Wacha, Drachen – Flugkörper im Wind 61–72.

Bestellungen:
Ethnographisches Museum Schloss Kittsee
A-2421 Kittsee
Tel. +43(0)2143/2304, Fax +43(0)2143/2025
E-mail: office@schloss-kittsee.at

Euro 9,90 (exkl. Versand)
Euro 6,90 (für Mitglieder)

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LX/109, Wien 2006, 213–234*

Literatur der Volkskunde

ZIMMERMANN, Harm-Peer (Hg.): *Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde. Leitfaden für das Studium einer Kulturwissenschaft an deutschsprachigen Universitäten. Deutschland – Österreich – Schweiz.* Marburg, Jonas-Verlag, 2005, 303 Seiten.

Der Leitfaden für das Studium des Vielnamenfaches „Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde" bietet kompakt wichtige Informationen über die verschiedenen Institute des Faches an deutschsprachigen Universitäten sowie die unterschiedlichen Studienbedingungen und -inhalte. Seine Zielgruppe sind vornehmlich Studienanfänger und -wechsler, für die er Grundlagenwissen zur Orientierung bereitstellt. Es handelt sich dabei um ein Buch „von Studierenden für Studierende" (S. 7), das im Rahmen eines Studienprojektes unter Leitung von Harm-Peer Zimmermann am Institut für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft der Philipps-Universität Marburg im Sommer 2004 und Winter 2004/2005 erarbeitet wurde: Neben dem Herausgeber haben 24 Studierende sowie die Fachschaft daran mitgewirkt. Ausgangspunkt bieten damit typische und für wichtig gehaltene Fragen und Probleme aus Sicht von Studierenden.

In der Einführung stellt Harm-Peer Zimmermann die Idee zu diesem Vorhaben sowie das Vorgehen des Studienprojektes vor und vermittelt zentrale Grundkenntnisse über das Fach im Kontext der Kulturwissenschaften. Bezugspunkt hierfür bietet die zunehmende Popularität des Begriffs „Kulturwissenschaft" im deutschsprachigen Raum seit den 1990er Jahren – von insgesamt 9.156 geisteswissenschaftlichen Studiengängen, die die Homepage der Hochschulrektorenkonferenz auflistet, nennen sich inzwischen 4.707 „kulturwissenschaftlich" (S. 8) –, die der Verfasser wissenschaftsgeschichtlich sowie hochschulpolitisch ergründet und in ihrer Auswirkung auf den Studienalltag – zunehmend im „Massenbetrieb" auch in unserem Fach – erläutert. Für die um so notwendigere Orientierungshilfe bei der Studienwahl zeigt Harm-Peer Zimmermann sodann die verschiedenen Informationsmöglichkeiten (Internetquellen, allgemeine und spezielle Einführungsliteratur) auf und gibt vor allem einen inhaltlichen wie fachgeschichtlichen Einblick in die Europäische Ethnologie/Volkskunde etc.: In

einem dichten Überblick erklärt der Autor die Herleitung der Namensvielfalt und benennt (nicht zuletzt organisatorisch-institutionelle) Gemeinsamkeiten (wie nationale und internationale Dachverbände und Zeitschriften).

Diesen Grundlegungen folgen – alphabetisch nach den jeweiligen Studienorten geordnet und in vergleichbarem Umfang von meist acht bis zehn Seiten – die kompakten Darstellungen der einzelnen Institute, für die je einzelne Autorinnen und Autoren verantwortlich zeichnen. Gegliedert sind diese nach einem jeweils einheitlichen Schema: Allgemeinen Stellungnahmen zum jeweiligen Fachverständnis (1.), die sich an den Selbstpräsentationen der Institute orientieren, folgen grundlegende (Kurz-)Informationen zum Studium: Hinweise zum Vorlesungsverzeichnis, Kontaktadressen (2.), Studienberatungsinformationen (3.), Formalitäten des Studiums (4.) (zur Bewerbung, Zulassungsbedingungen, Studiengebühren, Prüfungsordnungen etc.) sowie Informationen zu den Studienanforderungen (5.) für die unterschiedlichen Abschlüsse (inklusive Hinweisen zu Stand und ggf. Inhalten der modularisierten BA/MA-Studiengänge) werden aufgeführt. Sodann sind Lehr- und Forschungsschwerpunkte (6.) am jeweiligen Ort benannt, die auf der Grundlage von Selbstbeschreibungen einen Einblick in das Profil des Instituts bieten, sowie künftige potentielle Berufs- und Tätigkeitsfelder (7.) für die Studierenden, auf die die Lehre dort jeweils besonders ausgerichtet ist. Es schließen sich Informationen zu den Lehrenden (8.) an, wobei sich die Projektgruppe für eine Auswahl entschied: Aufgenommen sind alle hauptamtlich Tätigen zum Zeitpunkt der Erhebung, wohingegen emeritierte Lehrkräfte sowie Lehrbeauftragte nicht und Dozenten und Dozentinnen oder Honorarkräfte nur im Falle ihrer regelmäßigen Tätigkeit aufgeführt sind. Sodann folgen Informationen zur Geschichte des Instituts (9.) und seinen Einrichtungen (wie Bibliothek, Sekretariat) und Organen (wie Buchreihen und Zeitschriften) (10.). Ein „Stimmungsbild" (11.), das auf einen persönlichen Besuch des jeweiligen Autors bzw. der Autorin sowie Gespräche zurückgeht, runden die mehr der Selbstdarstellung der Institute folgende Präsentation ab. Hier finden neben atmosphärischen Eindrücken über die Lage des Instituts und die Räumlichkeiten sowie den Umgang zwischen Lehrenden und Studierenden auch Einschätzungen zum Studienalltag und zu den Studienbedingungen (wie Betreuungsverhältnis und Größe der Seminare, Bewertung der Internet-Präsentation etc.) Raum. Den Abschluss der Institutsprofile bilden eine Statistik über die Anzahl der Studierenden im Vergleich zwischen 1984/85 und Sommer 2004 sowie weiterführende Informationsquellen (12.).

Ein Anhang beschließt den Überblick über die Studienmöglichkeiten der Kulturwissenschaft „Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde" an deutschsprachigen Universitäten:

Hier finden sich neben dem Literaturverzeichnis und Namenregister ein Abkürzungsverzeichnis mit nützlichen Erklärungen für geläufige Kürzel im Universitätsbetrieb – wie AStA, h.c. oder SGV – sowie ein Glossar, das wichtige Begrifflichkeiten des Hochschulalltags – von „Assistent/in" über „Credit Points" und „Gruppenuniversität" bis hin zu „Venia legendi" – erklärt. Und schließlich geben Tabellen einen Überblick über die Studienorte mit ihren jeweiligen Institutsnamen und Professuren sowie über die Zahlen der Studierenden (im Vergleich 1984/85 sowie 2004/05) an den jeweiligen Instituten sowie in den unterschiedlichen Ländern Deutschland, Österreich, Schweiz im Vergleich.

Der Projektgruppe unter Leitung von Harm-Peer Zimmermann ist ein ansehnlicher, benutzerfreundlicher und nützlicher Leitfaden für Studierende gelungen, der sein Ziel, Orientierungshilfe zu bieten und notwendige Kenntnisse für die Studien(ort)wahl oder den Wechsel kompakt bereitzustellen, auf sinnvolle Weise erfüllt. Die explizit als subjektive Eindrücke präsentierten „Stimmungsberichte" deuten den behutsam-vorsichtigen Umgang beim Abfassen und Redigieren der Texte an, in denen zwar mitunter verhalten Kritik geäußert wird, aber insgesamt Anerkennung der Eigenheiten und Leistungen der einzelnen Institute angestrebt wurde. So zählt der Begriff „familiär" in diesen Abschnitten wohl zu den mit Abstand am meisten genutzten Attributen, womit gleichsam das fachliche Selbstbild fortgeschrieben wird.

Ein Problem – und in der selbstkritischen Einleitung Harm-Peer Zimmermanns auch „Desideratum" benannt – stellt die kurzfristige Aktualität des Leitfadens dar. Der Textsorte und der aktuellen hochschulpolitischen wie formalen Umbruchsituation im Universitätsalltag entsprechend, sind einige der dargebotenen Informationen vergleichsweise schnell überholt bzw. ergänzungsbedürftig: So wurde seit Erscheinen des Bandes bereits ein neuer Name für das Fach erfunden – an der Universität Zürich nennt sich das Institut inzwischen „Institut für Populäre Kulturen" –, und auch personell sowie inhaltlich hat sich mancherorts durch Berufungen oder Ausscheiden aus Ämtern sowie Projektabschlüsse oder -anfänge bereits einiges geändert, ganz zu schweigen von den laufenden Umstrukturierungen des Studiums durch Einführung der BA- und MA-Studiengänge. Diesem Umstand ist auch insofern Rechnung getragen, als unter dem Dach der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde eine Kurzversion der Institutsinformationen im Internet (http://www.kultur-uni-hamburg.de/dgv) verfügbar ist, die leicht und schnell aktualisiert werden kann und soll. Zudem hat der Jonas-Verlag eine überarbeitete Neuauflage des Leitfadens im Zwei- bis Dreijahresrhythmus in Aussicht gestellt, sofern die Nachfrage dies rechtfertigt.

So ist dem Leitfaden zu wünschen, dass er zahlreich genutzt wird. Allein das anhaltend hohe Interesse am Fach unterstreicht die Notwendigkeit einer

solchen Handreichung, deren Erarbeitung den Mitwirkenden intensive Einblicke in die deutschsprachige Hochschullandschaft und Vergleichsmöglichkeiten bot. Dass für die fortlaufende Aktualisierung und Ergänzung der Daten die Mitarbeit weiterer Personen gefragt ist, hat der Herausgeber in der Einleitung explizit gewünscht: Der Leitfaden, für den hier ein Gerüst bereitet und die Grundlage gelegt wurde, soll „als permanentes Projekt" (S. 21) eingerichtet werden. Entsprechend sind Lehrende wie Lernende aller Institute zur Mitarbeit – zu Kritik, Korrektur und Ergänzung – aufgefordert.

Brigitta Schmidt-Lauber

EICKELPASCH Rolf, Claudia Rademacher: *Identität. Einsichten – Themen der Soziologie, soziologische Themen.* Bielefeld 2004. 133 Seiten, graph. Darst.

Beim Eintritt in das Berufsleben und mit Abschluß der Ausbildung wird die momentane prekäre Lage am Arbeitsmarkt besonders bewusst: Die Berufsanfängerin/der Berufsanfänger sollte bereits Arbeits- und Auslandserfahrungen mitbringen, jung, kompetent und belastbar sein, gleichzeitig teamfähig und selbstständig bleiben, sowie unbedingt weltoffen und uneingeschränkt flexibel sein. Die Mutlosigkeit, die viele bei diesen Aussichten ergreift, fasst die Identitätsforschung zusammen: Arbeit besitzt bis heute eine „ungebrochene Bedeutung [...] für die Identitätsbildung" (S. 117). Die Autoren Rolf Eickelpasch und Claudia Rademacher sehen Erwerbsarbeit als eines der vorrangigen Signifika, „die Individuen nicht nur mit ‚ökonomischem Kapital' (Einkommen), sondern auch mit ‚sozialem Kapital' (Beziehungsnetze) und ‚kulturellem Kapital' (Wissen und Bildung)" (S. 117) ausstattet.

Der Titel „Identität. Einsichten – Themen der Soziologie" ist Teil einer verlagseigenen Reihe des transcript-Verlages zu soziologischen Grundthemen und -begriffen. In dem schmalen Paper-Back-Bändchen geben die beiden Autoren den aktuellen Stand der soziologischen Wissenschaftsforschung allgemein wieder und erläutern die wichtigsten theoretischen Ansätze zur Identitätsforschung. Im Zentrum steht der Begriff der Identität, dessen Nutzung in den letzten drei Jahrzehnten explosionsartig expandierte: von vielen WissenschaftlerInnen mittlerweile als „Plastikbegriff" (Niedermüller) verstanden, der für Alle und auf Jedes anwendbar ist. Als Operationsbegriff wurde und wird er immer wieder neu definiert und hat auch deshalb mit an Konturen verloren. Um so mutiger ist der Versuch der beiden Autoren, die komplizierte Wissenschaftsgeschichte und den momentanen Status Quo

für Studierende und Neueinsteiger in die Thematik knapp und anschaulich vorzustellen.

Die Autoren wollen dem geneigten Leser Einblicke in das weite Feld der soziologischen Identitätsdiskussion ermöglichen, welche durch weiterführende Literatur, die am Ende jedes Kapitels angegeben ist, vertieft werden kann. Einzelaspekte werden in verschiedenen Kontexten betrachtet und tragen zur Einprägsamkeit der Thematik bei. Die Verwendung und Klärung des Fachvokabulars ermöglicht dem Leser ein Eintauchen in die einschlägige Sprache bei gleichzeitiger Verständlichkeit.

Die aus zwei Teilen sich zusammensetzende Publikation wird im Rahmen der ausführlichen Einleitung vorgegliedert. In einem Nachwort werden die Thesen des Buches zusammengefasst und auf die soziale Brisanz des Themas hingewiesen. Durch die Auflösung von sozialen Beziehungsnetzen und deren Ausdifferenzierung, wird von den einzelnen Individuen eine ständige Selbstidentifizierung und -positionierung verlangt, die zur sozialen Anerkennung am Arbeitsplatz und im Lebensumfeld nötig sind. In einer Welt, in der unterschiedlichste Rollenangebote und Lebenswelten nebeneinander existieren, wird eine permanente Eigenleistung verlangt, was vom Einzelnen sowohl negativ aber auch positiv empfunden werden kann.

Im ersten Teil des Buches wird unter besonderer Berücksichtigung der individuellen Identität zunächst auf die Paradoxie einer Identität zwischen verlorener Sicherheit und neu gewonnener Freiheit eingegangen, um dann postmoderne Konstruktionen des Selbst vorzustellen. Es wird deutlich, dass einige Wissenschaftler Chancen für eine relativ beständige Identitätskonstruktion bei Individuen sehen, während andere eher vor den Gefahren des fragmentierten Rollenangebotes warnen und die Ohnmacht des Einzelnen gegenüber den diversen postmodernen Identitätskonstrukten betonen.

Die Identitätskonstruktion des „Bastlers" nach Ronald Hitzler und Anne Honer gestaltet im „Baumarkt der Existenzen" eine Identität nach Maß, die nach eigenem Gutdünken verändert werden kann. Heiner Keupps „Identitäten" wandeln sich, ausgehend von der klassischen „Patchwork-Identität" der ersten Moderne, in der das moderne Ordnungs- und Fortschrittsdenken auf die Identitätskonstruktion übertragen wird, hin zu einem „crazy Quilt" der zweiten Moderne. Keupp thematisiert den prozeßhaften Charakter einer ständigen Identitätsarbeit in der Postmoderne, die für ihn eine Art der kreativen Selbstorganisation darstellt.

Etwas pessimistischer und als nicht ganz so „selbstbestimmt" nehmen Richard Sennett und Zygmunt Bauman die Identitätsbildung der Individuen wahr. So sieht Sennett die Möglichkeiten des Individuums, das sich vornehmlich über Arbeit identifiziert, in Zeiten von Massenarbeitslosigkeit stark eingeschränkt. Ulrich Beck fordert, zur Lösung dieses Dilemmas neue

Formen von niedrig bezahlter „Eigenarbeit" einzuführen, die als alternative „Identitätsquellen" (S. 35) fungieren sollen. Der Soziologe Zygmunt Baumann erkennt ein Problem eher in der Schnelllebigkeit der Zeit, die längere Bindungen – sei es an den Arbeitsplatz, eigenes Können oder andere Individuen – nicht mehr möglich macht. Diese Bindungen seien auch nicht mehr gewollt. So beschreibt Baumann die im hier und jetzt befindlichen Menschen als Touristen und Vagabunden, die das Leben in Episoden, ohne Verknüpfung an Vergangenheit und Zukunft, erleben.

Der zweite Teil des Bandes ist kollektiven Identitätskonzepten gewidmet. Zunächst werden historische Prozesse und gesellschaftliche Umstände näher betrachtet, unter denen sich bisher relativ beständige kollektive Zugehörigkeiten wie Nation, Ethnizität und Geschlecht wandeln und auflösen. Nach einer genaueren Analyse der einzelnen Kategorien schließt das Kapitel mit der Reflexion des unscharfen und vieldeutigen Begriffs der Hybridität.

Bisher stabil erscheinende Identitätskategorien, die eine Festigung der individuellen Identitäten und Biografien gewährleisteten, werden, so die Autoren, durch veränderte gesellschaftliche Verhältnisse erschüttert. Unter dem Schlagwort der Globalisierung erläutern sie die vielfältigen Prozesse, die zu dieser Destabilisierung von kollektiven Identitäten führen. Globalisierung lasse sich nach Anthony Giddens als Raum-Zeit-Verdichtung begreifen, die eine Eröffnung des Welthorizonts darstelle: Ehemals ortsgebundene Handlungen, Entscheidungen, Sozialbeziehungen und Lebensstile entgrenzen sich und sind weltweit rezipierbar. Die weltweite Vermarktung von Symbolen, Ideen und Lebensstilen bedeute aber nicht „einen Prozess der kulturellen Gleichschaltung" (S. 61), sondern Globalisierung kreiere nach Dürrschmidt Dynamiken der Gleichzeitigkeit und wechselseitige Durchdringung von Lokalem und Globalem. Ein weiterer wichtiger Faktor für die Destabilisierung von nationalen und ethnischen Identitätsformen sind Migration und eine postkoloniale Welt, in der nicht mehr der „Westen" gegen den „Rest" steht, sondern ein gegenseitiger Grenzverkehr Zentrum und Peripherie zunehmend auflöst.

Die Autoren explizieren im Folgenden die verschiedenen Identitätskategorien Nation, ‚Rasse', Ethnizität und Geschlecht als Konstrukte. Abschließend befassen sie sich mit dem „Leit- und Modebegriff Hybridität", dessen Vorgeschichte bis in die Zeit des Kolonialismus zurück reicht, und zugleich als Ausdruck grenzenloser Transkultur „gefeiert" wird: Nach Homi Bhabha entstehe durch Globalisierung und Migration ein „Raum des Dazwischen" der hybride Identitäten hervorbringe, Identitäten, die weder hier- noch dorthin gehörten. Dieses Leben in einem „Zwischenreich" (S. 106) könne auf der einen Seite den Blick schärfen und kreatives Potenzial freisetzten, auf der anderen Seite aber auch subversive Züge annehmen.

Die Aufgabe, auf wenigen Seiten reichhaltige Diskurse zur Identität im Rahmen der Soziologie verständlich klarzulegen, haben Rolf Eickelpasch und Claudia Rademacher durchaus gelöst. Um die Thesen und Zugänge von namhaften Soziologen wie Anthony Giddens, Stuart Hall und Ulrich Beck zu wissen, bereichert nicht nur die kulturwissenschaftlichen Fächer und die Europäische Ethnologie. Mit Ina-Maria Greverus ist gleich zu Beginn des Bandes eine der wichtigen Vertreterinnen der Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie zitiert: „Die Identitätsformel ‚Sich Erkennen, Erkanntund Anerkanntwerden' ist zum Leitmotiv [...] geworden." (S. 5)

Das Sich-Erkennen und Erkanntwerden ist auch mir beim Lesen dieses schmalen Buches widerfahren. Die Gefühle, Ängste und Emotionen im täglichen „Basteln an der Identität", werden hier erklärt und erkannt. Die Lektüre zeigt im Blick auf Theorien und Forschungsansätze auch auf, welche Möglichkeiten sich bieten.

Conny Eiberweiser

LINDNER, Rolf: *Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung.* Frankfurt am Main, Campus, 2004, 240 Seiten, 9 s/w-Abb.

Eigentlich ist der Text bereits vor seinem Erscheinen rezensiert worden: Denn Grundlage von Rolf Lindners „Walks on the Wild Side" war eine Vortragsreihe am Berliner Institut für Europäische Ethnologie, die von „Tagesspiegel" und „taz" so wohlwollend besprochen wurde, dass sich Lindner endgültig entschlossen habe, „das Vorlesungsmanuskript in Buchform zu bringen" (S. 9). Dafür kann der Leser dankbar sein: Zwar ist vieles nicht neu und wurde von Lindner bereits an anderer Stelle ausgeführt[1]; dennoch wird man sich an der dichten Zusammenschau Lindnerscher Ansichten zur Geschichte der Stadtforschung erfreuen und sie mit Gewinn lesen, nicht nur, weil sie in mehr als nur annehmbarem Stil verfasst ist und insofern großes Lesevergnügen bereitet, sondern auch, weil sie eben doch auch Lindner-KennerInnen genug Neues bietet, das in dieser Form noch nicht zu lesen war.

1 Vgl. unter anderem Lindner, Rolf: Das andere Ufer. Zwei-Kulturen-Metapher und Großstadtforschung. In: Kohlmann, Theodor, Hermann Bausinger (Hg.): Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung. 24. Deutscher Volkskunde-Kongreß in Berlin vom 26. bis 30. September 1983 (= Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin 13). Berlin 1985, S. 297–304; ders.: Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. Frankfurt am Main 1990.

Die Einleitung führt uns sogleich mitten ins 19. Jahrhundert. Die Großstadt sei „als eine immense *terra incognita*" erschienen, „als ein unbekanntes Land, das es zu erforschen gilt" (S. 11). Dieser Forschung wandten sich Männer wie Charles Booth zu, der zwischen 1889 und 1903 eine 17-bändige Studie über „Life and Labour of the People in London" edierte, oder – einige Jahrzehnte davor – Henry Mayhew, der mit ebenfalls umfangreich angelegten Studien über die Londoner Unterschichten hervortrat. Von diesen beiden Forscherpersönlichkeiten ausgehend, streicht Lindner bereits in der Einleitung einige Wesenszüge der frühen Stadtforschung heraus, die er im weiteren Buchverlauf noch eingehender analysiert. So sei der Anstoß zur Stadtforschung – die sich von Anfang an vorwiegend den „unbekannten", „dunklen" Seiten der Stadt zugewandt habe, die Angst gewesen: Angst vor den Unterschichten und den ihnen unterstellten Eigenschaften, die nicht zuletzt durch die bestehende räumliche Segregation der Klassen in den Städten genährt wurde. Die ArbeiterInnen und Pauper wurden als unmoralisch und schmutzig wahrgenommen (wobei sich mangelhafte hygienische Verhältnisse und aus bürgerlicher Sicht niedrige moralische Standards in der Rede vom „Schmutz" semantisch verdichteten), die von ihnen bewohnten Gebiete wurden als „Brutstätte von Krankheiten und Laster" imaginiert; sie sollten beobachtet und kontrolliert und letzten Endes einer „Sanierung" zugeführt werden – „im wörtlichen wie im übertragenen Sinne" (S. 13).

Stadtforschung – die zunächst eng mit dem medizinischen Diskurs verstrickt war und etwa die Verbreitung von Epidemien zu erkennen suchte, in deren Rahmen bald aber auch eine „Moralstatistik" entstand, die verschiedene Daten wie die Zahl unehelicher Kinder, von Selbstmorden und Verbrechen miteinander zu verknüpfen suchte und soziale Tatbestände wie deren Verteilung über die Stadt mittels Karten auch visualisierbar machte – war also ein Kontrollinstrument der herrschenden Klasse über die Subordinierten. Lindner macht in diesem Zusammenhang mit der Verwandtschaft des Begriffes „survey" – für Übersichtsstudien, wie sie in der Stadtforschung des 19. Jahrhunderts üblich wurden – mit dem französischen Wort „surveillance" – Überwachung – aufmerksam.

Dieser kolonialistische Zugriff der herrschenden Klasse auf die Unterschichten – bzw. deren Distrikte – offenbart sich überdies in einem immer wiederkehrenden Vergleich: Viele Stadtforscher des 19. Jahrhunderts sehen sich als Entdeckungsreisende, die, wie beispielsweise Afrikaforscher, mutig in unzivilisiertes, nur dürftig oder gar unbekanntes Land vordringen. Lindner zitiert eine ganze Reihe derartiger Sprachformeln. Zudem stellt er uns einige exemplarische Orte früher quasi-ethnographischer Erkundungen im städtischen Milieu vor: So seien um 1900 gerne Obdachlosenasyle erforscht worden, wobei man sich teilnehmend-beobachtend gab bzw. „verdeckt

ermittelte". Das „Sich-Verkleiden" ist fester Bestandteil dieser spektakulären neuen Forschungsmethode (bei der man sich als jemand anderes ausgibt als der, der man ist), und dieses temporäre Eintauchen in andere Lebenswelten – als eine Spielart der im Buchtitel angesprochenen „Walks on the Wild Side" – hat für den Forscher wie wohl auch für die LeserInnen seiner Berichte stets etwas Aufregendes an sich. Lindner vermutet eine gewisse Attraktivität dieses zeitlichen Sich-Einlassens auf eine andere Lebensweise und sieht darin die Möglichkeit geradezu „spiritueller Erfahrung": Mittels dieses „dressing downs" wird der Bürger Teil der Masse, und „der Akt der symbolischen Erniedrigung durch die Auflösung des Selbst im Anderen [kann] wie in einem *exercitium* zu einem Prozess der Läuterung und zu einem Mittel individueller Regeneration werden". Auf einer einfacheren Ebene ist dieses Sich-Verkleiden auch als eine Art „Gesellschaftsspiel" zu sehen: „dressing down" (welches Teil oder Vorbedingung des üblichen „studying down" ist) als „Klassen-Transvestismus" (S. 40).

Nachdem uns Lindner mit allgemeinen Diskurselementen früher Stadtforschung, mit dahinterstehenden Interessenslagen und ersten Methoden vertraut gemacht hat, wendet er sich in den beiden folgenden Kapiteln näher den bereits erwähnten Protagonisten der Stadtforschung zu: Henry Mayhew und Charles Booth. „Charles Booth fehlt in keiner Geschichte der Sozialforschung, Henry Mayhew in nahezu jeder." (S. 67) Dabei lässt Lindner keinen Zweifel darüber aufkommen, dass er Mayhew – vor allem wegen der *ethnographischen* Qualitäten dessen Arbeit – gegenüber Booth den Vorzug gibt.

Der aus gutem Hause stammende, jedoch unkonventionelle, von klassisch bürgerlichen Karriereverläufen abweichende Wege gehende „Bürgerbohemien" Mayhew (1812–1887) wurde bereits in den 1830ern journalistisch aktiv, gab im Laufe der Zeit mehrere Zeitungen heraus und war vor allem selbst als Schreiber tätig. Dabei wandte er sich vorwiegend städtischen Unterschichten zu – genau jenen Bevölkerungsgruppen, die auch den „Gegenstand" zeitgenössischer medizinisch-epidemiologischer und moralstatistischer Untersuchungen ausmachten. Dabei aber unterscheidet er sich von anderen Stadtforschern massiv hinsichtlich der Perspektive und Darstellungsart: Zum einen verzichtet er weitgehend auf die moralisierende Herangehensweise an die Lebensweisen seiner Forschungs"objekte"; zum anderen werden diese „Objekte" bei ihm zu *Subjekten:* Sie behalten ihre eigenen Stimmen, werden in Mayhews Texten ausgiebig zitiert, werden in ihren eigenen Beurteilungen dargestellt. „Labour and the Poor" hieß die ab 1849 in einer Londoner Zeitung publizierte Reihe von Artikeln über den „sittlichen, geistigen, materiellen und physischen Zustand der arbeitenden Armen in England", für welche Mayhew die Beiträge über London beisteuerte, und als er sich mit den Herausgebern der Zeitung überwarf, gab er seine

Artikel in Eigenregie unter dem Titel „London Labour and the London Poor" in Heftform heraus. Themen seiner Darstellungen waren vor allem einzelne Berufsgruppen, die er gleichsam als „Subkulturen" beschrieb. Mayhew registrierte nicht nur soziale Tatsachen, sondern interessierte sich für die ganze Bandbreite kultureller Äußerungen. In diesem Sinn ist Mayhew mehr als nur Sozialforscher, „der eine Armutsstudie durchführt"; er ist „*Ethnograph* des Londoner Straßenvolks" (S. 52).

Neben den Qualitäten seiner Arbeit, wie Unvoreingenommenheit den zu untersuchenden Menschen gegenüber sowie seinem „Respekt für die Gewährsleute" (S. 68), findet sich bei Mayhew auch erstmals die Idee eines „studying up": Hatte die Stadtforschung bis dahin stets den bürgerlichen Blick von „oben" auf „die da unten" repräsentiert, so stellte Mayhew immerhin Überlegungen zu einer Untersuchung auch der oberen Schichten an. In seinem (nie realisierten, geschweige denn realisierbaren) Mammutprojekt „The Great World of London" hätten sämtliche soziale Schichten, also auch die höheren, beschrieben werden sollen. Lindner spricht hier von einem „sehr frühen Entwurf [...] zu einer ethnographischen Eliteforschung" (S. 63).

Charles Booths (1840–1916) Forschungen zur Stadt sind um vieles herkömmlicher, wenngleich sie sich in ihrer Dimension und ihrer methodischen Systematik von ähnlich gearteten Vorgängerarbeiten abheben. Booth, der, aus der Geschäftswelt kommend, seine Forschungen wie ein großes Geschäftsunternehmen organisierte, ging es darum zu erheben, wie groß der Anteil der Armen an der Gesamtbevölkerung Londons war. Zur Beantwortung dieser Frage ging er strikt empirisch vor: Er ging von vorhandenen Statistiken aus und ergänzte sie mit Datenmaterial, das er und ein ganzer Stab von MitarbeiterInnen (darunter auch die Beamten der Schulaufsichtsbehörde sowie weiteres „gesellschaftliches Aufsichtspersonal" [S. 80]) flächendeckend sammelten; doch auch Elemente von „teilnehmender Beobachtung" finden sich als Bestandteil seiner Erhebungsmethoden.

Ein „bislang unbekanntes Kapitel in der Stadtforschung" (S. 100) schlägt Lindner auf, wenn er von jenen Forschungen berichtet, die, ganz klar von der Arbeit Booths inspiriert und dessen Methoden und Darstellungsweisen übernehmend, in den 1920er Jahren in Berlin im Rahmen der „Settlementbewegung" durchgeführt wurden. Themen solcher Erhebungen waren beispielsweise (in heutiger Begrifflichkeit) „Ökologie und Soziologie der Kneipen" (S. 107) im Berliner Osten. Derartige Studien entstanden im Kontext missionarisch-kolonialistischer Bestrebungen der „Sozialen Arbeitsgemeinschaft Ost", eines 1911 nach englischem Vorbild in dem ArbeiterInnenbezirk Friedrichshain gegründeten Settlements. Die Idee von „Settlements" war es, durch die Ansiedlung „bürgerlich-solider Menschen" – im Berliner Fall einer Gruppe Studenten um den evangelischen Theologen und

Sozialpädagogen Friedrich Siegmund-Schultze – inmitten von „Elendsvierteln" auf deren angestammte BewohnerInnenschaft moralisch erhebend zu wirken. Forschungen im Rahmen der „Sozialen Arbeitsgemeinschaft Ost", die neben der Verteilung von Kneipen und dem Kneipengeschehen zum Beispiel „Familien- und Wohnverhältnisse" (S. 104) zum Gegenstand hatten, sollten letztendlich der praktischen Arbeit, dem „Aufbau einer neuen Nachbarschaft" (S. 103) zugute kommen.

Den Wandel der (soziologischen) Stadtforschung weg „von der Praxis der [...] ‚evangelikalen' Soziologie" (S. 117) und hin zu einer empirisch vorgehenden Forschung, die von „interesselosem Interesse" (S. 120) geleitet wird, beschreibt Lindner mit seiner Würdigung der „Chicago School of Sociology", die unter dem prägenden Einfluss Robert E. Parks (1864–1944) einige „Klassiker" soziologischer Stadtforschung hervorbrachte. In prägnanter Kürze handelt Lindner die wesentlichen Neuerungen sowie die Eigentümlichkeiten der Stadtforschung Chicagoer Prägung ab, weist auf die Herkunft des Parkschen Denkens (aus der Praxis des modernen Journalismus sowie von Georg Simmels Überlegungen zur Großstadt) hin, stellt exemplarisch eine der wichtigen Studien aus Chicago – Nels Anderson's „The Hobo" – vor und berichtet vom „frühen Einfluss" – nämlich schon ab den 1920er Jahren – „der Chicago-Schule auf die Kölner Soziologie" (S. 136).

Auf deutschsprachige Pendants zu soziologischen Stadt(teil)studien weist Lindner auch im folgenden Kapitel hin: Christel Bals' Studie „Halbstarke unter sich" (1962) bringt er in Verbindung mit William F. Whytes klassischer Studie „Street Corner Society" von 1943. Im Zusammenhang mit (englischsprachigen) „community studies" von Herbert J. Gans („The Urban Villagers", 1965) sowie Michael Young und Peter Willmotts („Family and Kinship in East London", 1957) verweist er auf Arbeiten über städtische Bergarbeitersiedlungen im Ruhrgebiet in den 1970er und 1980er Jahren, darunter eine Studie von ihm selbst und Heinrich Th. Breuer. Dabei wird kritisch vermerkt, dass diesen *community studies*, die sich kleinen, überschaubaren Einheiten innerhalb einer Stadt oder städtischer Gebiete zuwandten, „sozialromantische Züge" anhaften: „Die Ethnographen verstanden die Siedlungen als Solidaritätsenklaven und machten sie zu utopischen Vorboten einer Gesellschaft *als* Gemeinschaft." (S. 169) Eine romantische Attitüde ist bereits in Whytes Klassiker „Street Corner Society" zu erkennen, für den der Soziologe in das Feld eines italienischen Viertels im North End von Boston eintauchte. Die Untersuchung, in der Whyte „einen grundlegenden empirischen Beitrag zur Theorie der informellen Gruppe [leistet]" (S. 153), zeichnet einerseits der ethnographische Zugang durch teilnehmende Beobachtung und vor allem – damals noch eine Neuheit – die Offenlegung der Felderfahrungen und des ethnographischen Forschungs-

prozesses in einem eigenen, ab der zweiten Auflage angefügten Anhang aus. Andererseits hat sie den Radius einer „reformerischen" Soziologie, der es um die moralische Melioration unterprivilegierter Schichten geht, noch nicht ganz verlassen; indem Whyte das Viertel als „slum" bezeichnet, steckt er noch in der Denkweise und Terminologie der Stadtforschung des 19. Jahrhunderts. Erst mit Gans' „urban village" etabliert sich im stadtsoziologischen Diskurs ein neutralerer Begriff zur Bezeichnung für von MigrantInnen bewohnte Stadtteile.

Weiteren Überblick über – nun jüngere – Arbeiten aus dem Bereich der Stadtforschung verschafft das letzte Kapitel, „Black Ghetto: Zur Ethnographie innerstädtischer Apartheid". Anhand ausgewählter Beispiele – angefangen von Ulf Hannerz' „Soulside. Inquiries into Ghetto Culture and Community" (1969) über die Studien „Hustling and Other Hard Work" von Bettylou Valentines (1978) und „Slim's Table" von Mitchell Duneiers (1992) bis hin zu jüngsten Forschungen des französischen Soziologen Loïc Wacquant über einen Boxklub in der South Side von Chicago und Philippe Bourgois Arbeiten über die Drogendealer-Szene in einem puertoricanischen Viertel in New York – will Lindner „die wesentlichen Etappen" (S. 172) einer Ethnographie nachzeichnen, die sich dem amerikanischen „Ghetto" zuwendet. Dabei wird gleich eingangs auf die Problematik des Terminus „Ghetto" hingewiesen, der – seiner historischen Bedeutung aus europäischen Kontexten entledigt – allmählich weitgehend mit „Slum" gleichgesetzt wurde. „Mit dem ‚Ghetto'-Begriff findet die Slum-Perspektive auf innerstädtische Niedrigmieten-Wohngebiete in den 1960er Jahre [sic], nach einem kurzen ‚Community'-Intermezzo, wieder Einkehr in die Stadtforschung, mit einem entscheidenden Unterschied freilich: Ghettos sind ‚rassifizierte' Slums, das heißt, im nordamerikanischen Kontext wird unter ‚Ghetto' nahezu ausschließlich das städtische Wohngebiet von Afro-Amerikanern verstanden." Lindner stellt fest, dass einmal mehr die „radikale kulturelle Andersartigkeit" (S. 171), die in den Ghettos vermutet wird, Anstoß für ethnographisches Interesse an ihnen ist. Es entstehen abermals „romantische Schilderungen" (S. 181) (wie auch dramatisierende), die von einer Andersartigkeit des Lebens im Ghetto berichten und sie gerade dadurch auch produzieren. Diese Darstellungsweisen wurden von nachfolgenden ForscherInnen unter anderem dafür kritisiert, dass nur bestimmte Bevölkerungsgruppen repräsentiert würden (nämlich jene, deren Lebensweise als „exotisch" erscheint) und dass die Komplexität der ‚Ghetto'-Gesellschaft dadurch nicht zur Geltung komme, oder auch, dass die Ghetto-BewohnerInnen nach wie vor „in Termini des Defizitären und Devianten" (S. 188) analysiert würden.

Die Vorstellung exemplarischer Ethnographien zum „Ghetto" führt Lindner hin zu seinem abschließenden Kapitel, das unter der Überschrift „Die

Wiederkehr des Ethnographen" ein „Ausblick" sein will. Lindner streicht hier nicht nur noch einmal jene Kontinuität in der Geschichte der Stadtforschung heraus, die in dem exotistisch geprägten Interesse für die ‚dunklen', unbekannten Seiten der Stadt besteht, sondern stellt weitreichende Überlegungen über die Gründe für die „Renaissance der Ethnographie als Forschungs- und Darstellungsweise" nach der Krise der ethnographischen Repräsentation an. Es sei wieder „Kritik an dem mageren Bücherwissen zu vernehmen", die auch schon „junge brillante Harvard-Absolventen gegen Ende des 19. Jahrhunderts zum Journalismus als Erfahrungswelt stoßen ließ" – und Ethnographie biete sich an „als eine Forschungs- und Darstellungsweise, die den Wissenschaftler mit dem Leben versöhnt" (S. 209).

In seinen „Walks on the Wild Side" fusioniert Lindner weithin bekannte mit eher unbekannten Episoden der Geschichte der Stadtforschung. Dabei gelingt es ihm, Zusammenhänge herzustellen, auf immer wieder kehrende Denkfiguren aufmerksam zu machen, aber auch prägnant das jeweils Neue an exemplarischen Studien herauszustreichen. Die Einbeziehung breiter Kontexte in seine Darstellung der Stadtforschung hilft diese zu verstehen und macht einmal mehr deutlich, wie eng Wissenschaft mit Gesellschaft, Politik und Kultur verzahnt ist, und auch, welche Rolle oftmals biographische Einflüsse auf die Tätigkeit von ForscherInnen einnehmen. Schön auch, dass bereits der Untertitel darauf aufmerksam macht, dass der Band nicht *die* Geschichte der Stadtforschung wiedergibt, sondern eine unter vielen möglichen – diesfalls, auch wenn es der Titel nicht preisgibt, eine mit besonderem Blick auf *ethnographische* Stadtforschung.

Mit „Walks on the Wild Side" ist Lindner ein Buch gelungen, das zeigt, wie spannend Kulturwissenschaften und Wissenschaftsgeschichte sein können, auch ohne dabei ins Populistische zu geraten.

Tobias Schweiger

SCHWIBBE, Gudrun, Ira SPIEKER: *Bei Hempels auf dem Sofa. Auf der Suche nach dem deutschen Alltag.* Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft und Primus Verlag, 216 Seiten. Mit Beiträgen von Maria Baalmann, Martina Lüdicke und Susanne Ude-Koeller.

„Hier sieht es aus wie bei Hempels *unterm* Sofa", sagt man in Deutschland, wenn man andeuten möchte, daß es unordentlich zugeht – ein Ausspruch, der Lutz Röhrichs *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten* zufolge erst Anfang der 90er Jahre in Umlauf gekommen sein soll.[1] Gudrun Schwibbe

1 Bd. 2, Freiburg, Basel, Wien 1994, S. 698.

und Ira Spieker wollen demgegenüber wissen, wie es bei Hempels *auf* dem Sofa ausschaut, und laden die Leserin bzw. den Leser dazu ein, sich mit ihnen auf die Suche nach dem deutschen Alltag zu begeben und der Frage nachzugehen, was denn „typisch deutsch" sei. Das ist ein anspruchsvolles Anliegen, um das sich bereits die ältere Volkskunde, jedoch mit zwiespältigem Erfolg, gekümmert hat, ist es doch nicht einfach, geschichtlich gewachsene mentale Strukturen zu bestimmen und diese von Klischeevorstellungen abzugrenzen.

Die Frage nach spezifischen mentalen Strukturen ist daher historisch belastet. Früher sprach man vom „Volkscharakter" als einem statischen Gebilde, was gleichzeitig mit Wertungen verbunden war, da das Eigene und Althergebrachte positiv betrachtet wurde, während das Fremde und sich Wandelnde kritisch beäugt wurde. Dennoch existieren mentale Unterschiede; Wien ist anders als etwa München, Hamburg oder gar das Ruhrgebiet. Die im vorliegenden Buch gestellte Frage hat also Berechtigung, zumal es sich um eine Frage handelt, die in breiten Bevölkerungsschichten auf ein vitales Interesse stößt und mit heftigen Emotionen verbunden ist. Umso wichtiger ist es, wenn vonseiten der Wissenschaft seriöse Informationen geliefert werden.

Das Buch ist in acht Kapitel unterteilt, die sich mit verschiedenen Facetten des Alltags beschäftigen. Sie sind historisch untermauert und gehen auch auf unterschiedliche Entwicklungen in der BRD und DDR ein. Das erste Kapitel befasst sich mit Zeit und Pünktlichkeit (Schwibbe), das zweite mit Wohnen bzw. dem Leben in der Stadt und am Land (Spieker). Es folgen Kapitel über Formen des Zusammenlebens (Spieker), Umgangsformen (Schwibbe), Kleidung (Lüdicke), Hygiene und Schönheitsvorstellungen (Spieker), Ernährung (Baalmann) und die Beziehung zu den Gegenständen des Alltags, der Bedeutung von Dingen (Ude-Koeller).

Manche Urteile über „die Deutschen" werden bestätigt, andere nicht. Es werde großer Wert auf Pünktlichkeit gelegt und darauf, freie Zeit mit Aktivitäten zu füllen und für alles Termine zu machen (S. 26f). Der Hang zu Pünktlichkeit und Genauigkeit führe dazu, daß deutsche Produkte als solide, zuverlässig und praktisch bezeichnet würden (S. 181). – „Gemütlichkeit" gelte als typisch deutsches Wohngefühl; „dazu gehören Wärme, Behaglichkeit, Bequemlichkeit und das Wohlbefinden aller Sinne" (S. 51). Auch Ortsgebundenheit und mangelnde berufliche Mobilität werden als Merkmale der Deutschen genannt, was vor allem im Vergleich mit den USA deutlich werde (S. 58f). – Indes gebe es keine typisch deutsche Speise, sondern nur besondere regionale Gerichte, zumeist deftige Hausmannskost. Der angeblich enorme Sauerkrautverbrauch sei in Frankreich weitaus höher, und ein im Ausland als typisch deutsch geltendes Gericht, nämlich Schweinshaxe mit Sauerkraut, ist vorwiegend in Bayern verbreitet (S. 156–160).

Betrachten wir das Kapitel über Zeit und Pünktlichkeit (S. 13–35) etwas genauer. Es ist wie die anderen historisch angelegt und beginnt mit den zyklischen Zeitsystemen traditioneller Kulturen. Im Folgenden wird die Beschleunigung des Zeitempfindens im Gefolge der Standardisierung von Zeit sowie vor allem der Mechanisierung und Industrialisierung beschrieben. Das ist ein allgemeines Phänomen der Moderne, doch spezifisch deutsch sei der besondere Akzent, der gelegt werde: „Die längst verinnerlichte Forderung, Zeit sinnvoll zu verwenden – historisches Erbe der Aufklärung ebenso wie der protestantischen Arbeitsethik –, durchzieht den gesamten deutschen Alltag." (S. 26) An diesem Satz läßt sich die Problematik mentalitätsgeschichtlicher Zugänge recht klar illustrieren: Wie lassen sich regionale oder nationale Besonderheiten ausfindig machen in Anbetracht der Tatsache, dass relativ ähnliche Entwicklungslinien existieren, die mit der Gleichförmigkeit der Lebensbedingungen in den industrialisierten Gesellschaften zu tun haben? Beschleunigung der Lebensverhältnisse charakterisiert die Moderne im Allgemeinen, Aufklärung und protestantische Ethik machen das Besondere aus, schreibt Schwibbe. Das ist bis zu einem gewissen Grad eine berechtigte Perspektive, aber die Aufklärung prägte bzw. prägt auch das Leben in anderen Ländern, und ihr Gedankengut findet sich in sämtlichen Grundrechtskatalogen moderner westlicher Verfassungen. Umgekehrt kann man Deutschland nicht als protestantisches Land bezeichnen, denn es gibt ebenso viele Katholiken, etwa 25 Millionen an der Zahl.[1] Man müßte sich also fragen, worin das spezifisch deutsche Element der Aufklärung besteht, und man müßte belegen, daß der Protestantismus die deutsche Mentalität stärker beeinflußt hat als der Katholizismus. Und auch diese Aspekte könnte man noch weiter problematisieren und differenzieren, denn *Mentalität* ist immer ein ganzes Bündel aus unterschiedlichen Denk-, Empfindungs- und Verhaltensweisen. Ihre Besonderheit zeigt sich nicht in erster Linie daran, dass einzelne Aspekte völlig anders als anderswo vorhanden sind, sondern daran, dass die Teile des Ganzen ein spezifisches Gewichtungsverhältnis zueinander aufweisen.

Hilfreich sind Ländervergleiche, und das ist zum Teil auch geschehen. Die deutsche Küche wird mit der französischen verglichen, die Ortsgebundenheit der Deutschen wird der hohen Mobilität in den USA gegenübergestellt. Aber bereits an diesem Punkt könnte man wiederum einhaken und sich fragen, wie es in anderen europäischen Ländern ausschaut und ob die USA nicht eine Sonderstellung einnehmen. Ähnliches gilt für die „Gemütlichkeit" – ist sie ein vorwiegend deutsches Phänomen, oder sehnt man sich nach ihr nicht hauptsächlich dort, wo die klimatischen Verhältnisse ungünstiger

1 <http://www.destatis.de/basis/d/bevoe/bevoetab5.htm> (15.03.2006)

sind, also in Nordwest- und Nordeuropa? Rund ums Mittelmeer spielt sich das Leben jedenfalls weniger ausgeprägt hinter den eigenen vier Wänden ab.

Ich möchte aber nicht ungerecht sein oder Beckmesserei betreiben. Es gehören schon Mut und viel Arbeit dazu, sich an prägende mentale Strukturen einer ganzen Nation heranzuwagen. Diese präzise herauszuarbeiten und möglicherweise auch noch ausgedehnte Ländervergleiche anzustellen, wäre ein gewaltiges Forschungsfeld, möchte man nicht in Stereotypien abgleiten. Dass das sehr schwierig ist, zeigt sich indirekt daran, dass an einigen Stellen, etwa in den Kapiteln über Körperhygiene sowie die Bedeutung der Dinge, kaum etwas spezifisch Deutsches erwähnt wird, sondern primär allgemeine Entwicklungslinien der Moderne skizziert werden. Und dennoch ist es einen Versuch wert – nicht nur, weil die Volkskunde dafür primär zuständig ist, sondern auch, weil ein Bedürfnis danach in breiten Schichten der Bevölkerung existiert. Dem kommt das Buch entgegen, denn es ist allgemein verständlich geschrieben und wandelt auf dem schmalen Grad zwischen Sachbuch und wissenschaftlichem Werk (ein Literaturverzeichnis ist vorhanden, allerdings fehlen Fußnoten). Für Laien ist es eine Fundgrube, denn sie lernen, daß heutige Selbstverständlichkeiten gar nicht selbstverständlich sind, sondern sich in historischen Prozessen allmählich entwickelt haben. Und der Fachmann bzw. die Fachfrau werden daran erinnert, dass einem scheinbar „verstaubten" Thema neues Leben eingehaucht werden kann.

Was – aus zugegebenermaßen österreichischer Sicht – allerdings ein wenig stärker hätte thematisiert werden können, ist die in der Einleitung erwähnte Neigung der Deutschen zur Direktheit sowie der Wunsch, alles reglementieren zu wollen (S. 10). Das sind Eigenschaften, die hierzulande, vor allem im Osten der Republik, immer wieder Verwunderung hervorrufen und Anlass für Missverständnisse geben. Aber um dem genauer nachzugehen, müsste man sich wahrscheinlich nicht nur *auf*, sondern auch *unter* Hempels Sofa genauer umschauen.

Bernd Rieken

BRAUN, Annegret: *Frauenalltag und Emanzipation. Der Frauenfunk des Bayerischen Rundfunks in kulturwissenschaftlicher Perspektive (1945–1968).* (= Münchner Beiträge zur Volkskunde Band 34). Münster/New York/München/Berlin, Waxmann Verlag, 2005, 378 S., 4 s/w Abb.

Die neueste Veröffentlichung in der „Gelben Reihe" der Münchner Beiträge zur Volkskunde behandelt nur auf den ersten Blick ein regionales Themenfeld. Die Studie von Annegret Braun zum Frauenfunk des Bayerischen

Rundfunks in den Nachkriegsjahrzehnten versteht sich durchaus als Beitrag zur aktuellen Debatte um Familienpolitik und die Vereinbarkeit von Beruf und Kind.

In ihrer Dissertation untersucht die Autorin den Frauenalltag und die emanzipatorischen Entwicklungen zwischen 1945 bis 1968 anhand deren medialer Repräsentation. Ausgehend von Sendeprotokollen, Hörerbriefen und weiteren schriftlichen Quellen des sogenannten Frauenfunks im Bayerischen Rundfunk, gelingt es ihr anschaulich sowohl die gesellschaftlichen Diskurse zu Frauenfragen als auch die konkreten Alltagsprobleme der Frauen nachzuzeichnen. Das gewählte Quellenmaterial eignet sich dafür im besonderen Maße, da der Frauenfunk in enger Rückbindung mit seiner Zuhörerschaft stand. Seine Sendereihen wurden dabei auch und gerade von männlichen Hörern diskutiert, sodass auch deren Perspektiven in die Betrachtung einfließen können.

Der Frauenfunk und seine Mitarbeiterinnen verstanden sich selbst als frauenpolitisch und als aufklärerisches Sprachrohr für die Hörerinnen. Aber die Journalistinnen und Autorinnen des Frauenfunks versuchten auch ihre Hörerinnen in ihrer ganz konkreten Alltagsbewältigung zu unterstützen. So ergibt sich aus der Analyse der Programminhalte ein durchaus ambivalentes Bild, in dem sich die vielfältigen Lebenswelten von Frauen der Nachkriegszeit spiegeln.

Die Autorin benennt ihre Herangehensweise als Analyse des „Nicht-Dominanten" in der Geschichte (S. 13f). Sie kann so auf anschauliche Weise zeigen, dass es neben dem gesellschaftlichen Leitbild der Vollzeit-Hausfrau, noch viele andere Lebensentwürfe von Frauen gab, in denen sich durchaus emanzipatorische Ansätze erkennen lassen. In der Verwendung des „anderen Blicks", also aus der Perspektive von Journalistinnen, die für Frauen schreiben und senden (und über Frauen forschen) gelingt Annegret Braun ein wirklichkeitsnaher Zugriff auf historische Frauenalltage.

Diese Arbeit versteht sich als Synthese von Frauen-, Medien- und Alltaggeschichte. Mit ihrer Untersuchung greift die Verfasserin vorliegende Desiderate in der bisher noch wenig bearbeiteten Nachkriegszeit auf und versucht diese Lücken für die Volkskunde zu füllen. Ihr geht es nicht darum, methodisch und theoretisch orientierte, neue Forschungsansätze zu liefern, sondern um einen komplexen Beitrag zur historischen Alltagsgeschichte, der Mensch und Gesellschaft im Sinne einer „dichten Beschreibung" aufeinander bezieht.

„Frauenalltag und Emanzipation" beginnt mit einem gut recherchierten Abriss der Geschichte des Frauenfunks im Bayerischen Rundfunks. Ein besonderer Schwerpunkt wird dabei auf das Verhältnis zur Hörerschaft sowie auf die Jounalistinnen-Persönlichkeiten der „ersten Stunde" gelegt, da diese in hohem Maße bestimmend für Programm und Inhalte waren.

Ihren Untersuchungsraum untergliedert die Autorin nach Dezennien: Die 1940er Jahre stehen als „Phase der Neuorientierung", in der Frauen in den Wirren der direkten Nachkriegszeit meist alleine mit der Alltagsbewältigung ihrer Familien waren. Die 50er Jahre bezeichnet Annegret Braun als „Phase der Normalisierung", in der die Frauen im beginnenden „Wirtschaftswunder" wieder in die Rolle als „Nur-Hausfrau" zurückgedrängt werden. In der „Phase des neuen Selbstverständnisses", begannen in den 1960er Jahren alte Rollenbilder auch motiviert durch den Arbeitskräftemangel aufzubrechen. Für jeden Zeitabschnitt werden von der Autorin relevante Themenkomplexe aus dem Sendematerial ausgewählt und unter drei Kategorien – Familie, Konsum und Beruf – subsumiert.

Eine kurze Darstellung der dominanten gesellschaftlichen und politischen Diskurse zu Frauen- und Familienfragen eröffnet die einzelnen Untersuchungszeiträume und ermöglicht es, Vergleiche zwischen den vorherrschenden Leitbildern, der politischen Entwicklung und den alltagsnahen Themen des Frauenfunks zu ziehen.

Annegret Braun widerlegt mit dieser Arbeit, den in der Forschung häufig behaupteten emanzipatorischen Stillstand in den 1950er Jahren. Ihr erklärtes Anliegen ist es, einen Beitrag zu leisten, der die „Restaurierungsthese der traditionellen Frauenrolle" in der Nachkriegszeit hinterfragt. Leider versäumt es die Verfasserin dabei weitgehend, die Entstehung und Ausprägung dieser Leitbilder in der national-sozialistischen Ideologie zu verorten und die Persistenz dieser Rollenbilder aufzuzeigen.

Dennoch kommt Annegret Braun der konkreten Lebenswirklichkeit der Nachkriegsfrauen dank ihres Herangehens und der Analyse ihrer Quellen sehr nahe. Sorgen, Bewältigungsstrategien sowie Forderungen und Wünsche der Frauen an die Gesellschaft beschreibt sie einfühlsam und doch kritisch. Die einzelnen Fallbeispiele werden dabei immer auch an die historischen Rahmenbedingungen zurückgebunden, was den Lesern nicht nur einen Zugang zu den jeweiligen Alltagen eröffnet, sondern auch das Erkennen von Unterströmungen zu dominierenden Leitwerten ermöglicht. Annegret Braun gelingt es durch die Auswahl ihrer Beispiele, dieses Nebeneinander aufzuzeigen, da sich gerade im frauenpolitisch, engagierten Frauenfunk verschiedene Selbstentwürfe und Rollenbilder von Frauen artikulieren konnten. Diese emanzipatorischen Entwicklungen zu beschreiben, nicht nur auf politischer und rechtlicher Ebene – wie das in zwei Exkursen zur Gleichberechtigungsgesetzgebung geschieht – sondern die konkreten Auswirkungen für den Alltag der Frauen nachzuzeichnen, ist die große Stärke dieses Buches.

Annegret Brauns sorgsamer und klarer Umgang mit den Quellen ermöglicht einen neuen Blick auf eine historische Alltagswirklichkeit, die der

jüngeren Generation fern erscheint. Gerade auch deshalb verweist sie von den ausgewählten Beispielen immer wieder in die Gegenwart und fragt explizit nach Parallelitäten und Kongruenzen. Der rechtliche Kampf um die Gleichberechtigung, das wird beim Lesen dieses Buches klar, ist seit nicht langer Zeit gewonnen. Gelebte Emanzipation ist immer noch das ständige Aushandeln von Kompromissen im Alltag.

Diese Arbeit liefert somit wichtige Ansätze und Denkanstösse zu aktuellen Debatten. Familie wird in Zukunft – so Annegret Brauns These – nur funktionieren, wenn Männer und Frauen gleichberechtigt sich Aufgabenbereiche teilen können. Wie den damaligen Frauenfunk-Mitarbeiterinnen geht es der Autorin nicht darum, Emanzipation als normativen Wert einzufordern, sondern darum, Frauen das Recht zu zugestehen, ihre eigenen Vorstellungen von selbstbestimmtem Leben zu verwirklichen. Ein wichtiges Ergebnis dieser Forschung stellt die Erkenntnis dar, dass diese Forderung bereits in der Nachkriegszeit bestand, öffentlich diskutiert wurde und auch Versuche unternommen wurden, diese verschiedenen Lebens-und Arbeitsmodelle umzusetzen. Ob Frauen sich bewusst der Rolle von Mutter und Hausfrau widmen, Beruf und Familie verbinden oder aber kinderlos bleiben wollen, darf kein gesellschaftliches Paradigma darstellen, sondern ist Entscheidung jeder Einzelnen. Gesellschaft und Politik sollten lediglich die Vorraussetzungen dafür bieten, diese unterschiedlichen Lebensentwürfe im Alltag leben zu können.

Annegret Brauns Studie zeigt somit nicht nur einen beispielhaften Ansatz zur Alltagsgeschichtsschreibung von Frauen in der Nachkriegszeit auf, sondern gibt auch wichtige Argumente gegen die aktuellen Versuche, Frauen auf traditionelle Rollen als Hüterinnen der Familie und Gebärerinnen von Kindern für eine augenscheinlich aussterbende Nation zu reduzieren.

Daniella Seidl

HAID, Oliver: *Untermaiser Schützengeschichte. Zwei Jahrhunderte Kulturpflege zwischen Dorfgemeinschaft und Vorstadt.* Mit einem Nachdruck der Broschüre „Der Tiroler Held Blasius Trogmann" von Anton Kofler (1908). Schützenkompanie Blasius Trogmann, Meran 2003, 118 Seiten, 32 Abb.

Das Schützenwesen besitzt in Tirol einen hohen politischen und kulturellen Stellenwert. Besonders in Südtirol, wo die Schützenkompanien nach der Eingliederung nach Italien verboten waren und erst 1959 als Formation – aber noch ohne Gewehre – wieder erlaubt wurden, spielen sie für die

Identität des Landes eine wichtige Rolle. Die Arbeit von Oliver Haid liefert dazu ein lokales Fallbeispiel, das zeigt, wie sehr sich in der von vielen Brüchen und Neugründungen geprägten Geschichte des Schützenwesens in Untermais die allgemeine Geschichte widerspiegelt, gleichzeitig aber auch, wie sich eine lokale Schützenkompanie ihre eigene Geschichte konstruiert.

Oliver Haid wählt für seine Darstellung einen Ansatz, in dem die Entwicklung des Schützenwesens von Untermais vor dem Hintergrund des Strukturwandels vom rein agrarischen Dorf zum urbanen Ortsteil von Meran mit stark industriellem Anteil und hoher nichtagrarischer Bevölkerung zu sehen ist. Er möchte „Kulturpflege nicht aus sich selbst heraus, sondern im Kontext gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen" verstanden wissen. „Denn es besteht ein grundlegender Unterschied zwischen einem Schützenaufmarsch in historischer Kleidung und mit historischen Waffen zu Ehren eines hochadeligen Kurgastes um 1900 und einem Aufmarsch gleicher Aufmachung im Dienste lokaler Identitätsbildung, jedoch im Zeitalter des globalen Tourismus, des Internets und der digitalen Photographie. Kulturpflege meint hier jeweils etwas anderes, zwar mit gleichen Symbolen und Ritualen, aber mit anderen Aussagen, für andere Adressaten und mit anderen Bedeutungen." (S. 8)

Sosehr diese Feststellung zu unterstreichen ist, unterlässt es der Autor allerdings, einen eingehenden Befund der politischen Absichten zu geben, die hinter dieser zweihundertjährigen Kulturpflege stecken. Denn was bedeutet Kulturpflege: Klingt das nicht zu harmlos, wenn es um das Gedächtnis an kriegerische Aufstände und um die Errichtung von patriotischen Denkmälern geht? Finden sich unter den Mitgliedern der jüngsten Vereinsepoche nicht prominente Teilnehmer an der Südtiroler „Bombennacht", und worin bestanden die – nicht näher ausgeführten – unterschiedlichen politischen Auffassungen im Verein, die zu Rücktritten „aus Gesundheitsgründen" und zum Wechsel in der Vereinsleitung führten? Auffallend ist, dass die sogenannten „Neuner-Jahre" in der Geschichte des Schützenwesens von Untermais stets eine einschneidende Rolle spielen. 1909 kommt es zur Errichtung eines Denkmals durch die Reservistenkolonne und 1959 zur Neugründung der Schützenkompanie. Besonders die Planung und Errichtung eines Standbildes für den „Tiroler Helden Blasius Trogmann" gerät zu einem zentralen Ereignis für den Ort, mit dem die Schützen von Mais anlässlich des Zentenariums der Schlacht am Berg Isel einen der ihren zum Idol erheben.

In einer Gedenkschrift des Jahres 1908, die in dem Buch von Haid wiederabgedruckt ist, liest man, dass Blasius Trogmann bereits als Sechszehnjähriger 1797 im Aufgebot der Untermaiser als Kundschafter unterwegs war. 1809 stand er an der Spitze der Untermaiser Landesschützen im Kampf gegen die Franzosen. In dieser Funktion beauftragte ihn Andreas Hofer als

Gesandten, um eine Verbindung zu Erzherzog Johann herzustellen. Später stellte er sich – wie in der Gedenkschrift nachzulesen ist – den Franzosen entgegen, als diese für ihre erlittenen Niederlagen im Dorf Mais auf grausame Weise Vergeltung übten. Trogmann, der durch seinen Kriegseinsatz um Hab und Gut gekommen war, erhielt von Kaiser Ferdinand wegen seiner Verdienste 1841 eine „mittlere" goldene Medaille und eine Gnadengabe von 100 fl. im Jahr verliehen. Als er im Jahr darauf die Pförtnerstelle im Stammschloss Tirol gegen ein Jahresgehalt von 200 fl. erhielt, wurde die Gnadengabe allerdings wieder gestrichen. Blasius Trogmann, der stets in seiner Burggräfler Tracht mit dem breiten Scheibenhut seinen Dienst versah, wuchs in der Funktion des Kastellan zu einer markanten Gestalt. Mit der Errichtung eines Standbildes im Zentrum des Ortes sollte aber wohl nicht nur die Erinnerung an den 1865 Verstorbenen „aufgefrischt" werden, sondern es sollte damit in der Öffentlichkeit ein Bekenntnis für „Gott, Kaiser und Vaterland" demonstriert werden. 1925 wurde das Denkmal, das den zahlreich in Mais zugezogenen Italienern natürlich ein Dorn im Auge war, allerdings von seinem Sockel gestürzt, ehe es 50 Jahre später, über Betreiben der Schützenkompanie Untermais 1975 neuerlich aufgestellt wurde. Den Torso hatte man in Rovereto im Kriegsmuseum gefunden, das jedoch eine Herausgabe verweigerte, weshalb an Hand eines Fotos ein Nachguss angefertigt wurde. Inzwischen war, wie es im Geleitwort zur Arbeit von Haid heißt, die direkte Erinnerung an diesen großen Maiser Sohn jedoch völlig verloren gegangen, und es gab viele Mitbürger vor Ort und im Lande, die mit der Person Blasius Trogmann kaum etwas verbinden konnten. Die Wiedererrichtung des Standbildes zeugt somit von einem starken politischen Durchsetzungsvermögen (Von ihrer Anzahl stellen die Schützen eine verschwindende Minderheit dar, doch besitzen sie innerhalb der Gesellschaft politisches Gewicht und Ansehen). Das eherne Standbild gerät so zum Symbol für den Mythos vom heldenhaften Tiroler Schützen. Es bildet gewissermaßen die Klammer für die unterschiedlichen Erscheinungsweisen der Schützen in Untermais.

Und wie man mit dem Standbild die an ihm haftenden Geschichtsbilder samt den heimattreuen Gefühlen wieder aus der Versenkung zu heben trachtete, so holte man auch die alten Schützenrequisiten, die man nach der zwangsweisen Auflösung 1919 dem Museum in Meran zur Aufbewahrung übergeben hatte, wieder aus dem Depot. Es waren das die von „höchsten Herrschaften" an die 1898 gegründete Reservistenkolonne und den im Jahr 1908 gegründeten Veteranen- und Kriegerverein gespendeten Schärpen, Fahnen und Bänder. Diese Utensilien verkörpern das geistige Erbe und eine scheinbar ungebrochene Tradition des Schützenwesens.

Die Untermaiser Schützenkompanie führt ihre Tradition – und Oliver Haid folgt dieser Auffassung – auf den sogenannten „Maiser Rummel"

zurück, einem rebellischen Aufruhr der Schützen gegen die Obrigkeit im Jahr 1762, und sie beruft sich natürlich auf die „Heldentaten" des Jahres 1809. Im Bewusstsein dieser Tradition erfolgen nun alle weiteren Auftritte von Schützen aus (Unter)Mais, sei es bei Prozessionen und Erbhuldigungen oder in Form der Reservistenkolonne, des Veteranen- und Kriegervereins zu Beginn des 20. Jahrhunderts beziehungsweise der Schützenkompanie ab 1959. Diese Traditionslinie darf aber nicht darüber hinweg täuschen, dass es sich jeweils um unterschiedliche Schützenformationen handelt. Die Reservistenkolonne und die Schützenkompanie sind nämlich keine direkten Nachfolger der Standschützen und diese wiederum nicht mit den Schützen des sogenannten Aufgebots im Landsturm, später auch als Miliz bezeichnet, zu vergleichen. Zur Teilnahme am Landsturm waren die Bürger und Bauern im Kriegsfall verpflichtet. Stärke und Organisation wurden in den Aufzugsordnungen beziehungsweise in den Landlibellen geregelt, die von den Landesfürsten im 16. und 17. Jahrhundert erlassen wurden. Bürger und Bauern entzogen sich jedoch in der Regel dieser Verpflichtung, indem sie Ersatz stellten. Sie selbst schlossen sich in eigenen, freiwilligen Wehrverbänden zusammen, um bei Gefahr zur Verteidigung des Landes an die Grenzen zu ziehen. Ihr heldenhafter Einsatz bei der Schlacht um die Brücke von Pontlatz 1703 und ein Jahrhundert später am Berg Isel begründete den legendären Ruf der Tiroler Schützen.

Es sei hier noch erwähnt, dass es seit dem Spätmittelalter in den Tiroler Städten auch bürgerliche Schützengesellschaften gab, die das Schießen mit der Armbrust und später mit dem „Stutzen" als „ritterliche Kurzweil", also als Freizeitsport, übten, worauf Haid nur am Rande eingeht. Hinter dem Begriff des Tiroler Schützen verbergen sich demnach eine Reihe unterschiedlicher Zielsetzungen und Organisationsformen, die oft nebeneinander existieren und nicht scharf zu trennen sind. Diese Vielfalt lässt sich auf drei Kernbereiche reduzieren: auf einen militärischen, auf einen sportlichen und auf einen repräsentativen (also paramilitärischen).

Oliver Haid gibt mit seiner Arbeit jedenfalls einen interessanten Einblick in die wechselhafte Geschichte des Schützenwesens von Untermais, er beleuchtet seine gesellschaftspolitische Rolle und sein kulturpolitisches und soziales Wirken. Das Buch, das sich ein besseres Lektorat verdient hätte (so heißt z.B. der Herausgeber des Kongressbandes der Volkskundetagung von Trier nicht Dietmar sondern Günther Wiegelmann), liefert darüber hinaus aber auch einen wichtigen Beitrag zur allgemeinen Geschichte des Schützenwesens in Südtirol.

Franz Grieshofer

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LX/109, Wien 2006, 235–242*

Eingelangte Literatur: Frühjahr 2006

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Anna Susanne (Hg.), Generation Mode. Expedition zu den Modeschulen der Welt./Expedition to the fashion schools of the world. (= Schriftenreihe Stadtmuseum) Ostfildern-Ruit, Hatje Cantz, 2006. 231 S., zahlr. Ill.

Hiltraud Ast, Sägemühlen in der Niederösterreichischen Waldmark. Eine Wanderung entlang der Bäche am Fuße des Schneeberges. Gutenstein, Gesellschaft d. Freunde Gutensteins, o.J. 304 S., zahlr. Ill., f. Darst., Kt.

Aster Petra, Das Austraghaus des Steger- oder Wörndlgutes aus Thalgau/Unterdorf. Eine hauskundliche und historische Untersuchung. (= Veröffentlichungen d. Salzburger Freilichtmuseums, Bd. 9) Großgmain, Eigenverl. d. Salzburger Freilichtmuseums, 2006. 29 S., Ill.

Baalmann Maria, Zwischen Nähe und Distanz. Arbeit und Leben südniedersächsischer Gutsarbeiter im 19. Jahrhundert. (= Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen, Bd. 22; Schriftenreihe der Volkskundlichen Kommission für Niedersachsen e.V., Bd. 21) Göttingen, Schmerse, 2006. 296 S., Ill., graf. Darst., Kt.

Bartl Anna, u.a. (Hg.), Der „Liber illuministarum" aus Kloster Tegernsee. Edition, Übersetzung und Kommentar der kunsttechnologischen Rezepte. (= Veröffentlichung des Instituts für Kunsttechnik und Konservierung im Germanischen Nationalmuseum, Bd. 8) Stuttgart, Franz Steiner, 2005. 833 S.

Beaufort-Spontin Christian, Matthias Pfaffenbichler, Meisterwerke der Hofjagd- und Rüstkammer. (= Kurzführer durch das Kunsthistorische Museum, Bd. 3) Wien u.a., Kunsthistorisches Museum u.a., 2005. 271 S., zahlr. Ill.

Berendt Elzbieta (Red.), Sztuka drewna. Meblarstwo i snycerstwo ludowe na Dolnym Slasku. Wroclaw, Muzeum Narodowe, 2005. 351 S., zahlr. Ill.

Bischoff Cäcilia, Meisterwerke der Gemäldegalerie. (= Kurzführer durch das Kunsthistorische Museum, 5) Wien u.a., Kunsthistorisches Museum u.a., 2006. 246 S., zahlr. Ill.

Braun Annegret, Frauenalltag und Emanzipation. Der Frauenfunk des Bayerischen Rundfunks in kulturwissenschaftlicher Perspektive (1945–1968). Münster u.a., Waxmann, 2005. 378 S., Ill.

Bockhorn Olaf, Margot Schindler, Christian Stadelmann (Hg.), Alltagskulturen. Forschungen und Dokumentationen zu österreichischen Alltagen seit 1945. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 2004 in Sankt Pölten. (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, N.S., Bd. 19). Wien, Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 2006. 230 S., Ill. (Inhalt: **Konrad Köstlin**, Der Alltag als Thema der Europäischen Ethnologie. 19–33; **Dieter Kramer**, Lokaler Alltag und globale Probleme. Die Wissenschaft von der Kultur des Alltags der Vielen und die Politik. 35–59; **Thomas Northoff**, Alltage in Graffiti. 61–72; **Helga Maria Wolf**, Esoterik als neue „Volksfrömmigkeit"? 73–89; **Bernhard Tschofen**, Vom Alltag. Schicksale des Selbstverständlichen in der Europäischen Ethnologie. 91–102; **Gerlinde Malli**, Alltagsbefindlichkeiten. Über die Auswirkungen der politischen Verformungen auf das ganz alltägliche Leben. 103–111; **Hermann Steininger**, Alltagskultur-Forschungen in Niederösterreich. Forschungsgeschichtliche und thematische Schwerpunkte des Alltags nach 1945. 113–129; **Editha Hörandner**, Vom Umbruch bis zum Staatsvertrag. Alltagsbewältigung 1945 bis 1955 in der Steiermark. 131–144; **Ingo Schneider, Karl C. Berger**, Alltag und Sport. Einige Überlegungen zu deren wechselseitigem Verhältnis. 145–161; **Herlinde Menardi**, Tiroler Alltage in den 50er Jahren. 163–173; **Burkhard Pöttler**, Alltagsdinge. Umgang mit Sachen seit 1945. 175–196; **Christiane Thenius**, Schätze aus der Hosentasche. Dokumentation von Alltagskultur von Kindern. 199–200; **Friedrich Ehn**, Das Motorrad im Alltag von 1945 bis 1955. 201–205; **Hiltraud Ast**, Waldarbeit im Wandel. 207–215; **Elisabeth Schiffkorn**, Schmuggeln: Vom „Nebenerwerb" zur Tourismusattraktion. 217–224)

Bundi Madlaina (Hg.), Erhalten und Gestalten. 100 Jahre Schweizer Heimatschutz. Baden, hier + jetzt, 2005. 160 S., zahlr. Ill., Kt.

Carlen Louis (Hg.), Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde. Zürich u.a., Schulthess, 2005. 312 S., Ill.

Classen Albrecht, Der Liebes- und Ehediskurs vom hohen Mittelalter bis zum frühen 17. Jahrhundert. (= Volksliedstudien, Bd. 5) Münster u.a., Waxmann, 2005. 378 S.

Conzett Silvia, Bergdorf Hinterrhein. Erlebt, erinnert, erzählt. Herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde und dem Verein für Bündner Kulturforschung, Baden, hier + jetzt, 2005. 141 S., zahlr. Ill.

Costea, Ionut, Solam virtutem et nomen bonum. Nobilitate, etnie, regionalism in Transilvania Princiara (sec. XVII). Cluj-Napoca, Argonaut, 2005. 310 S.

Dirninger Christian, u.a. (Hg.), Die Sparkassen. Verantwortung für Wirtschaft und Gesellschaft. 100 Jahre Sparkasse Verband Österreich. Wien, Österr. Sparkassenverb., 2005. 304 S., Ill., graf. Darst., 1 CD-ROM.

Dobler Gregor, Bedürfnisse und der Umgang mit Dingen. Eine historische Ethnographie der Ile d'Ouessant, Bretagne, 1800–2000. Berlin, Reimer, 2004. 517 S.

Döring Alois, Rheinische Bräuche durch das Jahr. Köln, Greven, 2006. 440 S., Ill.

Dragolea Mihai, Colectia de Mirari. Cluj-Napoca, Editura LIMES, 2005. 164 S.

Grießmair Hans, Hans Salcher, Hans Karl Peterlini, Der Zaun. Innsbruck u.a., Haymon, 2005. 81 S., zahlr. Ill.

Ehalt Hubert Christian (Hg.), Schlaraffenland? Europa neu denken. Auf der Suche nach einer neuen Identität für den alten Kontinent. (= Bibliothek urbaner Kultur, Bd. 1) Weitra, Bibliothek d. Provinz, 2004. 247 S.

Engelhardt Dietrich von, Rainer Wild (Hg.), Geschmackskulturen. Vom Dialog der Sinne beim Essen und Trinken. Frankfurt am Main u.a., Campus, 2005. 284 S.

Fayet Roger (Hg.), Im Land der Dinge. Museologische Erkundungen. (= Interdisziplinäre Schriftenreihe des Museums zu Allerheiligen Schaffhausen, Bd. 1) Baden u.a., hier + jetzt u.a., 2005. 264 S., zahlr. Ill.

Fenske Michaela, Tatjana Eggeling (Hg.), Geschlecht und Ökonomie. Beiträge der 10. Arbeitstagung der Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Göttingen 2004. (= Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen, Bd. 21; Schriftenreihe der Volkskundlichen Kommission für Niedersachsen e.V., Bd. 20) Göttingen, Schmerse, 2005. 193 S., Ill.

Fischer Michael, Rebecca Schmidt, „Mein Testament soll seyn am End". Sterbe- und Begräbnislieder zwischen 1500 und 2000. (= Volksliedstudien, Bd. 6) Münster u.a., Waxmann, 2005. 305 S.

Fruhstorfer Rosmarie, Armut auf dem Land. Eine volkskundliche Untersuchung zu Aspach im Innviertel des 19. Jahrhunderts. Aspach, Edition Innsalz, 2006. 329 S., graf. Darst.

Gauß Karl-Markus, Wirtshausgespräche in der Erweiterungszone. Mit Photos von Kurt Kaindl. Wien u.a., Müller, 2005. 88 S., zahlr. Ill., 1 Audio-CD.

Gélis Jacques, Les enfants des limbes. Mort-nés et parents dans l'Europe chrétienne. Paris, Audibert, 2006. 396 S., Ill., Kt.

Gockerell Nina, Krippen im Bayerischen Nationalmuseum. (= Kataloge des Bayerischen Nationalmuseums, Neue Folge, Band 1) München, Hirmer, 2005. 382 S., zahlr. Ill.

Grieshofer Franz, Der Weg als Ziel. Ausgewählte Schriften zur Volkskunde (1975–2005). Festgabe zum fünfundsechzigsten Geburtstag. Herausgegeben von Margot Schindler (= Sonderschriften des Vereines für Volkskunde in Wien, Bd. 5) Wien, Verein f. Volkskunde, 2006. 463 S.

Großschädl Andrea, Der Neumannhof aus Göriach im Salzburger Freilichtmuseum. (= Veröffentlichungen des Salzburger Freilichtmuseums, Bd. 10) Großgmain, Eigenverl d. Salzburger Freilichtmuseums, 2006. 37 S.

Heinzel Friederike (Hg.), Methoden der Kindheitsforschung. Ein Überblick über Forschungszugänge zur kindlichen Perspektive. (= Kindheiten, Bd. 18) Weinheim, Juventa Verl., 2000. 357 S., Ill.

Hopfner Rudolf, Meisterwerke der Sammlung alter Musikinstrumente. (= Kurzführer durch das Kunsthistorische Museum, Bd. 1) Wien u.a., Kunsthistorisches Museum u.a., 2004. 175 S., zahlr. Ill.

Hugger Paul (Hg.), China in der Schweiz. Zwei Kulturen im Kontakt. Zürich, Offizin, 2005. 255 S., Ill.

Karner Stefan, Gottfried Stangler (Hg.), „Österreich ist frei!" Der Österreichische Staatsvertrag 1955. (= Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums, Bd. 457) Wien u.a., Berger, 2005. 461 S., Ill., graf. Darst.

Kirchberg Volker, Gesellschaftliche Funktionen von Museen. Makro-, meso- und mikrosoziologische Perspektiven.(= Berliner Schriften zur Museumskunde Bd. 20) Wiesbaden, Verl. f. Sozialwiss., 2005. 394 S., zahlr. graf. Darst.

Klauda Manfred, Erstes Osterhasen-Museum der Welt. München, Klauda, o.J. 23 S., Ill.

Koresaar Ene, Elu ideoloogiad. Kollektiivne mälu ja autobiograafiline minevikutolgendus eestlaste elulugudes. (= Eesti Rahva Muuseumi, Sari 6) Tartu, Eesti rahva muuseum, 2005. 239 S., Ill.

Korff Gottfried (Hg.), Alliierte im Himmel. Populare Religiosität und Kriegserfahrung. (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 99) Tübingen, Tübinger Vereinigung f. Volkskunde, 2006. 397 S., Ill.

Knittler Herbert, Bauen in der Kleinstadt. Die Baurechnungen der Stadt Weitra von 1431, 1501–09 und 1526. (= Medium aevum quotidianum, Sonderbd. 15) Krems, Medium Aevum Quotidianum – Gesellschaft zur Erforschung d. materiellen Kultur d. Mittelalters, 2005. 173 S.

Kohlmayer Annegret (Hg.), Die vielen Gesichter Österreichs./The many faces of Austria. Wien, Christian Brandstätter, 2004. 300 S., zahlr. Ill.

Kryza-Gersch Claudia (Red.), Hauptwerke der Weltlichen Schatzkammer. (= Kurzführer durch das Kunsthistorische Museum, Bd. 2) Wien u.a., Kunsthistorisches Museum u.a., 2005. 206 S., zahlr. Ill.

Kurz Hugo, Blut – ein ganz besondrer Saft. Basel, Anatomisches Museum Basel, 2004. 75 S., zahlr. Ill.

Kürzeder Christoph, Als die Dinge heilig waren. Gelebte Frömmigkeit im Zeitalter des Barock. Regensburg, Schnell + Steiner, 2005. 207 S., Ill.

Leitner Carola, Kurt Hamtil (Red.), Leopoldstadt. Wiens 2. Bezirk in alten Fotografien. Donaukanal, Karmelitermarkt, Augarten, Prater, Donau, Praterstraße. Wien, Ueberreuter, 2006. 94 S., zahlr. Ill.

Leitner Carola, Kurt Hamtil (Red.), Alsergrund. Wiens 9. Bezirk in alten Fotografien. Wien, Ueberreuter, 2006. 94 S., zahlr. Ill.

Lukács László, Ambrus Lajos, L. Simon László, Édes szőlő, tüzes bor. A Velencei-tó környékének szőlő – és borkultúrája/Süße Weintraube, feuriger Wein. Die Trauben- und Weinkultur der Gegend um den Velencer See. Budapest u.a., Ráció Kiadó u.a., 2005. 263 S., zahlr. Ill., Kt.

Marga Andrei, Filosofie si teologie astazi./Philosophy and theology today./Philosophie und Theologie heute. Cluj-Napoca, Editura Fundatiei pentru Studii Europene, 2005. 249 S.

Marschik Matthias, Massen Mentalitäten Männlichkeit. Fussballkulturen in Wien. (= Enzyklopädie des Wiener Wissens, Bd. 1) Weitra, Bibliothek d. Provinz, 2004. 158 S.

Marschik Matthias (Hg.), Das Stadion. Geschichte, Architektur, Politik, Ökonomie. Wien, Turia + Kant, 2005. 447 S., zahlr. Ill., gf. Darst., Kt., Notenbeisp.

Marušic Branko, Pregled politicne zgodovine Slovencev na Goriškem 1848–1899. Nova Gorica, Goriški muzej, 2005. 367 S., Ill.

Mielke Heinz-Peter, Herzlich willkommen auf unserer Milchstrasse. Auf der Wanderung durch die Kulturgeschichte der Milch. (= Schriftenreihe des Museumsvereins Dorenburg e.V., Bd. 55; Beiträge zur Milchwirtschaft, Bd. 3) Grefrath u.a., Museumsverein Dorenburg u.a., 2005. 99 S., zahlr. Ill., graf. Darst., Kt.

Mittermüller Franz, Das Rauchhaus Eder aus Köstendorf/Helming. Eine kulturgeschichtliche Besonderheit des Salzburger Flachgaues. (= Veröffentlichungen des Salzburger Freilichtmuseums, Bd. 8) Großgmain, Eigenverl d. Salzburger Freilichtmuseums, 2006. 36 S.

Moser Johannes, Lars Rehbehn, Sibylle Scholz (Hg.), Mit großer Freude greif ich zur Feder. Autobiographische und biographische Zeugnisse sächsischer Marionettenspieler. (= Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Bd. 5) Thelem, Dresden, 2006. 270 S.

Müller Heidi A., Ein Idealhaushalt im Miniaturformat. Die Nürnberger Puppenhäuser des 17. Jahrhunderts. (= Kulturgeschichtliche Spaziergänge im Germanischen Nationalmuseum, Bd. 9) Nürnberg, Verl d. Germ. Nationalmuseums, 2006. 136 S., Ill.

Nora Pierre (Hg.), Erinnerungsorte Frankreichs. München, Beck, 2005. 667 S., Ill.

Omahna Manfred, Wohnungen und Eigenräume. Über die Pluralität des Wohnens am Beispiel von Einpersonenhaushalten. (= Grazer Beiträge zur europäischen Ethnologie, Bd. 13) Frankfurt am Main, Lang, 2005. 184 S.

Plattner Georg (Red.), Meisterwerke der Antikensammlung. (= Kurzführer durch das Kunsthistorische Museum, Bd. 4) Wien u.a., Kunsthistorisches Museum u.a., 2005. 263 S., zahlr. Ill.

Plöckinger Veronika (Red.), Wind. Mythos und Antriebskraft. (= Kataloge des Ethnographischen Museums Kittsee, 23) Wien/Kittsee, Österreichisches Museum für Volkskunde/Ethnographisches Museum Schloss Kittsee, 2006, 74 S., Ill.

Pöttler Viktor Herbert, Gebaute Urväter-Weisheit. Gründung, Planung und Aufbau des Österreichischen Freilichtmuseums zu Stübing bei Graz. Graz, Akad. Druck- u. Verlagsanst., 2005. 280 S.

Rainer Alexandra (Hg.), Die Michaeler Gruft in Wien. Retten, was zu retten ist. Wien, 2005. 167 S., zahlr. Ill., graf. Darst.

Rathkolb Oliver, Theodor Venus, Ulrike Zimmerl (Hg.), Bank Austria Creditanstalt. 150 Jahre österreichische Bankengeschichte im Zentrum Europas. Wien, Zsolnay, 2005. 519 S.

Rieken Bernd, „Nordsee ist Mordsee". Sturmfluten und ihre Bedeutung für die Mentalitätsgeschichte der Friesen. (= Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte Ostfrieslands Bd. 83; Nordfriisk Instituut, Bd. 186) Münster u.a., Waxmann, 2005. 455 S.

Riegler Johanna (Hg.), Kulturelle Dynamik der Globalisierung. Ost- und westeuropäische Transformationsprozesse aus sozialanthropologischer Perspektive. (= Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Sitzungsberichte, Bd. 728; Veröffentlichungen zur Sozialanthropologie; Bd. 6; Reihe Forschungsschwerpunkt lokale Identitäten und überlokale Einflüsse; Bd. 1) Wien, Verl. d. Österr. Akad. d. Wiss., 2005. 305 S.

Rinke Bettina, Joachim Kleinmanns, Küchenträume. Deutsche Küchen seit 1900. (= Kataloge des Lippischen Landesmuseums Detmold, Bd. 12) Detmold, Lippisches Landesmuseum, 2005. 55 S., zahlr. Ill.

Roper Jonathan, English verbal charms. (= FF Communications, Bd. 288) Helsinki, Suomalainen Tiedeakatemia, 2005. 241 S.

Rössl Joachim (Hg.), Gemälde. (= Denkmalpflege in Niederösterreich, Bd. 34; Mitteilungen aus Niederösterreich, 5/2005) St. Pölten, Amt d. NÖ Landesreg., Abt. Kultur u. Wissenschaft, 2005. 48 S., zahlr. Ill., Kt.

Santangelo Antonio, Intellective elements morphotyping Homo. Milano, Rian Graf Editrice, 2006. 58 S.

Schafhuber Dorothea (Hg.), Reifezeiten. Geschichte der Hauswirtschaftsberatung in der Steiermark von 1945 bis 1995. Mit einem Streifzug durch die Kulturgeschichte des bäuerlichen Wohnens und der Haushaltstechnik. Gnas, Weishaupt, 2005. 288 S., zahlr. Ill., graph. Darst.

Schmitt Jean-Claude, Die Bekehrung Hermanns des Juden. Autobiographie, Geschichte und Fiktion. Stuttgart, Reclam, 2006. 398 S., Ill., Kt.

Schulze Gerhard, Die Sünde. Das schöne Leben und seine Feinde. München, Hanser, 2006. 287 S.

Schwarz, Martin (Hg.), um's gspürn, Sinne 3: Tasten, Fühlen und Sechster Sinn. (= Kataloge der Oberösterreichischen Landesmuseen, Neue Serie, Bd. 40 Linz, Oberösterr. Landesmuseen, 2006. 57 S., Ill.

Seipl Wilfried (Hg.), Europa ohne Grenzen. Beispiele zur Entstehung der künstlerischen Vielfalt Europas. Europe without borders. A sampler of the evolution of artistic diversity in europe. Ausstellung des Kunsthistorischen Museums anlässlich der Ratspräsidentschaft Österreichs in der Europäischen Union. Wien, Kunsthistorisches Museum, 2006. 136 S., zahlr. Ill.

Seifert Manfred, Winfried Helm (Hg.), Recht und Religion im Alltagsleben. Perspektiven der Kulturforschung. Festschrift für Walter Hartinger zum 65. Geburtstag.(= Neue Veröffentlichungen des Instituts für ostbairische Heimatforschung der Universität Passau, Bd. 56 Passau, Klinger, 2005. 462 S., Ill.

Selheim Claudia, Die Entdeckung der Tracht um 1900. Die Sammlung Oskar Kling zur ländlichen Kleidung im Germanischen Nationalmuseum. Frankfurt, Germ. Nationalmuseum, 200. 454 S., zahlr. Ill.

Siegen Josef, Re-konstruierte Vergangenheit. Das Lötschental und das Durnholzertal. Wirtschaftliche und sozio-kulturelle Entwicklung von zwei abgeschlossenen Alpentälern zwischen 1920 und 2000 aus der Sicht der Betroffenen (= Freiburger Sozialanthropologische Studien, Bd. 3) Münster, Lit, 2004. 420 S.

Stadlbauer Alfred Anton, Heinz Huther, Messer und Besteck in der Lederhose. Vom Jagd- und Gebrauchsgerät zum Modeaccessoire. Benediktbeuern, Bezirk Oberbayern, 2005. 52 S., Ill.

Stadler Harald, Martin Kofler, Karl C. Berger, Flucht in die Hoffnungslosigkeit. Die Kosaken in Osttirol. Innsbruck, Wien u.a., Studien-Verl., 2005. 64 S.

Stifter Christian, Geistige Stadterweiterung. Eine kurze Geschichte der Wiener Volkshochschulen. Weitra, Bibliothek d. Provinz, 2005. 184 S.

Stötzer Angelika, Monika Brunner-Gaurek, Das „Gesicht" des Hauses. Bauernhäuser mit Schlackenputzverzierungen im Salzburger Flachgau. (= Veröffentlichungen des Salzburger Freilichtmuseums, Bd. 7) Großgmain, Salzburger Freilichtmuseum, 2006. 12 S.

Stratmann Hildegard, Lehrer werden. Berufliche Sozialisation in der Volksschullehrer-Ausbildung in Westfalen (1870–1914). (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, Bd. 107) Münster u.a., Waxmann, 2006. 352 S.

Tappe-Pollmann Imke, Weihnachten. Zwischen Erwartung und Erfüllung. (= Sammmlungsreihe des Lippischen Landesmuseums Detmold, Bd. 2) Detmold, Lippisches Landesmuseum, 2005. 96 S., zahlr. Ill.

Tobler Felix, Michael Hess (Red.), Befreien – besetzen – bestehen. Das Burgenland von 1945–1955. (= Tagungsband des Symposions des Burgenländischen Landesarchivs Burgenländische Forschungen, Bd. 90) Eisenstadt, Amt d. Bgld. Landesreg., Abt 7 – Kultur, Wiss. u. Archiv, Hauptref. Landesarchiv u. Landesbibliothek, 2005. 288 S.

Umsiedlung, Flucht und Vertreibung der Deutschen als internationales Problem. Zur Geschichte eines europäischen Irrwegs. Stuttgart, Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg, 2005. 95 S., zahlr. Ill., Kt. CD-Rom.

Vitale, Dominique, Naissances. Gestes, objets & rituals. L'album de l'exposition. Paris, Musèum national d'Histoire naturelle, 2005. 64 S., zahlr. Ill.

Weber Achim Johann, Bild und Abbild. Volkskundlich-anthropologische Studien zum Kulturobjekt des Spiegels. (= Europäische Hochschulschriften, Reihe 19; Volkskunde, Ethnologie, Abt. A, Volkskunde, Bd. 53) Frankfurt am Main, Wien u.a., Lang, 2005. 361 S.

Windisch Helmut, Zur Bedeutung und Errichtung von „Castrum Olber". Ein Beitrag über die Kampfhandlungen der „Güssinger Fehde" 1289. Phänomenologische Analyse traditioneller Überlieferung und Sage. Wien u.a., Novum-Verl., 2004. 88 S.

Wolf Helga Maria, Weihnachten. Kultur und Geschichte. Ein Kalendarium vom ersten Advent bis zum Dreikönigstag. Wien u.a., Böhlau, 2005. 292 S., 1 CD.

Wunderlin Dominik (Hg.), Fasnacht – Fasnet – Carnaval im Dreiland. Basel, Schwabe, 2005. 158 S., zahlr. Ill., Kt.

Wunderlin Dominik, Rolf Weibel, Martin Baumann, Räucherstäbchen statt Weihwasser? Traditionelle und moderne Volksfrömmigkeit, Münsterer Tagung 2005. Beromünster, Haus zum Dolder, 2005. 28 S.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Reinhard Bodner
Institut für Geschichte und Ethnologie
Fach Europäische Ethnologie
Innrain 52
6020 Innsbruck
Österreich

Mgr. Ol'ga Danglová, CSc.
Ústav etnológie SAV
Klemensova 19
81364 Bratislava
Slowakei

Conny Eiberweiser
Josefsgasse 5/9
1080 Wien
Österreich

Dr. Andrea Euler
OÖ. Landesmuseen/Schlossmuseum Linz
Tummelplatz 10
4010 Linz
Österreich

Hon.-Prof. HR i.R. Dr. Franz Grieshofer
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
1080 Wien
Österreich

Mag. Katerina Kratzmann
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3
1010 Wien
Österreich

Dr. Nikola Langreiter
Vorgartenstrasse 159/1/19
1020 Wien
Österreich

PhDr. Juraj Podoba, CSc.
Ústav etnológie SAV
Klemensova 19
81364 Bratislava
Slowakei

PD Dr. Bernd Rieken
Webergasse 25/21
1200 Wien
Österreich

PD Dr. Brigitta Schmidt-Lauber
Institut für Volkskunde
Universität Hamburg
Bogenallee 11
20144 Hamburg
Deutschland

A.o. Univ.-Prof. Dr. Ingo Schneider
Institut für Geschichte und Ethnologie
Fach Europäische Ethnologie
Innrain 52
6020 Innsbruck
Österreich

Mag. Tobias Schweiger
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3
1010 Wien
Österreich

Daniella Seidl M.A.
Kaulbachstraße 6
80539 München
Deutschland

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LX/109, Wien 2006, 245–292*

„Grenzgänge“
Eugenie Goldstern: Die Hausformen des Aostatales
Nachgelassene handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Jahre 1922

Für die Veröffentlichung bearbeitet von

Klaus Beitl[1]

Aus dem handschriftlichen Nachlass von Eugenie Goldstern (1894–1942) im Archiv des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien gelangt als letzte unveröffentlichte Studie ihre Feldforschung über die traditionelle bergbäuerliche Architektur in den Hochtälern des Aostatales zur Drucklegung. Im Sinne der von ihrem akademischen Lehrer Michael Haberlandt (1860–1940) postulierten vergleichenden europäischen Volkskunde hatte die Ethnographin Eugenie Goldstern im Zuge ihrer grenzüberschreitenden Sammlungen und Forschungen zur alpinen Volkskultur sich diesem in ihrem Schaffen letzten Forschungsfeld zugewandt. Ihre im Jahre 1922 im Terrain durchgeführte Bestandsaufnahme der herkömmlichen Wohn- und Wirtschaftsbauten ist als eine der frühesten hauskundlichen Erhebungen in dieser Region zu betrachten.

I. Einleitung

Vorbemerkungen

Eugenie Goldstern (1884–1942) gehört als österreichische Ethnographin der frühen Schülergeneration von Michael Haberlandt (1860–1940) an. Ihre wissenschaftliche Tätigkeit fällt in die Zeit des zweiten und dritten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts. Die mehrfach grenzüberschreitenden Feldforschungen und Sammlungen von Museumsgut in alpinen Gegenden Österreichs (salzburgisches Lammertal), der

1 Für hilfreiche Hinweise zur Terminologie und zu inhaltlichen Unschärfen des Manuskripts ist Frau Claudine Remacle herzlich zu danken.

Schweiz (Graubünden und Wallis), Frankreichs (Savoyen) und Italiens (Aostatal) haben Eugenie Goldstern in der Fachgeschichte der österreichischen Volkskunde/Europäischen Ethnologie einen anerkannt hohen Rang gesichert.[2] Als österreichische Jüdin wurde sie 1942 im nationalsozialistischen Vernichtungslager Izbica ermordet.

Die „Grenzgänge" der Forscherin folgten in jener Zeit, da die europäische Geschichte dramatische Umwälzungen erfuhr, dem Gedanken jener vergleichend Europäischen Ethnologie, aus welchem 1895 die Gründung des Wiener Volkskundemuseums hervorgegangen war.

Die Rückbesinnung auf diesen Europagedanken in der Volkskunde,[3] wie er sich seit den vergangenen 80er und 90er Jahren in der Neukonzeption und -gestaltung der Ständigen Schausammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien und im Programm der Museumsaußenstelle Ethnographisches Museum Schloss Kittsee neuerlich manifestiert,[4] hat nicht zuletzt ein verstärktes Interesse an der Institutionen- und Personengeschichte dieser Einrichtungen geweckt bis hin zu der Anregung einer Buchveröffentlichung über das Leben und Werk von Eugenie Goldstern.[5] Will man davon absehen, dass die fachliche Kritik auf einzelne Irrtümer und Fehlinterpretationen in dieser Darstellung aufmerksam machen musste,[6]

2 Schmidt, Leopold: Geschichte der österreichischen Volkskunde (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie, Band II). Wien, Österreichischer Bundesverlag, 1951, S. 120 f.; ders.: Das Österreichische Museum für Volkskunde. Werden und Wesen eines österreichischen Museums (= Österreich-Reihe, Band 98/100). Wien, Bergland Verlag, 1960, S. 70 f., 92, 97.

3 Beitl, Klaus: Von Europa nach Europa. Wege des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien: In: Wege nach Europa: Ansätze und Problemfelder in den Museen. 11. Tagung der Arbeitsgruppe Kulturhistorische Museen in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 4. bis 8. Oktober 1994, Museum für Volkskunde. Berlin, Staatliche Museen zu Berlin/Preußischer Kulturbesitz 1995, S. 68–73.

4 Beitl, Klaus, Franz Grieshofer, Margot Schindler, Bernhard Tschofen: Österreichisches Museum für Volkskunde. Schausammlung zur historischen Volkskultur. Begleitbuch zur neuen Schausammlung (= Kataloge des ÖMV, Nr. 64). Wien, ÖMV/Verein für Volkskunde, 1994.

5 Ottenbacher, Albert: Eugenie Goldstern. Eine Biographie. Wien, Mandelbaum Verlag, 1999.

6 Bockhorn, Olaf: Buchrezension in: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 2001. München, Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften – Institut für Volkskunde, 2001, S. 147–149; Nikitsch, Herbert: Buchrezension in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Band LVI/104, 2001, S. 360–363.

liegt das Verdienst dieser Biographie darin, das die längste Zeit verhüllte Schicksal erhellt und die wissenschaftliche Leistung von Eugenie Goldstern neuerlich in das Licht einer größeren Öffentlichkeit gerückt zu haben.

Solchen Bemühungen hat sich die Direktion des Österreichischen Museums für Volkskunde unter Franz Grieshofer angeschlossen mit der Ausrichtung der bemerkenswerten Sonderausstellung „Ur-Ethnographie. Auf der Suche nach dem Elementaren in der Kultur. Die Sammlung Eugenie Goldstern"[7], die sich gleichermaßen eines erhöhten Publikumsinteresses und der besonderen Aufmerksamkeit interdisziplinärer Fachkreise erfreut hat. Den Abschluss der Ausstellung bildete ein international beschicktes wissenschaftliches Symposion, das noch einmal ein Zeugnis über nachhaltige Resonanz dieses Projektes ablegen konnte,[8] dessen vornehmliches Ziel es war, „... präziser nach Konstellation, spezifischen Chancen und Barrieren für eine Frau ihrer Herkunft, ihrer materiellen und geistigen Ressourcen" zu fragen. Wohl lautete die Antwort: „Sie hatte deren viele, sie hatte Begabung, Motivation, Mut, Anspruchslosigkeit und Geduld, und sie hatte ein Revier, das ihr nicht streitig gemacht wurde." Und dennoch verliert sich ihr späterer Lebensweg, geprägt durch „Ein Herkommen, das in ihren Arbeiten nicht zum Ausdruck kommt, das sie offenbar nie selbst als Heimat und inneren Reichtum erlebt hat, das ihr aber das Leben kostete."[9]

Das neu erwachte Interesse an den wissenschaftlichen Arbeiten – nicht zuletzt sensibilisiert durch die Aufdeckung der ungeheuerlichen Wahrheit des Schicksals der österreichischen Jüdin[10] – hat schließlich

7 Grieshofer, Franz, Kathrin Pallestrang, Nora Witzmann: Ur-Ethnographie. Auf der Suche nach dem Elementaren in der Kultur. Die Sammlung Eugenie Goldstern (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Nr. 85). Wien, ÖMV, 2004.

8 Grieshofer, Franz (Hg.): Eugenie Goldstern und ihre Stellung in der Ethnographie. Beiträge zum Abschlusssymposion zur Ausstellung „Ur-Ethnographie. Auf der Suche nach dem Elementaren in der Kultur. Die Sammlung Eugenie Goldstern". Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien, 3. bis 5. Februar 2005 (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Band 18; Sonderdruck aus: ÖZV, Band LIX/108, 2005, S. 108–309). Wien, ÖMV, 2005.

9 Insbesondere Burkhardt-Seebaß, Christine: Lust aufs Feld. In: Grieshofer (wie Anm. 8), S. 231–242.

10 Chiva, Isac: L'affaire Eugénie Goldstern. L'histoire d'une non-histoire. In: Revue de sciences sociales, 31. Strasbourg 2003, S. 150–157.

auch Vertreter der französischen Volkskunde/Ethnologie in seinen Bann gezogen. Von der Sache her gesehen, ist die Aufmerksamkeit von französischer Seite vornehmlich auf die seinerzeit bahnbrechende – von einer bedeutenden Sammeltätigkeit musealer Sachgüter begleitete – volkskundliche Dorfmonographie über die savoyische Hochgebirgsgemeinde Bessans in der Haute Maurienne gerichtet.[11] Mit dieser Arbeit, der Feldforschungen 1913/14 unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg zugrunde liegen, hat Eugenie Goldstern 1922 das Doktorat der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Schweizer Universität Fribourg erlangt. Gleichwohl die Dissertation seit 1922 gedruckt vorliegt und in der französischen Fachliteratur es nicht an gelegentlichen Hinweisen auf diese Gemeindestudie und auch nicht an einer französischen Übersetzung derselben gefehlt hat,[12] hat es

11 Goldstern, Eugenie: Bessans. Volkskundliche monographische Studie über eine savoyische Hochgebirgsgemeinde. Inauguraldissertation zur Erlangung der Würde eines doctor naturalis der naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Fribourg. Eingereicht von Eugenie Goldstern, genehmigt auf Antrag des Herrn Professor Paul Girardin. Wien, Verlag des Vereins für Volkskunde, 1922 (Sonderdruck aus dem Buch von Eugenie Goldstern: Hochgebirgsvolk in Savoyen und Graubünden. Ein Beitrag zur romanischen Volkskunde: I. Bessans. Volkskundliche monographische Studie über eine savoyische Hochgebirgsgemeinde (Frankreich); II. Beiträge zur Volkskunde des bündnerischen Münstertales (Schweiz) (= Ergänzungsband XIV zur Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Jahrgang XXVII, 1922). Wien, Verlag des Vereines für Volkskunde, 1922; siehe diesbezüglich die briefliche Mitteilung von Eugenie Goldstern an Professor Michael Haberlandt vom 23.1.1920, abgedruckt bei Beitl (wie Anm. 13), (2001), S. 193–196; (2003), S. 46–48.

12 Van Gennep, Arnold: Manuel du folklore français contemporain, tome III: Questionnaires – Provinces et pays – Bibliographie méthodique. Paris, Éditions Auguste Picard, 1937, S. 321; Goldstern, Eugénie: Vie d'un village de haute Maurienne. Préface Francis Tracq, Traduction: Mlle Schaeffer (= Collection les Savoisiennes). Challes-les-Eaux, Curandera/Apremont, 1987; Beitl, Klaus: Le mot, la chose la comparaison. Apports autrichiens à l'ethnologie de la France. In: Mots et choses de l'ethnographie de la France. Regards allemands et autrichiens sur la France rurale des années 30. Essais réunis par Klaus Beitl, Christian Bromberger et Isac Chiva. Paris, Éditions de la Maison des sciences de l'homme, 1997, S. 131–142; (siehe zuvor die deutsche Ausgabe) ders.: Das Wort, die Sache, der Vergleich. Österreichische Beiträge zu Volkskunde von Frankreich. In: Wörter und Sachen. Österreichische Beiträge zur Ethnographie und Dialektologie Frankreichs. Referate des 3. Internationalen Symposions des Instituts für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften vom 18. bis 21. September 1988 in Eisenstadt (Burgenland), hg. von Klaus Beitl und Isac Chiva, Redaktion Eva Kausel (= Mitteilungen des IGV, Nr. 20; ÖAW, phil.-hist. Klasse, Sitzungsberichte, 586. Band). Wien, Verlag der ÖAW, 1992, S. 105–122.

offensichtlich der gegenwärtigen von außen kommenden Anstöße für das neue heimische Interesse an diesem Beitrag von Eugenie Goldstern zur französischen alpinen Volkskunde bedurft.[13] Ein unlängst in Paris am bisherigen Sitz des zentralen französischen Volskundemuseums „Musée national des arts et traditions populaires (Mnatp) durchgeführtes Symposion mit dem Titel „Une trajectoire transfrontalière singulière: Eugénie Goldstern, ethnologue dans l'Europe des deux guerres"[14] hatte die Besonderheit des „grenzenlosen Schicksals" dieser Volkskundlerin zum Thema und sollte zudem der Vorbereitung eines einschlägigen Ausstellungsprojektes in Chambéry, Grenoble und Marseille dienen.

II. Die Hausforschungen von Eugenie Goldstern im Aostatal (Italien)

Wenn auch während des Symposions in Paris das vorherrschende Interesse der französischen Volkskundler den Studien Eugenie Goldsterns über Savoyen gegolten hat, so konnte doch nicht übersehen werden, dass sich im unveröffentlichten handschriftlichen Nachlass

13 Den Beiträgen in einem Themenheft des französischen Magazins „L'Alpe", Nr. 31: Subjuguante Maurienne. Grenoble: Glénat/Musée Dauphinois, janvier–février 2006 (mit dem auf Eugenie Goldstern und ihre Ortsmonographie von Bessans bezugnehmenden Artikel von Valentina Zingari: Une rencontre en mémoire [S. 56–65]) ist in Grenoble am Musée Dauphinois im November 2002 ein Symposion „Fondateurs et acteurs de l'ethnographie des Alpes" vorangegangen, bei welchem der Verfasser auf das Vorhandensein eines im Archiv des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien verwahrten, unveröffentlichten handschriftlichen Nachlasses von Eugenie Goldstern hinweisen und in der Folge daraus zunächst den Bestand an umfangreichen, im Gelände aufgezeichneten Beschreibungen von Lebenslaufbräuchen in Dörfern der Seitentäler der Mittleren Maurienne (Savoyen) herausgeben konnte. Siehe: Beitl, Klaus (Bearb.): Eugenie Goldstern (1884–1942). Verlobungs-, Hochzeits- und Bestattungsbräuche in der Maurienne (Savoyen), Frühling/Sommer 1914. Hinterlassene Schriften bearbeitet und „restituiert". In: Raphaël, Freddy (Hg.): „... das Flüstern eines leisen Wehens ...". Beiträge zur Kultur und Lebenswelt europäischer Juden. Festschrift für Utz Jeggle. Konstanz 2001, S. 171–197; ders: Des ethnotextes inédits d'Eugénie Goldstern. Notes sur les coutumes de sept communes de Marienne (Savoie) de l'anné 1914. (Traduit de l'allemand par Jean Courtois – Lyon). In: Le monde alpin et rhodanien. Revue régionale d'ethnologie, 31ème année, 1er–4e trimestre 2003: Fondateurs et acteurs de l'ethnographie des Alpes. Grenoble, Centre Alpin et Rhodanien d'Ethnologie, 2003, S. 11–48.

14 Einladungsschreiben zum Seminar in Paris vom 20. bis 21. April 2006 (6 Seiten).

der Forscherin auch ein umfangreiches, wenngleich torsohaftes Manuskript zur Volkskunde der benachbarten französischsprachigen italienischen Grenzlandschaft Aostatal verwahrt befindet. Verf. konnte bereits 2003 anlässlich eines früheren Symposions in Grenoble Herrn Alexis Bétemps, Direktor des Bureau régional d'Ethnologie et de Linguistique (Aosta), auf die Handschrift „Die Haustypen des Aostatales" hinweisen und zu der hier nunmehr vorliegenden Veröffentlichung des gesamten Textes unter demselben Titel einen Vorbericht verfassen.[15]

Der handschriftliche Nachlass

Die „Regesten des handschriftlichen Nachlasses von Eugenie Goldstern im Archiv des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien" führen, wie andernorts berichtet,[16] als Faszikel 2 die Handschrift „Ausgearbeitetes Material – Aostatal: Die Haustypen des Aostatales [französisch]") an, die folgende von der Autorin getroffene Unterteilung aufweist: 1) „Die Haustypen des Aostatales"/Typus I–IV mit den Untertypen A–H); – 2) „Cogne, Aostatal: ad) Gesamtanlage des Hauses; ad) Hausinneres; ad) äußerer Gestalt des Hauses"; – 3) Valtournenche – Das Haus: ad) Gesamtanlage des Hauses; ad) Hausinneres: Der Pelio; ad) Nebengebäude: a) ‚rakar', b) Holzspeicher ‚grene'; – 4) „Einige Beispiele für die Entwicklung des alten primitiven Einhauses im Aostatal"; – 5) Notizen: 11 doppelseitig beschriebene, z.T. paginierte Notizzettel mit Angaben zu den Hausformen im Aostatal.

Das genannte Faszikel umfasst insgesamt 50 Seiten im Folio-Papierformat (21 x 34 cm). Mehrfach finden sich die einzelnen Seiten durch angeheftete oder angeklebte Allongen verlängert, was wohl einen Einblick in die Arbeitsweise der Autorin gewährt. Das größtenteils in klarer Handschrift und anfänglich mit Tinte, weiterhin jedoch mit Bleistift zu Papier gebrachte „Ausgearbeitete Material" deutet aufgrund seiner Beschaffenheit auf ein für die Drucklegung fertiggestelltes Manuskript hin. Die in den Manuskripttext eingefügten und als „Fig." durchnummerierten Grundrissskizzen sowie zwei an den betreffenden Textstellen eingeklebte Photographien weisen darauf

15 Beitl, Klaus: Grenzgänge ... Ein Vorbericht/Parcours transfrontaliers. Eugénie Goldstern: Les types des maisons dans le Val d'Aoste. Notes manuscrits de l'année 1922. Rapport préliminaire. 2006, 6 Seiten (als Manuskript vervielfältigt).

16 Beitl: Eugenie Goldstern (1884–1942) (wie Anm. 13), S. 190 f.

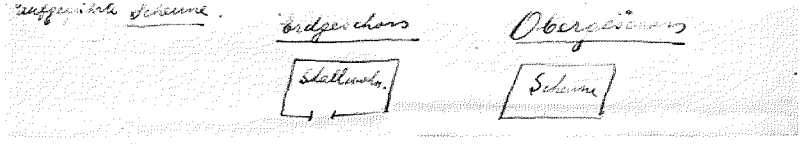
hin, dass es sich in der Tat um die andernorts angekündigte „... *nähere Ausführung dieser Darstellung mit Beigabe von Grundrissen und Abbildungen*" handelt, die sich die Autorin im Rahmen einer geplanten „*ausführlichen Arbeit*" vorbehalten hat.[17] Die verschiedentlich erfolgten Hinzufügungen und Streichungen lassen andererseits erkennen, dass es sich doch auch um ein „work in progress" gehandelt haben muss, was schließlich die auffällig flüchtig niedergeschriebenen Entwürfe von „Einigen Beispielen für die Entwicklung des alten primitiven Einhauses im Aostatal" im Faszikel 2, Abschnitt 4, bezeugen. Die Wiedergabe in extenso der im Abschnitt 5 („Notizen") enthaltenen Textfragmente mag in diesem Zusammenhang insofern von Belang sein, als diese Einsicht in die Arbeitsweise der Feldforscherin gewähren. Auf solchen kleinformatigen Zetteln eines Abreißblocks hat die Forscherin offensichtlich ihre „vor Ort" gemachten Beobachtungen festgehalten, um diese in der Folge für die weitere Ausarbeitung ihres Themas zur Verfügung zur haben.

III. Abschrift der Handschrift: „Ausgearbeitetes Material – Aostatal. Die Haustypen des Aostatales" von Eugenie Goldstern[18]

[Faszikel 2, Abschnitt 1, S. 1–4]

[1.] **Die Haustypen des Aostatales**

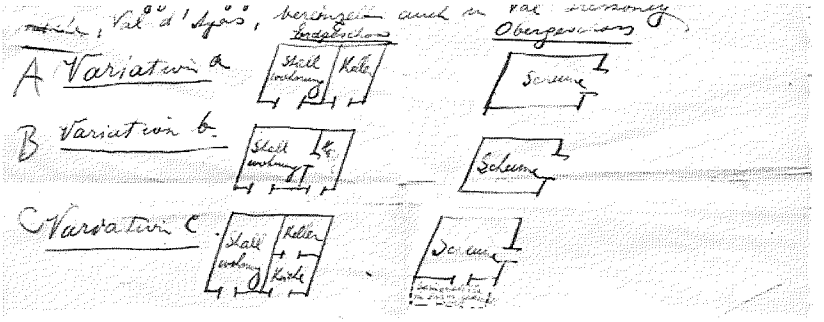
I – Den primitivsten Typus des Bauernhauses im Aostatal, dessen Spuren in den meisten Tälern von Aosta sich erhalten haben, enthält *nur zwei* übereinander gelegene Räume: 1) Im gemauerten Erdgeschoss eine *Stallwohnung*. Die das ganze Jahr bewohnt wird. 2) Über dem Erdgeschoss eine in Blockbau aufgeführte *Scheune*.



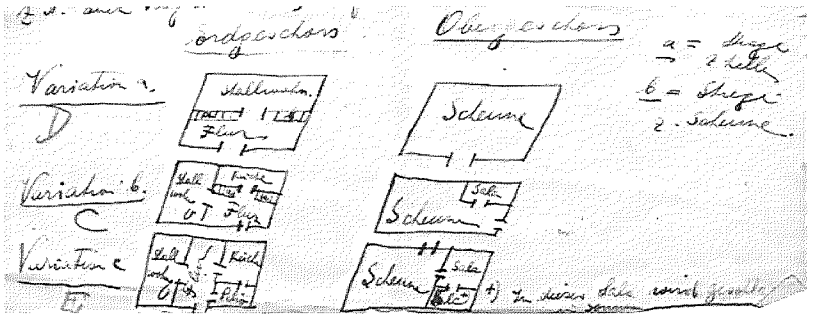
17 Goldstern, Eugenie: Eine volkskundliche Erkundungsreise im Aostatale (Piemont). In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde (Vormals Zeitschrift für österreichische Volkskunde), 28. Jahrgang 1923, S. 55–57.

18 Die folgende Textwiedergabe der Handschrift enthält – abgesehen von einigen geringfügigen Ergänzungen der Interpunktion – keine korrigierenden sachlichen oder stilistischen Eingriffe; auch die im Italienischen und Französischen bisweilen etwas differierende Schreibung der topographischen Bezeichnungen wird nicht verändert. Die in eckige Klammern kursiv gesetzten Ziffern verweisen auf die vom Bearbeiter nachträglich paginierten Seiten der Handschrift.

II – Der I Typ erfährt eine *Weiterentwicklung*, indem im gemauerten Erdgeschoss neben die Stallwohnung ein Keller oder eine Küche, bezw. diese beiden Räumlichkeiten hinzutreten. Diesem Haustypus begegnete ich insbesondere in Valsavarenche, Valtornenche, Val d'Ayas, vereinzelt auch im Val Gressoney.



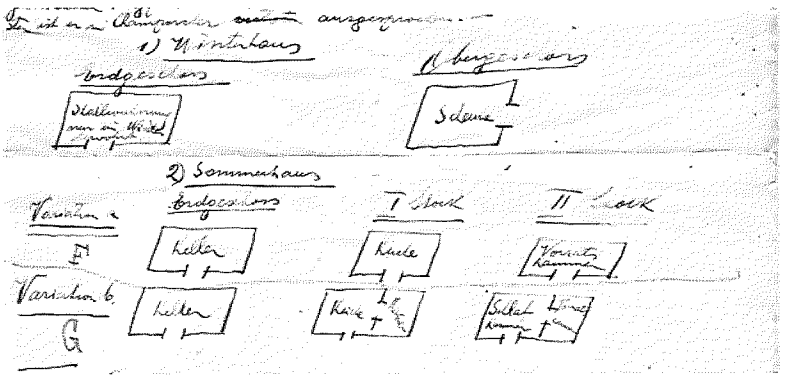
III – Der Typus I (u. II: *in der Handschrift durchgestrichen; Anm. KB)* entwickelt sich nun weiter, indem zu dem geschilderten Grundriss des Erdgeschosses ein Flur hinzutritt. Auch das nur einräumige Obergeschoss spaltet sich in einige Teile durch das Hinzutreten einer Vorrats- bezw. einer Schlafkammer. Dieser Typus ist vorherrschend im Cognetal, taucht aber auch ab u. zu in anderen Seitentälern von Aosta (Champorcher, Val d'Ayas, Val Gressoney, Valpellina, Val de Rhême, z.T. auch Valgrisenche) auf.



[2] Die Variation C. des Typus III zeigt viel Ähnlichkeit mit dem Bessaner Haus. Der Unterschied besteht hauptsächlich darin, dass d. Wohngeschoss in Bessans in der Regel im Souterrain gelegen ist und dass der Flur in Bessans sehr schmal und 2–3teilig ist. – Wir finden jedoch im Val de Rhême einzelne Häuser, die wohngrubenartig angelegt sind und eine dem Bessaner ähnliche Fluranlage zeigen (Savoyischer Einfluss?). –

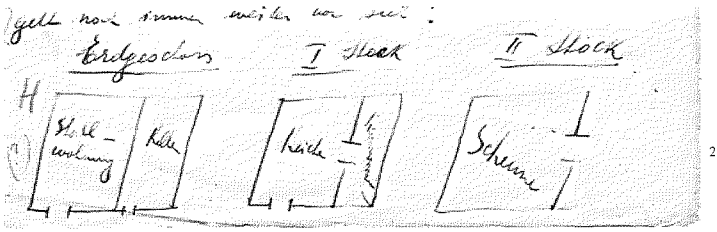
IV – Während bei dem Typus I–III Sommer- und Winterwohnung undifferenziert sind, ist dies bei dem Typus IV nicht mehr der Fall. Die Sommerwohnung ist von der

Winterwohnung bereits getrennt. Die beiden Wohnhäuser sind entweder ganz voneinander getrennt oder unter einem geraden Winkel miteinander verbunden. – Nach der Mitteilung der Einheimischen und nach Datierung der Häuser zu urteilen, sind die Sommerhäuser bedeutend jüngeren Datums als die Winterhäuser, die noch ganz den Charakter des Haustyps I bewahrt haben. Somit scheint das Sommerhaus eine Ergänzung des altertümlichen Winterhauses zu sein. Diesen Haustypus (Sommer- + Winterwohnung) finden wir neben den bereits geschilderten 3 Typen in den meisten Tälern von Aosta vertreten. Am deutlichsten ist er in Champorcher ausgesprochen *[recte: ausgeprägt; KB]*.



V – Eine Verschmelzung des Sommer- und Winterhauses stellt Typus V dar. Diese Hausform vereinigt in einem Baukörper alle für Wohnung und wirtschaftlichen Betrieb notwendige*[n]* Räume. Dieser Verschmelzungsprozess scheint in den letzten 100 Jahren stattgefunden *[zu]* haben und geht noch immer weiter vor sich.[19]

H[20]



[21]

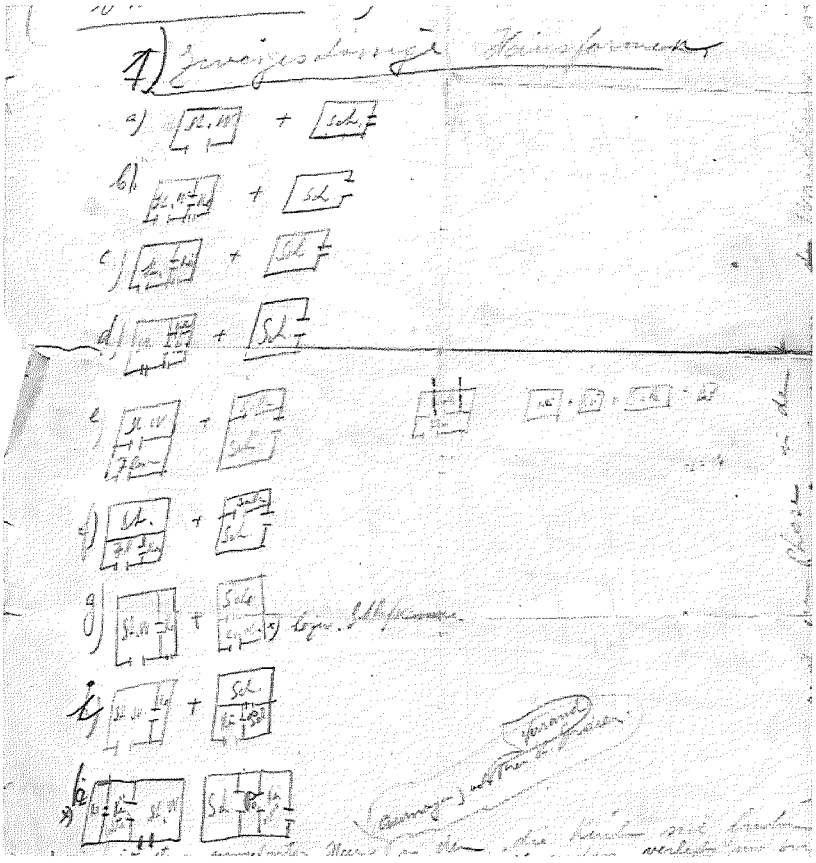
19 Dieser Absatz ist in der Handschrift mit einer seitlichen Schlangenlinie und einem Fragezeichen markiert.

20 Zu diesem Typ an dieser Stelle keine weitere Angabe.

21 Diese Grundrissskizze des „Erdgeschosses" ist am Rand mit einem Fragezeichen versehen und weist auf der Rückseite des Blattes die Angabe auf: „Auf der Bergseite befindet sich die Küche".

[3] I – Rudimentäre u. vorgeschrittenere Hausformen, bei denen die Winter- und Sommerwohnung unter einem Dach vereinigt sind (Einheitshaus):

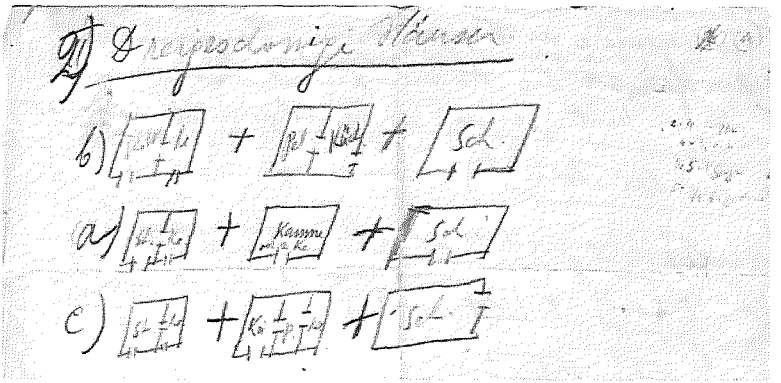
1) *Zweigeschossige Hausformen:*



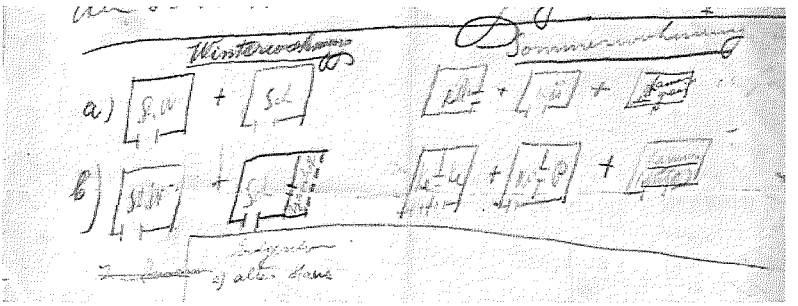
[Anmerkung:] Ein bereits umgebautes Haus (Courmayeur, Verrand, Pré-St-Didier), in dem die Küche sich früher im Erdgeschoss befand; seit ca. 10 Jahren ist sie ins Obergeschoss verlegt, wo sie aus der Scheune ausgespart *[wurde]*. Die alte Küche dient heute als Vorratsraum. Dieses Haus zeigt eine Phase, in der das alte Haus in den letzten Jahrzehnten Wandlung durchgemacht hat.[22]

22 Der letzte Satz ist durch verschiedene Streichungen unklar.

[4] 2) *Dreigeschossige Häuser*



II – Rudimentäre & vorgeschrittenere Hausformen, bei denen die Winterwohnung von der Sommerwohnung getrennt ist:



*

[Faszikel 2, Abschnitt 2, S. 5–31]

[5] **(2.) Cogne, Aostatal**

ad: Gesamtanlage des Hauses

Das Haus in Cogne setzt sich aus 2 Geschossen zusammen: aus dem ebenerdigen, hie und da etwas in die Erde vertieften Wohngeschoss und aus dem Obergeschoss. –

Das Erdgeschoss enthält einen geräumigen Flur „kur", der gleichzeitig als Holz- und Streuspeicher dient, eine Stallwohnung „bá", d.h. einen von Menschen und Vieh gemeinsam [ungetrennt, *in der Handschrift gestrichen; KB]* bewohnten Raum und eine Küche „mesò" (maison); neben der Küche befindet sich häufig eine kleine Vorratskammer „peilo". (Fig. 1)

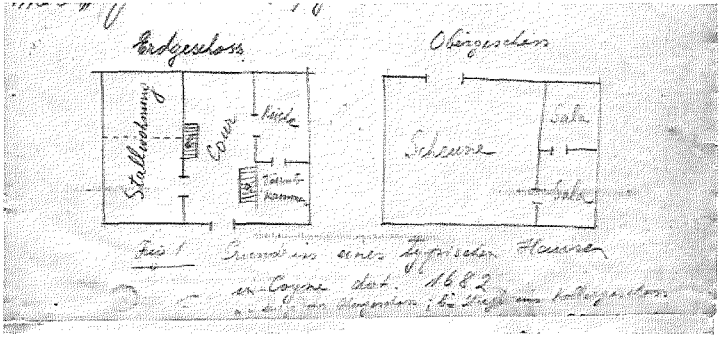


Fig. 1: Grundriss eines typischen Hauses in Cogne, dat. 1682
(a = Stiege ins Obergeschoss; b = Stiege ins Kellergeschoss)

Vom Flur aus gelangt man auf einer schmalen Steintreppe einerseits in den Keller „krota", andererseits in das in Blockbau errichtete Obergeschoss, das hauptsächlich von einer geräumigen Scheune „soley", in der auch das Getreide aufbewahrt wird, in Anspruch genommen ist.

[6] An die Scheune schliessen sich in der Regel ein oder zwei Vorratsräume „salá" für luftgetrocknetes Fleisch, Brot sowie für allerlei Hausrat und Kleidungsstücke an; in einzelnen Häusern wird bereits im Sommer in der „salá" geschlafen.

In der geschilderten Hausanlage sind alle für Wohn- und Wirtschaftsbedürfnisse notwendigen Räume unter einem Dach vereinigt. Man findet in Cogne Hausformen, wo ein Teil der Räume vom Wohnhaus abgetrennt ist und ein Gebäude für sich, „pera" genannt, bildet. Diese „pera", die in der Regel dem Wohnhaus gegenüber liegt und im Gegensatz zu diesem ganz aus Stein gebaut ist, umfasst den Keller, die Küche und eine oder zwei „salá". Diese Räume sind gewöhnlich übereinander gelegen, so dass die „pera" turmartig aussieht. (Fig. 2)

Das Wohnhaus enthält in solchen Hausformen nur den Flur und die Stallwohnung (Fig. 2).

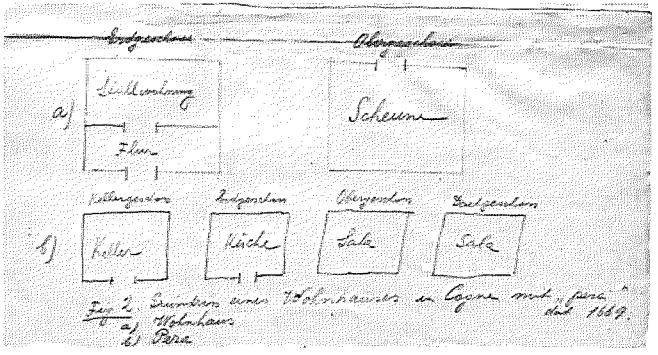


Fig. 2: Grundriss eines Wohnhauses in Cogne mit „pera", dat. 1669
(a) Wohnhaus, b) Pera

[7] ad: äußere Gestalt des Hauses

Wenn man von der Bauart des Hauses in Cogne spricht, muss man zwischen der alten und der neueren Hausform wohl unterscheiden. Denn, während die Gesamtanlage des alten Cogner Hauses beim Unterbau so ziemlich unverändert geblieben ist, hat dessen äußere Gestalt im Laufe der Zeiten manche Wandlung erlebt.

Bei dem ältesten Haustyp, der, nach den eingeschnittenen Jahreszahlen zu urteilen, bis ins 16. Jahrhundert zurückreicht, ist der die Stallwohnung und den Flur enthaltende Teil des Erdgeschosses aus Rundhölzern in Blockbau aufgeführt (Fig. 6). Die Baumstämme sind in der Weise zusammengefügt, dass die Balkenköpfe frei bleiben; in der Entfernung von ca. 20 cm von dem Ende ist mit dem Beil in den Balken eine halbrunde Vertiefung gemacht worden, in welcher der folgende Balkenkopf bis zur halben Balkendichte zu liegen kommt.

Diese Rundhölzer bilden nun sowohl die Außen- wie die Innenwand des betreffenden Raumes, so dass die Stallwohnung hier noch meist ungetäfelt ist.

[8] Der rückwärtige, bezw. der seitliche Teil des Erdgeschosses, der die Küche mit anschließender Vorratskammer umfasst, ist stets aus Stein hergestellt. Die Wände bestehen aus Trockenmauerwerk, bei dem die Fugen ursprünglich mit Moos bezw. Erde und Kuhmistfladen verstopft wurden; erst nachträglich füllte man sie mit Mörtel aus.

Der mächtige Dielenbalken „tra", auf dem die Deckenbretter der Stallwohnung ruhen, ragt an der Außenwand ca. 20 cm heraus und wird hier, sowie auch an der Innenwand durch einen in den „tra" eingreifenden Holzpfosten gestützt (Fig. 6; neben Schornstein).

An der Fassade fällt oft der plumpe, bis zum Boden reichende Kamin auf, der an die Blockwand angelehnt ist und den Rauch von der Stallwohnung, in der das ganze Jahr gekocht wird, ableitet. Dieser Rauchfang, der hier erst vor einigen Jahrzehnten angebracht wurde, ist zuweilen auch der einzige in diesen alten Häusern, die bis heute noch eine Rauchküche besitzen (?) (Fig. 6).

[9] Charakteristisch für diese alten Häuser sind die ganz kleinen, unsymmetrisch angebrachten Fensterchen, eigentlich nur Lücken, die aus der Blockwand ausgesägt sind.

Viele von diesen Öffnungen haben überhaupt nie Glas gesehen und werden heute noch in der kalten Jahreszeit nur mit geöltem Papier bezw. Darmhaut (?) abgeschlossen. –

Das zweiflügelige Haustor, hier noch der einzige Eingang für Menschen und Haustiere, ist gewöhnlich viereckig und so groß, dass man auch mit einem Wagen hineinfahren kann (?). Auf dem Türstock, der im Bogen aus Bruchstein, seltener aus Lärchenholz hergestellt ist, finden sich häufig die Jahreszahl sowie die Initialen des Besitzers eingeschnitten.

Fast an jedem Haus ist [recte: *sind; KB]* zumindest ein, an manchen Orte, wie z.B. im Weiler Epinel, auch mehrere Kreuze nebeneinander angebracht; diese sind in Form eines lateinischen Kreuzes aus Holzstäbchen ganz einfach gefertigt und meist rot oder blau bemalt. Die gleiche Häufung der Kreuze bemerkt man auch auf dem Scheunentor sowie zuweilen auch an der Blockwand der Scheune.

Das Obergeschoss, das bei dieser Hausform außer der Scheune noch eine kleine Vorratskammer enthält, ist gleichfalls aus Rundbalken in Blockbau hergestellt. Wäh-

rend die Fugen hier, zwecks besserer Durchlüftung der Scheune, nur erwünscht sind, werden sie im Erdgeschoss mit Moosen und insbesondere mit Kuhfladen sorgfältig abgedichtet. Dieses letztere Verfahren verleiht zwar dem *[10]* Hause ein recht ungepflegtes Aussehen, schützt es aber, wie die Cogner behaupten, vor Kälte und Feuchtigkeit. –

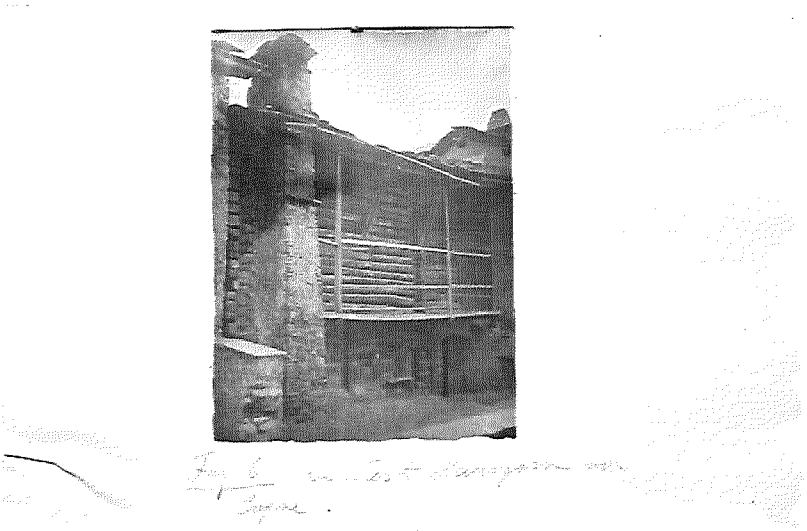


Fig. 6. Älteste Hausform in Cogne.

Die Dachkonstruktion besteht aus großen Schieferplatten „loze", die sich durch ihr eigenes Gewicht auf dem nur schwach geneigten Satteldach erhalten. –

Dieser altertümliche Haustypus ist heute im Verschwinden begriffen, so dass man ihn in Cogne selbst nur noch ganz selten antrifft; häufiger begegnet man ihm in den entlegenen Weilern. –

Die äußere Gestalt der geschilderten Hausformen erfährt nun mit der Zeit eine Veränderung, u.zw. betrifft dies zunächst nur das Erdgeschoss.

[11] Die Balken, die hier noch mit dem Beil viereckig behauen werden, bilden nicht, wie vorhin, zugleich die Außen- und Innenwand, sondern die Holzwand ist nun doppelt und der ca. 4 cm breite Raum zwischen den beiden Wandflächen ist mit Holzspänen ausgefüllt. –

Fig. 7: Altes Haus in Cogne

Im Erdgeschoss ragen an der Ecke die Balkenköpfe nicht mehr vor; an ihre Stelle ist ein Pfeiler aus Bruchstein getreten, der eine Stütze für das im Blockbau aufgeführte Obergeschoss bildet (Fig. 7).

Der aus Stein erbaute Teil des Erdgeschosses ist auch hier noch vielfach aus Trockenmauerwerk ohne Kalkbewurf hergestellt; in der Küche findet man bereits einen eingemauerten Schornstein.

[12] Wenn die eben besprochene Hausform mit ihren unverändert gebliebenen ganz kleinen Lichtöffnungen noch einen durchaus altertümlichen Charakter trägt, so ist das bei den in den letzten Jahrzehnten umgebauten bezw. neuerbauten Häusern nicht mehr der Fall. –

In den meisten Häusern ist der die Stallwohnung umfassende Teil des Erdgeschosses noch immer aus Holz gefertigt, jedoch aus [bereits: *in der Handschrift gestrichen; KB]* gesägten Brettern; der übrige Teil des Erdgeschosses aus Stein trägt bereits einen Kalkbewurf. Einen moderneren Anstrich verleihen dem Hause auch die bedeutend erweiterten Fenster, die im Gegensatz zu den altertümlichen mit blinkenden Glasscheiben versehen sind. –

Das Obergeschoss weist gleichfalls einige Änderungen auf: nur mehr der Estrich hat sich hier noch zuweilen in Blockbau erhalten.

Die Scheune ist nicht mehr in Rundholz ausgeführt, sondern aus gesägten Brettern hergestellt, *[die]* in die Pfeiler aus Trockenmauerwerk eingeschaltet sind. Die neben der Scheune gelegenen Vorrats- bezw. Schlafkammern sind ganz in Stein gebaut. –

Das letzte Stadium in der bisherigen Entwicklung des Cogner Wohnhauses bilden solche Häuser, bei denen bereits das ganze Erdgeschoss außen gemauert ist; innen ist die Stallwohnung stets getäfelt.

Diesen Werdegang des Cogner Hauses, bei dem das Holz, so zu sagen, allmählich vom Stein verzehrt wird, kann man heute noch in der ganzen Gemeinde von Cogne deutlich verfolgen. –

[13] ad: Hausinnere

a) Das Erdgeschoss

Das Erdgeschoss umfasst in den meisten Häusern von Cogne den Flur, die Stallwohnung und die Küche mit dem Nebenraum „pelio" (vgl. Fig. 1).

1.) Der Flur

Durch das Haustor, das in der Regel traufseitig gelegen ist, tritt man in den Flur „kur", der das Haus, gewöhnlich, der ganzen Breite nach durchschneidet; die einzelnen Räumlichkeiten sind zu einer oder zu beiden Seiten der „kur" angeordnet. –

Der Flur, der besonders in alten Häusern sehr geräumig ist, besitzt kein Fenster, so dass das Licht nur durch die offene Eingangstür einfällt. Der Boden ist noch meist aus gestampftem Lehm, die an die Stallwohnung grenzende Wand ist aus Holz – in alten Häusern ist sie aus Rundhölzern gezimmert –, während die übrigen Wände gemauert sind. –

[14] Betritt man den Flur eines alten Cogner Hauses, so fallen einem hier auf den ersten Blick die großen kastenförmigen Behälter „bwateta" für Streu und Kuhmist[23] auf, die aus Rundholz in Blockbau hergestellt und mit einem anhebbaren Holzdeckel versehen sind; sie sind stets an der an die Stallwohnung grenzende Holzwand angebaut. Durch eine viereckige Öffnung in dieser Wand, die mit einem verschiebbaren Brettchen abgeschlossen wird, gelangt der Mist von der Stallwohnung direkt in den betreffenden Behälter, wo er längere Zeit liegen bleibt, bevor er hinaus befördert wird.

Trotz der Geräumigkeit des Flurs pflegt man darin nicht zu speisen; die Familienmitglieder verrichten hier im Sommer kleinere Hausarbeiten, und es werden hier auch, außer den erwähnten Behältern für Streu und Kuhmist, einzelne landwirtschaftliche Geräte, Karren etc. untergebracht. –

[15] 2. Stallwohnung

Vom Hausflur gelangt man in die Stallwohnung „bóe", die den eigentlichen Mittelpunkt eines Hauses in Cogne bildet. Man versteht unter „bóe" sowohl die ganze Stallwohnung als auch – und dies hauptsächlich – den menschlichen Wohnraum;[24] der eigentlich Stall heißt „kwaybóe". In der Stallwohnung konzentriert sich sowohl im Winter wie auch im Sommer das ganze Leben einer oft kinderreichen Familie. Aus Ermangelung einer Schlafkammer wird hier geschlafen, hier wird auch gekocht, gegessen, gearbeitet, hier versammelt man sich im Winter zu gemeinsamen Spinnabenden, bei denen auch die Jugend hinsichtlich Unterhaltung auf ihre Kosten zu

23 Laut Claudine Remacle sind diese Behälter nur für Streu verwendet worden. Siehe auch Manuskript E.G., Zettel 9, siehe in diesem Text S. 278.

24 Es ist bemerkenswert, dass in den Ausnahmefällen (wie z.B. in zwei Häusern des Weilers Epinel), wo der menschliche Wohnraum nicht unmittelbar mit dem Stall verbunden, sondern über diesem gelegen ist, das betreffende Zimmer dennoch „bóe" heißt; möglicherweise ein Fingerzeig dafür, dass hier Stall und Wohnraum ursprünglich ungetrennt waren. [Anm. E.G.]

im Winter wie auch im Sommer das ganze Leben einer oft kinderreichen Familie. Aus Ermangelung einer Schlafkammer wird hier geschlafen, hier wird auch gekocht, gegessen, gearbeitet, hier versammelt man sich im Winter zu gemeinsamen Spinnabenden, bei denen auch die Jugend hinsichtlich Unterhaltung auf ihre Kosten zu kommen pflegt. – Trotz diesen mannigfaltigen Aufgaben, die die Stallwohnung zu erfüllen hat, lässt sie in Bezug auf Geräumigkeit und hygienische Verhältnisse viel zu wünschen übrig; es macht sich Mangel an Luft, Licht und Sauberkeit geltend. Menschen und Haustiere wohnen hier eng nebeneinander, entweder ganz ungetrennt, was wohl die älteste und primitivste Wohnweise sein dürfte, oder sind die beiden Kategorien der Bewohner von einander teilweise, bezw. gänzlich getrennt. Man kann noch heute verschiedene Arten dieser Trennung beobachten; möglicherweise bilden sie einzelne Phasen in der allmählichen Entwicklung der Holzwand, die den menschlichen Wohnraum vom eigentlichen Stall *[16]* endgiltig abzusondern droht (Fig. 3)

Betrachten wir nun die einzelnen Versuche, in Cogne den Wohnraum vom Stall zu trennen. –

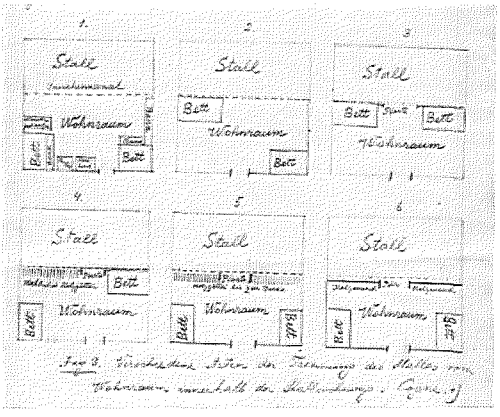


Fig. 3. Verschiedene Arten der Trennung des Stalles vom Wohnraum innerhalb der Stallwohnung. Cogne.[25]

1. Wohnraum und Stall nicht von einander getrennt.
Bei dieser primitivsten Form der Stallwohnung sind die Kastenbetten „kotsa" gewöhnlich in der Nähe der Eingangstür längs der Wand angebracht, so dass hier der Wohnraum vom eigentlichen Stall nur durch einen offenen Jauchekanal abgesondert wird (Fig. 3).

2. Trennung des Wohnraumes vom Stall durch die Betten.
Der erste Versuch, die vorhin einheitliche Stallwohnung *[17]* in zwei Räume zu spalten, geschieht durch die Querstellung des einen, bezw. der beiden Kastenbetten,

25 In den Abb. 2–6 sind der Anschaulichkeit wegen im Wohnraum nur die Betten eingezeichnet, denn für den Entwicklungsvorgang der Trennung des Wohnraumes vom Stall kommt dieses Möbelstück hauptsächlich in Betracht.

die längs dem Jauchekanal angebracht und durch Pfosten miteinander verbunden werden (Fig. 3, 2 u. 3). Bei den quer gestellten Betten entfällt die Bettrückwand, damit die Wärme vom Stall in den Wohnraum besser eindringen kann. –

3. Trennung des Wohnraumes vom Stall durch Holzgitter.
Ein weiterer Schritt zur Scheidung der beiden Räume wird gemacht durch das Anbringen eines halb hohen, bezw. eines bis zur Decke reichenden Holzgitters an Stelle des einen oder der beiden quergestellten Betten (Fig. 3, 4 u. 5).

4. Trennung des Wohnraumes durch Holzwand.
Das letzte Stadium in dieser Entwicklung bildet eine ganz verschalte Holzwand, die wir verhältnismäßig selten und zwar vorwiegend im moderneren Cognehaus antreffen; die Wärme vom Stall dringt hier in den Wohnraum durch die geöffnete Verbindungstür (Fig. 3, 6). Auch eine Holzwand, deren Oberteil im Durchbruchschnitzwerk gearbeitet ist, finden wir vereinzelt zur Trennung der beiden Räume vor; die Schnitzerei ist hier nicht nur zur Zierde, sondern auch zum Einlassen der Stallwärme angebracht. –

[18] Die Stallwohnung, besonders in alten Häusern von Cogne, ist kaum 1 m 90 hoch und halbdunkel, da die Lichtöffnungen nur durch kleine Ausschnitte (ca. 25 cm im Geviert) in den in die Hauswand zusammensetzenden Balken gebildet sind. Diese Fensterchen sind gewöhnlich unsymmetrisch, oft im Zickzack angebracht, um, nach Aussagen der Einheimischen, einerseits bessere Lichtverteilung zu erzielen, andererseits einen weiteren Ausblick auf die Strasse zu gewähren.

Der Boden der Stallwohnung, auch in dem von Menschen bewohnten Teile, besteht noch vielfach aus gestampftem Lehm und trägt keineswegs zur Gemütlichkeit dieses Raumes bei.

Die Einrichtung der Stallwohnung ist recht einfach und so ziemlich überall die gleiche. Es fallen hier vor allem die schrankförmigen Betten „kotsa" auf, deren Vorderwand in alten Häusern durch zwei horizontal gleitende Schiebefenster aus Holz gebildet wird.; wenn diese geschlossen sind, erhält das Bett vollständig das Aussehen eines Kastens. Diese „koça" bleiben in der warmen Jahreszeit gewöhnlich offen; hingegen pflegt man sie im Winter in der Nacht fast ganz zu schließen, was aus hygienischen Gründen gewiss nicht zu begrüßen ist. Die Bewohner von Cogne beginnen, dies selbst *[19]* einzusehen und ersetzen schon vielfach die hölzernen Schiebefenster durch Stoffvorhänge.

Da das Lager in der „kotsa" ca. 1 m über dem Fußboden erhöht ist, pflegt man in dem darunter entstandenen freien Raum einige Schafe und Ziegen unterzubringen; eine Gewohnheit, die sich hauptsächlich durch *[das]* Bedürfnis nach Raumersparnis erklären lässt. Überdies meinen die Einheimischen, dass diese Einrichtung der Gesundheit zuträglich sei, da durch das Ausstrahlen der tierischen Wärme dem Boden unter dem Bett die Feuchtigkeit entzogen werde. Dieser wohl etwas primitive Stall für das Kleinvieh wird vorne durch einen betttruhenartigen, verschiebbaren Heubehälter abgeschlossen, dessen Deckel beim Nachfüllen des Futters abgehoben wird. Der Heubehälter ruht auf vier ca. 10 cm hohen Beinen, so dass seine Wände vom Fußboden etwas abstehen und dadurch Luft in das Innere dieses improvisierten Stalles eindringen kann. Dennoch ist die Ventilation nicht ausreichend und das Kleinvieh wird einige Male im Tag aus seinem Gefängnis *[20]* herausgelassen, um sich frei in der Stallwohnung bewegen zu können.

Der geschilderte Heubehälter bildet eine beliebte Sitzgelegenheit für die Hausgenossen; dem Fremden wäre diese allerdings weniger zu empfehlen, denn sobald die gewohnte Zeit der Fütterung naht, pflegen die Schafe und Ziegen ihren Hunger durch so kräftige Stöße in den Deckel des Heubehälters zu bekunden, dass derjenige, der gerade darauf sitzt, wohl etwas unangenehm überrascht werden könnte.[26]

[21] Außer den angesprochenen Kastenbetten findet man in Cogne noch ab und zu ein eigenartiges Bettgestell, „zareta" genannt. Dieses besteht aus einer ca. 2 m langen, 1 m breiten und 30 cm hohen truhenförmigen Kiste, die mit einem abhebbaren Deckel versehen ist und auf vier etwa 1 m hohen Beinen ruht (Fig. 4). Die „zareta", die mit Stroh gefüllt ist, dient in der Nacht als Lager für 2 erwachsene Personen, bezw. 3 Kinder; tagsüber jedoch, sobald der Deckel wieder darauf ist, sieht sie wie ein altertümlicher truhenförmiger Tisch aus, dessen man sich sowohl zum Speisen, wie auch zum Arbeiten bedient. Nur wenige Strohhalme, die unter der nicht dicht abschließenden Tischplatte herausragen, verraten die anderwertige Verwendung *[22]* dieses Möbelstückes.

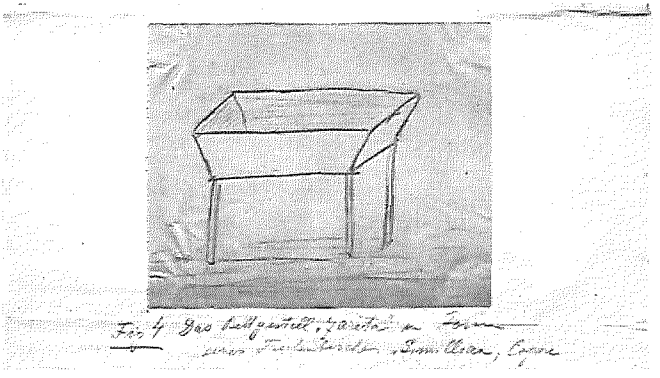


Fig. 4. Das Bettgestell „zareta" in Form eines Truhentisches. Gimillian, Cogne

Die fortschrittlicheren Elemente unter den Cognern pflegen über die „zareta", speziell über ihren so verschiedenartigen Gebrauch etwas zu spotten und knüpfen daran eine drollige Geschichte, die sie als „wahre Begebenheit" erzählen:

Eines Abends kehrten einige Reisende in eine kleine Cogner Wirtschaft ein, um Wein zu trinken. Als sie, durch den Alkohol angeregt, immer lustiger wurden und schließlich auf die Tischplatte losschlugen, vernahmen sie plötzlich merkwürdige Laute aus dem Tischinneren: es war, als ob jemand darin leise weinen möchte. Erstaunt frugen sie den Wirt, was dies zu bedeuten habe und ob nicht etwa Geister in seinem Hause spuken. Dieser erwiderte in aller Ruhe, die Gäste brauchten sich

26 Diese Erfahrung machte ich schon seinerzeit in Bessans (Maurienne, Savoyen), wo die gleiche Gewohnheit besteht. Überhaupt ist die Einrichtung der Stallwohnung in Cogne derjenigen von Bessans sehr ähnlich. Bei Schilderung des Hausrates von Bessans wurde auch das Kastenbett und dessen Verbreitung ausführlich besprochen. Vgl. Goldstern, Eugenie: Hochgebirgsvolk in Savoyen und Graubünden. 14. Ergänzungsheft der Wiener Ztschr. f. Volkskunde. Wien 1922, S. 15 u. 19.

nicht stören zu lassen, es wären nur seine Kinder, die in dem Tische schliefen und durch den Lärm geweckt worden seien. –

Die „zareta" findet man im Cognetal noch hauptsächlich auf den Sennhütten, wo sie sich bei den Hirten einer grossen Beliebtheit erfreut. In Cogne selbst wird sie immer mehr durch das modernere Mobiliar verdrängt, so dass man ihr nur noch hie und da in den entlegeneren Weilern von Cogne (Valnontay, Gimillian, Lilaz) begegnet. Über die sonstige Verbreitung dieses, allem Anschein nach, recht altertümlichen Gegenstandes im Aostatal bezw. in anderen Alpenländern ist mir nichts bekannt.

[23] Was die übrigen Einrichtungsgegenstände der Stallwohnung betrifft, so bieten sie im allgemeinen wenig Bemerkenswertes. Ein Paar Bänke – Sessel fehlen in der Regel –, ein Tisch, eine Kredenz „kredensa" bezw. eine Etagere für das Koch- und Essgeschirr, ein eiserner Kochherd und häufig auch eine in der Nähe des Stalles angebrachte Wasserpumpe vervollständigen das anspruchslose Mobiliar dieses Wohnraumes (vgl. Fig. 3, 1).

Obwohl die Elektrizität in Cogne seit einigen Jahren eingeführt ist, findet man heute noch in so mancher Stallwohnung die altertümliche Vorrichtung zur Beleuchtung dieses Raumes mit Öllämpchen, den sogenannten „kruzeler".[27] Es ist dies eine ca. 1 m lange, im Kerbschnitt hübsch verzierte Holzstange, die an der Decke horizontal angebracht ist. Das eine Ende des „kruzeler" ist, mittels eines Holzstiftes, um den die Stange drehbar angebracht ist, an die Decke fixiert, während das andere, bewegliche Ende zum Tragen des Öllämpchens bestimmt ist, dessen Höhe durch *[eine]* scherenartige Vorrichtung aus Holz reguliert werden kann (Fig. 5).

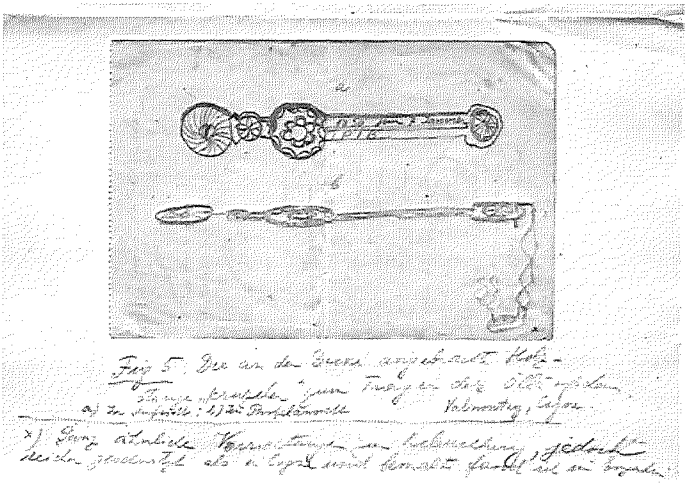


Fig. 5. Die an der Decke angebrachte Holzstange „kruzeler" zum Tragen des Öllämpchens [Inschrift: „1850 jour 7 janvier – I P I B" a) in Aufsicht; b) in Profilansicht (Valnontay, Cogne)

27 Ganz ähnliche Vorrichtungen zur Beleuchtung, jedoch reicher geschnitzt als in Cogne und bemalt fand ich im Engadin.

[24] In dem Hauptorte von Cogne, sowie in den Weilern, die bereits elektrisches Licht haben, hat der „kruzeler" seine Bedeutung verloren, wird aber dennoch in manchen Häusern aus Pietät an der Decke belassen. Nur in einzelnen entlegenen Weilern, wo die Elektrizität bisher noch nicht eingeleitet wurde, ist der „kruzeler" neben der Petroleumlampe vielfach im Gebrauch, wenn auch das altertümliche Öllämpchen römischer Form „kruze" durch den moderneren Brenner aus Glas immer mehr verdrängt wird. –

Der für die Haustiere bestimmte Teil der Stallwohnung, der vom menschlichen Wohnraume durch einen Jauchekanal, bezw., wie oben geschildert wurde, auch durch Betten, Holzgitter oder Holzwand abgetrennt wird, bietet nichts Charakteristisches. Der Viehstand ist etwas höher als der Fußboden; die Krippen „retse" zeigen in ihrer Form nichts Abweichendes. In einer Ecke des Viehstandes befindet sich ein bis an die Decke reichender kastenartiger Heubehälter, in den das Heu durch eine Öffnung in der darüber liegenden Heubühne hinabgestoßen wird. –

[25] Der Kuhmist wird in den Jauche- bezw. Düngerkanal zusammengeschar*[r]*t und ungefähr alle 14 Tage hinausbefördert. In einigen Häusern befindet sich unterhalb der Stallwohnung ein gewölbter Kellerraum (krota di femé) *[zu beachten ist die im Folgenden unterschiedliche Schreibweise; KB]*, in den der Mist durch einen viereckigen Ausschnitt im Fußboden, der mit einem genau hineinpassenden Holzdeckel versehen ist, hinabgeworfen wird. Derartige „krota di fume" findet man heute nur noch in einzelnen alten Häusern, hauptsächlich in den Weilern von Cogne. Ob diese so zweckmässige Einrichtung seit jeher bestanden hat oder ein bereits vorhandener Kellerraum nachträglich als Mistraum verwendet wurde, konnte, nach den Aussagen der Einheimischen, nicht einwandfrei festgestellt werden;[28] ebenso wenig auch die Frage, ob diese Misträume früher eine für das Cognehaus typische Erscheinung waren. Die Tatsache, dass man heute, mit Ausnahme der wenigen Häuser, in denen die „crotta di feme" vorhanden ist, nirgends auch Spuren eines Kellerraumes unter der Stallwohnung findet, scheint eher dagegen zu sprechen.

[26] In ganz alten Häusern von Cogne besteht in der Stallwohnung noch eine andere, ehemals recht verbreitete, Vorrichtung, um den Mist hinauszubefördern. Es ist dies eine kleine viereckige Öffnung in der Holzwand „muset di feme", die mittels eines verschiebbaren Brettchens abgeschlossen und durch die der Mist direkt ins Freie geworfen wird. In einzelnen alten Häusern, hauptsächlich in den Weilern, ist das betreffende Loch, wie schon vorhin erwähnt wurde, in der an den Flur grenzenden Wand angebracht, so dass der Mist, ehe er aus dem Haus entfernt wird, einige Wochen in diesem Nebenraum, in einem eigens dafür bestimmten Behälter, liegen bleibt. –

Um den Dünger leichter auf die Wiesen und die Äcker befördern zu können, pflegt man in Cogne im Winter aus dem Mist große Fladen „carte feme" herzustellen, die man im Freien solange liegen lässt, bis sie ganz gefroren sind. Erst dann bringt man sie in kleinen Schlitten auf die Felder oder, falls der Weg zu steil ist, trägt man sie einzeln auf dem Kopf. Zu dieser Art der Düngerbeförderung ist mir keine Parallele weder aus dem Aostatal noch aus anderen Alpengegenden bekannt. –

Was die Erwärmung der Stallwohnung im Winter betrifft, so kommt als Heizkörper *[27]* in erster Linie das liebe Vieh in Betracht. Dieses sorgt schon dafür, dass der

28 Claudine Remacle weist darauf hin, dass es sich tatsächlich um frühere Vorratskeller gehandelt hat.

Wohnraum, der gewöhnlich nur klein ist, konstant warm bleibt. Überdies wird auf einem eisernen Ofen – seltener auf einem Kaminherd – fleißig gekocht, wobei als Brennmaterial, außer Holz, auch tierische Exkremente verwendet werden. Zu diesem Zwecke wird, gewöhnlich schon im Winter, der Schaf- und Ziegenmist im Viehstand dieser Tiere zu einer kompakten Masse angehäuft und hierauf in würfelförmige Stücke geschnitten; diese pflegt man dann bis zum Herbst auf Lauben und Dächern liegen zu lassen, damit sie gut austrocknen. Auch Kuhmist wird als Brennmaterial nicht verschmäht, und zwar wird er durch Aufklatschen kleiner Mengen auf Dächer und Felsen fladenförmig gestaltet.[29]

Mit diesen Mistbriketts, die beim Verbrennen zwar einen üblen Geruch verbreiten, dafür aber den Vorzug haben, die Glut, gleich einer Kohle, lange zu erhalten, pflegt die Cogner Hausfrau nicht zu sparen. Und so kommt es, dass die Stallwohnung im Winter meist überheizt ist; allerdings nur für unsere Begriffe, denn der Cogner, der im Winter oft stundenlang in der grimmigen Kälte arbeiten muss, kann es bei sich zu Hause nicht warm genug haben. Er behütet auch diese Wärme wie ein kostbares Gut und denkt wenig daran, durch entsprechende Lüftung den Forderungen moderner Hygiene Rechnung zu tragen. –

[28] Man findet zwar in machen Stallwohnungen zur Ventilation „hufet" angebracht, die mit einem aufklappbaren Brettchen abgeschlossen wird; die Vorrichtung tritt jedoch nicht allzu oft in Funktion. Da außerdem die Fenster zum Öffnen nicht eingerichtet sind und die Cogner vor einer offenen Tür große Angst haben, ist es mit der Lüftung dieses Raumes, besonders in alten Häusern, recht arg bestellt.

Die Cogner haben sich aber diesen, für unsere Begriffe, elenden Wohnverhältnissen ganz angepasst und sehnen auch deren Änderungen gar nicht herbei; Hauptsache ist, dass der Stall mit Vieh gut gefüllt ist. –

[29] 3. Die Küche

Zuhinterst am Hausflur befindet sich gewöhnlich der Eingang in die Küche „meso", in der, nach den Aussagen der Einheimischen, früher das ganze Jahr auf dem offenen Kaminherd gekocht wurde. Heute ist das nicht mehr der Fall. Die Küche wird im Sommer hauptsächlich zum Herstellen von Käse und Butter gebraucht, und das Kochen besorgt man, seit Einführung des eisernen Kochherdes, also bereits seit einigen Jahrzehnten, fast ausschließlich in der Stallwohnung, wo man es wärmer und gemütlicher hat als in der eiskalten Küche. –

Die „meso" ist deshalb allmählich so vernachlässigt worden, dass sie heute eher einer Rumpelkammer gleicht; nur in einigen bereits modernisierten Häusern, wo im Sommer in der Küche gekocht wird, ist dieser Raum sauberer gehalten. –

Die Küche besitzt einen Flächenraum von 12–15 m^2 und wird nur von einem kleinen vergitterten Fenster erhellt; die von Russ geschwärzten Wände tragen noch zur Düsterkeit dieses halbdunklen Raumes bei. Den wichtigsten Bestandteil der Küche bildet der große, *[30]* in die Ecke gerückte Kamin.

29 Vgl. Goldstern, Eugenie: Hochgebirgsvolk in Savoyen und Graubünden, S. 17 u. 18, wo auch das anderwärtige Vorkommen dieses Heizmaterials besprochen wurde.

Der Kaminherd ist etwa 20 cm vom Boden erhöht und seine Fläche misst durchschnittlich 140 x 30 cm. Der den Herd überragende steinerne Rauchhut ist meist in seinem unteren Teile mit Holz verkleidet, das ab und zu die Initialen des Besitzers und die Jahreszahl eingekerbt trägt. Aus dem Rauchhut hängt von einem Querbalken eine durch Verzahnung verstellbare Feuerkette herab, die den Kochtopf über dem Feuer trägt. –

Man findet in Cogne, allerdings nur ganz selten, Küchen, die keinen Kamin besitzen, also ausgesprochene Rauchküchen sind. Auch hier brennt das offene Feuer auf einem erhöhten, aus Steinen gemauerten Untersatz. Der Rauch verzieht sich zum Teil durch Steinfugen und Dach, zum Teil durch die offene Tür.

Gegenüber dem Herd beim Fenster steht gewöhnlich der massive Teigtrog „arçon", der aus einer großen, sich nach unten verjüngenden, auf vier Beinen ruhenden Truhe besteht. Der Deckel des „arçon" wird als Küchentisch verwendet.

[31] In Cogne wird das Brot auch heute noch nur 1–2 Mal im Jahr im Gemeindeofen gebacken. Deshalb muss der „arçon", in dem bei vielköpfigen Familien bis 300 kg Teig auf einmal geknetet wird, entsprechend umfangreich sein. In der Zeit, in der das Brot nicht gebacken wird, pflegt man in dem Teigtrog, der innen gewöhnlich dreiteilig ist, Mehl und andere Lebensmittel aufzubewahren.

*

[Faszikel 2, Abschnitt 3, S. 32–46]

[32] **(3.) Valtournenche, Aostatal**

Das Haus

[33] ad Gesamtanlage des Hauses

Der altertümliche Haustypus ist in Valtournenche bereits im Verschwinden begriffen. Die Gesamtanlage der dort heute vorherrschenden Hausform ist ähnlich wie bei der moderneren stereotypen Hausform, die man im unteren Teile der Seitentäler bezw. im Haupttale von Aosta antrifft.

Im Erdgeschoss ist der Stall, vor dem sich hie u. da ein kleiner Flur „l'alju" befindet; der letztere ist in der Regel bei Doppelwohnungen angebracht und trennt die beiden Stallwohnungen von einander. Dort, wo der Flur fehlt, sind an seine Stelle gewöhnliche Doppeltüren getreten. Der Keller ist entweder an das Haus angebaut oder gegenüber dem Haus angebracht als selbständiges kleines Gebäude. Über dem Erdgeschoss erhebt sich das Wohngeschoss, das sich aus der Küche und dem Nebenraum „pelio" zusammensetzt.

Da die Häuser von Valtournenche meistens auf einem Abhang liegen, gelangt man in die Küche von der Bergseite ebenerdig. Die Küche ist gewöhnlich klein und enthält bereits überall einen Kamin (?).

Das Obergeschoss ist in der Regel nur von der Scheune in Anspruch genommen.

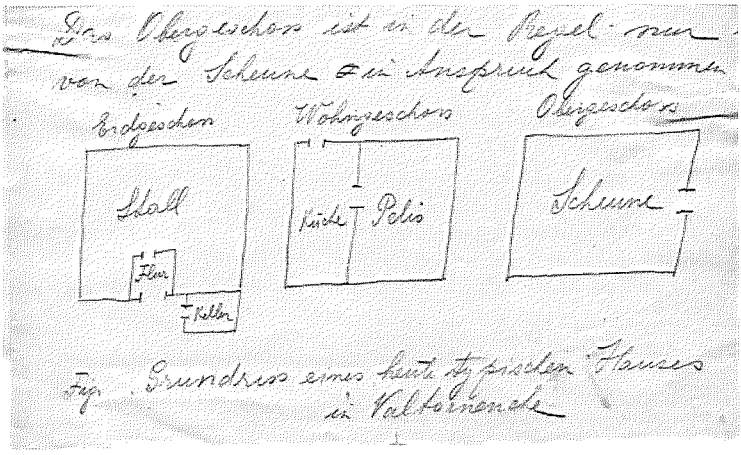


Fig. 6. Grundriss eines heute typischen Hauses in Valtournenche.

[34] Der Pelio

Der an die Küche anschließende Raum, in dem geschlafen und auch gegessen wird, heißt „pelio". Er ist gewöhnlich geräumiger als die Küche und ist getäfelt.

In älteren Häusern von Valtournenche besteht noch eine Verbindung zwischen dem Pelio und dem Stall, u.zw. ist im Pelio eine Falltür „trop" angebracht, durch die man, insbesondere im Winter, in den Stall hinabsteigt. Nur mehr selten sind noch im Pelio Kastenbetten vorhanden, die mittels Holzläden geschlossen werden; frührer waren sie hier, wie überhaupt im Aostatal allgemein verbreitet. –

In machen Häusern von Valtournenche findet man im „pelio" den alten Ofen aus schwarzem Speckstein, der die Gestalt eines ca. 80 cm hohen Cylinders mit einem Durchmesser von ca. 50 cm hat. Der Ofen ruht auf einer dicken Steinplatte, die von je zwei quergelegten Balken getragen wird. –

[35] Der obere Teil des Ofens ist zum Kochen eingerichtet und hat meist nur eine Öffnung, die mit einem Steindeckel abgeschlossen wird. Dieser Ofen bietet im Winter gute Dienste, da sowohl im Hauptort von Valtournenche als auch in manchen Weilern (Mirenche, Chopener) selbst in der strengsten Jahreszeit nur mehr ausnahmsweise im Stall geschlafen wird. Selbst die Spinnabende „veillées" beginnt man in den letzten Jahren nicht mehr im Stalle, sondern im Pelio abzuhalten. Übrigens scheint diese letztere Gewohnheit bei wohlhabenderen Familien von Valtournenche schon seit mehreren Dezennien zu bestehen. Nach Mitteilung eines 95jährigen Greises pflegte man bereits in seiner Jugendzeit in besseren Häusern von Valtournenche das ganze Jahr im „pelio" zu schlafen und auch hier im Winter die Spinnabende abzuhalten. Jeden Abend brachte ein anderer abwechselnd eine Laterne, in die man ein mit Nussöl gebranntes *[wohl richtig: gefülltes; KB]* Öllämpchen steckte. Hier beim warmen Ofen blieb man bis spät in die Nacht beisammen.

[36] ad. Nebengebäude

1. *rakar:*

Unter „rakar" versteht man in Valtournenche (wie auch in anderen Gemeinden des Aostatales) einen auf Holzpfählen ruhenden Getreidespeicher, in dem heute ausser dem Getreide, hie und da, auch Heu aufbewahrt wird. Da die Bevölkerung von Valtournenche sich in den letzten Jahrhunderten bedeutend vermehrt hat, die Anzahl der rakar aber infolge des Rückganges des Getreidebaues vermindert wurde, ist der Besitz von rakar gewöhnlich unter 2–4 Eigentümern geteilt.

Der Rakar ist aus mächtigen Rundhölzern in Blockbau aufgeführt und ruht entweder unmittelbar auf runden bezw. achteckigen Pfählen, oder aber sind zwischen den letzteren und der Basis des rakar runde flache Steine angebracht, um das Eindringen der Mäuse und Ratten in das Innere des Speichers zu verhindern. –

Es gibt in Valtournenche 2 Arten von rakar:

1) Solche, die eine Stallwohnung, neben der hier u. da auch eine Küche angebracht ist, bezw. ein zweigeschossiges Wohnhaus darunter haben.

2) Solche, die mit dem Wohnhaus nicht verbunden sind, und nur einen offenen Raum, der als Holz- oder Mistlager dient, bezw. einen Stall für Kleinvieh darunter haben.

[37] Bei der ersteren Art kragt der rakar über dem unteren gemauerten Geschoss etwa 1 ½ m vor. Dieser vorkragende Teil des rakar ist nur noch selten, u.zw. bei ganz alten Häusern, aus Rundholz hergestellt; in der Regel ist er aus vierkantig behauenen oder gesägten Balken gezimmert und enthält zwei Kammern „tzambron" für Brot, geräuchertes Fleisch[30] und allerlei Hausrat. In diese „tzambron" gelangt man entweder vom Inneren des rakar, also von der Tenne aus, oder von außen, auf einer Holzstiege,; im letzteren Falle besteht keine Verbindung zwischen „tzambron" und der Tenne. (Fig. 7)

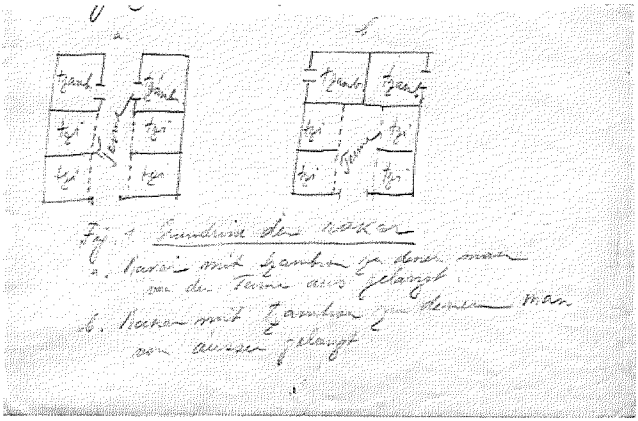


Fig. 7. *Grundrisse des rakar*
a. rakar mit tzambron, zu denen man von der Tenne aus gelangt
b. Rakar mit tzambron, zu denen man von aussen gelangt

30 Das Räuchern als Konservierungstechnik war im Aostatal nicht gebräuchlich. Es handelt sich vermutlich um luftgetrocknetes Fleisch (C.R.).

[38] Der übrige, nicht vorkragende Teil des rakar enthält zu beiden Seiten der Tenne einzelne Abteilungen „tzi" für Getreide, die aus Rundhölzern in Blockbau aufgeführt und kastenförmig gestaltet sind. –

Der geschilderte Rakar hat im Laufe der Zeiten so mache Wandlung in seinem Bau erfahren. Als älteste Form des rakar wurde bereits diejenige bezeichnet, die aus Rundhölzern in Blockbau hergestellt ist und auf Pfählen ruht, die an der Basis runde Steine zur Abwehr gegen Mäuse haben. Diese Form ändert sich zunächst insofern, als der vorkragende Teil nicht mehr aus Rundholz, sondern aus vierkantigen behauenen Balken bezw. aus gesägten Brettern gezimmert wird. Eine radikale Änderung erfährt der Rakar in dem bereits vorhandenen Hause von Valtournenche. Die Pfähle sind entfallen, so dass die Basis des Speichers direkt auf dem Wohngeschosse ruht. Vom Blockbau ist nichts mehr zu merken, denn die Wände des rakar bestehen aus Pfeilern von Trockenmauerwerk, die durch Bretter(lagen?) miteinander verbunden sind. Auch dieser letzte Rest von Holz verschwindet in einzelnen neuen Häusern, so dass der Rakar hier ganz aus Stein erbaut ist.

[39 bis 41][31]

[42] 2. Holzspeicher „grené".

Ebenso wir der „rakar" ist auch der Holzspeicher „grené" entweder mit dem Wohnhaus verbunden, d.h. er bildet seinen obersten Teil, oder aber ist er ein selbständiges Nebengebäude. Im ersteren Falle befindet sich der „grené" über dem Wohngeschosse, das die Küche und den Pelio enthält. In den älteren Häusern ist er aus Rundbalken bezw. aus behauenen oder gehobelten Balken in Blockbau gezimmert und besteht aus einer oder zwei Kammern mit darüber gelegenem Estrich, worin allerlei Hausgerätschaften, Kleidertruhen sowie auch geräuchertes Fleisch, Brot etc. aufbewahrt werden. Während bei älteren Häusern der Holzspeicher auf den ersten Blick zu erkennen ist, da er sich von dem übrigen Steinbau deutlich abhebt, ist dies bei den neueren oder modernisierten Häusern nicht mehr der Fall. Hier wird als „grené" das oberste Stockwerk des Steinhauses bezeichnet, das sich von den übrigen Geschossen eigentlich gar nicht unterscheidet.

[43] Während der mit dem Wohnhaus verbundene „grené" sein Aussehen im Laufe der Zeiten gänzlich verändert hat, hat der vom Hause getrennte Holzspeicher verhältnismäßig wenige Modifikationen erfahren.

Der moderne Speicher setzt sich, wie der alte, aus 3 Geschossen zusammen. Die zwei oberen Geschosse, die nicht wie früher aus behauenen, sondern aus gehobelten Balken gezimmert und bedeutend erhöht worden sind, werden nicht mehr von Holzpfeilern getragen, sondern ruhen unmittelbar auf dem gemauerten Erdgeschoss auf. Dieses enthält nun zuweilen statt eines Kellers eine Kammer, in der im Sommer geschlafen wird; eine Eigentümlichkeit, die ich sonst in keinem Tale von Aosta gefunden habe. Statt der kleinen, unregelmäßig geformten Lichtöffnungen des alten „grené", die häufig als Sternrosette gestaltet sind, finden wir bei dem modernen

31 3 Seiten der Handschrift wurden von der Autorin E. G. gestrichen; der Text ist identisch mit dem hier vorausgehenden Abschnitt: ad. Nebengebäude, 1. Rakar

größere Fenster, die ihm das Aussehen von einem kleinen Holzhaus verleihen; dieser Eindruck wird noch durch die am Speicher angebrachten Holzlauben vervollständigt.

[44] Ebenso wie der Rakar ist auch der Holzspeicher „grené" entweder mit dem Wohnhaus unmittelbar verbunden, d.h. bildet *[er]* seinen obersten Teil, oder aber ist er ein selbständiges Nebengebäude. –

Im ersteren Fall befindet sich der „grené" über dem Wohngeschoss, das die Küche und den „pelio" enthält; nur mehr selten ruht hier der Speicher, wie der Rakar, auf runden bezw. achteckigen Holzpfählen. In älteren Häusern ist er noch aus Holz, aber in neueren oder bereits umgebauten zieht man es vor, ihn aus Stein herzustellen. Wie noch unten gezeigt werden soll, lässt sich die Entwicklung des Holzspeichers zum Steinspeicher im Tale von Valtournenche noch deutlich erkennen.

Ist der Holzspeicher mit dem Hause unmittelbar verbunden, so bildet er ein selbständiges Nebengebäude, das in der Regel aus 3 Geschossen besteht: aus dem gemauerten Erdgeschoss, das nur den Keller für Milchprodukte enthält, und aus 2 darüber gelegenen, aus Holz gezimmerten Geschossen; im Untergeschoss werden die Truhen mit Kleidern untergebracht, während im Obergeschoss Brot, Speck, geräuchertes Fleisch etc. sowie auch Hausgerätschaften wie Spinnräder aufbewahrt werden.[32] *[45]* In den alten Speichern ruht noch der aus Holz gezimmerte Teil des „grené" nicht unmittelbar auf dem gemauerten Erdgeschoss auf, sondern wird wie beim Rakar von runden bezw. achteckigen Holzpfeilern getragen.

[46] Im ersteren Falle befindet sich der „grené" über dem Wohngeschoss, das die Küche und den „pelio" enthält. In den älteren Häusern ist er aus Holz hergestellt und besteht aus einer oder zwei Kammern mit darüber gelegenem Estrich, worin Hausgerätschaften, Kleidertruhen sowie geräuchertes Fleisch, Brot etc, aufbewahrt werden.

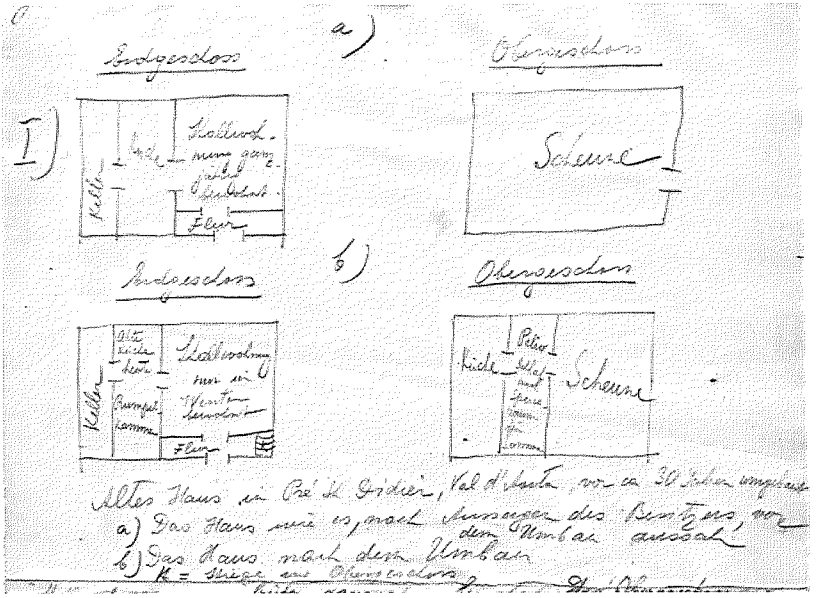
*

[Faszikel 2, Abschnitt 4, S. 47–50]

[47] (4.) Einige Beispiele für die Entwicklung des alten primitiven Einheitshauses im Aostatal

Die nun entstandenen Hausformen bilden Übergangsformen zu dem stereotypischen modernen Einheitshaus, wie es heute vielfach in den tiefer gelegenen Teilen des Aostatales verbreitet ist. –

32 Folgende Textstelle ist gestrichen: die beiden letzteren Geschosse sind noch meist aus Holz gezimmert.

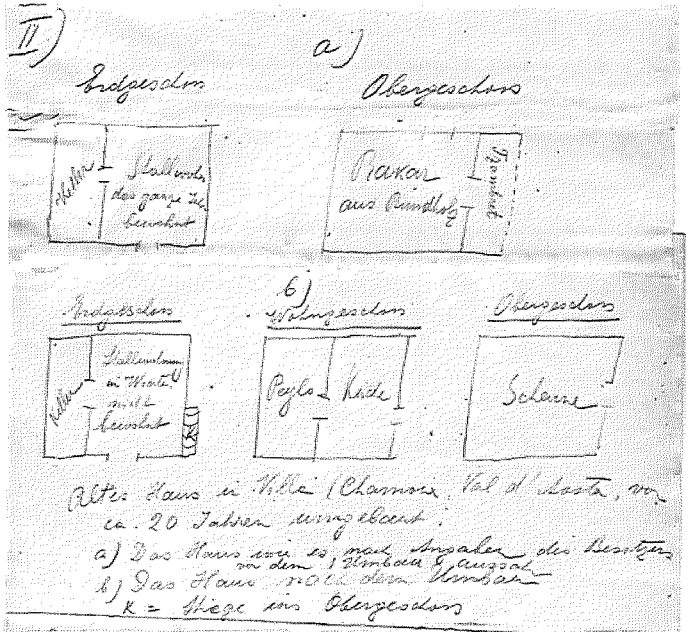


Altes Haus aus Pré-St-Didier, Val d'Aosta, vor ca. 30 Jahren umgebaut
a) Das Haus wie es, nach Aussagen des Besitzers, vor dem Umbau aussah
b) Das Haus nach dem Umbau
(k = Stiege ins Obergeschoss)

[Die] Stallwohnung war früher ganzjährig bewohnt. Das Obergeschoss war ausschliesslich von der Scheune in Anspruch genommen. Vor circa 20 Jahren wurde das Haus für die neuen Wohnbedürfnisse modifiziert; u.zw. da man den Stall nur mehr als Winterwohnung benutzen sollte, wurde die eigentliche Sommerwohnung ins Obergeschoss verlegt. Dieses erfuhr nun eine vollständige Veränderung, indem die Scheune etwa auf die Hälfte reduziert, dafür entsprechend erhöht wurde, und der so gewonnene Raum für die Einrichtung von Küche und Pelio, in dem im Sommer geschlafen wurde, benützt wurde. –

Das Erdgeschoss blieb unverändert und die alte Küche dient nur mehr als Rumpelkammer, da im Winter in der Stallwohnung gekocht wurde.

[48]

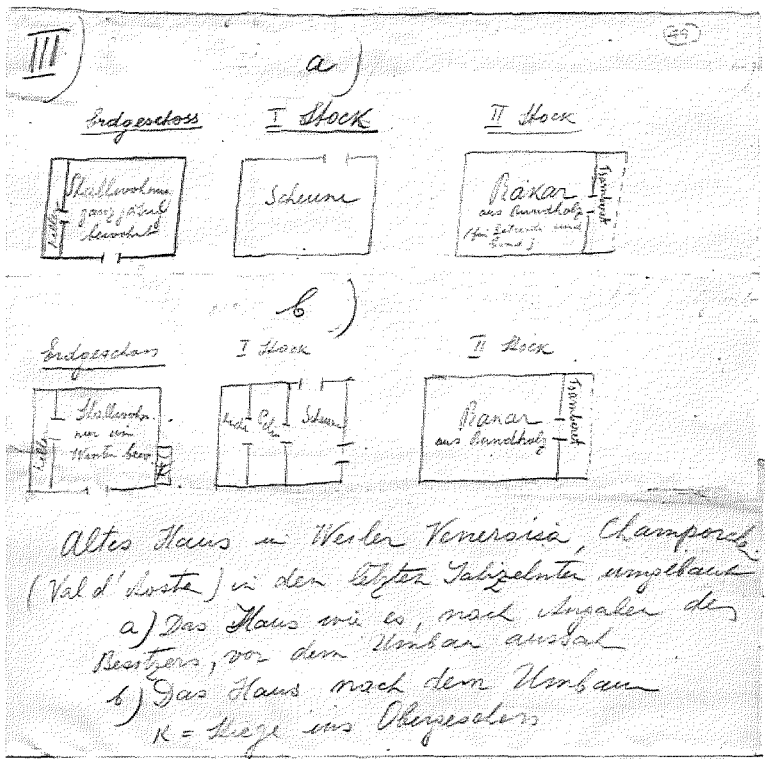


Altes Haus in Villa (Chamoux), Val d'Aosta, vor ca. 20 Jahren umgebaut
a) Das Haus, wie es nach Angaben des Besitzers vor dem Umbau aussah
b) Das Haus nach dem Umbau
c) (k = Stiege ins Obergeschoss)

Dieses Haus, das vor ca. 20 Jahren umgebaut wurde, bestand ursprünglich aus einer das ganze Jahr bewohnten Stallwohnung und Keller im Erdgeschoss und aus einem darüber auf Pfeilern ruhenden rakar aus Rundholz. – Beim Umbau dieses Hauses wurde das Erdgeschoss unverändert belassen, der rakar wurde ganz entfernt und in der Nähe des Hauses als selbständiges Wirtschaftsgebäude aufgestellt. –

An Stelle des rakars wurde über der Stallwohnung ein zweigeschossiger Steinbau errichtet, der unten die Küche und Peylo *[sic!]*, darüber die Scheune aus Stein enthält. Der Peylo und die Küche werden von der Familie bereits das ganze Jahr bewohnt; der Stall wurde also als menschliche Wohnung aufgelassen. –

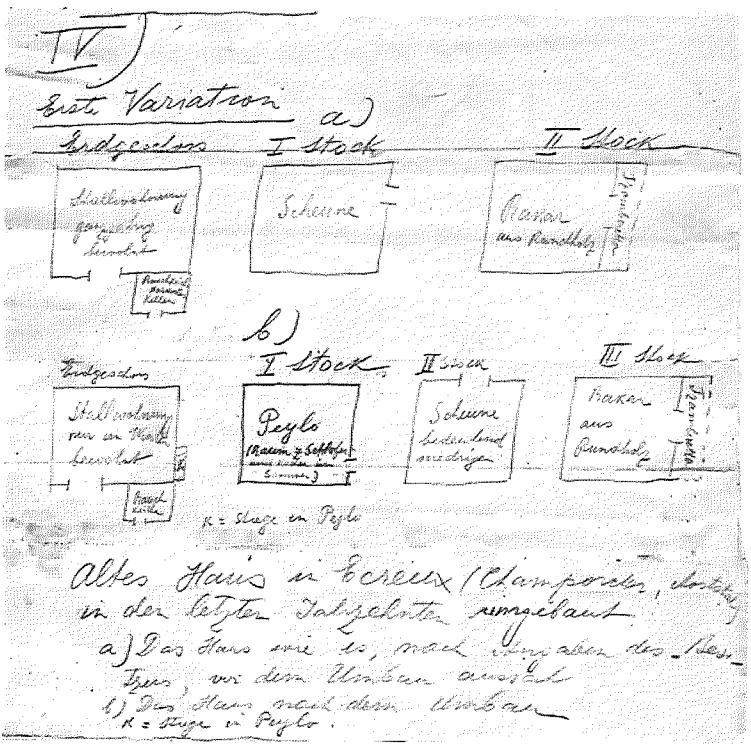
[49]



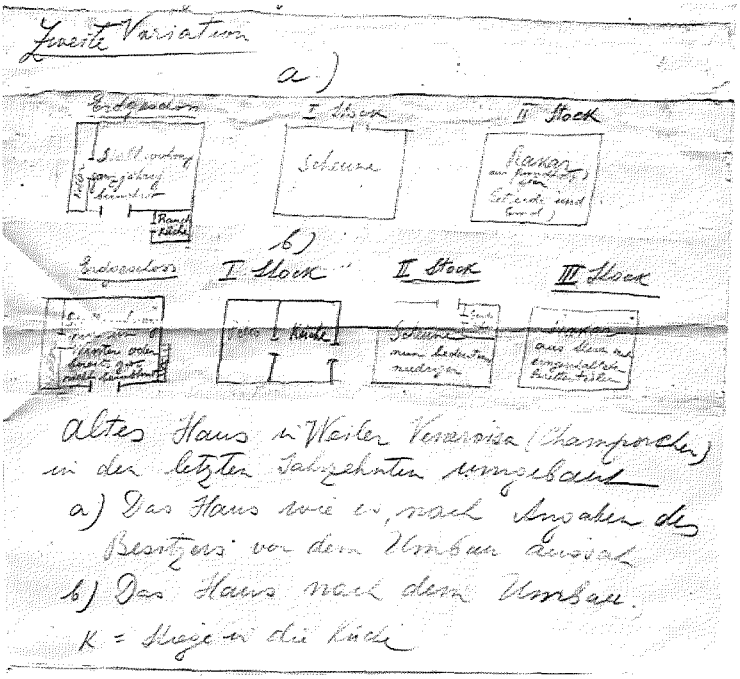
Altes Haus im Weiler Veneroisa, Champorcher, Val d'Aosta,
in den letzten Jahrzehnten umgebaut
a) Das Haus, wie es, nach Angaben des Besitzers, vor dem Umbau aussah
b) Das Haus nach dem Umbau
(k = Stiege ins Obergeschoss)

Bei dieser Hausform war der 1. Stock ursprünglich nur von der Scheune in Anspruch genommen. Diese wurde nun beim Umbau des Hauses bedeutend verkleinert, dafür entsprechend erhöht, so dass aus dem übrigen, ursprünglich von der Scheune in Anspruch genommenen Raum eine Küche und ein Pelio eingerichtet werden konnten. –

[50]



Altes Haus in Ecreux/Champorcher, Aostatal,
in den letzten Jahrzehnten umgebaut
a) Das Haus wie es, nach Angaben des Besitzers, vor dem Umbau aussah
b) Das Haus nach dem Umbau
(k = Stiege im Peylo)



Altes Haus im Weiler Veneroisa/Champorcher, Aostatal,
in den letzten Jahrzehnten umgebaut
a) Das Haus wie es, nach Angaben des Besitzers, vor dem Umbau aussah
b) Das Haus nach dem Umbau
(k = Stiege in die Küche)

Bei der ersten Variation des IV. Typus wird das ursprüngliche Haus insoferne abgeändert, als zwischen der Stallwohnung und der Scheune ein neues Geschoss eingesetzt wird, das den Peylo enthält; hier wird im Sommer geschlafen und gekocht. Die Scheune hat an Höhe etwas eingebüsst, der Rakar blieb unverändert; ebenso die Rauchküche, die noch im Sommer gebraucht wird.

Bei der zweiten Variation vollzieht sich der gleiche Vorgang wie bei der ersten. Das neu entstandene Geschoss enthält jedoch neben dem Peylo bereits die Küche, worin das ganze Jahr gekocht wird; die somit entbehrlich gewordene alte Rauchküche fehlt in diesem modernisierten Haus. Im Peylo wird das ganze Jahr geschlafen. Der Rakar ist nicht mehr so geräumig wie früher und ist nun aus Stein mit eingeschalteten Bretterteilen hergestellt.

*

[Faszikel 2, Abschnitt 5: 11 doppelseitig beschriebene, z.T. paginierte Notizzettel mit div. Aufzeichnungen zu den Hausformen im Aostatal]

(5. Notizen zu „Die Haustypen des Aostatales")

[Zettel 1 (bez. S. 3a), recto] In Chaperin *[?]* befindet sich in der Regel unter einem Holzspeicher ein Keller. – Die Holzspeicher scheinen jüngeren Datums zu sein. Sie sind mit Holzlauben versehen und wie üblich bestehen *[sie]* aus zwei Geschossen (Kellergeschoss nicht mitgerechnet). Im unteren Geschoss werden die Kleider, Truhen *[?]* etc. aufbewahrt. Manche sind auch zum Schlafen eingerichtet. In dem oberen *[verso]* Geschoss bewahrt man hauptsächlich Brot und einige Hausgerätschaften (Spinnräder etc.) auf. –

Es gibt in Valtornenche zweierlei Arten von Rakar. 1) Solche aus Rundholz, die darunter einen offenen Raum haben, der als Holz- bezw. Mistlager dient.[33]

[Zettel 2 (bez. S. 10), recto] In Brenga, in Chaperin befindet sich unter den Holzspeichern gewöhnlich ein Keller. In Brenga findet man auch Holzspeicher (bereits etwas modernisierte, d.h. Fenster erweitert und auch erhöht), die darunter ein gemauertes Zimmer als Schlafkammer haben. – Dies fand ich bisher in keinem anderen Tale von Aosta. –

Geschlafen wird im *[verso]* im Holzspeicher nur selten. –

In Maen *[?]* befindet sich ein rakar, der nur eine, früher im Winter bewohnte (ehemals auch im Sommer) Stallung hat. Der Rakar ruht auf Holzpfeilern. –

Die Holzpfeiler, die in Valtornenche den rakar und den Holzspeicher tragen, sind in alten Häusern in der Regel oktogonal (achteckig).[34]

[Zettel 3 (bez. S. 11), recto] Der Unterschied zwischen dem alten und dem modernen Speicher aus Holz besteht in folgendem:

1) Der alte ruht auf Holzpfeilern auf.

2) Der Teil aus Holz ist bei modernen zweigeschossig, jedoch die einzelnen Geschosse sind viel niederer.

3) Das Holz ist, wie man bei alten Speichern leicht beobachten kann, nicht gehobelt, sondern meist nur gut behauen.

4) Die Luftöffnungen bei ganz alten Speichern *[verso]* sind sehr klein und unregelmäßig geformt. Es sind dies entweder ganz kleine viereckige oder etwas längliche. Öfters sind sie auch in Form einer kleinen Sternrosette gestaltet. –

Man findet auch an alten Speichern bereits etwas größere Öffnungen, die von einem *[???]* kreuzförmig gestalteten Gitter geschützt sind (ohne Glas). –

An den moderneren Holzspeichern findet man bereits große Fenster, die dem Speicher das Aussehen von kleinen Holzkammern verleihen. [Fortsetzung S. 15.]

[Zettel 4 (bez. 15), recto] Fortsetzung von S. 11.

5) In den modernen Speichern findet man bereits Holzlauben gitterförmig gestaltet, die an den alten in der Regel fehlen.

6) In dem gemauerten Untergeschoss des alten Speichers finden wir meist nur einen Keller, hie und da auch eine Küche, zwischendrein eingeschaltet. Seltener findet sich unter dem Speicher ein Stall und darüber eine Küche (z.B. in M Mené *[?]*)

33 Der gesamte Text ist durchgestrichen.

34 Die letzten beiden Absätze sind durchgestrichen.

In Chamoix fand ich unter einem Holzspeicher eine heute noch *[verso]* bewohnte Stallwohnung. In modernen Speichern ist meist unten eine Kammer (Schlafkammer) angebracht (z.B. in Brenga). –

In Valtournenche finden sich nur wenige Wohnungen, die wie z.B. in Bionaz oder Valsavarenche oder selbst in Cogne (pera) *...[?]* die Küche, darüber eine Kammer (grené), darunter einen Keller enthalten. Diese Art von Wohnungen bilden, wie bereits früher erwähnt *[Fortsetzung fehlt!]*

[Zettel 5 (bez. S. 22), recto] ... vorhanden sind, bringt das Haus dieser Gegenden enge Beziehung mit den Häusern in anderen Tälern von Aosta wie Valsavarenche, Bionaz, Cogne etc. – Bei der Schilderung des Hauses in Bionaz erwähnte ich, dass der obere Teil des „Sommerhauses", wo in der Regel allerlei *[verso]* Hausrat sowie auch das trockene Brot aufbewahrt wird, „grené" heisst. Ich sprach die Vermutung aus, dass dieser heute in Bionaz in solchen Häusern größten Teils aus Stein gefertigte „grené" ehemals möglicherweise ein Holzgrené gewesen sei. Diese Vermutung bestätigt sich einigermaßen, wenn ... *[Fortsetzung Zettel 6 (S. 23)]*

[Zettel 6 (bez, S. 23), recto] ... man dieser Frage in solchen Tälern nachgeht, wo die „grené" noch zahlreicher sind als in Bionaz, z.B. in Valtournenche und in Chamoix. In Chamoix (Villa) fand ich z.B. ein „Sommerhaus", das noch vor wenigen Jahren einen Holzspeicher trug. Letzterer wurde von einem anderen Bauern in Villa gekauft und seinem bis dahin *[verso]* nur aus Küche und Keller (darunter) bestehenden Hause aufgesetzt. Der frühere Besitzer des Holzspeichers baute nun an seinem Sommerhause ein 2 Kammern enthaltendes Geschoss aus Stein, wo, wie im früheren „grené" allerlei Hausrat und trockenes Brot aufbewahrt wurde.- Diese heißen nun ebenfalls ... *[Fortsetzung fehlt!]*

[Zettel 7 (bez. S. 25), recto] ... *[Ein Kennzeichen,]* dass der obere Teil des Hauses, der heute bereits aus Stein ist, früher aus Holz war, ist der außen angebrachte Schornstein. Solchen finden wir überall, wo der obere Teil des Hauses, in Cogne auch der untere, aus Holz beschaffen ist. Sobald das Haus aus Stein erbaut ist, entfällt die Notwendigkeit, den Schornstein außen *[verso]* anzubringen. Und dennoch finden wir ihn an manchen Häusern aus Stein in Chamoix. Dies ließe sich vielleicht auch als Überrest des alten Hauses, dessen Oberteil aus Holz beschaffen war, auffassen. –

[Zettel 8 (bez. ad S. 24), nur recto] Man findet noch mehrere Häuser in Chamoix (auch in Valtournenche hie u. da), die noch über der Küche u. pelio einen Holzspeicher tragen.

[Zettel 9 (bez. „meho = Küche"), recto] meho = Küche, die heute im Winter nie, im Sommer fast ausschließlich zum Käsen und Buttern verwendet wird. Nur in einigen Häusern, wo sie noch sauber gehalten wird, pflegt man doch noch im Sommer zu kochen. Heute ist in Cogne in der Stallwohnung überall der kleine Herdofen angebracht, wo Sommer u. Winter gekocht wird. Ursprünglich jedoch soll das ganze Jahr in der Küche gekocht worden sein (?). –

ad Stallwohnung: K und Ü = Kammer *[?]*. ridó = Bettvorhang. –

[verso] (ad Kur): bwatita = Heukasten, Streubehälter. Man findet solche in der Kur aus Rundbalken in Blockbau aufgeführt. Ähnliche findet man auch zuweilen in alten Häusern und Scheunen. Es sind dies die einzelnen Abteile für Heu, Getreide etc. – Krota = Keller. –

ad Küche: arçón = Mehltruhe (man findet diese Mehltruhe in der Küche). Sie ist meist 3–4teilig. Man pflegt, darin auch andere Lebensmittel aufzubewahren. –
soley = Scheune.

[Zettel 10 (bez. „Dieser Flur", nur recto]
Dieser Flur ist meist ... *[?]*; wenn 2 Stallungen neben einander sich befinden. – Häufig dienen auch die Doppeltüren als Eingang in den Stall.

[Zettel 11 (bez. Schema), nur recto]

(A+B+C) → (C+E)
↑
I → D
↓
(Sommer- + Winterh. = F + G);
Ver... *[unleserlich]* des Sommer- und Winterhauses in ein einheitliches Gebäude (= H)

*

IV. Kommentare

Teilnehmende Beobachtung und Befragung. Über das Zustandekommen der hauskundlichen Untersuchungen im Aostatal gibt die Autorin in der vorerwähnten Vorausveröffentlichung ihrer Forschungen selbst kurzgefasst Auskunft.[35] Der Plan war es, ihre zuvor schon vergleichend angelegten Untersuchungen der „volkskundlichen und hauskulturellen Beziehungen" zwischen den beiden an einander angrenzenden Alpenregionen Savoyen[36] und Piemont nach dem Ersten Weltkrieg im Sommer und Herbst 1922 in dreiwöchigen Wanderungen fortzusetzen. Ausgehend von der Stadt Aosta besuchte Eugenie Goldstern die Mehrzahl der Seitentäler des Aostatales zum Zwecke ihrer auf Befragung und teilnehmender Beobachtung beruhenden Feldforschungen, die ausschließlich der Erkundung des herkömmlichen Hauswesens in den bergbäuerlichen Siedlungen galten.[37]

35 Goldstern (wie Anm. 17), S. 55–56.

36 Dies. (wie Anm. 17), S. 55f.: „... dessen einschlägige Verhältnisse ich in meiner Arbeit ‚Hochgebirgsvolk in Savoyen und Graubünden'. I. Bessans. Volkskundliche monographische Studie über eine savoyische Hochgebirgsgemeinde (Frankreich). (= Ergänzungsband XIV zur Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Wien 1922) dargestellt habe."

37 Dies. (wie Anm. 17), S. 56: „In erster Line wendete ich meine Aufmerksamkeit dem Studium der bodenständigen Hausformen des Tales und seiner Nachbargebiete zu."

Gewährsleute. Die von der Forscherin kontaktierten Gewährsleute in den Dörfern werden namentlich nicht genannt. Sie bleiben jeweils anonym. Lediglich die Auskunftspersonen, die Eugenie Goldstern bei der Vorbereitung ihrer Arbeit „im Terrain" mit Rat und Tat unterstützt haben, werden mit Namen und Wohnort genannt: „Ich hatte mich dabei in erster Linie der freundlichen Unterstützung des Herrn Giulio Brocherel in Aosta sowie von Herrn und Frau Dr. Jona in Cogne, ferner des Herrn Valentin Curtaz in Gressoney-St-Jean, des Herrn Daniel Welf in Gressoney-La-Trinité und endlich des Fräulein Josephine Peruchon in Champorcher zu erfreuen, wofür allen Genannten verbindlichst gedankt sei."[38]

Erkundungsgebiet und Belegortenetz. Die genannten Referenzpersonen decken im großen und ganzen die räumliche Erstreckung des Forschungsfeldes von Eugenie Goldstern ab. Genaue Hinweise enthalten die im „Ausgearbeiteten Material" und auf den „Notizzetteln" genannten Belegorte, deren Verbreitungsnetz sich einigermaßen deckungsgleich mit der heute italienischen Autonomen Region Valle d'Aosta erweist. Zur Veranschaulichung: Aosta, das städtische Zentrum im Tal des Fiume Dora Báltea und der Knotenpunkt der Passstrassen über den Großen und Kleinen St. Bernhard sowie der Tunnelstrecke unter dem Montblanc, und die Seitentäler des Aostatales liegen eingebettet zwischen den Gebirgsmassiven der Viertausender des Monte Rosa im Norden, des Gran Paradiso im Süden und des Monte Bianco (Montblanc) im Westen.

Während die Feldforscherin ihr Hauptinteresse dem Häuserbestand in den beiden hochgelegenen Gebirgsdörfern Cogne und Valtournenche (ca. 1500 und 1400 m ü.M.) zugewendet hat, weisen wiederholt vergleichende Beobachtungen darauf hin, dass im Ver-

38 Dies. (wie Anm. 17), S. 56. Für die Geschichte der volkskundlichen Regionalforschung des Aostatales sind die Namensnennungen von Giulio Brocherel und Dr. Jona von Belang, als diesen darin eine besondere Stellung zukommt: Giulio Brocherel, der ein Jahrzehnt später publizistisch führend hervortritt (mit seinen Werken: La Valle d'Aosta, 2 Bde. Novara 1932 und 1933; Arte popolare valdostana. Rom 1937; La casa rustica valdostana. In: Atti del III Congresso Nazionale i Arti et Tradizioni Popolari. Rom 1936, S. 197–199), und Dr. Jona, über dessen seinerzeitige Zeichnungen gegenwärtig eine Studentin der Universität Turin im Rahmen einer Doktorarbeit (These) arbeitet. Carlo Jona hat 1925 sehr schöne Federzeichnungen veröffentlicht. Jona. C.: L'architettura rusticana in Valle d'Aosta. Bologna 1925. [Frdl. E-Mail-Mitteilung von Frau Architektin Claudine Remacle (Gignod) vom 8. Juni 2006].

laufe ihrer sommerlichen und herbstlichen Wanderungen annähernd die Gesamtheit der Nebentäler des Aostatales begangen worden sind. Das sich hieraus ergebende Belegortenetz entspricht folgender topographischen Anordnung:[39]

Orographisch rechts des Fiume Dora Báltea: La Doire Baltée

Tal	Bach	Gemeinde	Dorf oder Weiler	Schreibweise > Carte Technique Régionale 1 : 10.000
Val Ferret	*Torrente di Ferret = Doire du Val Ferret*	Courmayeur *[3]*	Pré-Saint-Didier *[3, 47]*, Verrand *[3]*	Verrand *[3]*
Val Grisenche	*Doire de Valgrisenche*	Valgrisenche [1]		
Val di Rhêmes	*Doire de Rhêmes*	Val de Rhêmes *[1]*		
Valsavaranche	*Torrent Savara*	Valsavarenche [1; 15, 22]		
Val di Cogne	*Grand Eyvola* *Grand'Eyvia*	Cognetal [1] Cogne	Cogne [5–31; *15, 22,* meso] Epinel *[9, 15]* Gimillian *[21, 22]* Lilaz *[22]* Valnontay *[22, 23];*	*Lillaz* *Valnontey*
Champorcher	*Torrent Ayasse*	*Champorcher [1, 2, 49, 50],*	*Ecreux [50]* *Veneroisa, a [49]*	*Vignereusaz*

Orographisch links des Fiume Dora Báltea: La Doire Baltée

Tal	Bach	Gemeinde	Dorf oder Weiler	Schreibweise > Carte Technique Régionale 1 : 10.000
Valtournenche	*Torrent Marmore*	Valtournenche	Brenga [10, 15], Bringaz	
			Chaperin *[3a, 10,]*, *Chez-Perron*	

39 Die Ziffern in den eckigen Klammern verweisen auf die betreffenden Seiten der Handschrift „Ausgearbeitetes Material – Aosta", die kursiv gesetzten Ziffern bezeichnen die einschlägigen Stellen der „Notizen".

Tal	Bach	Gemeinde	Dorf oder Weiler	Schreibweise > Carte Technique Régionale 1 : 10.000
			M Mené *[15]*;	Mont-Mené
			Maen	*Mayen*
			Chopener *[33]*;	?Chez-Perron?
			Miranche *[33]*;	*Muranche*
		Chamois	Villa	*Ville*
Valpelline	*Torrent Buthier*	Bionaz		
Val d'Ayas	*Torrente Evançon*		Val d'Ayas *[1]*	
Val Gressoney (Lys)			Val de Gressoney *[1]*	

Vergleichsorte außerhalb des Aostatales: Bessans (Savoyen) *[2, 27]*, Chamoix *[17, 23]*, Villa (Chamoix) *[ad 24]*.

Hauskundliche Befunde. Das Belegortenetz der Erkundungen zur ruralen Architektur des Aostatales zeigt, dass den „extensiven" Vergleichsdaten aus einer Mehrzahl von Orten die Ergebnisse der „intensiven" Erhebungen der bäuerlichen Wohn- und Wirtschaftsbauten in zwei hochalpin gelegenen Ortschaften gegenüberstehen. Vornehmlich in Cogne, dem Hauptort im Cognetal, und in Valtournenche – hier in vergleichsweise geringerer Dichte – werden die Bauten des architektonischen Altbestandes „begangen". Wohl finden auch die modernen Veränderungen des dörflichen Baubestandes infolge des damals schon ausgeprägten Hochgebirgstourismus Erwähnung, doch sie bleiben in den Betrachtungen selektiv ausgeblendet: „In erster Linie wendete ich meine Aufmerksamkeit dem Studium der bodenständigen Hausformen des Tales und seiner Nachbargebiete zu, die trotz des starken Fremdenverkehrs noch immer überraschend altertümliche und primitive Gestaltungen aufweisen."[40]

Die einzelnen Bauobjekte werden nicht konkret nach Ortslage, Konskriptionsnummer, Hausnamen, Besitzverhältnissen (Doppelhäuser) usw. definiert und architektonisch beschrieben und analysiert. Auch die befragten Hauseigentümer und Gewährsleute bleiben, wie schon erwähnt, anonym, wenngleich die eine oder andere Aussage ungenannter alter Leute über den Wandel der Beschaffenheit und

40 Dies. (wie Anm. 17), S. 56.

Funktion von Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude einen Zeitraum zurück bis in die Großelterngeneration zu erschließen in der Lage ist.

Die Untersuchungsmethoden entsprechen vielmehr der Verfahrensweise der älteren Hausforschung, die darin bestand, systematische Auflistungen serieller volkskundlicher Daten zu erstellen, aus denen die Konstruktion von Typen und deren Erstreckung in Raum (synchrone Verbreitung) und Zeit (diachronische Entwicklungsreihen) abgeleitet werden konnten. Das bedeutet, dass volkskundliche Gegenstände und Vorgänge in allen ihren materiellen Aspekten unter Außerachtlassung ihres lokalen Kontextes wie auch der von den jeweils betroffenen Leuten selbst unterlegten Bedeutungen seriemäßig erfasst wurden. Solche „substantivistische" Sichtweise charakterisiert die gegenwärtige ethnologisch-volkskundliche Forschung in Frankreich kritisch als eine Ethnologie des „man".[41]

Neben der evolutionistischen Konstruktion von fünf regionalen Haustypen im Aostatal, wie sie Eugenie Goldstern im Abschnitt 1, S. 1–4, ihrer nachgelassenen Handschrift entwickelte und zusammenfassend auch schon vorveröffentlicht hatte,[42] galt ihr Hauptinteresse – wie schon zuvor in ihrer Dorfmonographie über die savoyische Hochgebirgsgemeinde Bessans – den altertümlichen Behausungen der grubenartigen Stallwohnungen.[43] Diese Form der Kohabitation von Mensch und Tier in einem gemeinsamen Raum war – gemäß der übereinstimmenden Aussagen der Einheimischen und aufgrund eigener Bobachtungen – in den der Enquête von Eugenie Goldstern vorausgegangenen Jahrzehnten noch der vorherrschende Wohntypus der Gegend gewesen und war auch noch gegenwärtig in der Mehrzahl der Fälle im Haupttal wie auch in den Nebentälern verbreitet, und zwar als Ganzjahreswohnung (Cogne) oder lediglich als Winterwohnung.[44]

41 Bromberger, Christian: Vom Großen zum Kleinen. Zur Veränderung der Untersuchungsmaßstäbe und -gegenstände in der jüngsten Geschichte der Ethnologie Frankreichs. In: Chiva, Isac, Utz Jeggle (Hg.): Deutsche Volkskunde – Französische Ethnologie. Zwei Standortbestimmungen. Frankfurt/New York, Campus Verlag; Paris, Editions de la masion des Sciences de l'Homme, 1987, S. 294 ff. Siehe auch: Beitl, Klaus: „Archéocivilisation". André Varagnac – nachgelesen. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, LIX/108, Wien 2005, S. 176.

42 Dies. (wie Anm. 17), S. 56–57.

43 Dies. (wie Anm. 10), S. 4: „Besonders eingehend wurde das Kapitel [S. 14–18] über Hausbau behandelt, und zwar deswegen, weil diese Hausform von Bessans, die wohngrubenartig angelegte Stallwohnung, bisher noch wenig Berücksichtigung in der Fachliteratur erfahren hat."

Sachen und Wörter. In den Abschnitten 2 und 3, S. 5 bis 46, der Handschrift, worin das Hauswesen in den Dörfern Cogne und Valtournenche eingehend exploriert wird, geht Eugenie Goldstern in ihren analysierenden Beschreibungen der Häuser auf die verschiedenen Variationen der Grund- und Aufrisse wie auch auf die Beschaffenheit des Hausinneren mit seinen Einrichtungen ein. In gleicher Weise werden die Nebengebäude der Gehöfte und unter ihnen vornehmlich die Speicherbauten abgehandelt.

Zu den einzelnen beschriebenen Sachverhalten werden – entsprechend der Verfahrensweise der zeitgleichen „Wörter und Sachen"-Forschung – deren sprachliche Bezeichnungen in ihrer jeweils mundartlichen Lautung notiert: „[Es] werden nach Möglichkeit die Ausdrücke des ‚patois' (des einheimischen Dialektes) für die wichtigsten Erscheinungen der materiellen und geistigen Kultur angeführt."[45] Eugenie Goldstern bezieht sich in diesem Zusammenhang an anderer Stelle auf die Arbeiten von Rudolf Meringer, dem Begründer dieser Forschungsrichtung.[46]

Glossar. Das alphabetische Verzeichnis der von Eugenie Goldstern im Aostatal registrierten regionalen Dialektbezeichnungen umfasst für die frühen zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts die Wortfelder des herkömmlichen Hausens, Wohnens und Wirtschaftens. Nahezu zwei Jahrzehnte später legt Wilhelm Giese, einer der führenden Vertreter der Hamburger Schule der „Wörter und Sachen"-Schule, mit seinen „Volkskundlichen Beiträgen aus dem Val di Cogne (NW-Piemont)" seine umfassenden, methodisch ausgefeilten Worterhebungen zu den Bereichen Siedlung, Haus, Hausrat, Viehwirtschaft und Backen ebenso wie Eugenie Goldstern aus der Ortschaft Cogne vor, ohne dass er freilich von ihren unveröffentlichten Vorarbeiten Kenntnis erlangen konnte.[47]

44 Dies. (wie Anm. 17), S. 56.

45 Dies. (wie Anm. 17), S. 56. Der französische Dialekt der Einwohner des Aostatales gehört dem Frankoprovenzalischen an, das in Südostfrankreich zusammen mit der französischen Schweiz und dem italienischen Aostatal als Sprachgruppe eine eigene Stellung zwischen dem Nordfranzösischen und dem Provenzalischen einnimmt.

46 Dies. (wie Anm. 10), S. 11; dort das Zitat: Rudolf, Meringer: Das deutsche Haus und sein Hausrat. Leipzig und Berlin, 1906.

47 Wilhelm, Giese: Volkskundliche Beiträge aus dem Tal di Cogne (NW-Piemont). In: Volkstum und Kultur, XIII, 3/4, Hamburg 1941, S. 271–319, 5 Abb.; Italieni-

Das folgende Glossar gibt die von Eugenie Goldstern verwendete phonetische Umschrift wieder.[48] Die Ziffern in eckigen Klammern verweisen wiederum auf die Seiten der Abschnitte 1 bis 4 der Handschrift; die kursiv gesetzten Ziffern enthalten die Hinweise auf die Notizzettel im Abschnitt 5.

l'alju (V) Flur vor dem Stall im Erdgeschoss; trennt in Doppelwohnungen die beiden Stallwohnungen von einander *[33]*;

artson (C, V) massiver Teigtrog (Mehltruhe), der aus einer großen, sich nach unten verjüngenden und auf vier Beinen ruhenden Truhe besteht. Der Deckel des *arçon* wird auch als Küchentisch verwendet *[30, 31; meso]*;

bá (C) Stallwohnung, d.h. ein von Mensch und Tier gemeinsam bewohnter Raum *[5]*;

bóe (C) Stallwohnung, eigentlicher Mittelpunkt der Stallwohnung eines Hauses in Cogne, in die man vom Hausflur aus gelangt. Unter *bóe* versteht man sowohl die ganze Stallwohnung als auch – und das hauptsächlich – den menschlichen Wohnraum *[15]*;

bwatìta (C) großer kastenförmiger Behälter für Streu, aus Rundholz in Blockbau hergestellt und mit einem abhebbaren Deckel versehen; sie sind stets an der an die Stallwohnung angrenzenden Holzwand angebaut. Durch eine viereckige Öffnung in dieser Wand, die mit einem verschiebbaren Brettchen abgeschlossen wird, gelangt der Kuhmist von der Stallwohnung direkt in den betreffenden Behälter, wo er längere Zeit liegen bleibt, bevor er hinaus befördert wird *[14; meso]*;

carta di feme (C) um den Dünger leichter auf die Wiesen und Äcker befördern zu können, pflegt man in Cogne im Winter, aus dem Mist große Fladen *carte di feme* herzustellen, die man im Freien so lange liegen lässt, bis sie ganz gefroren sind. Erst dann bringt man sie in kleinen Schlitten auf die Felder oder, falls der Weg zu steil ist, trägt man sie einzeln auf dem Kopf *[26]*;

grene, grené (V) Holzspeicher, der – ebenso wie der *rakar* – entweder mit dem Wohnhaus unmittelbar verbunden – d.h. er bildet dessen obersten

sche und französische Übersetzung hg. von Jeantet, Elisa, Claudine Remacle: Contributo allo studio etnografico della Val di Cogne/Contribution à l'étude ethnographique du Val de Cogne, con in appendice il testo originale di Wilhelm Giese: Volkskundliche Beiträge aus dem Val di Cogne. (= Associazione dei Musei di Cogne/Association des Musées de Cogne, Quaderni 5). Aosta: Le Château Editioni; Cogne: Associazione dei Musei di Cogne, 2005. [Für die Überlassung eines Geschenkexemplares danke ich der Association des Musées de Cogne].

48 Das von Eugenie Goldstern verwendete Zeichen des schräg durchgestrichenen Buchstabens *c* fehlt im hier zur Verfügung stehenden Schreibprogramm und wurde deshalb durch das Zeichen ts für den interdentalen stimmlosen Reibelaut ersetzt. Siehe Giese (wie Anm. 47), S. 297 *(ertseban)* und 299 *(retse)*.

Teil – oder aber ist ein selbständiges Nebengebäude; darin allerlei Hausgerätschaft, Kleidertruhe sowie auch getrocknetes Fleisch, Brot usw. aufbewahrt werden *[42–46; 15, 22, 23];*

hufet (C) Deckenluke in der Stallwohnung zur Ventilation, mit aufklappbarem Deckel versehen *[28];*

koça Kastenbett in der Stallwohnung, gewöhnlich in der Nähe der Eingangstür längs der Wand angebracht, so dass hier der Wohnraum vom eigentlichen Stall durch einen offenen Jauchekanal abgesondert wird *[16, 18, 19];*

kredensa Kredenz *[23];*

krota, crotta Keller, in den eine Steintreppe hinunterführt *[5];*

krota di femé auch *krota di fume, crotta di fume:* gewölbter Kellerraum unterhalb der Stallwohnung, in den der Mist durch einen viereckigen Ausschnitt im Fußboden, der mit einem genau passenden Holzdeckel versehen ist, hinuntergeworfen wird *[25];*

kruze altertümliches Lämpchen römischer Form *[24];*

kruzeler altertümliche Vorrichtung zur Beleuchtung der Stallwohnung mit Öllämpchen. Es ist dies eine ca. 1,20 m lange, in Kerbschnitt hübsch verzierte Holzstange, die an der Decke horizontal angebracht ist. Das eine Ende des *kruzeler* ist mittels eines Holzstiftes, um den die Stange drehbar ist, an der Decke fixiert, während das andere Ende zum Tagen des Öllämpchens bestimmt ist, dessen Höhe durch eine scherenförmige Vorrichtung aus Holz reguliert werden kann *[23, 24; Fig. 5];*

kur (C) geräumiger Flur, der gleichzeitig als Holz- und Streuspeicher dient *[5, 13; meso];*

kwaybó der eigentliche Stall der Stallwohnung *[15];*

loze Schieferplatten, die durch das eigene Gewicht auf dem nur schwach geneigten Satteldach halten *[10];*

mesò Küche *[5];* Küche, in der früher das ganze Jahr auf dem offenen Kaminherd gekocht wurde *[29];*

muset di feme noch eine andere Vorrichtung, um den Mist hinauszufördern (vgl. *krota di femé*). Es ist dies eine kleine, viereckige Öffnung in der Holzwand, die mittels eines verschiebbaren Brettchens abgeschlossen und durch die der Mist direkt ins Freie geworfen wird *[26];*

peilò (C, V) kleine Vorratskammer neben der Küche *[5, 13, 34, 35];*

pera (C) Hausform, bei der ein Teil der Räume vom Wohnhaus abgetrennt ist und ein Gebäude für sich bildet; in der Regel dem Wohnhaus gegenübergelegen und im Gegensatz zu diesem ganz aus Stein gebaut; umfasst den Keller, die Küche und eine oder zwei *salá.* Diese Räume sind in der Regel übereinander gelegen, so dass die *pera* turmartig aussieht *[6; 15];*

rakar auf Holzpfählen ruhender Getreidespeicher (Stützelspeicher) *[36; 3a, 10];*

retse Futterkrippe für das Vieh *[24];*

ridó Bettvorhang *[meso];*

salá (C)	ein oder zwei Vorratsräume für luftgetrocknetes Fleisch, Brot sowie allerlei Hausrat und Kleidungsstücke; in einzelnen Häusern wird auch in der *salá* geschlafen *[6];*
soley (C)	geräumige Scheune, in der auch das Getreide aufbewahrt wird *[5; meso];*
tra (C, V)	mächtiger Dielenbalken, auf dem die Deckenbretter der Stallwohnung ruhen; ragt an der Außenwand ca. 20 cm heraus und wird hier sowie auch an der Innenwand durch einen in den *tra* eingreifenden Holzpfosten gestützt *[8];*
trop	Falltür im *pelio*, durch die man, insbesondere im Winter, in den Stall hinabsteigt *[34];*
tzambron (V)	Kammer des Getreidespeichers *rakar* für Brot, geräuchertes Fleisch und allerlei Hausrat *[37];*
tzi (V)	der übrige, nicht vorragende Teil des Getreidespeichers *rakar* enthält zu beiden Seiten der Tenne einzelne Abteilungen *tzi* für Getreide, die aus Rundholz im Blockbau ausgeführt und kastenförmig gestaltet sind *[38];*
veillées	Spinnabende *[35];*
zarìta	eigenartiges Bettgestell (außer Kastenbetten). Dieses besteht aus einer ca. 2 m langen, 1 m breiten und 30 cm hohen truhenförmigen Kiste, die mit einem abhebbaren Deckel versehen ist und auf vier etwa 1 m hohen Beinen ruht. Die *zarìta*, die mit Stroh gefüllt ist, dient in der Nacht als Lager für 2 erwachsene Personen bezw. 3 Kinder; tagsüber jedoch, sobald der Deckel wieder darauf ist, sieht sie wie ein altertümlicher truhenförmiger Tisch aus, dessen man sich sowohl beim Speisen wie auch beim Arbeiten bedient *[21].*

Historische Hausforschung. Die vorläufige Durchsicht der einschlägigen volkskundlichen Bibliographie zum traditionellen Haus-, Wohn- und Wirtschaftswesen des Aostatales vermag aufzuzeigen, dass die bislang unveröffentlichten Ergebnisse der Untersuchungen von Eugenie Goldstern aus dem Jahre 1922 den wahrscheinlich frühesten Beitrag zu diesem Sachthema darstellen und diese somit späteren Spezialforschungen eine inzwischen historische Grundlage zu bieten in der Lage sind. Als Fazit der Arbeit von Eugenie Goldstern wäre in einer kurzen Zusammenfassung festzuhalten, dass, wie schon hervorgehoben, die Forscherin sich bei der Notierung des volkssprachlichen Wortbestandes der Sachgüter im Bereich der seinerzeit aktuellen „Wörter und Sachen"-Forschung umgetan hat und auch anderwärts Vorleistungen auf diesem Gebiet erbracht hat.[49]

49 Schmied-Wiegand, Ruth: „Wörter und Sachen". Forschungsrichtung – Forschungsinteresse – Forschungsaufgabe. In: Beitl, Klaus, Isac Chiva (Hg.): Wörter und Sachen. Österreichische und deutsche Beiträge zur Ethnographie und Dialektologie Frankreichs. Ein französisch-deutsch-österreichisches Projekt (= Mittei-

Eugenie Goldsterns Untersuchungen der Hausformen im Aostatal konzentrierten sich auf den Typus des südalpinen stockwerkhohen Einhauses, der sogenannten „maison concentrée en hauteur" des Klassifikationssystems von Albert Demangeon.[50] Eugenie Goldstern nimmt auf dieses Werk nicht expressis verbis Bezug, wenngleich an anderer Stelle ihres unveröffentlichten Nachlasses (Faszikel 3, Abschnitt 1) unter den dort zusammengetragenen zahlreichen „Literaturexzerpten für vergleichende Studien" mehrfach Hinweise auf französische Veröffentlichungen über die „maisons-types" enthalten sind. Dazu gehören jedenfalls die aufgrund von gesetzlichen Dekreten (1885 und 1887) in einer großen Anzahl von französischen Regionen durchgeführten Erhebungen, die 1894 in dem – von Eugenie Goldstern allerdings nicht eigens zitierten – die französische Bauernhausforschung gewissermaßen begründenden Sammelband von Alfred de Foville im Druck erschienen sind.[51]

Einen weiteren Aspekt ihrer Hausforschungen hat, wie gleichfalls schon erwähnt, Eugenie Goldstern hervorgehoben, indem sie ihre Aufmerksamkeit vor allem „*den altertümlichen und primitiven Gestaltungen*" der bodenständigen Häuser zugewandt hat.[52] So sind es insbesondere die Kohabitation von Mensch und Tier in den grubenartig angelegten Stallwohnungen, die den Gegenstand ihrer spezifischen grenzüberschreitenden Geländeforschungen in den verschiedenen alpinen Zonen Europas gebildet haben.

Diese Forschungsansätze bei Eugenie Goldstern – „Wörter und Sachen", die Frage nach Hausaltertümern, die Materialsammlungen über Sprachgrenzen hinweg und Vergleichsstudien – entsprechen je-

lungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Nr. 20; ÖAW, Phil.-histor. Klasse, Sitzungsbericht, 586. Band). Wien, Verlag der ÖAW, 1922, S. 21–44; (auch französisch) dies.: Les mots et les choses. Directions, centres d'intérêt et tâches de la recherche. In: Beitl, Klaus, Christian Bromberger, Isac Chiva (Essais réunis par): Mots et choses de l'ethnographie de la France. Regards allemands et autrichiens sur la France rurale dans les années 30. Paris, Editions de la Maison des sciences de l'homme, 1997, S. 15–30.

50 Demangeon, Albert: L'habitation rurale en France. Essai de classification des principaux types. In: Annales de Géographie, XXIX, Paris 1920, S. 352–375.

51 Foville, M. Albert de: Enquête sur les conditions de l'habitation en France: les principaux types. Paris, Ernest Leroux, Éditeur, 1894. Vgl. dazu Moser, Oskar: Hundert Jahre Hausforschung in Österreich. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, XLV/94, Wien 1991, S. 331.

52 Goldstern (wie Anm. 17), S. 55–57.

ner „*übernationalen ethnographischen Grundhaltung*", wie sie insbesondere für die österreichische Hausforschung in der Zeit um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts Geltung besessen hat.[53]

Damals wurde im Jahre 1891 innerhalb der Anthropologischen Gesellschaft in Wien ein eigenes „Comité behufs Förderung der Ethnographie [gegründet], dem es obliegen soll, das Bauernhaus umfassenden methodischen Studien zu unterziehen".[54] Michael Haberlandt, noch als Kustos des Naturhistorischen Museums in Wien, hat in diesem Comité aktiv mitgearbeitet und seine Zuwendung zur Bauernhausforschung späterhin in die Tätigkeit sowohl des von ihm zusammen mit Wilhelm Hein (1861–1903) gegründeten eigenständigen Wiener Vereins für Volkskunde (1894) als auch der Zeitschrift für österreichische Volkskunde (1895) einmünden lassen. Diese Bestrebungen Michael Haberlandts sind späterhin auch in seinen akademischen Unterricht der Ethnographie an der Wiener Universität eingeflossen,[55] in welchem Umfeld seine Schülerin Eugenie Goldstern zweifelsohne ihre Orientierung hin zu selbständigen Hausforschungen bekommen hat.

Zum Schluß. Es waren vor allem vier Beweggründe, die für die Bearbeitung und nunmehr vollständigen Veröffentlichung des handschriftlichen Nachlasses der österreichischen Volkskundlerin Eugenie Goldstern ausschlaggebend waren:

Es geht um eine weitere Anerkennung der Arbeit der Wissenschaftlerin Eugenie Goldstern, deren Leistungen in der Geschichte der österreichischen Volkskunde und darüber hinaus in einer grenzüberschreitenden Europäischen Ethnologie eine besondere Bedeutung erlangt haben. Mit ihren bis heute unveröffentlicht gebliebenen Forschungen und Sammlungen für das Wiener Volkskundemuseum des Jahres 1922 im Aostatal hat sich gleichzeitig auch das frühe Versiegen ihres wissenschaftlichen Arbeitens angekündigt. Die Auslöschung des Lebens von Eugenie Goldstern in einem Todeslager der Nationalsozialisten hat zwanzig Jahre später, 1942, dieses Schweigen besiegelt.

53 Bedal, Konrad: Historische Hausforschung. Eine Einführung in die Arbeitsweise, Begriffe und Literatur (= Quellen und Materialien zur Hauforschung in Bayern, Band 6; Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums des Bezirkes Mittelfranken in Bad Windsheim, Band 18). Bad Windsheim, 1993, S. 14; Moser (wie Anm. 32), S. 349.

54 Peez, Alexander von: Aufruf „Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn". In: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XXI, Wien 1891, S. [61].

55 Schmidt (wie Anm. 1), S. 113.

Mit der vollständigen Veröffentlichung des handschriftlichen Nachlasses von Eugenie Goldstern ist nunmehr ihr volkskundliches Gesamtschaffen – Feldforschungen, Publikationen und Museumssammlungen – dem wissenschaftlichen Diskurs zugänglich.

Das vor mehr als achtzig Jahren im Wege der Feldforschung erarbeitete Material über die altertümlichen bergbäuerlichen Hausformen und Wohnweisen im Aostatal steht von nun an als historische Dokumentation der gegenwärtigen regionalen Spezialforschung zur Verfügung.

V. Nachtrag

Das Manuskript des vorliegenden Beitrags war bereits abgeschlossen, als sich über Vermittlung befreundeter Kollegen[56] bisher fehlende Kontakte zu einer – wie zu erkennen ist – sehr fortgeschrittenen Bauernhausforschung in der Autonomen Region Val d'Aosta ergaben, was grundsätzlich zu neuen Ansätzen für die wissenschaftsgeschichtliche Evaluierung der – wie sich nunmehr bestätigt – zweifellos frühesten Bestandsaufnahme und analytischen Beschreibung von Bauernhäusern von Eugenie Goldstern in den Gebirgsdörfern des Aostatal sowie für die Vernetzung ihrer längst historischen Forschungen mit den gegenwärtigen hauskundlichen Arbeiten in der Region. Die „Prophetie" des letzten Satzes der obigen Schlussbemerkungen vermag sich alsbald zu erfüllen.

Ein erster Schritt wurde inzwischen getan mit der persönlichen Bekanntmachung und einem schriftlichen Informationsaustausch auf dem Wege des E-Mailing – gefolgt von der Vermittlung aller neuen wichtigen Fachliteratur[57] – mit Frau Claudine Remacle (Gignod AO),

56 Die Herren Professor Christian Abry, Lehrkanzel für Experimentelle Phonetik am Institut de la Communication Parlée der Universität Grenoble, und Direktor a.D. Alexis Bétemps, Bureau régional d'Ethnologie et de Linguistique in Aosta, seien hier für ihre freundlichen Bemühungen herzlich bedankt.

57 Dem Buch von Dematteis, Luigi: Case contandine in Valle d'Aosta (= Quaderni di cultura alpina, 5). Ivrea, Priuli & Verlucca, editori, 1996, steht die umfangreiche Bibliographie der Werke der Autorin gegenüber:
Remacle, Claudine: Architecture rurale. Analyse de l'évolution en Vallée d'Aoste (= Quaderni della Soprintendenza per i Beni Culturali della Valle d'Aosta, Nuova serie, 3). Roma, „L'Erma" di Bretschneider, 1986 (vergriffen); dies.: Vallée d'Aoste. Une vallée, des paysages (= Documenti, 7). Torino, Umberto Allemandi & C., 2002;* Jeantet, Elisa, Claudine Remacle (Bearb.): Architecture en Vallée

der ausgewiesenen Spezialistin auf dem Gebiet der heutigen Forschungen über die traditionelle rurale Architektur des Aostatales. Seit ihrer Niederlassung 1982 im Aostatal ist die Architektin Mitarbeiterin des Denkmalamtes (Surintendance des Biens culturels de la Région d'Aoste) und als solche speziell für das Inventar der ländlichen Häuser tätig. Ihre fachliche Ausbildung hat sie durch ein Doktoratsstudium (Abschluß 1991) am Institut für alpine Geographie (Institut de Géographie alpine) der Universität Grenoble erweitert. Der gegenwärtige Schwerpunkt ihrer siedlungs- und hauskundlichen Arbeit liegt auf der historischen Forschung in den Notariatsarchiven von Aosta. Aus der Perspektive historischer Forschung erblickt Claudine Remacle die Bedeutung der Publikation der Handschrift „Die Haustypen des Aostatales" vor allem auch darin, dass Eugenie Goldstern es war, „qui a eu la chance de voir les maisons ‚en vie'",[58] noch bevor in den inzwischen vergangenen acht Jahrzehnten den weitreichenden modernen Veränderungen der regionalen Architektur ausgesetzt waren.

VI. Anhang

Faszikel 3 des dreiteiligen handschriftlichen Nachlasses von Eugenie Goldstern enthält „Literaturexzerpte für vergleichende Studien

d'Aoste. La maison de Cogne. Recensement de l'architecture traditionnelle. Archives orales de l'Association des Musées de Cogne/Architettura rurale in Valle d'Aosta. La casa di Cogne. Censimento dell'architettura rurale tradizionale. Archivio orale dell'Associazione dei Musei di Cogne. Expositions/Esposizioni: Cogne, Maison de la Grivola, 1996–97 – Brusson, 1997 – Museo Minerario Alpino di Cogne, 1998–99 – Maison de Cogne Gérard-Dayné, 2004–05 (= Quaderni, 2). (Cogne): 1997, 2. Aufl. 2005;* Landi, Elena (Dir.): Paysage – Notre image. Raccolta inserti delle Rivista Environnement dal n. 8 al n. 13. Aosta: Rivista dell'Assessorato Territorio, Ambiente e Opere Pubbliche della Regione Autonoma Valle d'Aosta, o.J. (mit Beiträgen von Claudine Remacle)*; De La Pierre, Cristina, Claudine Remacle (Koord.): Osservare, conoscere, conservare. Appunti per il recupero dell'architettura tradizionale nei communi di Perloz et Pontboset (italienisch, französisch, deutsch). Aosta, Regione Autonome Valle d'Aosta, 2005.*

* Widmungsexemplare der Région Autonoma Vallée d'Aosta. Assessorat de l'Éducation et de la Culture / Regione Autonoma Valle d'Aosta. Assessorato Istruzione e Cultura mit Schreiben vom 3. Juli 2006 an den Verein für Volkskunde / Österreichisches Museum für Volkskunde in Wien, für welche hier ein gebührender Dank abgestattet wird.

58 E-Mail von Claudine Remacle vom 23. Juni 2006.

(Deutsch und Französisch)"[59] die, wie anzumerken war, von der Autorin mit dem Ziel einer beabsichtigten größeren vergleichenden Studie angelegt worden waren. Für Ihre Arbeitsweise in Bezug auf das gegenständliche hauskundliche Thema sind die Literaturauszüge in den Abschnitten 1–3 des Faszikels 3 relevant:

Faszikel 3, Abschnitt 1: ad) Stallwohnungen [15 Blätter].

Schweden, Westpreußen, Polen. Literaturauszüge aus August Meitzen: Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen. Berlin 1882, S. 15, Taf. III, fig. 4 u. 14, Taf. VI, fig. 7 [1 Bl. mit 3 Grundrißskizzen];

Niedersachsen; Osnabrück. Aus: Justus Möser: Phantasien. Frankfurt u. Leipzig 1780, III. Teil, S. 144 [2 Bll.];

Niedersachsen. Aus: August Meitzen: op.cit., S. 10 u. 11, Taf. VI, fig. 2 [2 Bll.];

Sächsisches Haus. Ohne Literaturangabe, 3 Fig. [1 Bl. mit 3 Grundrißskizzen];

Schweiz. Aus: H. Brockmann-Jerosch: Schweizer Volksleben. Zürich 1931, S. 83 [1 Bl.];

Schweiz, Unterwalden Innerschweiz. Aus: H. Brockmann-Jerosch, op. cit., Bd II, S 4 [1 Bl.];

Schweiz, Jura. Aus: H. Brockmann-Jerosch, op. cit., Bd.II, S 94 u. 101 [1 Bl.];

Frankreich. Langes. Aus: Henry Brocard: les maisons-types dans la région de Langres. (= Enquête sur les conditions de l'Habitation en France). Paris 1894, S. 108 [1 Bl. mit Grundrißskizze];

Frankreich, Hautes-Alpes: Queyras, Ristolas, St. Véran. Aus: Soulié de Bru: Les maisons-types dans la région des Hautes-Alpes (= Enquête etc.). Paris 1894, S. 170 u. 177 [2 Bll.];

Frankreich, Hautes-Alpes: Vars, Embrun. Aus: Abbé Paul Guillaume: Les maisons-types dans la région des Hautes-Alpes (= Enquête etc.). Paris 1894, S. 199–202 [1 Bl. mit 3 Grundrißskizzen];

Frankreich, Hautes-Alpes: Villar, Saint-Panerace; Briançon. Aus: M. Dairou: Les maisons-types dans la région de Briançon (= Enquête etc.). Paris 1894, S. 185–188 [2 Bll. mit 2 Grundrißskizzen];

Spanien. Aus: Fr. Krüger: Die Gegenstandskultur Sanabrias und seiner Nachbargebiete. Hamburg 1925, 54, 55–56, 61 [2 Bll. mit 2 Grundrißskizzen].

Faszikel 3, Abschnitt 2: ad) Hausinneres [1 Bl.]:

Spanien. Aus: F. Krüger, op.cit., S. 124 [1 Bl.].

Faszikel 3, Abschnitt 3: ad) Wirtschaftsgebäude [1 Bl.]:

Spanien. Aus: F. Krüger, op.cit., S. 124 [1 Bl.].

59 Beitl (wie Anm. 13) (2001), S. 191.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LX/109, Wien 2006, 293–315*

„Das was verschwindet"

Der ethnografische Aspekt im Werk Erzherzog Ludwig Salvators

Brigitta Mader

Weitgehend in Vergessenheit geraten sind die Werke des österreichischen Erzherzogs, Naturwissenschaftlers und Forschungsreisenden, Ludwig Salvator (1847–1915), aufgrund ihres multidisziplinären Charakters auch heute noch von Bedeutung und stellen vor allem in wissenschaftshistorischer Hinsicht eine reiche Quelle dar. Dieser Aufsatz beleuchtet an Hand von Beispielen den ethnografischen Aspekt der Monographien und philologischen Arbeiten Ludwig Salvators und stellt ihn als Autor eines umfangreichen Trachtenwerks sowie Initiator musealer Sammlungen vor. Als besonders bemerkenswert erweist sich Ludwig Salvators Methode, ethnografische Beschreibungen mit volkssprachlichen Termini und bildlichen Darstellungen zu kombinieren, die er parallel zu Hugo Schuchards und Rudolf Meringers Forschungsprinzip „Wörter und Sachen" entwickelte.

Der österreichische Erzherzog Ludwig Salvator (1847–1915) wurde nicht als Mitglied des Kaiserhauses oder durch besondere militärische Verdienste berühmt. Er trat als Naturwissenschaftler, Forschungsreisender und Autor hervor und erlangte aufgrund seiner geradezu enzyklopädischen Werke über den Mittelmeerraum internationale Anerkennung. Als Sohn des letzten regierenden Großherzogs in Toskana, Leopold II., war er unter dem späten Einfluss der Aufklärung aufgewachsen. Wissensvermittlung und Bewahrung ererbten Kulturgutes waren die Hauptmotive seines Schaffens.[1] Stets war er bestrebt, durch umfassende Darstellungen die Aufmerksamkeit auf bisher wenig beachtete oder überhaupt unbekannte mediterrane Inseln und Küstenstriche zu lenken. So entstanden im Laufe von 45 Jahren rund 50 zum Teil mehrbändige Werke über die Balearen, die Liparischen

1 Vgl. Mader, Brigitta: Erzherzog Ludwig Salvator. Ein Leben für die Wissenschaft. 1847–1915 (= Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, Österreichisches Staatsarchiv Wien 2002/03). Wien 2002, S. 19–25.

Inseln, Dalmatien, die Ionischen Inseln und den nordafrikanischen Raum, aber auch San Francisco und Tasmanien.[2]

Zu Lebzeiten hochgeschätzt,[3] ist Ludwig Salvator heute weitgehend vergessen. Seine Werke haben jedoch keineswegs an Bedeutung verloren. Vielmehr stellen sie aufgrund ihrer multidisziplinären Ausrichtung für eine Reihe von natur- wie geisteswissenschaftlichen Forschungsbereichen, darunter auch die Ethnografie, in vielerlei Hinsicht immer noch eine wertvolle Quelle dar; ein Umstand, der in erster Linie auf Ludwig Salvators spezielle Methode der Feldforschung zurückzuführen ist.

Nach dem Muster der in der Kameralistik üblichen Erhebung durch systematische Befragung, hatte Ludwig Salvator bereits während seines Universitätsstudiums in Prag[4] die *Tavolae Ludovicianae* entwickelt: auf den Mittelmeerraum zugeschnittene, in drei Sprachen abgefasste Tabellen zur umfassend topographisch-kulturhistorischen Aufnahme einer Region, die mit der Bitte um möglichst detaillierte Angaben an jeweils ortskundige Spezialisten und ansässige Gewährsmänner in gedruckter Form verteilt wurden.[5]

Als Feldforscher mit Leib und Seele beschränkte sich Ludwig Salvator jedoch nicht allein auf die Auswertung der auf diese Weise gewonnenen Daten, sondern bezog auch Archivforschungen und bibliographische Studien in die Vorbereitung seiner Werke ein. Vor allem jedoch bereiste und durchwanderte er die von ihm erwählten For-

2 Ludwig Salvator finanzierte seine Werke, die anonym und gewöhnlich in einer Auflage von 1000 Stück erschienen, selbst. Sie wurden an Universitätsinstitute, Lehranstalten, Bibliotheken, Museen, wissenschaftliche Gesellschaften, Gelehrte, Mitarbeiter sowie im interessierten Freundes- und Verwandtenkreis verschenkt. Einige Werke wurden später mit Ludwig Salvators Genehmigung vom Leipziger Verleger, Leo Woerl, unter Nennung des Autors in Neuauflage herausgegeben.

3 Ludwig Salvator war Ehrenmitglied einiger Akademien der Wissenschaften – darunter auch der kaiserlichen Akademie in Wien (1889) und der Böhmischen Akademie in Prag (1901) – und zahlreicher wissenschaftlicher Gesellschaften in Europa und Übersee. Auch seine Werke wurden mehrmals ausgezeichnet. Vgl. Liste der Ehren- und Mitgliedschaften sowie Auszeichnung in: Mader: Erzherzog Ludwig Salvator. Ein Leben (wie Anm. 1), S. 18.

4 1865–1870: Studium der Rechte (J. Schier, A. Randa), der Philosophie (J. H. Löwe) und seiner „Lieblingswissenschaften", der Naturwissenschaften (Botanik – V. F. Kosteletzky, Zoologie – F. Stein, Mineralogie – V. Zepharovich und Mathematik – W. Matzka). Vgl. Mader: Erzherzog Ludwig Salvator. Ein Leben (wie Anm. 1), S. 30.

5 Ludwig Salvator: Tavolae Ludovicianae. Prag 1869.

Abb. 1: Erzherzog Ludwig Salvator der Feldforscher (Cañellas Serrano, Nicolau S.: El paisatge de l'Arxiduc. Mallorca 1997, Fig. 11, S. 26.)

schungsgebiete stets selbst und verbrachte gewöhnlich mehrere Monate an Ort und Stelle. Er beobachtete die Natur, das Leben und Treiben der Bevölkerung, unterhielt sich mit den Einheimischen, stellte sachkundig Fragen, hörte zu und schrieb auf, was er in direktem Kontakt gesehen und erfahren hatte. Parallel dazu fertigte er Skizzen und Zeichnungen an, die ihm auch als Grundlage zur Illustration seiner Bücher dienten.[6]

„Häufig habe ich mehr meinem Bleistift als meiner Feder vertraut und mich deshalb bemüht, in einer großen Anzahl von Bildern sowohl den landschaftlichen Charakter und die Kunstdenkmäler jener Inseln, wie auch das häusliche Leben; die Trachten und die Gebräuche ihrer Bewohner möglichst getreu darzustellen", schreibt er im Vorwort zur zweibändigen Ausgabe seines Werkes *Die Balearen in Wort und Bild geschildert*[7] und folgt damit jenem Prinzip, das Denis Diderot in den

6 Während seines Studiums in Prag erhielt Ludwig Salvator auch eine künstlerische Ausbildung durch A. Lhota, Historien- und Kirchenmaler sowie Professor an der Akademie der bildenden Künste in Prag. Vgl. Mader: Erzherzog Ludwig Salvator. Ein Leben (wie Anm. 1), S. 30. Die von Ludwig Salvator vor Ort angefertigten Federzeichnungen wurden überwiegend in Form von Xylographien wiedergegeben, erst in späteren Werken wurden sie auch direkt im Original abgebildet.

7 Ludwig Salvator: Die Balearen. Geschildert in Wort und Bild von Erzherzog Ludwig Salvator. Erster und Zweiter Band. Würzburg–Leipzig 1897. Diese bei Leo Woerl erschienene Ausgabe stellt eine im wesentlichen unveränderte (ohne Farbtafeln und statistisches Material), aber viel handlichere Neuauflage der ursprünglich siebenbändigen bei Brockhaus herausgegebenen Prachtausgabe (Die Balearen in Wort und Bild geschildert. Leipzig 1869–1884) dar.

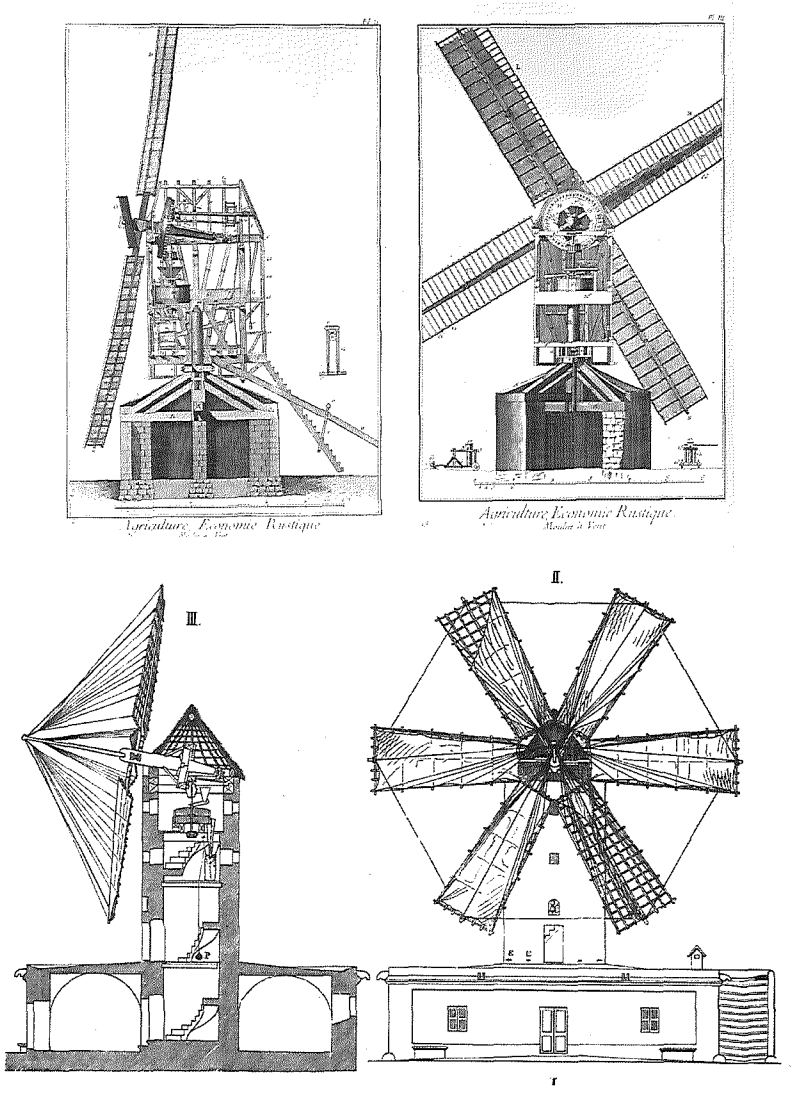


Abb. 2: Windmühle
oben: Diderot e d'Alembert Encyclopédie Tutte le tavole. Vol. I, Arti e mestieri. Milano 2002, S. 16.
unten: Ludwig Salvator: Die Balearen. Geschildert in Wort und Bild von Erzherzog Ludwig Salvator. Erster Band, Würzburg–Leipzig 1897, S. 342.

Tafelbänden der *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et de métiers* so eindrucksvoll vor Augen führt: Ohne bildliche Darstellungen, die auf einen Blick mehr als eine ganze Textseite zu sagen vermögen, würde ein noch so gut geschriebenes Nachschlagewerk in seiner Aussage stets vage und unklar bleiben![8]

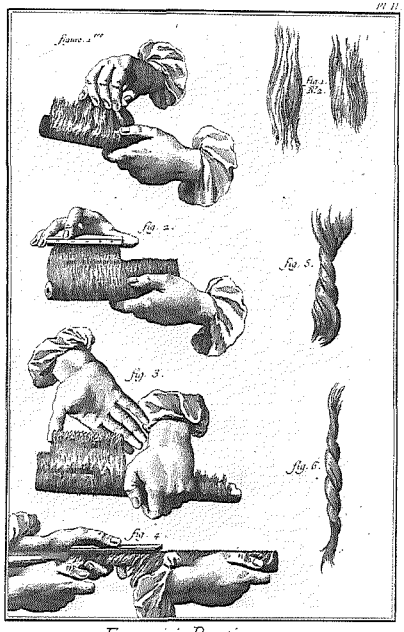
Diderots Enzyklopädie war Ludwig Salvator zweifellos nicht nur bekannt,[9] sondern diente ihm auch als unmittelbare Anregung für die Konzeption seiner Abbildungen, die, wie die Gegenüberstellung deutlich zeigt, sowohl in der graphischen Komposition als auch der Art Tätigkeits- bzw. Funktionsabläufe darzustellen, Diderots Vorlage aufnimmt.

Das „Wort-Bild-Prinzip" liegt Ludwig Salvators sämtlichen Beschreibungen bäuerlich-landwirtschaftlicher, handwerklicher und häuslicher Tätigkeiten, Räumlichkeiten, Gerätschaften und Produkten zugrunde. Stets werden die ortsüblichen Bezeichnungen eingeführt und durch Abbildungen eindeutig definiert. Als Beispiel sei hier eine Stelle über die Herstellung von Olivenöl auf Mallorca zitiert:

> „Zur Oelbereitung hat man auf Mallorca eigene Fabriken, Tafonas, welche, wenn auch in einer noch sehr primitiven Weise, alles Nöthige für die Gewinnung dieses für die Insel so wichtigen Productes enthalten. Fast jedes Gut, welches grössere Oelbaumpflanzungen hat, enthält eine Tafona, die einen Theil vom Hause des Besitzers einnimmt. ... Die Tafonas sind meist ziemlich grosse Räume, denen die Vorratskammern (Greners) für die allmählich eingesammelten Oliven angebaut sind. Diese haben in ihrer Wölbung von aussen zugängliche Löcher, durch welche die Oliven eingeschüttet werden. ... In den Tafonas mittlerer Grösse hat man zwei Greners, in grösseren mehr, so zählt man in Massanella vier Greners. Unsere Abbildung stellt das Innere einer Tafona dar. Was zuerst unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist das eigentliche Mahlwerk (Es Truy), das zum Zerquetschen der Oliven dient. Es liegt an dem einen Ende der Tafona, häufig in einer abgesonderten Abtheilung derselben. Zuerst

8 Vgl. Carnevali, Barbara: La raccolta di tavole dell'Encyclopédie: Storia e ideologia. In: Diderot e d'Alembert Encyclopédie Tutte le tavole. Vol. I, Arti e mestieri. Milano 2002, S. XIX.

9 Ludwig Salvators Urgroßvater, Großherzog Pietro Leopoldo in Toscana (der spätere Kaiser Leopold II.), gestattete nicht nur die Herausgabe der dritten Auflage der Encyclopédie in Livorno (1770–1780), er förderte sie auch durch finanzielle Unterstützung. Zum Dank wurde ihm diese Ausgabe gewidmet. Vgl. Wandruszka, Adam: Leopold II. Erzherzog von Österreich, Großherzog von Toskana. König von Ungarn und Böhmen. Römischer Kaiser. Band I 1780–1792. Wien–München 1965, S. 280 f.



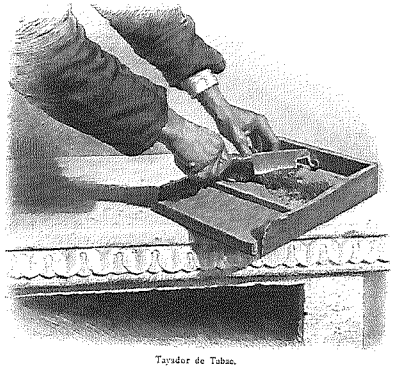
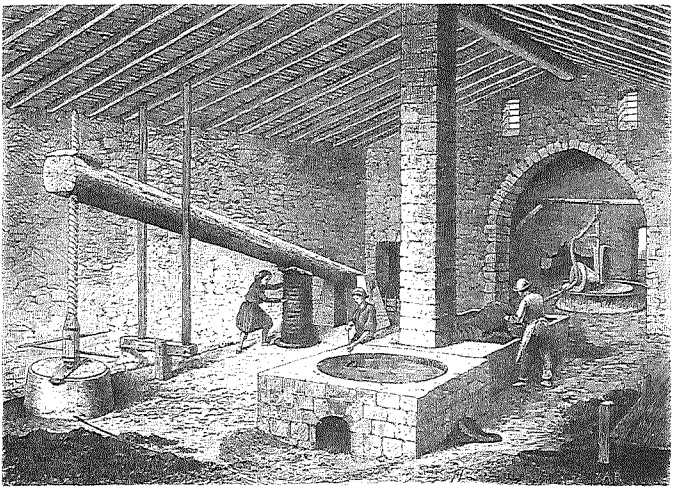


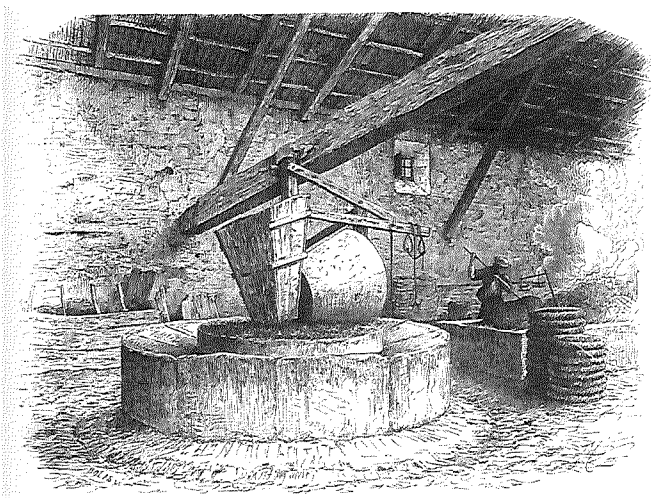
Abb. 3: links: Baumwollbearbeitung (Diderot e d'Alembert Encyclopédie Tutte le tavole. Vol. I, Arti e mestieri. Milano 2002, S. 21).
rechts: „Tayador de Tabac" (Ludwig Salvator: Die Balearen. Geschildert in Wort und Bild von Erzherzog Ludwig Salvator. Zweiter Band, Würzburg–Leipzig 1897, S. 315).

werden die Oliven in Sanayas aufgenommen und in die Tramutja geworfen, eine Art pyramidaler Holzkiste mit einem Quetschstein, der, wie das ganze Mahlwerk Truy genannt, mittelst eines Balkens von einem Maulthier in Bewegung gesetzt wird. Beim Drehen fallen die Oliven aus der Tramutja in die darunter gelegene Mola und Submola und werden auf derselben leicht zerquetscht, dann in ganz flache Körbe aus Spartgras, die sogenannten Esportins, gefüllt und nach dem Pressplatz getragen. Die Esportins schichtet man zu einer Säule übereinander, welche mit dem Namen Truyada bezeichnet wird. Eine Truyada besteht ungefähr aus 60 und noch mehr Esportins; je frischer die Oliven sind, um so mehr kann man verwenden. Sobald man einen Esportin setzt, giesst man auf denselben siedendes Wasser, um die Ausscheidung des Oeles zu fördern. Wenn die Truyada gebildet ist, lässt man auf dieselbe die Biga, einen grossen Balken aus italienischer Pinie, mit einem mächtigen Stein beschwert, sich herabsenken, um sie zu pressen. Ist dies geschehen, so hebt man abermals die Biga, bringt die Esportins auf den Emportinador und begiesst den



Tafona von Comasema.

Abb. 4: „Tafona von Comasema" (Ludwig Salvator: Die Balearen. Geschildert in Wort und Bild von Erzherzog Ludwig Salvator. Erster und Zweiter Band, Würzburg-Leipzig 1897, S. 263).

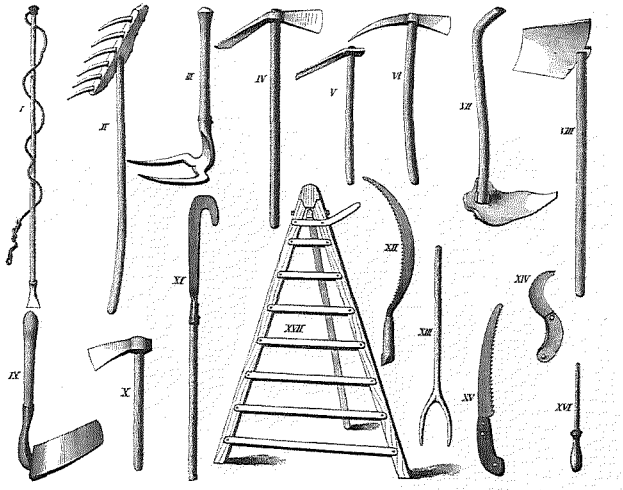


Truy aus Masanella.

Abb. 5: „Truy aus Masanella" (Ludwig Salvator: Die Balearen. Geschildert in Wort und Bild von Erzherzog Ludwig Salvator. Erster und Zweiter Band, Würzburg–Leipzig 1897, S. 237).

Olivenbrei abermals mit siedendem Wasser, so dass auf diese Weise zwei Cassadas (Begiessungen mit siedendem Wasser) für jeden Esportin zur Anwendung kommen; dann wird abermals die Biga herabgesenkt.
Das mit dem Wasser gemischte Oel, welches von den Esportins abfliesst, wird durch eine unterirdische Leitung (Siquia), deren Mündung sich beim Bassí, auf dem die Truyada ruht, befindet, zu dem Safareix des Tría genannten steinernen Sammelbecken geführt. Hier schwimmt das Oel an der Oberfläche und das Wasser fliesst aus einem Rohr, das unten an demselben angebracht ist, in ein zweites, tiefer gelegenes Becken und geht solange fort, bis in dem ersten Becken ganz reines Oel zurückbleibt. Auf dieselbe Weise verfährt man mit dem zweiten Becken, um das noch mit dem Wasser übergetretene Oel zu gewinnen. Das Wasser fliesst nun in ein drittes Becken und dann hinaus in's Freie und lässt hier, da es doch stets mit etwas Oel getränkt ist, eine stinkende schwärzliche Lache, Sa mulinada genannt, zurück."[10]

Direkt umgesetzt stellt sich das „Wort-Bild-Prinzip" in folgenden Abbildungen dar:



Mallorquinische Ackerbaugeräthe.

I. Corretjadas. II. Ganchos. III. Gavilaus. IV. Xapa. V. Nepeta. VI. Axada. VII. Cavach. VIII. Cavach d'Hortolà. IX. Rampayna. X. Destral. XI. Gatxoll. XII. Fausó. XIII. Forqueta. XIV. Trinxet. XV. Xorrach. XVI. Broca. XVII. Escala.

Abb. 6: „Mallorquinische Ackerbaugeräthe" (Ludwig Salvator: Die Balearen. Geschildert in Wort und Bild von Erzherzog Ludwig Salvator. Erster Band, Würzburg–Leipzig 1897, S. 226).

10 Ludwig Salvator: Die Balearen. Geschildert in Wort und Bild (wie Anm. 7), S. 237 f.

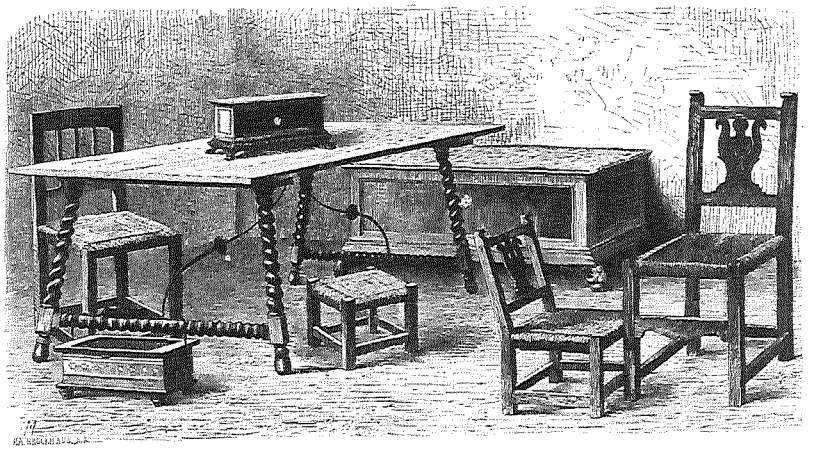


Abb. 7: „Mallorquinische Möbel" (Ludwig Salvator: Die Balearen. Geschildert in Wort und Bild von Erzherzog Ludwig Salvator, Erster Band. Würzburg–Leipzig 1897, S. 181).

Besonders bemerkenswert erscheint die für Ludwig Salvator so charakteristische Kombination von Benennung und Bild vor dem Hintergrund der Methode „Wörter und Sachen", die sich zur Erforschung der Herkunft, Geschichte und Bedeutung von Wörtern und Sachen[11] desselben Prinzips bedient, auf Ludwig Salvator jedoch ohne Einfluss blieb.

Hugo Schuchard, Romanist und gemeinsam mit dem Indogermanisten Rudolf Meringer Hauptvertreter der Richtung „Wörter und Sachen",[12] hatte erst 1869, gleichzeitig mit Erscheinen der *Tavolae*

11 Meringer gibt für „Sachen" folgende Definition: „Unter Sachen verstehen wir nicht nur die räumlichen Gegenstände, sondern ebensowohl Gedanken, Vorstellungen und Institutionen, die in irgendeinem Worte ihren sprachlichen Ausdruck finden." Vgl. Meringer, Rudolf etc. (Hg.): Vorwort. In: Wörter und Sachen. Kulturhistorische Zeitschrift für Sprach-und Sachforschung, Bd. 1, Heidelberg 1909, S. 1.

12 Zur Geschichte des Forschungsprinzips „Wörter und Sachen" vgl. Schmidt-Wiegand, Ruth: ‚Wörter und Sachen'. Forschungsrichtung – Forschungsgeschichte – Forschungsaufgabe, sowie Moser, Oskar: Wörter und Sachen. Die Geschichte der Sachen und die Grazer volkskundliche Schule. In: Beitl, Klaus, Isac Chiva (Hg.): Wörter und Sachen. Österreichische und deutsche Beiträge zur Ethnographie und Dialektologie Frankreichs. Ein französisch-deutsch-österreichisches

und ein Jahr vor Veröffentlichung des ersten Bandes der *Balearen in Wort und Bild*, damit begonnen, Sachkunde mit Wortforschung zu verbinden.[13]

Während bisher bei etymologischen Untersuchungen die rein linguistische Herleitung des Wortes im Vordergrund stand, so forderte Schuchard, jetzt auch dem Bezeichnungswandel nachzugehen, da „sich ja von Ort zu Ort die äußeren Beziehungen der Menschen zu dem Dinge ändern" und sich „mit ihnen" auch „sein Name" ändert. Daraus leitete er aber auch die „Verpflichtung" ab, „dem Wort das Bild hinzuzufügen" und so „illustrierte Etymologien zu liefern".[14]

Eine Verpflichtung, der Ludwig Salvator, offenbar ohne je mit Hugo Schuchard in Kontakt getreten zu sein,[15] auch in seiner für den XII. Orientalistenkongress in Florenz (1901) verfassten Abhandlung über die *Voci di origine araba nella lingua delle Baleari*[16] nachkommt. Im Falle des Zimmermannsausdruckes „alfarda" fügte er zur eindeutigen Klärung des Begriffes eine einfache Zeichnung hinzu.

Die Verbindung von Ethnografie und Linguistik zeichnet auch zwei weitere Werke Ludwig Salvators aus: die *Zärtlichkeits-Ausdrücke und Koseworte in der Friulanischen Sprache* und die *Rondayes de Mallorca*, eine aus 54 Texten bestehende Sammlung von „eigentlichen" Märchen (Rondayes), Erzählungen (Cuentos) und „wahren

Projekt. Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde 20, Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, Sitzungsberichte, 586. Bd. Wien 1992, S. 21–44. und S. 85–104; Meringer, Rudolf: Zur Aufgabe und zum Namen unserer Zeitschrift. In: Wörter und Sachen. Kulturhistorische Zeitschrift für Sprach- und Sachforschung. Bd. 1, Heidelberg 1909, S. 22–29.

13 H. Schuchard veröffentlichte damals zwei kurze Aufsätze über das Ballspiel in Rom und Fachausdrücke des venezianischen Kartenspiels. Vgl. Lochner von Hüttenbach, Fritz: Die Grazer Schule – Meringer und Schuchardt. In: Beitl/Chiva (Hg.): Wörter und Sachen (wie Anm. 12), S. 76.

14 Vgl. Lochner von Hüttenbach: Die Grazer Schule (wie Anm. 13), S. 78. Meringer führte den Gedanken weiter. Für ihn hatte jede Bedeutungsveränderung auch „etwas Historisches", da dem Wandel in der Bedeutung eines Wortes ein Sachwandel zugrundeliegt, der aber wieder durch den Kulturwandel bestimmt wird. Vgl. Meringer: Zur Aufgabe und zum Namen (wie Anm. 12), S. 29.

15 Im Zuge meiner Forschungen über Ludwig Salvator konnte ich bisher keinerlei diesbezügliche Hinweise feststellen.

16 Ludwig Salvator: Voci di origine araba nella lingua delle Baleari. In: Atti del XII Congresso degli Orientalisti. Vol. III., Firenze 1901. Nach einer kurzen historischen Einleitung folgt ein „Dizionaretto" bzw. Katalog von 223 Arabismen unter Anführung der jeweiligen Etymologie.

Geschichtchen" (Fets und Cuatre Mots), die Ludwig Salvator durch Antonio Peña, den Sohn des mallorquinischen Schriftstellers Pedro de Alcantara Peña in allen Ortschaften der Insel sammeln und „wörtlich nachschreiben" ließ, „wie sie aus dem Volksmund kamen" ohne die gesprochene Sprache stilistisch zu glätten oder durch die „korrektere" und „reinere, gemeinsame Sprache Aragons" zu ersetzen.[17] Mit Ortsangaben zur jeweiligen Herkunft, Anmerkungen zu historischem Hintergrund[18] sowie Funktion der erzählten Geschichten und Erklärungen bestimmter Ausdrücke versehen, stellen die 1895 erschienenen *Rondayes de Mallorca*,[19] noch lange bevor der katalanische Linguist Antoní Griera[20] mit seiner Arbeit am katalanischen Sprachatlas[21] begann (1912), die erste Veröffentlichung und zugleich Materialsammlung zur mallorquinischen Ausformung des Katalanischen dar.[22]

Anstelle einer Geschichte möchte ich hier eine kurze Schilderung Ludwig Salvators über das Märchenerzählen auf Mallorca zitieren, die zeigt, wie lebendig dies noch vor etwas mehr als einem Jahrhundert war. Darüber hinaus werden auch hier in den deutschen Text mallorquinische Wörter bzw. Bezeichnungen aufgenommen.

„Es ist insbesondere in den langen Winterabenden am Kaminherde in den einsam stehenden Besitzungen am Lande, namentlich des Gebirges, dass man die Rondayes anhören kann. Die Feldknechte (Missatjes) kehren von der Arbeit zurück an einem kalten Wintertag; zuerst werden die Pflug-

17 Zitiert nach der Einleitung in der ein Jahr nach der Originalversion erschienenen deutschen Ausgabe. Ludwig Salvator: Märchen aus Mallorca. Würzburg–Leipzig 1896, S. IX.

18 Vor allem die Maurenzeit hat in den kurzen auf wahren Begebenheiten beruhenden Geschichten, den sogenannten „Fets", reiche Spuren hinterlassen.

19 Ludwig Salvator: Rondayes de Mallorca. Würzburg 1895.

20 Antoní Griera gehörte übrigens auch zu den Mitarbeitern von „Wörter und Sachen". Vgl. Lochner von Hüttenbach: Die Grazer Schule (wie Anm. 13), S. 67.

21 Atlas lingüístic de Catalunya, 8 vol. Abadia de Montserrat etc. 1923–1964. Vgl. Goebl, Hans: Die Sprachatlanten der europäischen Romania. Entstehung, Struktur und Aufbau sowie ihre Leistung für die Wort- und Sachforschung. In: Beitl/Chiva (Hg.): Wörter und Sachen (wie Anm. 13), S. 269.

22 Zum Mallorquinischen vgl. Katalanisch: Externe Sprachgeschichte und Katalanisch: Areallinguistik. In: Lexikon der Romanischen Linguistik (LRL), Bd. V, Tübingen 1991, S. 232 ff. und S. 243 ff. Ludwig Salvator ist mit seiner Märchensammlung auch in Band 8 der Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Berlin–New York 1996, Spalte 1246–1248, vertreten.

gespanne gepflegt und gefüttert und alle erscheinen dann in der grossen langen Küche; es heisst Saubohnen für den nächsten Tag einzuschneiden (sayar favas), aber die Arbeit für den Körper soll auch für die Seelen dienen, der Pächter (Amo) oder der erste Feldknecht (Missatje mayor) bedienen (serven) den Rosenkranz; sie gehen gemessenen Schrittes durch die Küche und beten vor, inzwischen bemühen sich die Knechte, mit der Saubohnenarbeit gleich fertig zu werden, ein jeder will mehr als nur möglich machen, um zur rechten Zeit bereit zu sein. Die Escudella, ein Gericht aus Saubohnen, die karge Mahlzeit dortiger Landbewohner, wird von der Madona servirt und nach dem Essen gehen alle an den breiten gemeinsamen Feuerherd sich wärmen. Schaffelle sind auf die an den Seiten gelegenen Mauerbänke ausgebreitet und in der Mitte lodert ein dicker Stamm, am Ende halb verkohlt, der jeden Tag weiter geschoben, wird, um das Feuer zu erhalten. Die Schäferhunde (Caus de bestiá) legen sich dem Feuer so nahe, dass fast ihr struppiges rauhes Haar davon brennt. Der Nordost tobt draussen grimmig und durch die Spalten der Fensterpfosten sickert dann und wann ein kalter Sprühregen. Das kalte Schlafzimmer verlockt nicht die Missatjes, die Flamme brennt munter, stachelige Cytisen werden hineingeworfen, die besonders hell auflodern: da ist die Zeit, wo die Rondayes am meisten zur Geltung kommen. Kein Laut, nirgends hin, ausser das Heulen des Windes und der alte Hirt, oder ein ergrauter Missatje erzählt die Rondayes von vergangenen Zeiten, welchen die jungen Leute mit offenem Munde gespannt zuhorchen, und auch die Madona, die mit dem grossen Cuerot [großer Holzlöffel][23] die Escudella im Feuer rührt, hält inne, durch den Zauber derselben angezogen, und so geht es lange hin, bis das Feuer sich allmählich auslöscht und zur Ruhe gebietet. Häufig habe ich mir gedacht, ob diese Neigung zu den Erzählungen nicht eine unbewusste Erbschaft der Araber sei, die auch ihren Märchenerzählern stundenlang zuhören können."[24]

Im Bewusstsein um die Bedeutung der ungezwungenen „Sprache im Munde des Volkes" für linguistische und volkskundliche Forschungen entstanden zwei Jahrzehnte später die *Zärtlichkeits-Ausdrücke und Koseworte in der Friulanischen Sprache*.[25] Anlässlich eines längeren Aufenthaltes in Görz[26] erinnerte sich Ludwig Salvator das

23 Die Bezeichnung „Cuerot" erklärte Ludwig Salvator bereits früher an anderer Stelle.

24 Vgl. Ludwig Salvator: Märchen aus Mallorca (wie Anm. 17), S. XX–XXIV.

25 Vgl. Ludwig Salvator: Zärtlichkeits-Ausdrücke und Koseworte in der Friulanischen Sprache. Prag 1915.

26 Mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges musste Ludwig Salvator seine Besitzung in San Rocco (Muggia) bei Triest aus Sicherheitsgründen verlassen und hielt sich

Friaulische vor rund 40 Jahren in Muggia noch im familiären Gebrauch gehört zu haben, seither aber hatte sich dessen Verbreitungsgebiet zunehmend verringert und mancher vernachlässigte seine Muttersprache.[27] Zur Bewahrung und Belebung des Friaulischen, das er ganz selbstverständlich als eigenständige Sprache und nicht Dialekt ansah,[28] hatte Ludwig Salvator unter Mitwirkung der beiden Friulaner Ugo Pellis[29] und Dolfo Zorzut[30] eine reiche Sammlung von „Zärtlichkeitsausdrücken und Koseworten" zwischen „Mutter und Kind" und unter „Liebhabern" zusammengestellt. Die Ausdrücke sind nach semantischen Kriterien geordnet – wie z.B. im ersten Teil: „Das Kind vor der Geburt, Äussere Eigenschaften, Geistige und moralische Eigenschaften, Handlungen und Gebärden, Die ersten Worte" oder im zweiten Teil: „Grüße, Komplimente, Am Fenster, Im Stall, In der Kirche, Anmut und Schönheit, Stolz und Sprödigkeit, Liebespfänder, Liebesbräuche, Natur und Liebe, Armut und Liebe", – und werden mit Ausnahme von 28 Wörtern aus der Kindersprache („Pasch"- oder

fast ein Jahr in Görz auf, wo neben italienisch, deutsch und slowenisch auch friulanisch gesprochen wurde. Vgl. Mader, Brigitta: „Mi creda sempre suo aff. A. Luigi Salvatore ecc." L'Arciduca Lodovico Salvatore e la sua presenza a Trieste, quale risulta dalla sua corrispondenza con Carlo de Marchesetti. In: Annales. Anali za istrske in mediteranske študije 14/'98, Koper 1998, S. 159 f. Vgl. Coronini-Cronberg, Franz: Volksleben in Görz und Gradisca. In: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Band X. Küstenland, Wien 1891, S. 162 f.

27 Vgl. Ludwig Salvator: Zärtlichkeitsausdrücke (wie Anm. 25), S. 7.

28 Ludwig Salvator gibt eine dem damals neuesten Stand der Romanistik entsprechende Einführung zur Stellung des Friulanischen innerhalb der romanischen Sprachen, zitiert Ascoli und Gartner, erklärt die Termini „ladino" und „rätoromanisch" und stellt sogar gewisse Ähnlichkeiten mit dem Katalinischen fest. Vgl. Ludwig Salvator: Zärtlichkeitsausdrücke (wie Anm. 25), S. 3–6 und S. 8.

29 Ugo Pellis (1882–1943) damals noch Gymnasialprofessor in Triest wurde später vor allem als Initiator und Präsident der Società filologica friulana und Mitarbeiter am Atlante linguistico italiano, der jedoch unveröffentlicht blieb, bekannt. Vgl. Goebl: Die Sprachatlanten (wie Anm. 19), S. 262 f. Ugo Pellis bediente sich auch der Photographie zur bildlichen Fixierung mundartlicher, regionaler Bezeichnungen von Gegenständen des alltäglichen Gebrauches und hinterließ ein reiches Photoarchiv. Vgl. Ellero, G., I. Zannier (Hg.): Voci e immagini. Ugo Pellis linguista e fotografo. Milano 1999.

30 Dolfo Zorzut (1891–1960) aus Cormòns, damals noch Student, beschäftigte sich später als Lehrer eingehend mit dem Friaulischen und betrieb auch ethnografische Studien (Märchensammlungen). Einige friulanische Ausdrücke steuerte auch die Görzer Schriftstellerin Marie Schmitzhausen (1851–1929) bei, die unter dem Pseudonym Paul Maria Lacroma auftrat.

Lallwörter) im vollständigen Satzkontext[31] wiedergegeben. Auf diese Weise wird der Leser nicht nur in die Sprache und Redensarten der Friulaner eingeführt, sondern erhält auch Einblick in deren alltägliche Lebensgewohnheiten und Bräuche. Als Beispiel seien hier einige Stellen zitiert, die auch den folkloristischen Wert dieser sonst eher in Linguistenkreisen[32] bekannten Sammlung zum Ausdruck bringen.

„633. – Ist's wahr, liebe Lucie, daß man dir den Maien mit Orangen und Brezeln gebracht hat? – Is-e vere che ti àn puartat el mâi; Luçiute, cu li norançis ed i colaçuç? – È vero che ti hanno portato il maio, Lucietta, con gli aranci e le ciambelle?"

Es war Brauch, daß die Burschen in der Nacht zum 1. Mai unter dem Fenster ihrer Mädchen einen jungen, manchmal mit Gebäck und Orangen behängten Baum aufpflanzten.[33]

„631. – Der Tochter des Bäckers hat man den Roggen gebracht ... – An puartat-i la siale a la fie dal pancor ... – Hanno portato la ‚segala' alla figlia del pistore ..."

Hier ist von den Geschenken in der ersten Mainacht die Rede und Roggen bedeutete Hochmut.[34]

„636. – Es möge bald, recht bald der Martinstag kommen, sonst könnte mir das Mädel vor Liebessehnsucht sterben! – Bute, bute san Martin, se no chê frute culì ja cur di murî-mi di passion! – Venga, venga presto S. Martino, se non questa ragazza risica di morir mi di passione!"[35]

Am Tag des Heiligen Martin (11. November) wurden aus dem Erlös der Ernteerträge die Pachtzinse bezahlt. An diesem Tag heiratete man aber auch.[36]

31 Der 1. Teil (Mutter und Kind) umfasst 785, der 2. Teil (Unter Liebhabern) 637 Sätze. Parallele Übersetzungen ins Italienische (von Giorgio Pitacco, 1866–1945, Gymnasialprofessor in Görz) und Deutsche machen die Texte auch dem des Friaulischen unkundigen Leser zugänglich.

32 Vgl. Elwert, W. Theodor: Un romanista dimenticato: Luigi Salvatore, Arciduca d'Austria. In: Plangg, G. A., F. Chiochetti (Hg.): Studi Ladini in onore di Luigi Heilmann nel suo 75° compleanno. In: Mondo Ladino, Bolletino dell'Istituto Culturale Ladino, anno X (1986), n. 1–4, S. 424–429. Ludwig Salvators Sammlung von Zärtlichkeitsausdrücken und Koseworten wurde auch in den „Nuova Pirona", das als Standardwerk geltende Wörterbuch des Friulanischen, aufgenommen. Vgl. Il Nuovo Pirona. Vocabolario Friulano. Udine 1935, S. XXVIII.

33 Vgl. Ludwig Salvator: Zärtlichkeitsausdrücke (wie Anm. 25), S. 212.

34 Vgl. Ludwig Salvator: Zärtlichkeitsausdrücke (wie Anm. 25), S. 183.

35 Vgl. Ludwig Salvator: Zärtlichkeitsausdrücke (wie Anm. 25), S. 184.

„395. – Ein gutes Mundwerk besitzt heut mein Bursch! Hast du etwa heut abend den Pinienkern gegessen?! – Cha' çe bardele che 'l ja 'l miò frutat avuè; jastu forsi mangiat el pignul usgnot?! – Poffare, che scilinguagnolo che ha oggi il mio giovanotto; hai forse mangiato il pinolino stasera?!"[37]

Dem Volksglauben zufolge erweckt der Verzehr von Pinienkernen „leidenschaftliche Liebeswünsche und macht besonders redselig und eroberungssüchtig".[38]

Als höchst aufschlussreich für volkskundliche Studien erweist sich auch das der Sammlung angeschlossene umfangreiche „Wörterverzeichnis", das neben der Übersetzung ins Deutsche häufig auch genaue Angaben zur näheren Erklärung von Beschaffenheit, Funktion und Gebrauch der jeweiligen Lemmata gibt:

„vitrine (f.) [ital.] = Küchenschrank; eine Art (Bauern)kredenz: der untere Teil hat mehrere Fächer (Doppeltür), der obere gewöhnlich ein Querbrett und Glasscheiben; darin werden feinere Teller, Tassen und sonstiges Geschirr, sowie Nippsachen und Photographien zur Schau gestellt. Die ‚vitrine' ist das schönste Möbelstück einer friulanischen Küche (Wohnstube)."[39]

„mede (f) [lat.] = Heu- oder Strohschober. Er wird gewöhnlich in einer Ecke des Hofs errichtet. Man läßt einen starken (4–7m), hohen Baumstamm in die Erde ein und schichtet ringsum das Heu oder Stroh auf einer Fläche von 3–5m Durchmesser kegelförmig bis zur Spitze, auf die zur Abwehr des Wassers ein unbrauchbares Gefäß, gewöhnlich ein ‚çit' (Topf), gesetzt wird.[40]

„more (f) [vgl. it. mora] = 1) Maulbeere, Beere, Brombeere, = 2) Schwarze, (m) moro = Schwarzer, Schwarz-, Dunkelhaariger, Dunkeläugiger. – Wortspiel mit beiden Bedeutungen. = 3) Moraspiel: zwei Spieler; man streckt einen oder mehrere Finger der rechten Hand aus und ruft dabei eine Zahl aus. Stimmt die Anzahl der addierten Finger, so löscht der eine einen Kreidestrich auf dem Tisch weg."[41]

„pistun (m) [Ableit. von pasta] eine speziell friul. Mehlspeise von der Größe eines Würstels, wird bes. bei Hochzeiten in großen Quantitäten gesotten; dieselbe Form haben die Mehlklöße, womit man die Hühner

36 Vgl. Ludwig Salvator: Zärtlichkeitsausdrücke (wie Anm. 25), S. 213.
37 Vgl. Ludwig Salvator: Zärtlichkeitsausdrücke (wie Anm. 25), S. 148.
38 Vgl. Ludwig Salvator: Zärtlichkeitsausdrücke (wie Anm. 25), S. 220.
39 Vgl. Ludwig Salvator: Zärtlichkeitsausdrücke (wie Anm. 25), S. 233.
40 Vgl. Ludwig Salvator: Zärtlichkeitsausdrücke (wie Anm. 25), S. 213.
41 Vgl. Ludwig Salvator: Zärtlichkeitsausdrücke (wie Anm. 25), S. 214 f.

nudelt. Beim Vergleich eines Kindes mit dem ‚pistun' will man dessen dicken, feisten, weichen Leib hervorheben."[42]

So wie Ludwig Salvator die „märchenhaften Erzählungen" Mallorcas „noch bevor der nivellirende Wind moderner Kultur das alles weggefegt haben wird"[43] festhalten wollte, erschien es ihm von Interesse, „das was verschwindet" auch „auf jener Küstenstrecke, die sich vom Quarnero bis zum nördlichen Albanien hinzieht und die aus einem Teile von Kroatien, der Herzegowina und Montenegro gebildet wird" rechtzeitig zu dokumentieren. Seiner Ansicht nach fanden sich hier, wie „vielleicht in keinem Lande Europas ... so viele und so mannigfaltige Trachten vereinigt"[44]. Doch „jetzt, wo der schrille Pfiff der Lokomotive in den ernsten Bergen der Bocca ertönt, nimmt die Mannigfaltigkeit der Trachten allmählich ab", schrieb Ludwig Salvator 1904 in der Einleitung zu seinem 1904 erschienenen Werk *Das was verschwindet*, in dem er die *Trachten aus den Bergen und Inseln der Adria* zumindest in Abbildungen „aufzubewahren" gedachte.[45] Wie rasch über Generationen weitergegebene Kleidungsstücke außer Gebrauch gerieten und von einem zum anderen Mal der „Geschichte angehörten" wusste er aus eigener Erfahrung. In der Absicht ein größeres Werk über Dalmatien zu verfassen,[46] hatte er nämlich bereits vor über 30 Jahren mit Trachten- und Typenstudien begonnen, die er von 1870 bis 1878 unter dem Titel *Die Serben an der Adria* in 9 Mappen zu je 5 Farbtafeln herausgegeben hatte.[47] Nun lagen insgesamt 87 Farbtafeln vor, die von mehreren Malern[48] nach Ludwig Salvators „nach der Natur aufgenommenen" Skizzen und Aquarellen aber auch Fotografien[49] der Einheimischen in ihren Trachten[50] ausgeführt worden waren.

42 Vgl. Ludwig Salvator: Zärtlichkeitsausdrücke (wie Anm. 25), S. 220.
43 Vgl. Ludwig Salvator: Märchen aus Mallorca (wie Anm. 17), S. VII.
44 Vgl. Ludwig Salvator: Das was verschwindet. Trachten aus den Bergen und Inseln der Adria. Leipzig 1904, S. III.
45 Ludwig Salvator: Das was verschwindet (wie Anm. 42), S. III.
46 Vgl. Mader, Brigitta: Erzherzog Ludwig Salvators Freundschaft mit Erzherzog Thronfolger Franz Ferdinand in Briefen aus dem Österreichischen Haus-, Hof- und Staatsarchiv. In: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 48 (2000), S. 335.
47 Ludwig Salvator: Die Serben an der Adria. Ihre Typen und Trachten. Leipzig–Wien 1870 (1–3), 1871 (4–5), 1872 (6), 1874 (7–8) und 1878 (9).
48 F. B. Doubek, P. Joanowits, E. Lauffer, P. Maixner und G. Manes. Vgl. Ludwig Salvator: Das was verschwindet (wie Anm. 42), S. VIII.

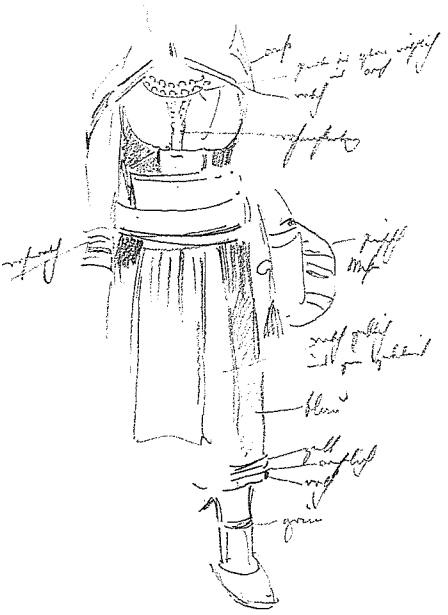


Abb. 8: Bleistiftskizze von Ludwig Salvator (Privatbesitz) als Grundlage für die Abbildung „Frau aus der Umgebung von Zara" (heute Zadar), Tafel Nr. 13 (Ludwig Salvator: Das was verschwindet. Trachten aus den Bergen und Inseln der Adria. Leipzig 1904).

Ludwig Salvator beschränkte sich nicht nur auf die reine Darstellung der Trachten und ihrer Träger, die er stets in typischen Situationen präsentierte, sondern verfasste auch zu jeder Abbildung einen kurzen Text, der über die Beschreibung von Tracht und Zubehör hinaus, vor allem auf das jeweilige Umfeld bezug nimmt und so interessante Details zu Landschaft, Klima, Lebensumständen, Berufen, Bräuchen u.dgl. vermittelt.

49 Die Fotos hatte Antonio Vives, der von Mallorca stammende Freund und Sekretär Ludwig Salvators aufgenommen.

50 Was selbst damals nicht mehr immer einfach war, wie Ludwig Salvator in der Einleitung anführt: „... nur mühsam kann man eine vollständige alte Tracht zustande bringen, indem man sich von der einen alten Frau den Hut, von der anderen das Wams, von einer dritten den Rock verschafft." Vgl. Ludwig Salvator: Das was verschwindet (wie Anm. 42), S. VI f.

Frauen aus Meleda. (Nr. 60)
In den verschiedenen Ortschaften der noch wenig vom Verkehr berührten Insel herrscht bei den Frauen dieselbe Tracht. Das grosse, weisse Kopftuch wird unter dem Kinn geknotet und hängt rückwärts in zwei Spitzen herab, an deren Enden sich Quästchen befinden. Der Rock von rotbrauner Farbe wird hochgehalten durch zwei über die Schultern gehende Gurten, die sich an einen gegen die Brust verlängerten Lappen anschliessen. Darüber kommt, wenn es kälter wird, ein ärmelloses, westenartiges Wams, das bis zum rot- und gelbgestreiften wollenen Gürtel reicht. Alle tragen Opanken.
Die Frauen aus Meleda sind sehr kräftig und arbeitsam. Mühsam schlagen sie an den steilen Abhängen ihrer Insel Holz, und sobald sie eine genügende Bootsladung beisammen haben, benutzen sie die erste günstige Nordwestbrise, um das Holz nach Ragusa zum Verkauf zu bringen. Sie fahren meistens allein, und man kann sie häufig an den Quais des alten Hafens sehen, wie sie in ihren Booten sitzen und geduldig Käufer für ihre Ware abwarten. Kaum haben sie diese verwertet, so fahren sie eiligst zur Heimatinsel zurück, um von neuem ihre mühselige Arbeit zu beginnen.

Mann aus der Umgebung von Zengg. (Nr. 4)
Es ist die gewöhnliche Tracht der Arbeiter. Alles ist aus grober Leinwand verfertigt; eine rote Leibbinde hält das blusenartige Hemd um den Gürtel zusammen, die blaue Weste ist das einzige wollene Kleid. Das rote Käppchen, gewöhnlich in verschiedenen Mustern gestickt, ist grösser und höher als jenes der Dalmatiner. Als steten Begleiter hängen sie eine grosse lederne Seitentasche um, worin sie alles Nötige hineinzutun pflegen. So ziehen sie manchmal weit fort, um Arbeit zu suchen, sogar bis in die Nähe von Triest, wenn dort irgend ein grösseres Unternehmen im Gange ist.

Der Mann aus der Erzegovina bei Ragusa. (Nr. 64)
Wenn die Bora aus den beschneiten Höhen kalt und schneidend über die kahlen felsigen Kuppen herunterweht, ist der haarige Mantel, den die Männer über die Hallinajacke umzuhängen pflegen, ein willkommener Begleiter. Manchem wird er zum steten Begleiter wie der Lodenmantel dem Gebirgsbewohner der Alpenländer, Mantel, Decke und Nachtlager zugleich. Der rote Fez ist noch eine türkische Erinnerung, während auf der Brust prangende Medaillen auf die jetzige Regierung hinweisen. Den waffenlosen, breiten, ledernen Gürtel füllen bunte Sacktücher; vielleicht bergen sie kleine moderne Waffen, die in den tiefen Faltungen verborgen sind. Die reichgestickte Weste erinnert noch an die alten Tage.

Im Sinne der Bewahrung alten Kulturgutes sind schließlich auch Ludwig Salvators Initiativen zur Gründung ethnografischer Museen zu sehen. In diesem Zusammenhang sollten Paolo Mantegazza und

Abb. 9: „Der Mann aus der Erzegovina bei Ragusa" (Ludwig Salvator: Das was verschwindet. Trachten aus den Bergen und Inseln der Adria. Leipzig 1904, Tafel Nr. 64).

Giuseppe Pitrè, die mit Ludwig Salvator über lange Jahre in Kontakt standen, nicht unerwähnt bleiben.

Auf den Physiologen, Pathologen und populärwissenschaftlichen Schriftsteller Paolo Mantegazza gehen in Florenz drei Gründungen von höchster Bedeutung für die italienische Anthropologie zurück: das „Museo di Antropologia e Etnologia", das er 1869 aus Schenkungen von Reisenden, Gelehrten und Sammlern aus Liebhaberei eingerichtet hatte, der erste Lehrstuhl für Anthropologie in Italien, den er 1870 selbst übernahm, und die „Società Italiana di Antropologia e Etnologia" (1871)[51]. Mantegazza verfasste auch einen ausführlichen

51 Paolo Mantegazza (1831–1910) begann angeregt durch persönliche Kontakte mit der indianischen Bevölkerung Argentiniens (1854–1858) mit anthropologischen Studien. Vgl. Enciclopedia Italiana, vol. XXII, 1934, S. 159 f.; gleichzeitig mit der Anthropologischen Gesellschaft begründete er auch deren Organ, die Zeit-

Beitrag über Ludwig Salvator und dessen mallorquinische Märchensammlung für die in Rom erscheinende Zeitschrift „Nuova Antologia".[52]

Pitrè,[53] ebenfalls Mediziner, wurde für seine umfangreichen volkskundlichen Studien in Sizilien und vor allem sein Hauptwerk die *Biblioteca delle tradizioni popolari siciliani* in 25 Bänden berühmt. In Palermo, wo er auch an der Universität unterrichtete, gründete er 1910 das heute nach ihm benannte ethnografische Museum und war nicht zuletzt als „eminenter Kenner des sicilischen Volkes" ein wichtiger Mitarbeiter an Ludwig Salvators siebenbändiger Beschreibung der Liparischen Inseln.[54]

Pitrès Museumsgründung führte Ludwig Salvator 1910 auch als nachahmungswürdiges Vorbild für Triest an und schlug vor, einen Teil der auf der gerade in Capodistria (Koper) stattfindenden „Ersten Istrianischen Landesausstellung" gezeigten ethnografischen Objekte als „primo nucleo" für ein ähnliches Unternehmen zu nutzen.[55]

Weltausstellungen und ähnliche Großveranstaltungen, die Ludwig Salvator seit jeher mit größtem, Interesse verfolgte und besuchte,[56] hatten ihn schon früher zu eigenen Museumsprojekten inspiriert. So

---

schrift „Archivio per l'Antropologia e la Etnologia". Vgl. Messeri, P., S. Ciruzzi: Museo nazionale di Antropologia e Etnologia. In: Il Museo di Storia Naturale dell'Università di Firenze. Firenze 1987.

52 Vgl. Mantegazza, Paolo: L'Arciduca Luigi Salvatore e le fiabe di Maiorca. In: Nuova Antologia, Vol. LXV, Roma 1896, S. 18–30; Mader: Erzherzog Ludwig Salvator. Ein Leben (wie Anm. 1), S. 45 f.

53 Giuseppe Pitrè 1841–1916, vgl. Cocchiara, Giuseppe: Pitré La Sicilia e il Folklore. Messina–Firenze 1951, S. 157–174.

54 Ludwig Salvator: Die Liparischen Inseln. Prag 1893–1896 (Vulcano 1893; Salina 1893; Lipari 1894; Panaria 1895; Filicuri 1895; Alicuri 1896; Stromboli 1896). Zu Pitrè vgl. Vorwort in Vulcano, Prag 1893, S. IV.

55 Brief Ludwig Salvators an Alfonso Valerio, Bürgermeister in Triest, vom 29. Juli 1910. Privatbesitz. Ein Vorschlag, der allerdings kein Echo fand. Bis heute besitzt die Stadt Triest keine ethnographische Sammlung.

56 Ludwig Salvator besuchte im Laufe seines Lebens gut 30 derartiger Ausstellungen. Vgl. Mader, Brigitta: Prva istrska deželna razstava v očeh avstrijskih nadvojvod Ludwiga Salvatorja in Franca Ferdinanda. In: Zbornik ob 90. Jubileju Pokrajinskega muzeja Koper 1911–2001. Koper 2002, S. 31–39. Die deutsche Fassung dieses Aufsatzes, allerdings ohne Anmerkungen, wurde unter dem Titel: Die Erste Istrianische Landesausstellung aus der Sicht der österreichischen Erzherzöge Ludwig Salvator und Franz Ferdinand, veröffentlicht in: Institut für den Donauraum und Mitteleuropa Wien (Hg.): 10 Kulturführer Mitteleuropa 2005. Info für den Donauraum und Mitteleuropa. Sonderheft 5, 2005, S. 17–22.

beschloss er 1888 auf Mallorca in seiner Besitzung Son Moragues ein öffentlich zugängliches Landwirtschafts- und Industriemuseum der Balearen (Museo Agrícola Balear Industrial) einzurichten. Es sollte vor allem den Fremden einen Überblick über „die Produkte dieser Inseln und ihrer Manifakturen" vermitteln und in einer speziell der Ethnographie gewidmeten Sektion „die Trachten und Objekte der Bevölkerung" vorstellen.[57] Alle Bewohner waren aufgerufen, mit Ausstellungsstücken zur Realisierung des Museums beizutragen. Schließlich aber kam das *Museo Balear* in einem viel kleineren als ursprünglich geplanten Rahmen zustande. Es beherbergte „Tongefäße, Holz- und Hausindustriearbeiten der Insel" aber „auch einige Bilder" und wurde von Reisenden gerne besucht.[58]

1895 erwarb Ludwig Salvator in Přerov an der Elbe das aus dem Jahre 1736 stammende Haus des Dorfschmiedes, um hier nach schwedischem Vorbild[59] ein Freilichtmuseum zur Erhaltung der ländlichen Bausubstanz und Vorführung von Handwerken zu gründen. Gerade vier Jahre zuvor war nach dem Muster der auf Weltausstellungen präsentierten ethnografischen Dörfer in Stockholm das erste Museum translozierter Bauernhäuser und Handwerksbetriebe unter freiem Himmel eröffnet worden, und gleichzeitig wurde auf der Prager Jubiläumsausstellung (1891) die „staročeská halupa", ein besonders schönes und typisches Beispiel ländlicher Architektur gezeigt. Der glückliche Zufall wollte es, dass sich deren Ebenbild, das Haus des Dorfschmiedes in Přerov, unweit des Schlosses, das zu Ludwig Salvators böhmischen Besitzungen[60] gehörte, „in situ" befand, und so

57 Vgl. March Cencillo, Juan: El Archiduque. Biografía ilustrada de un príncipe nómada. Palma de Mallorca 1998[5], S. 242 f. Das „Museo Balear" sollte insgesamt 12 Sektionen umfassen und die erste der Ethnoghraphie gewidmet sein.

58 Vgl. Eine nette kleine Schilderung über den Empfang einer österreichischen Reisegruppe auf Son Moragues mit Bewirtung (mallorquinische Spezialitäten) und Besuch des Museo Balear. In: Neue Freie Presse, 16. Oktober 1915, S. 11.

59 Als praktische Auswirkung der Hausforschung in der Ethnographie wurde 1891 in Stockholm das erste Freilichtmuseum auf dem Areal des Skansen, des ehemaligen königlichen Jagdreviers auf der Insel Djurgard, gegründet. Das schwedische „Skansen Museum" wurde auch namengebend für weitere derartige Anlagen. Vgl. Baumhauser, Joachim Friedrich: Hausforschung. In: Brednich, R. W. (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der europäischen Ethnologie. Berlin 2001[3], S. 102 f.

60 Schloss Přerov gehörte zur Domäne Brandeis an der Elbe, die Ludwig Salvator 1870 von seinem Vater geerbt hatte.

Abb. 10: Das Haus des Dorfschmiedes bzw. Ludwig Salvators Museum in Přerov an der Elbe, historische Ansicht (Hrabětová, Jana: Přerov nad Labem Skanzen. In: Unikátní encyklopedie na pokračování památky. Plzeň 2002).

zur Keimzelle des heutigen Freilichtmuseums *Skanzen* in Přerov an der Elbe[61] wurde.

Als Abschluss und zugleich Anregung für künftige Forschungen möchte ich noch einmal zu den *Tavolae Ludovicianae* zurückkehren. Rund ein Viertel der darin gestellten Fragen beschäftigt sich nämlich mit ethnografischen Themen, die vom „Charakter der Einwohner" und deren „natürlichen Anlagen" über „Sittlichkeit, religiöse Bildung und Gebräuche, Volksmedizin, Aberglauben, Sprichwörter, Volkslieder, Tanz" und „andere Volksbelustigungen, Trachten" und „Häuser" bis zu „Culturpflanzen, Ackerbaugeräthen, Viehzucht, Jagdkunde, Markt, Handel, Gewerbe" und „Industrie"[62] reichen. Und da Ludwig Salvator in seinen Beschreibungen stets dem Schema der *Tavolae* folgt, haben auch all diese Bereiche in entsprechender Weise Eingang in seine Arbeiten gefunden.

61 Vgl. Hrabětová, Jana: Přerov nad Labem Skanzen. In: Unikátní encyklopedie na pokračování památky. Plzeň 2002.

62 Vgl. Ludwig Salvator: Tavolae (wie Anm. 5).

Nicht umsonst zitierte Georg Buschan 1926 Ludwig Salvators Werke im zweiten Band der *Illustrierten Völkerkunde* über *Europa und seine Randgebiete*[63]. Sie sind aber auch heute noch ein weitgehend „unausgebeutetes Feld",[64] das es wiederzuentdecken gilt.

63 Vgl. Buschan, Georg: Illustrierte Völkerkunde in zwei Bänden. Bd. 2, Europa und seine Randgebiete. Stuttgart 1926, 2. und 3. Aufl.

64 Vgl. Ludwig Salvator: Zärtlichkeitsausdrücke (wie Anm. 24), S. 15.

Neuerscheinung

Veronika Plöckinger (Red.)
Wind – Mythos und Antriebskraft

Begleitpublikation zur Jahresausstellung „Wind – Mythos und Antriebskraft" von 9. April bis 1. November 2006 (= Kataloge des Ethnographischen Museums Schloss Kittsee, Band 23). Wien/Kittsee 2006, 74 Seiten, zahlreiche Abb., Format 14,8 x 21 cm, brosch. ISBN 3–902381–10–8

Inhalt:
Margot Schindler, Vorwort 7–11; Veronika Plöckinger, Zur Einleitung: Wind ist ... 11–12; Michael Weese, Lebensgeister und Katastrophen. Über Mythen und symbolische Bedeutungen eines stürmischen Elements 13–22; Veronika Plöckinger, Windmühlen – Industriebauten zwischen Tradition und Innovation 23–38; Veronika Plöckinger, Windräder – Störenfriede in der Landschaft oder saubere Ökostromproduzenten? 39–48; Veronika Plöckinger, Segeln am Neusiedler See – ein Versuch, den Wind zu beherrschen 49–60; Claudia Peschel-Wacha, Drachen – Flugkörper im Wind 61–72.

Bestellungen:
Ethnographisches Museum Schloss Kittsee
A-2421 Kittsee
Tel. +43(0)2143/2304, Fax +43(0)2143/2025
E-mail: office@schloss-kittsee.at

Euro 9,90 (exkl. Versand)
Euro 6,90 (für Mitglieder)

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LX/109, Wien 2006, 317–330*

Mitteilungen

Volkskunde in Wien 1966–2006[1]

Olaf Bockhorn

Was, könnte man sich angesichts dieses Titels fragen, was war 1966? Wenn es in diesem Vortrag um die jüngere Fachgeschichte gehen sollte, wäre es da im Hinblick auf das vorjährige „Gedenkjahr" (um den irreführenden, weil zwölf Monate lang wenig spürbaren Begriff „Gedankenjahr" zu vermeiden) nicht sinnvoll gewesen, an diesem Ort mit 1945 zu beginnen – mit der Heimkehr von Leopold Schmidt aus dem Krieg, dem Beginn seiner Tätigkeit im Österreichischen Museum für Volkskunde? 1946 folgte, fachgeschichtlich nicht weniger wichtig, an der Universität die Anerkennung beziehungsweise der Abschluß seiner während des Krieges an der Berliner Universität bei Adolf Spamer eingeleiteten Habilitation.

Für gut fünfzehn Jahre sollte Schmidt als Dozent und Titularprofessor nahezu allein für die akademische Ausbildung von Studierenden der Volkskunde verantwortlich zeichnen, unbedankt von der Universität, über Jahrzehnte geachtet, zumeist sogar verehrt von seinen Hörerinnen und Hörern. Etliche blieben dem Studienfach beruflich treu, manche waren auch universitär tätig: Elfriede Moser-Rath in Deutschland, Norbert Riedl in den USA, Klaus Beitl, Mitarbeiter und Nachfolger Schmidts im Museum, in Graz und Wien. Nahezu allein trug Schmidt auch die Verantwortung für die von ihm 1947 wiederbegründete „Österreichische (statt, wie von 1919–1944, „Wiener") Zeitschrift für Volkskunde." In dasselbe Jahr fiel auch die Erstveröffentlichung seines Aufsatzes „Die Volkskunde als Geisteswissenschaft", der viele seiner konservativen oder noch immer völkisch denkenden Kollegen verstören sollte.

Das alles ist inzwischen weitgehend bekannt; jene, die Leopold Schmidts „Curriculum vitae" gelesen haben, kennen auch seine, des „Außenseiters" (wie er sich selbst bezeichnete) Sicht der Dinge. Über die andere Seite, „den

1 Vortrag, gehalten im Rahmen der Abschiedsfeier für wHR i.R. Hon.-Prof. Dr. Franz Grieshofer am 31. März 2006. Für die um einige persönliche Bemerkungen und Absätze bereinigte Druckfassung wurde auf Anmerkungen verzichtet, nicht aber auf ein Verzeichnis der verwendeten bzw. der (nicht immer namentlich) erwähnten Literatur (siehe Literaturverzeichnis im Anhang).

Geist und Ungeist der österreichischen Provinz", um nochmals Schmidt zu zitieren und seine Einschätzung vieler damals in Österreich volkskundlich Tätiger zumindest anzudeuten, über diese andere Seite weiß man gleichfalls viel, aber keineswegs alles. Wenn man über etwas zu wenige Kenntnisse besitzt, kann man darüber allenfalls spekulieren. Dies soll hier nicht geschehen, jedoch an drei Beispielen angedeutet werden, worüber in den Fachgeschichten der letzten Zeit kaum etwas steht.

Was waren die Argumente, mit denen die Verantwortlichen für die Gründung und Verwirklichung des Österreichischen Volkskundeatlas (ÖVA) Leopold Schmidt von diesem „Gemeinschaftswerk der österreichischen Volkskunde" ausgegrenzt haben? Ferngehalten von einem „Ehemaligen-Unternehmen", an dem, Schmidt weiter, „alle meine Gegner redlich-unredlich jahrelang herumgetan haben." Nun kann die Tatsache, daß Schmidt kein „Ehemaliger" (und parteipolitisch überdies völlig unabhängig) war, eigentlich kein Argument dafür gewesen sein, ihn nicht einzubinden (seine fachlichen Qualitäten hatte Richard Wolfram sogar in der NS-Zeit betont). Die von Schmidt diesbezüglich zur Klärung angeregte „spätere wissenschaftliche Untersuchung dieses ganzen Atlas-Unternehmens" ist bislang ausgeblieben und auch nicht möglich gewesen: bei der Auflösung der Gesellschaft für den Österreichischen Volkskundeatlas und der Übergabe sämtlicher schriftlicher Unterlagen an das unter anderem zu diesem Zwecke gegründete Salzburger Landesinstitut für Volkskunde hatte man sich eine überlange Archivsperre ausbedungen. Die Hauptverantwortlichen werden schon gewußt haben, warum ...

Etwas leichter zugänglich sollten hingegen die Sitzungsakten (ungleich schwerer allerdings die Personalakten) der damaligen Philosophischen Fakultät der Universität Wien sein. Deren Mitglieder (und vorher die einer dafür eingesetzten Kommission) hatten die 1959 erfolgte Berufung und Ernennung von Richard Wolfram zum außerordentlichen Professor für „Österreichische und vergleichende europäische Volkskunde" beschlossen. Wolfram war bereits 1939–1945 als Extraordinarius an der Wiener Universität tätig gewesen, damals allerdings „für deutsche und germanische Volkskunde", und hatte erst 1954 seine Lehrbefugnis wiedererlangt. Daß mit dieser Entscheidung Leopold Schmidt zwar nicht direkt im Regen, so doch brüskiert im Museum stehen gelassen wurde, ist unbestritten. Die Hintergründe dafür sind – noch – unbekannt: War's männerbündischer Zusammenhalt auf der einen, fehlende politische Unterstützung auf der anderen Seite? Wir wissen es bislang nicht.

Nicht wissen wir auch (was diesmal nicht mit unzugänglichen, sondern mit fehlenden schriftlichen Unterlagen zusammenhängt), warum man 1945/1946 nicht alles – oder richtiger: eigentlich nichts – getan hat, um

Rudolf Kriss wieder, wenigstens als Dozent, an die Universität Wien zu binden. 1933 hier habilitiert, während des Krieges beurlaubt und verfolgt, wäre er wissenschaftlich und als Opfer des nationalsozialistischen Schreckensregimes prädestiniert gewesen, am Wiederaufbau demokratischer Universitätsstrukturen mitzuwirken, mit seinem Freund Leopold Schmidt zusammenarbeitend. Dieser hatte ab 1936 die „Sammlung Kriss" betreut, die im selben Jahr als „Sammlung für deutsche religiöse Volkskunde" in Wien zugänglich gemacht worden war. Rudolf Kriss und Leopold Schmidt gemeinsam an der Universität Wien – dazu gibt es nun, leider, wirklich nichts zu sagen.

Zu sagen gibt es hingegen etwas über die Entwicklung nach 1959. Richard Wolfram betrieb erfolgreich seine dann 1963 verwirklichte Ernennung zum Ordinarius und, gleichfalls mit Erfolg, die Reduktion der Lehrtätigkeit von Leopold Schmidt, was nahezu zwangsläufig zur Folge hatte, daß künftig fast alle Studierenden bei Wolfram dissertierten. Dazu trug sicherlich auch der Fakultätsbeschluß von 1961 bei, abermals ein Institut für Volkskunde zu etablieren, also ein universitäres Zentrum für Lehre und Forschung einzurichten. Dieses konnte im Herbst 1964 im 1. Stock des Hauses Hanuschgasse 3 besiedelt und im Frühjahr 1966 offiziell eröffnet werden.

Womit nun jenes Jahr erreicht ist, das im Titel dieses Textes eigentlich dessen Anfang markiert. Angekommen bin ich auch im Bereich persönlicher Erinnerung: 1964 hatte ich, wie viele Mitstudierende auch, nach mancherlei universitären Umwegen zur Volkskunde gefunden. Im (zuerst noch gepölzten) Hörsaal, in der wachsenden Bibliothek, ungleich mehr aber schon damals und in den folgenden Jahren in der angeschlossenen Küche, Aufenthalts- und anregender Debattierraum zugleich, traf eine Gruppe von meist 20- bis 25jährigen zusammen, die künftig nicht nur die gemeinsamen Studien verbinden sollte, sondern auch langjährige Freundschaften, Liebeleien, Ehen... Zu diesem studentischen Kern stieß zu Beginn des Sommersemesters 1966, vor ziemlich genau vierzig Jahren also, ein junger Mann aus Bad Ischl, Franz (J.) Grieshofer – das „J" ist in Klammer gesetzt, denn den Josef hat er erst viel später gestanden.

Er hatte – nach dreijähriger Tätigkeit als Lehrer in Oberösterreich (Mondsee, Vöcklabruck, Reindlmühl) und Bundesheer – zuerst ein Semester in Salzburg und danach drei weitere in Innsbruck studiert, dort Volkskunde und Urgeschichte, was er nun in Wien fortzusetzen gedachte. Der vom Wiener abweichende Innsbrucker Studienplan hatte ihm einen kleinen Vorsprung verschafft und ermöglichte ihm bereits den Besuch des Wolframschen Seminars, das dieser – Freund langer schriftlicher Arbeiten – thematisch stets auf zwei Semester erstreckte. Das galt auch für die an den Assistenten

Helmut Fielhauer delegierten, nominell aber von Wolfram geleiteten Proseminare, deren zweites (zwei waren erforderlich) wir 64er gerade abzuschließen gedachten. In den weiteren Lehrveranstaltungen (und nicht nur in diesen, aber das ist eine andere Geschichte) saßen wir gemeinsam, es gab ja deren nicht viele, weil ja auch nur eine geringe Anzahl von Lehrenden zur Verfügung stand, die ich nun, ganz unsystematisch und unhierarchisch, nennen möchte.

Adalbert Klaar, Architekt, Beamter des Bundesdenkmalamtes (dort erst spät als Verfasser der Baualterspläne österreichischer Städte und unzähliger Bauernhauspläne geschätzt), Adalbert Klaar vermittelte uns mehr als nur Grundkenntnisse in technischer wie historischer bäuerlicher Gehöfte- und historischer Siedlungs- und Flurforschung (leider zu ziemlich nachtschlafener Zeit: montags von 8–9 Uhr, freitags von 8–10 Uhr).

Franz Kirnbauer, Begründer der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Schriftenreihe „Leobener Grüne Hefte", führte in die „Bergmannsvolkskunde" ein, die damals außer ihm eigentlich nur der dieser Tage im Alter von 97 Jahren verstorbene Gerhard Heilfurth vertrat, langjähriger Ordinarius in Marburg an der Lahn.

Károly Gaál brachte uns das Burgenland, die Geräteforschung, vor allem aber die Volkskunde des Karpatenraumes näher und sollte Franz Grieshofer, mich und etliche andere schon als Student/inn/en, später als junge Wissenschafler/inn/en in Wolfau, Nestelberg und Tadten mit den Methoden dorfmonographischer Forschung vertraut machen.

Nach im Dezember 1967 bestätigter Habilitation für „Volkskunde von Mitteleuropa" stieß ein neuer Lehrender zum Institut, Franz C. Lipp (als Habilitationsschrift hatte er sein Stubenbuch eingereicht). Daß sich auf der Studentenkartei Grieshofers kein Hinweis auf eine bei Lipp abgelegte Prüfung findet, wiewohl er dessen Lehrveranstaltungen besuchte (deren thematische Breite hier nur angedeutet werden kann: Frömmigkeit, Hauslandschaften, Möbel, Volkskunst, regionale Volkskunde...), dieser fehlende Hinweis hatte einen besonderen und uns damals bereits bekannten Grund: Lipp, Direktor des Oberösterreichischen Landesmuseums, der sein umfassendes Wissen nicht nur in Vorlesungen, sondern auch in denkwürdigen Exkursionen an uns und die folgenden studentischen Generationen weitergab, war Grieshofers Onkel. Das brachte ihm in unserem Freundeskreis und in allen späteren Gesprächen mit Franz Grieshofer die durchaus liebevolle Bezeichnung „der Onkel" ein. (Daß ich dem „Onkel" um 1950 meine ersten Kontakte mit einer Wissenschaft namens Volkskunde verdanke, sei hier nur am Rande erwähnt – als Volksschüler war ich häufig im Linzer Landesmuseum, um meine damals dort arbeitende Mutter abzuholen. Außer den Modellen der alten Donauschiffe fand ich die im Souterrain ausgestellten

unterschiedlichen Palmbuschen besonders beeindruckend; meine Mutter erklärte mir, daß diese zum Volkskundler im Hause, zu Dr. Lipp gehörten.)

Nahezu unumgänglich war der Besuch der beiden Wolframschen Vorlesungen, die er in einem Zyklus von zehn Semestern anbot, zweistündig die freitägliche Haupt-, einstündig die dienstägliche Nebenvorlesung. Wolfram war – gerade ich, der ich mich mit seinem Leben und Werk mehrfach und kritisch auseinandergesetzt habe, darf das sagen – Wolfram war eine faszinierende Persönlichkeit mit Überzeugungskraft, dem man gerne glaubte, was er vermittelte. In diesen gut strukturierten Vorlesungen (deren Grundgerüst, wie wir heute wissen, bereits aus seiner ersten Zeit als Professor stammte), unterbrochen durch unzählige Dias, fallweise auch durch Gesang und Tanz, und mit einem Gespür für Didaktik zu Zeiten, wo Hochschuldidaktik noch ein absolutes Fremdwort war, gelang es ihm, seine Sichtweise volkskundlicher Phänomene, vor allem ihr hohes Alter, für eine gewisse Zeit auch zu unserer zu machen. Eines ist sicher (und alle, die ihn einmal einen imaginären Pfirsich essen sahen, werden mir recht geben): wäre Wolfram nicht Wissenschaftler geworden, er hätte eine große Karriere als Schauspieler machen können.

Faszinierend war selbstverständlich auch, daß er, gerade wenn er über Themen wie Brauch, Tanz, Südtirol, Skandinavien, die „deutschen Sprachinseln" im östlichen Europa etc. sprach, auf persönliche Erfahrungen und eigene, teilweise über dreißigjährige Forschungen in weiten Teilen Europas zurückgreifen konnte – und in diesem Zusammenhang nicht selten betonte, daß Leopold Schmidt derlei Feldforschungserfahrungen nicht besitze, also ein Schreibtischgelehrter sei. Immer wieder kam Wolfram auch auf Schmidts obgenannten Aufsatz zu sprechen, auf die „Volkskunde als Geisteswissenschaft" und als „Wissenschaft vom Leben in überlieferten Ordnungen", wobei er aus ihm gerne herauslas und uns vermittelte, was gar nicht enthalten ist – etwa das Schreckgespenst der multinationalen, Sprachgrenzen überschreitenden „Sterzesser", die für Schmidt wichtiger wären als „völkische" Gemeinsamkeit. Aus gutem Grunde erwähnte er hingegen Schmidts frühe Bemerkungen zu NS-Volkskunde und NS-Volkskundlern nicht, und gleichfalls nicht, daß die „überlieferten Ordnungen" wohl nicht ganz unabhängig von Arthur Haberlandts Aufsatz und Theorie der „Lebenskreise" aus der Zwischenkriegszeit formuliert worden waren (auf die in seinen Anmerkungen übrigens auch Schmidt nicht direkt Bezug nimmt).

In den Vorlesungen von Leopold Schmidt, an Montagen von 10–12 Uhr im alten Lesesaal der Bibliothek in der Laudongasse abgehalten, ist im Gegensatz dazu der Name Wolfram meiner Erinnerung nach niemals gefallen. Sie – die Vorlesungen – unterschieden sich schon dadurch von denen Wolframs, daß Schmidt frei sprach, lediglich Zettelchen umblätternd, in die er selten einen Blick warf. Auch bei den Themen gab es kaum je Überschnei-

dungen: Schmidt sprach damals unter anderem über Volksschauspiel und Volksfrömmigkeit, über Masken und Maskenforschung, über Altbäuerliche Möbel und Hausgerät... Erst nach geraumer Zeit, ich gebe es gerne zu, habe ich erkannt, daß diese Lehrveranstaltungen gleichfalls etwas mit Empirie zu tun hatten, freilich mit nicht im „Felde" erworbener, sondern im Umgang mit Sachen und Literatur. Klar wurde mir, wurde uns später auch, daß Schmidt und Wolfram durchaus gewisse Parallelen aufwiesen: beide hatten den volkskundlichen Grundbegriff Kontinuität in der Regel nicht mit einem Fragezeichen versehen, beide brachten der Tübinger Schule Hermann Bausingers nur wenig Sympathie entgegen, beide, wenngleich aus unterschiedlichen Gründen, schätzten die damals einsetzenden kritischen Forschungen zur jüngeren Fachgeschichte nicht...

Daß wir, um in unsere Studienzeit in der zweiten Hälfte der Sechzigerjahre zurückzukehren, unseren akademischen Lehrern doch recht neutral gegenübertraten, zeigt, daß wir, daß einige von uns mit Gewinn an Veranstaltungen teilnahmen, auf die uns Leopold Schmidt aufmerksam machte – etwa auf die von seiner Schülerin Helene Grünn geleiteten Tagungen der Arbeitsgemeinschaft Volkskunde im Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk. Schmidt, jünger als wir heute, für uns damals aber beinahe „uralt", saß mittags und abends, meist still vor sich hinlächelnd, im Kreise ältlicher Bewunderer; wir waren uns nie ganz sicher, ob er sich nicht in unserem Kreise wohler fühlen würde. Ein Vortrag von ihm war stets der Höhepunkt der Veranstaltung; nicht nur durch seine damalige Arbeit an der „Volkskunde von Niederösterreich" war der „Herr Professor" sozusagen der „Star" in diesem für uns doch etwas merkwürdigen Umfeld großteils volkskundlicher Dilettanten.

Veranstaltungen des Vereins für Volkskunde in der Laudongasse zu besuchen fiel uns dagegen schwer; Wolframs Lehrveranstaltungen fanden stets zwischen 17 und 19 Uhr statt – gerüchteweise bewußt auf Donnerstag und Freitag gelegt, um für Studierende die Vereinsvorträge zu blockieren. Daß er dem Verein für Volkskunde als „Gegengewicht" eine 1967 im Institut gegründete „Akademische Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde" gegenüberstellte, sei hier nur am Rande und wegen der nicht gerade glücklichen Namenswahl erwähnt: eine Arbeitsgemeinschaft dieses Namens hatte es an der Universität bereits in den 1930er Jahren gegeben, ganz wesentlich mitgestaltet von – Leopold Schmidt.

Fehlt bei der Nennung unserer akademischen Bezugspersonen nur noch einer: Helmut Paul Fielhauer, seit 1963 und damals immer noch einziger Assistent Wolframs, dessen fachlicher Einfluß auf Fielhauers Denken und Arbeiten in dieser Zeit bereits spürbar abnahm. Durch ihn, Freund und Lehrer zugleich, kamen wir mit neuen kultur- und sozialwissenschaftlichen

Ansätzen in Berührung; er war es, der uns Problembewußtsein, Kritik der Grundbegriffe, Tübinger Schule usw. nahe brachte, und auch, daß Feldforschung nicht nur eine bloße Möglichkeit zur Materialbeschaffung sei, sondern eine wichtige Gelegenheit, mit kulturellen Problemen und Nöten konfrontiert zu werden, an deren Lösung die Volkskunde mitzuwirken habe. Es war die Periode wachsenden Unmuts ob der gesellschaftlichen Absenz der Geisteswissenschaften, die Zeit, in der man sich fragte, wem Volkskunde nütze, die Phase kollektiven (wenn auch fallweise nur vorübergehenden) Abschieds vom Volksleben.

Ich erinnere mich an ein Seminarreferat über das Volkslied, das mich zur Frage verleitete, wie man denn „Volkslied" definieren könne, was genau das sei. Die kurze Antwort des hörbar verstimmten Wolfram war: „Das spürt man eben ..." Nun, wie viele andere spürte ich „das" nicht – die Fähigkeit „gestalthaften Sehens", um nochmals auf Wolfram zu verweisen, war vielen unserer Generation entweder nicht gegeben oder unter dem auch diesbezüglich segensreichen Einfluß Fielhauers und anderer soziologieverdächtiger „Neutöner" (O-Ton Wolfram) abhanden gekommen.

Doch zurück von den Lehrenden zu den Lernenden, zu oberwähnter „unserer" Generation. 1968 war dem Institut eine zweite Assistentenstelle genehmigt worden, die Wolfram mit zwei halbbeschäftigten wissenschaftlichen Hilfskräften besetzte: mit Gerhard Baumann (später Leiter der Förderungsstelle des Bundes für Erwachsenenbildung in Kärnten, danach Leiter der Kulturabteilung des Amtes der Kärntner Landesregierung) und Franz Grieshofer. Das ermöglichte Grieshofer den Einstieg in wissenschaftliches Arbeiten, die Teilnahme an einem von Jan Podolak, Universität Bratislava, in der Slowakei organisierten volkskundlichen Forschungsseminar für ältere Studierende und jüngere AbsolventInn/en aus mittel- und ostmitteleuropäischen Ländern, das Verfassen der ersten Beiträge: über das „Ischler Bergfest", erschienen als selbständiges Heft in Franz Kirnbauers Leobener Grünen Heften, sowie das „Antlaßsingen in Traunkirchen", veröffentlicht in dem von Leopold Schmidt mitherausgegebenen Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes.

Die Tätigkeit im Institut brachte es auch mit sich, daß Grieshofer mit Helmut Fielhauer und etlichen Studienkolleg/inn/en 1969 zur Tagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde nach Detmold fuhr. Danach verfaßten und unterschrieben die Wiener Teilnehmer/inn/en ein mehrseitiges kritisches Papier, deutlich beeinflußt von den Vorfällen sowie den Vorwürfen an die ältere Volkskunde, die diese konfliktreiche Veranstaltung geprägt hatten. Familiengründung und die damit verbundene Notwendigkeit des Broterwerbs außerhalb der Volkskunde hatten mir eine Teilnahme unmöglich gemacht und daher auch meine Unterschrift auf besagtem Text

verhindert, den Wolfram als ein gegen ihn gerichtetes Pamphlet betrachtete, das ihm überdies mit der Post übermittelt worden war. Fielhauer wurde sicherlich als Hauptschuldiger angesehen, aber ...

Wie auch immer – als im Herbst 1970 die Arbeitsverträge von Grieshofer und Baumann ausliefen bzw. zur Verlängerung anstanden und letzterer nach Kärnten abwanderte, wo er sich als Sub-Auspiciis-Praesidentis-Promovent größere Karrierechancen ausrechnete, bot Wolfram nicht Grieshofer, sondern mir den ganzen Dienstposten an. Ob ich daher jene universitäre Laufbahn angetreten habe, die Franz Grieshofer hätte ergreifen können, wenn... Wir haben darüber nie gesprochen und diese Frage hat unsere Freundschaft und kollegiale Zusammenarbeit, nicht nur beim Ausseer Faschingsprojekt, nicht beeinträchtigt. Wenig später, 1971, machte Wolfram Grieshofer zu seinem Mitarbeiter in der Arbeitsstelle des von ihm geleiteten Österreichischen Volkskundeatlas, die seit 1964 in einem Zimmer des Instituts untergebracht war und erst mit Wolframs Emeritierung in Räume der Österreichischen Akademie der Wissenschaften übersiedelte. Dadurch eröffnete sich für Grieshofer abermals die Möglichkeit wissenschaftlicher Arbeit; es ist also müßig, über das obige „wenn" weiter nachzudenken.

Wir hatten, trotz nicht gerade überbordendem Lehrangebot, eine selbst aus heutiger Sicht gute und vor allem vielseitige Ausbildung genossen, waren mit unterschiedlichen Lehrmeinungen konfrontiert gewesen, hatten zudem realisiert, daß es auch neue Wege – methodisch wie thematisch – zu beschreiten und insgesamt die Volkskunde weiterzubringen galt. Helmut Fielhauer gab uns diesbezüglich für unseren weiteren Weg einen Satz mit: Die Volkskunde wirklich weiterbringen können nur diejenigen, die ihre Geschichte und ihre Themenfelder kennen (vielleicht, so frage ich, unterscheidet sich eine zeitgemäße Volkskunde gerade durch dieses Wissen von einer Europäischen Ethnologie?).

Um das „Weiterbringen" haben wir uns – ich wage es auch für Grieshofer zu sagen – denn auch immer bemüht, nachdem wir die vorerst letzte Hürde auf besagtem Weg gemeinsam genommen hatten: am 12. Juli 1971 wurden wir nach Ablegung der Rigorosen (jeder von uns hatte ein oberösterreichisches Dissertationsthema bearbeitet – Grieshofer das Schützenwesen im Salzkammergut, ich die bäuerlichen Fahrzeuge im Mühlviertel) im Großen Festsaal der Alma Mater Rudolphina promoviert, mit uns Erika Pauly, eine etwas ältere Kollegin, in deren stets gastfreundlicher Wohnung in der Plankengasse wir uns auf das ungeliebte Philosophicum vorbereitet hatten, mit uns auch Hubert Kriss-Heinrich, einer der letzten Dissertanten von Leopold Schmidt (noch der Gruppe der bei ihm in den 50er Jahren Studierenden entstammend; Kriss' neunbändige Disseration über Votive und Weihegaben der Veneter soll das Philosophische Dekanat im wahrsten Sinne des

Wortes erschüttert haben). So führte diese Promotion symbolisch zusammen, was ohnehin und längst zusammengehört hätte: die Volkskunden in der Hanusch- und in der Laudongasse.

Den nächsten Schritt der Zusammenführung setzte der provisorische Vorstand des Instituts, der nach Wolframs Emeritierung 1971 und dessen anschließendem Ehrenjahr mit der Leitung betraute Völkerkundler Walter Hirschberg, seit Studienzeiten bei Arthur Haberlandt der Volkskunde verbunden. Wie immer im Einvernehmen mit Fielhauer und mir agierend, holte er Schmidts engsten Mitarbeiter Klaus Beitl als Lehrbeauftragten ans Institut. In dieses zweieinhalb Jahre währende Interregnum (Hirschberg Jahre später: „Gellns, Bockhorn, damals haben's g'sehn, daß ein Schiff auch ohne Kapitän fährt", worauf ich leider zu antworten verabsäumte, daß es dazu eines umsichtigen und toleranten Admirals bedurft hatte), in dieses Interregnum fielen die Beratungen um die Nachfolge Wolframs (und erfreulicher Weise auch die Habilitation Fielhauers), die Grieshofer als Beobachter, ich als Betroffener erlebte. Die Möglichkeit der Mitbestimmung für akademischen Mittelbau und Studierende wurde erst 1975 unter Herta Firnberg (erste Bundesministerin für Wissenschaft und Forschung, gleichzeitig letzte, der das Ressort wirklich ein Anliegen war) durch das erste Universitätsorganisationsgesetz geschaffen, also weiß ich über die den Professoren vorbehaltenen Sitzungen und Verhandlungen nur wenig. Im Gegensatz zu später bewarb man sich damals nicht um eine Professur; eine Kommission suchte vielmehr nach geeigneten Kandidaten und erstellte einen gereihten Dreiervorschlag. Der erste lautete Leopold Kretzenbacher – Oskar Moser – ex aequo Franz Lipp und Leopold Schmidt. Letzteren soll der Prähistoriker Richard Pittioni, Schmidt und dem Verein für Volkskunde eng verbunden, nach einem Telephonat noch während der Kommissionssitzung aus dem Spiel genommen haben, indem er mitteilte, daß Schmidt verzichte – was diesen, so nicht vorhersehbar, um die letzte universitäre Chance brachte. Denn Kretzenbacher blieb in München, mit Moser wurde nicht verhandelt, weil man ihn offenbar lieber in Graz haben wollte, und Lipps Vorschlag, statt eines Ordinariats zwei außerordentliche Professuren zu schaffen und sie mit ihm und Leopold Schmidt zu besetzen (wobei beide die Leitung ihrer Museen beibehalten sollten), Lipps Vorschlag also fand keine Gegenliebe (um das ministerielle „net amoi ignoriern" höflich auszudrücken). Dem Scheitern der ersten Liste verdankten wir eine zweite (Lutz Röhrich – Karl-Sigismund Kramer – Károly Gaál), weitere interessante Vorträge und schließlich Berufung und Ernennung von Károly Gaál zu Beginn des Sommersemesters 1975.

In diesem Jahr endete auch die Tätigkeit Grieshofers als angestellter Mitarbeiter des ÖVA – Leopold Schmidt holte ihn als Ersatz für den krank-

heitshalber frühpensionierten Emil Schneeweis ins Österreichische Museum für Volkskunde und setzte ihn bald auch im von ihm begründeten „Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften" ein, das seinen Sitz in Mattersburg und im Museum hatte. In letzterem (das angeschlossene Ethnographische Museum Kittsee mitbetreuend) sollte Franz Grieshofer die nächsten dreißig Jahre wirken; zuerst noch mit Leopold Schmidt, ab 1977 mit Klaus Beitl als Direktor, dessen Nachfolger er schließlich 1996 wurde und bis Ende 2005 blieb.

Auf die vielen Veränderungen, die in diesen drei Dezennien die österreichische und europäische Volkskunde, Museum und Verein sowie die Studienrichtung und das Institut betrafen, kann und will ich hier und heute nicht näher eingehen:

Hie Pensionierung und Tod Leopold Schmidts, die bauliche und inhaltliche Erneuerung des Hauses, die rege Ausstellungs-, Publikations- und Vereinstätigkeit, die zunehmend spürbarer werdenden personellen und finanziellen Nöte eines mehr als aktiven Museums – und das in Zeiten offensichtlichen Überflusses (ich denke da gar nicht an die hochdotierten Berater diverser Ministerien, sondern, um im Museumsumfeld zu bleiben, nur an die großzügigen Zulagen mancher Direktor genannten Museumsintendanten oder an die fünf Millionen Euro, welche dem Vernehmen nach allein die baulichen Maßnahmen für die nicht gerade mit Lob überhäufte Mozart-Ausstellung in der Albertina gekostet haben soll).

Da der frühe, allzu frühe Tod des unvergessenen Helmut Paul Fielhauer, dessen und Károly Gaáls Vorstandschaft, die Übersiedlung in den gesamten vierten, später auch die Besiedlung des zweiten Stockes der Hanuschgasse, die Berufung von Konrad Köstlin, die mehrfach geänderten Universitätsgesetze, die Einführung des Magisteriums und diverser neuer Studienpläne, die starke Zunahme der Zahl der Studierenden sowie der Absolvent/inn/en, die personellen Veränderungen und Weiterungen.

Dazwischen – nein, nicht dazwischen, sondern als ein Bindeglied: Franz Grieshofer, der – inzwischen muß es nicht sonderlich betont werden – mit „Volkskunde in Wien 1966–2006" gemeint ist, Grieshofer, der Altasmitarbeiter, der Museologe und Museumsdirektor, der Lehrbeauftragte seit 1981 und Honorarprofessor seit 2001, Vorstands- und Ausschußmitglied einer großen Zahl wissenschaftlicher Vereinigungen, so auch des Österreichischen Fachverbands für Volkskunde (dessen Geschichte übrigens auch noch der Aufarbeitung harrt). Ich erwähne ihn deshalb, weil auch er etwas mit dem volkskundlichen Ausgleich zu tun hat, den alle, die guten Willens waren, in Österreich in den letzten vierzig Jahren gemeinsam zuwege gebracht haben. 1979 gelang es in einer denkwürdigen Sitzung in St. Pölten, an der noch Leopold Schmidt teilnahm, zwischen dem 1958 in zumindest

teilweiser Opposition zu Leopold Schmidt und zum Verein für Volkskunde gegründeten Fachverband und dem Verein eine enge und abgesicherte Kooperation zu vereinbaren, die seit 1980 auch zur gemeinsamen Ausrichtung der Österreichischen Volkskundetagungen und zur Veröffentlichung von bislang neun Tagungsbänden in der Neuen Serie der Buchreihe des Vereins für Volkskunde geführt hat.

Franz Grieshofer genießt national und international hohes Ansehen, zu dem unter anderem sein vielseitiges Wirken im Museum und seine vielen Publikationen beigetragen haben (über diese informiert eine mit dem Jahr 2000 endende umfangreiche Bibliographie und nun auch eine aktuelle Fortsetzung).

Es gibt kaum ein volkskundliches Thema, das er nicht in selbständigen Publikationen oder Aufsätzen bearbeitet hätte: Haus und Hof, Nahrung, Kleidung, Arbeit und Gerät, Keramik, Volkskunst in all ihren Facetten, Brauch, Frömmigkeit, Gruppenleben, Interethnik, Fachgeschichte, Museologie, Kulturraumforschung, Gegenwartsvolkskunde ... Diese zweifelsohne noch immer unvollständige Auflistung, ergänzt um Herausgaben, Lexikonartikel, Berichte und Rezensionen, deutet die ganze Breite seiner Interessen zumindest an. Ihnen ist er mit großem Wissen, umfassender Literaturkenntnis und viel Arbeit „im Felde" nachgegangen, den unterschiedlichen volkskundlichen „Vätern" zwar folgend, aber dennoch zu Neuem vorstoßend, Geschichte und Gegenwart verbindend und immer auch jenen Prinzipien verpflichtet, denen manche besagter und bereits erwähnter „Väter" zu wenig Beachtung geschenkt haben und die vor allem der „Münchner Schule" von Hans Moser und Karl-Sigismund Kramer zu verdanken sind: strikte Beachtung aller gesicherten und im Speziellen der historischen (schriftlichen) Quellen. Damit hat man sich bis heute bei jenen, für die „uralt" nicht nur Lavendel und Asbach sind (das diesbezügliche Copyright gebührt gerüchteweise Leopold Kretzenbacher), nicht nur Freunde gemacht – eine Erfahrung, die auch Franz Grieshofer nicht erspart blieb: So waren (und sind) etwa die „alten" (selbstverständlich „germanischen") Salzburger Perchten und die nachweislich erst vor sechzig Jahren kreierten Untersberger „wilden Jäger" erbost ob seiner strikten Geschichtlichkeit, und selbst der verehrte (und nicht nachtragende) „Onkel" war seinerzeit irritiert, als er den Glöcklern im Salzkammergut ihre gemutmaßten bajuvarischen Wurzeln raubte.

Ich breche hier etwas abrupt ab, davon ausgehend, daß viele der heute Anwesenden Grieshofers Arbeiten kennen, etliche davon auch bald in dem zum heutigen Anlaß präsentierten Sammelband nochmals lesen werden, und daß es daher müßig ist, auf sie näher einzugehen bzw. das zu wiederholen, was in den Gutachten für die Honorarprofessur zur Information von Fach-

fremden geschrieben wurde. Wichtiger ist mir, unser aller Hoffnung auszudrücken, daß er nach Ablegung der – auch bürokratischen – Bürden, die heutzutage ein Museumsdirektor zu tragen hat, der Volkskunde – dem Museum, Verein, Institut etc. – weiterhin verbunden bleibt. Doch ist ohnehin nicht daran zu zweifeln, daß Franz Grieshofer ein allseits aktiver Pensionist sein wird, ein Pensionist, der die Volkskunde auch weiterhin nicht als (ehemaligen) Beruf, sondern als (bleibende) Berufung auffaßt.

Literaturverzeichnis

Abschied vom Volksleben (= Veröffentlichungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 27). Tübingen 1970.

Bockhorn, Olaf: Die Fahrzeuge im Mühlviertel. Geräte- und Wirtschaftsformänderung. 2 Bde., Phil. Diss. Wien 1971 [Druckfassung Linz 1973/78].

Bockhorn, Olaf (Hg.): Nestelberg. Eine ortsmonographische Forschung (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, 8). Wien 1980.

Bockhorn, Olaf: Vom „gestalthaften Sehen" zur „demokratischen Kulturgeschichtsschreibung". In: Jacobeit, Wolfgang, Hannjost Lixfeld, Olaf Bockhorn in Zusammenarbeit mit James R. Dow (Hg.): Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wien–Köln–Weimar 1994, S. 617–625.

Bockhorn, Olaf: Rudolf Kriss und die Universität Wien. Eine Dokumentation. In: Grieshofer, Franz, Margot Schindler (Hg.): Netzwerk Volkskunde. Ideen und Wege. Festgabe für Klaus Beitl zum siebzigsten Geburtstag (= Sonderschriften des Vereines für Volkskunde in Wien, 4). Wien 1999, S. 185–200.

Bockhorn, Olaf, Franz Grieshofer: Faschingsbrauchtum in Österreich, Steiermark: Umzüge – Bälle – Maskeraden. Bad Aussee 1980. Begleitveröffentlichung zum wissenschaftlichen Film C 1733 der Bundesstaatlichen Hauptstelle für Wissenschaftliche Kinematographie. In: Wissenschaftlicher Film 29/1982, S. 38–46.

Dow, James R., Olaf Bockhorn: The Study of European Ethnology in Austria (= Progress in European Ethnology). Aldershot 2004.

Gaál, Károly (Ltg.): Wolfau. Bericht über die Feldforschung von 1965/66 (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, 42). Eisenstadt 1969.

Gaál, Károly, Olaf Bockhorn (Ltg.): Tadten. Eine dorfmonographische Forschung der Ethnographia Pannonica Austriaca 1972/73 (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, 56). Eisenstadt 1976.

Grieshofer, Franz: Das Ischler Bergfest (= Leobner Grüne Hefte, 121). Wien 1970.

Grieshofer, Franz: Das „Antlaßsingen" in Traunkirchen, volkskundlich betrachtet. In: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes 19/1970, S. 96–111.

Grieshofer, Franz: Das Schützenwesen im Salzkammergut. Eine volkskundliche Untersuchung der Schützengesellschaften. Phil. Diss. Wien 1971 [Druckfassung Linz 1977].

Grieshofer, Franz: Faschingsbrauchtum. In: Österreichischer Volkskundeatlas, 5. Lieferung 1974/75, Bl. 90 und Kommentar.

Grieshofer, Franz: Bemerkungen zum Alter des Glöcklerlaufens. In: Beitl, Klaus, Franz Grieshofer (Hg.): Mensch und Sachwelt. Festschrift für Franz C. Lipp zum 65. Geburtstag (= Sonderschriften des Vereines für Volkskunde in Wien, 3). Wien 1978, S. 113–122.

Grieshofer, Franz: Volkswandern in Österreich (= Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, 11). Wien 1982.

Grieshofer, Franz: Die Gestalt der Bercht und ihre Erscheinungsformen in Österreich. In: Salzburger Perchtenbrauch. Tagungsband zum Salzburger Perchtensymposium Maske, Mystik, Brauch. Salzburg 1994, S. 40–63.

Grieshofer, Franz: Der Weg als Ziel. Ausgewählte Schriften zur Volkskunde (1975–2005). Festgabe zum fünfundsechzigsten Geburtstag, hg. v. Margot Schindler (= Sonderschriften des Vereines für Volkskunde in Wien, 5). Wien 2006 [darin auch ein von H. Hummer zusammengestelltes Schriftenverzeichnis 2001–2006].

Haberlandt, Arthur: Lebenskreise als ein Forschungsziel der Volkskunde. Ein Beitrag zur Methodenlehre. In: Steller, Walther (Hg.): Festschrift Theodor Siebs zum 70. Geburtstag 26. August 1932. Breslau 1933, S. 377–392.

Hummer, Hermann F.: Schriftenverzeichnis Franz Grieshofer 1970–2000. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 103/2000, S. 473–492.

Kirnbauer, Franz: Bausteine zur Volkskunde des Bergmanns oder Bergmännisches Brauchtum (= Leobner Grüne Hefte, 36). Wien 1958.

Klaar, Adalbert; Aufgaben und Ziele einer technischen Hausbauforschung. In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde 47/1942, S. 33–44.

Kriss – Heinrich, Hubert: Weihegaben der Veneter. 9 Bde., Phil. Diss. Wien 1971.

Kriss, Rudolf, Leopold Schmidt: Führer durch die Sammlung für deutsche religiöse Volkskunde. Wien 1936.

Liesenfeld, Gertraud, Herbert Nikitsch: Neubeginn und verfehlte Sachlichkeit – Zur Volkskunde Leopold Schmidts. In: Jacobeit, Wolfgang, Hannjost Lixfeld, Olaf Bockhorn in Zusammenarbeit mit James R. Dow (Hg.): Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wien – Köln – Weimar 1994, S. 603–616.

Lipp, Franz: Oberösterreichische Stuben. Bäuerliche und bürgerliche Innenräume. Möbel und Hausgerät. Linz 1966.

Schmidt, Leopold: Die Volkskunde als Geisteswissenschaft. In: Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Prähistorie 73–77/1947, S. 115–137 [Wiederabdruck in: Beitl, Klaus (Hg.): Gedenkschrift für Leopold Schmidt (1912–1981) zum 70. Geburtstag (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie, 4). Wien 1982, S. 26–57].

Schmidt, Leopold: Volkskunde in Österreich 1945–1947. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 44/1947, S. 164–169.

Schmidt, Leopold: Geschichte der österreichischen Volkskunde (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie, 2). Wien 1951.

Schmidt, Leopold: Das Österreichische Museum für Volkskunde. Werden und Wesen eines Wiener Museums (= Österreich-Reihe, 98/100). Wien 1960.

Schmidt, Leopold: Volkskunde von Niederösterreich. 3 Bde., Horn 1966/1974.

Schmidt, Leopold: Probleme der Gegenwartsvolkskunde (= Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, 1). Wien 1973.

Schmidt, Leopold: Curriculum Vitae. Mein Leben mit der Volkskunde. Wien 1982.

Wolfram, Richard: Plädoyer für gestalthaftes Sehen. In: Zeitschrift für Volkskunde 66/1970, S. 28–32.

Wolfram, Richard, Ingrid Kretschmer (Ltg.): Österreichischer Volkskundeatlas. Graz – Wien – Köln 1959–1979 [richtig: 1980].

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LX/109, Wien 2006, 331–362*

Chronik der Volkskunde

Jahresbericht Verein für Volkskunde/Österreichisches Museum für Volkskunde 2005

I. Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde 2005

EINFÜHRUNG

Am Ende eines Geschäftsjahres lässt sich in mehrerlei Hinsicht bilanzieren: 1. nach den messbaren Kriterien der Zahlen und Statistiken, 2. nach der Erfüllung der Kernaufgaben im inhaltlich-programmatischen Bereich und 3. nach den Ereignissen zur strukturellen Situation des gesamten Unternehmens.

Zu Punkt eins und zwei finden sich weiter unten die entsprechenden Daten und Aufzählungen. Das Arbeitsjahr 2005 war von der üblichen Fülle der Aufgaben und Aktivitäten des Museums- und Vereinsbetriebes geprägt. Herauszuheben ist das Abschlusssymposion zur für die Museums- und Sammlungsgeschichte wichtigen Ausstellung „Ur-Ethnographie. Die Sammlung Eugenie Goldstern" Anfang Februar 2005, dessen Ergebnisse in einem Tagungsband vorliegen. Ausstellung und Tagung stießen in der französischen Fachwelt auf großes Interesse und fanden in einem Folgesymposion im April 2006 in Paris und in drei geplanten Ausstellungen 2007/08 ihre Fortsetzung, die von den Museen Musée savoisien (Chambéry), Musée dauphinois (Grenoble) und dem Musée national des Civilisations de l'Europe et de la Méditerranée (Marseille) in Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde konzipiert werden.

Die Ausstellungssaison war von der medial viel beachteten Ausstellung „an/sammlung an/denken" geprägt, laut Besucherbuch „sicher der substantiellste Beitrag im Jahr *Alltag nach 45*" und von der in Kooperation mit *Die Erste österreichische Spar-Casse Privatstiftung* durchgeführten Ausstellung „Spar dir was". Diese Zusammenarbeit brachte erstens einen Quantensprung – und hoffentlich nicht einmaligen Erfolg – im Bemühen um Drittmittel und Sponsoren und zweitens eine Reihe von bedeutenden gesellschaftlichen Veranstaltungen. Die Ausstellungen über historischen Christbaumschmuck zu Beginn und die Gegenüberstellung österreichischer und chinesischer Kinderwelten zu Ende des Jahres 2005 fanden ihre Interessen-

ten einerseits in Sammlerkreisen und anderseits in einer schon fast traditionellen Österreich-China-Interessen-Gemeinde sowie im Februar 2006 einen Abschluss in einem besonders gut besuchten Puppenspiel-Schattenspiel-Wochenende.

Zu Punkt drei der Bilanz ist folgendes zu berichten: Im März 2005 regte das Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur einen Betriebsverein zur gemeinsamen Führung und längerfristigen finanziellen Absicherung des Österreichischen Museums für Volkskunde (ÖMV) und des Ethnographischen Museums Schloss Kittsee (EMK) an. Im Frühjahr und Sommer erarbeiteten Margot Schindler (ÖMV) und Margarete Wallmann (EMK) in Kooperation mit der Anwaltskanzlei Höhne/In der Maur einen Statutenentwurf und arbeiteten gleichzeitig an einer neuen Organisationsstruktur für die beiden Museen zur Straffung der Verwaltung. Mit Hilfe der Unternehmensberatung Bachmann KEG wurde ein Entwurf für eine professionelle Rechnungsführung und Buchhaltung entwickelt, der bisherige Doppelgleisigkeiten von Verein und Museum beseitigen soll. Parallel dazu wurden ein neues Organigramm entwickelt und Mitarbeitergespräche geführt, um die internen Arbeitsabläufe zu verbessern und die zukünftige Arbeit in allen Museumsbereichen zu optimieren.

Am 2. September 2005 wurden diese Vorarbeiten in der zuständigen Sektion des Ministeriums präsentiert. Anfang Oktober erfolgte ein abschlägiger Bescheid des Ministeriums in Bezug auf den Betriebsverein mit dem Hinweis, dass die Herauslösung der Subventionen aus dem Förderansatz (Ermessensausgabe) dadurch trotzdem nicht machbar sei. Beide Vereine sollten 2006 weitergeführt werden wie bisher. Auch für die vom Verein favorisierte Umwandlung des Österreichischen Museums für Volkskunde mit Ethnographischem Museum Schloss Kittsee in eine „Wissenschaftliche Anstalt öffentlichen Rechts" ist derzeit kein politischer Wille zu erreichen. Aufgrund dessen wurde in der zweiten Oktoberhälfte ein Statutenentwurf zur Anpassung der bestehenden Statuten an das Vereinsgesetz 2002 erarbeit. Gleichzeitig erfolgte die Anpassung von Vereinsstruktur und Formulierungen der Statuten an zeitgemäße Bedürfnisse.

Seit Jänner 2006 werden die angedachten und vorbereiteten Maßnahmen zur Optimierung der Verwaltung, Organisation und wissenschaftlichen Arbeit der beiden Museen ÖMV und EMK auch ohne offizielle Fusionierung der beiden Museen umgesetzt. Im wesentlichen umfasst dies die Neuorganisation der Betriebsstrukturen ÖMV/EMK, die Straffung der Verwaltung, den flexiblen Einsatz der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und die Schaffung klarerer Zuständigkeiten. Die engere Zusammenarbeit der Häuser wird durch die gegenseitige Repräsentanz in den beiden Museumsträgervereinen gewährleistet.

Einen wichtigen Schritt bedeutete die Zusammenführung der Buchhaltungen von Verein und Museum für Volkskunde. Dadurch sind nur mehr eine Saldenliste und eine Umsatzsteuervoranmeldung nötig, und es entfallen die bisherigen Hin- und Her-Überweisungen zwischen Verein und Museum. Die Gliederung der Buchhaltungskonten erfolgt sowohl nach Erlösen und Aufwendungen als auch nach einzelnen Budgetposten und Projekten. Dadurch wird ein aktuelles Projektmonitoring möglich und eine jederzeitige Feststellung des Standes und der Abweichungen. Zusätzlich werden die Nebenbuchhaltungen neu organisiert (Inventarverzeichnis, Lagerbuchhaltung, Führung des Kassabuches, Fakturierung und Mahnwesen, Kassensystem des Museumsshops). Die neue Rechnungsführung ab 1. Jänner 2006 wurde vom Vereinsvorstand in der Sitzung am 6. Dezember 2005 einstimmig genehmigt.

Das aus den genannten Faktoren zu ziehende Resümee bezüglich des Rechtsstatus und der wirtschaftlichen Situation des Museums fällt gemischt aus. Für den internen Betrieb haben die Bemühungen um eine Reorganisation des Vereins- und Museumsbetriebes zweifellos Fortschritte gebracht. Die angestrebte längerfristige Absicherung des Museums durch einen Leistungsvertrag oder durch eine Umwandlung des Vereinsmuseums in eine *Wissenschaftliche Anstalt öffentlichen Rechts* nach dem Vorbild der Bundesmuseen konnte nicht erreicht werden. Der Status quo der Abhängigkeit von einer jährlich zu gewährenden, in der Höhe derzeit von Jahr zu Jahr sinkenden Subvention des Bundes bleibt demnach vorläufig bestehen. Um den Bestand des Museums zu sichern und einen sinnvollen Betrieb aufrecht erhalten zu können, wird daher in Zukunft höchste Kreativität gefordert sein.

VERANSTALTUNGSKALENDER

15.01.	Besichtigung der Wein- und Sektkellerei Schlumberger mit Erläuterungen zu Geschichte und Betriebsführung
20.01.	Die Maskensammlung des Salzburger Museums Carolino Augusteum. Vortrag von Dr. Ernestine Hutter und: Die Maske als transglobales Phänomen. Vortrag von Dr. Wittigo Keller
03.–05.02.	Eugenie Goldstern und ihre Stellung in der Ethnographie. Internationales Symposium
09.03.	Alt Wien – die Stadt die niemals war. Führung durch die Ausstellung im Wien Museum
17.03.	an/sammlung – an/denken. Ein Haus und seine Dinge im Dialog mit zeitgenössischer Kunst. Ausstellungseröffnung
31.03.	Ein Haus und seine Dinge. Gesprächsrunde zur Ausstellung an/sammlung – an/denken

07.04. Historische ländliche Kirchhöfe und Friedhöfe in Österreich. Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Ralph Gälzer

12.04. Les Glaneurs et la glaneuse/Die Sammler und die Sammlerin. Les Glaneurs et la glaneuse – Deux ans aprés/Zwei Jahre später. Filmabend

22.04. Ordentliche Generalversammlung 2005

27.04. Schellacks, Geld und Fledermäuse. HobbysammlerInnen auf der Suche nach Öffentlichkeit. Vortrag von Dir. Hans Hartweger

05.05. Spar Dir Was! Vom Begehren zu/m Vermehren. Ausstellungseröffnung

08.05. Familienbrunch mit Führungen für Kinder und Erwachsene

18.05. Leben auf Sparflamme. Wenn kein Geld zum Sparen übrig bleibt. Vortrag mit Diskussion

26.05. Prangstangen in Rohr im Gebirge, NÖ. Busexkursion unter der Leitung von Dr. Franz Grieshofer

12.06. Gastscreening des „Ohne Kohle"-Filmfestivals. Filmabend

15.06. Sparen heute. Auf dem Weg zur „Gesellschaft des weniger". Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Alfred Pfabigan. Wer das Wort hat ... Über die Karrieren des Begriffs Sparsamkeit. Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Klara Löffler. Miki Malör frisst Geld. Life Performance

24.06. Semesterausklang zu Johannis. Gartenfest

07.09. Funktional. Repräsentativ. Sicher. Die Architektur von Banken. Vortrag von Ulrike Zimmerl

10.09. Picknick für den volkskundlichen Nachwuchs. Gartenfest

14.09. Ethischer Luxus? Wenn Sparen fehl am Platze ist. Podiumsdiskussion

21.09. „Geiz". Teil der Reihe „Die sieben Todsünden". Filmabend

28.09. Theatrale Geldgeschichten – über Spargroschen, Sparstrümpfe und das Vermögen unter der Matratze. Szenische Lesung von Nicole Metzger und Michael Schefts

08.10. Lange Nacht der Museen mit Wasserbar und prämierten Filmen des „Ohne Kohle" Filmfestivals

12.10. Wächst Geld auf Bäumen? Alternative Wege der Geldvermehrung. Gesprächsrunde

18.10. Jahres- und Lebensfeste von Kindern und Jugendlichen in China. Vortrag von Prof. Dr. Gerd Kaminski

20.10. Das neue Österreich. Führung durch die Ausstellung im Oberen Belvedere

26.10. Tag der offenen Tür mit Weltbazar am Nationalfeiertag

26.10. Zur Psychodynamik des Geldes. Unbewusste monetäre Phantasien. Vortrag im Dialog mit dem Publikum von Rolf Haubl

08.11. Kinder und Jugendliche und ihr Spielzeug als Thema in der chinesischen Kunst und Volkskunst. Vortrag von Prof. Dr. Gerd Kaminski im Vortragssaal des ÖGCF

10.11. Ideologisierte Zeit. Kalender und Zeitvorstellungen im Abendland von der Antike bis zur Neuzeit. Buchpräsentation

17.11. Kinderwelten im Spiegel der Jahresbräuche. Vortrag von Dr. Franz Grieshofer

20.11. Tigermütze – Fraisenhaube. Kinderwelten in China und Europa. Ausstellungseröffnung

24.11. Szopkas und Salzschnitzkunst. Einführungsvortrag zur Busexkursion von Dr. Franz Grieshofer

30.11.–02.12. Exkursion nach Krakau und Wieliczka. Leitung: Dr. Franz Grieshofer

06.12. Einführung in die Welt der Landmöbel. Führung im Dorotheum von Dr. Franz Grieshofer

10.12. Darstellung von Kindern und Jugendlichen auf chinesischen Objekten des MAK, Erläuterungen anhand von Exponaten im MAK

AUSSTELLUNGEN

Weihnachtliches Träumen. Christbaumschmuck vom Biedermeier bis 1950 aus der Sammlung Gigi Erler

14. November 2004 bis 13. Februar 2005

Kuratierung und Organisation: Franz Grieshofer, Nora Witzmann, Gigi Erler

Die Ausstellung präsentierte die reichhaltige Sammlung von Weihnachtsschmuck der Wienerin Gigi Erler. Sie umfasst Christbaumkugeln und anderen Baumbehang, Lichterhalter, Ausstechformen, weihnachtlichen Zierrat, Candycontainer und Christbaumspitzen. Die Stücke stammen aus dem Biedermeier, der Zeit des Jugendstils und Art deco, des ersten und zweiten Weltkriegs und wurden aus verschiedensten Materialien gefertigt: Glas, Lametta, Porzellan, Zinn, Krepppapier oder Tragant. Figuren aus Watte sind ebenso Eckpfeiler der Sammlung wie Sebnitzschmuck und Dresdner Pappe. Die Formenvielfalt beeindruckte gleichermaßen wie die Sorgfalt der Ausführung und die Liebe zum Detail.

an/sammlung – an/denken
Ein Haus und seine Dinge im Dialog mit zeitgenössischer Kunst
18. März bis 5. Juni 2005
Kuratierung und Organisation: Cornelia Meran, Matthias Beitl

Eine Villa aus der Zeit der Jahrhundertwende mit reichlich Inventar: man hatte den Eindruck, seit 1880 wäre nichts mehr weggeworfen worden. Das Resultat: eine ungewöhnliche Ansammlung gewöhnlicher Dinge, die Zeugnis geben von Alltag und Festen, Krieg und Frieden, Handwerk, Kulturleben, Reisen ... Darüber hinaus erzählten die Dinge von Geschichten, mit denen sie „aufgeladen" sind und den Versuchen, das Leben in ein System zu bringen. Die Objekte existieren fast immer in Serie, als Variation eines Themas über die letzten 100 Jahre. „Was man noch einmal brauchen kann" stand neben „was mich an x erinnert" und warf die Frage auf, wie man es denn selber hält mit Aufbewahren und Wegwerfen, Einordnen und Archivieren. Acht KünstlerInnen waren im Haus eingeladen, um mit den Dingen zu arbeiten und etwas der Verführungskraft von vergangener Alltagswelt und gegenwärtigen Verfallszuständen entgegenzusetzen: Ricarda Denzer, Helmut und Johanna Kandl, Gerhard Treml, Christian Beaurouvre, Vibeke Jensen, Kurt Kaindl und Herman Seidl zeigten Fotografie, Video und Installationen.

Die Ausstellung entstand in Kooperation von Cornelia Meran mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde und dem Salzburger Museum Carolino Augusteum und war anschließend dort vom 24. Juni bis 25. September 2005 zu sehen.

„Spar dir was!" Vom Begehren zu/m Vermehren
5. Mai bis 30. Oktober 2005
Kuratierung und Organisation: Matthias Beitl, Christian Rapp, Nadja Rapp-Wimberger

Eine Ausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde in Zusammenarbeit mit der „DIE ERSTE österreichische Spar-Casse Privatstiftung" im Rahmen des Projekts „Alltagskultur seit 1945"

Sparen ist Tugend, Kultur, Appell, Norm, Gewohnheit, aber auch Erinnerung. Sparen ist Teil volkswirtschaftlicher Abläufe, betrifft unterschiedlichste Lebensbereiche, ist in unterschiedlichster Ausprägung Teil unserer Mentalität. Die Ausstellung widmete sich der Sparpraxis und zeichnete anhand aktueller Statements von Betroffenen und Experten bestimmte historische Entwicklungsschritte, Paradigmenwechsel – vor allem seit 1945 – und gegenwärtige Diskurse nach. Darüber hinaus stellten entsprechende Medien-

und Dokumentarmaterialien die getroffenen Aussagen in ihren jeweiligen zeitlichen Kontext.

Über sechshundert ausgestellte Spardosen – Sparbehelfe – des Museums der Erste Bank haben nicht nur den Zweck, Geld zu speichern. Sie werden, in ihrer Funktion symbolisch erweitert, zu Speichern für Spargeschichten. Denn anhand dieser kleinen, vielförmigen Objekte, die in den Regalen der meisten Haushalte zu finden sind, lassen sich erlebte Alltage festmachen. Spardosen sind Träger kunsthistorischer Werte, handwerklichen Könnens und maschineller Fertigkeit. Sie sind Abbilder gesellschaftlicher Normen und politischer Botschaften. Sie sind Produkte zwischen Symbolwelten und Werbezielen. Innerhalb dieses Deutungspotentials verbinden sie sich mit den Erinnerungen einzelner.

Tigermütze – Fraisenhaube. Kinderwelten in China und Europa
Eine Ausstellung in Kooperation mit der Gesellschaft zur Förderung freundschaftlicher Beziehungen zur VR China
20. November 2005 bis 5. März 2006
Kuratierung und Organisation: Dagmar Butterweck, Franz Grieshofer, Kathrin Pallestrang, Claudia Peschel-Wacha, Nora Witzmann

Wie wachsen Kinder heute in China und Europa auf? Womit spielen sie? Gehen alle vor der Schulzeit in den Kindergarten? Wie schaut das Kinderzimmer aus? Gibt es überhaupt ein Kinderzimmer? Wie ist das mit der Einkindfamilie in China, und ist nicht auch im Westen mittlerweile ein Kind die Norm? Wie weit unterscheiden sich die Welten der Kinder trotz Globalisierung in Asien und Europa? Und wie war das in früheren Zeiten?

Spannende Fragen, die nicht selbstverständlich mit Alltagswissen beantwortet werden können und denen die Ausstellung „Tigermütze – Fraisenhaube" nachging. Der Vergleich zweier Kulturen, von China und Europa, ermöglichte es, Ähnlichkeiten und Unterschiede in der gesellschaftlichen Stellung von Kindern, in ihrem Alltag und ihren Lebensmustern deutlich werden zu lassen. Seltene und kostbare, beispielhafte und kuriose Objekte führten in die Kinderwelten, die in China wie Europa vielschichtig und wandelbar sind, ein.

Ausstellungen des Österreichischen Museums für Volkskunde in anderen Museen

Übernahme der Ausstellung „15 + 10 European Identities" durch das Volkskunstmuseum Innsbruck, 3. März bis 17. April 2005

WISSENSCHAFT

Eigene Tagung:

03.–05.02.05 Eugenie Goldstern und ihre Stellung in der Ethnographie Abschlusssymposion zur Ausstellung „Ur-Ethnographie. Auf der Suche nach dem Elementaren in der Kultur. Die Sammlung Eugenie Goldstern" im Österreichischen Museum für Volkskunde, Wien

Tagungsteilnahmen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern:

02./03.03.05 2. Symposium in Martin/SK zum Keramikprojekt – Museen und ihre Bedeutung für die Region, Matthias Beitl, Claudia Peschel-Wacha

24./25.04.05 3. Symposium in Szombathely/H zum Keramikprojekt, Matthias Beitl, Franz Grieshofer, Claudia Peschel-Wacha

06./07.06.05 Kinderwelten in China und Europa, Rathaus Wien, Franz Grieshofer (Referat) Kathrin Pallestrang, Claudia Peschel-Wacha, Katharina Richter-Kovarik, Margot Schindler

13.–17.06.05 ICOM Costume Committee Conference, Berlin/D, Margot Schindler

29.08.05 „Europas Qualitäten jenseits der Ökonomie" im Rahmen der Wiener Vorlesungen in Alpbach, Margot Schindler (Podiumsreferat)

05.–07.10.05 „Vom Volkslied zur Europäischen Ethnologie" Internationale Konferenz des Ethnologischen Instituts der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik, Brno/CZ, Margot Schindler

12.10.05 Seminar „Digitale Fotografie und Bildbearbeitung", Innsbruck, Gabriele Klein

18.–21.10.05 ICOM/ICME-Tagung in Nafplion/GR, Matthias Beitl

20.–21.10.05 Österreichischer Museumstag, Naturhistorisches Museum Wien, Dagmar Butterweck, Franz Grieshofer, Claudia Peschel-Wacha (Referat), Katharina Richter-Kovarik

20.–22.10.05 Alois Riegl 1905/2005 Symposium im Österreichischen Museum für angewandte Kunst, Wien, Franz Grieshofer, Margot Schindler

18.–24.09.05 Keramik-Symposion in Raeren/Belgien, Claudia Peschel-Wacha (Vortrag)

28.10.,24.11., Lehrgang CA@DL Digitale Sammlungen im Museum
07.12.05 Allgemeine Thematik, Scanner und Digitalkamera, Langzeitarchivierung, Beitl, Butterweck, Hummer, Klein, Maislinger, Peschel-Wacha, Schindler, Witzmann

Studienreise und Exkursionen

14.–17.05.06 Franz Grieshofer und Margot Schindler reisten gemeinsam mit französischen Kollegen nach Chambéry, Bessans, Marseille und Paris zur Vorbereitung einer Ausstellungskooperation zu Eugenie Goldstern

26.05.06 Tagesfahrt nach Rohr im Gebirge, Prangstangen, Franz Grieshofer (Leitung), Claudia Peschel-Wacha (Organisation)

30.11.–02.12. 3-tägige Exkursion nach Krakau, Franz Grieshofer (Leitung), Claudia Peschel-Wacha (Organisation)

Ausstellungsbegleitende Vortragsreihen:

3 Termine zu „an/sammlung – an/denken" (siehe Veranstaltungskalender)

9 Termine zu „Spar dir was!" (siehe Veranstaltungskalender)

Sonstige Aktivitäten:

Matthias Beitl und Franz Grieshofer nahmen 2005 die Funktion von Vorstandsmitgliedern im Österreichischen Museumsbund wahr.

Matthias Beitl (International Committee for Museums of Ethnography) und Margot Schindler (Costume Committee) waren im Vorbereitungskomittee für die ICOM Generalkonferenz 2007 in Wien tätig

PUBLIKATIONEN

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. 59. Band der Neuen Serie (108. Band der Gesamtserie) mit 477 Seiten. Schriftleitung: Klaus Beitl, Franz Grieshofer unter ständiger Mitarbeit von Leopold Kretzenbacher und Konrad Köstlin. Redaktion: Margot Schindler (Aufsatzteil und Chronik), Michaela Haibl (Rezensionsteil)

Volkskunde in Österreich. Nachrichtenblatt des Vereins für Volkskunde. Jahrgang 40, 10 Folgen, 96 Seiten. Redaktion: Matthias Beitl, Dagmar Butterweck

Margot Schindler: Bilanz 1995–2005 – Perspektiven 2005–2015. Wien/Kittsee, Österreichisches Museum für Volkskunde/Ethnographisches Museum Schloss Kittsee, 2005, 40 Seiten

Cornelia Meran (Hg.): an/sammlung an/denken. Ein Haus und seine Dinge im Dialog mit zeitgenössischer Kunst. (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band 86) Salzburg/Wien, Otto Müller Verlag, 2005

Dagmar Butterweck u.a. (Red.): Tigermütze-Fraisenhaube. Kinderwelten in China und Europa. (Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band 87) Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 2005, 60 Seiten, Abb.

Franz Grieshofer (Hg.): Eugenie Goldstern und ihre Stellung in der Ethnographie. Beiträge des Abschlusssymposions zur Ausstellung „Ur-Ethnographie. Auf der Suche nach dem Elementaren in der Kultur. Die Sammlung Eugenie Goldstern" Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien, 3. bis 5. Februar 2005 (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Band 1, zugleich Sonderdruck aus ÖZV LIX/108, Wien 2005, 109–309)

außerhalb der Reihen:

Beitl/Cella/ECM/Rapp: Sparbuch zur Ausstellung „Spar dir was!" Vom Begehren zu/m Vermehren. Eine Geschichte des Sparens seit 1945. Wien 2005. Unpag.

KOOPERATIONEN UND LEIHVERKEHR

Akademie der bildenden Künste, Wien; ATTAC/Österreich; BMBWK/Wissenschaftsförderung; Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz; Burgenländisches Landesmuseum, Eisenstadt; Caritas der Erzdiözese Wien; Casinos Austria; ECM/Exhibition and Cultural Communication Management/ Universität für angewandte Kunst, Wien; Ethnographisches Museum Laibach, Ljubljana/SI, Ethnographisches Museum Lemberg, Lemberg/Ukraine; Fonds Soziales Wien, FrauenWohnzimmer; ICOM/Costume Committee, ICOM/International Committee for Museums of Ethnography, ICOM/Österreichischs Nationalkomitee, Institut für Philosophie der Universität Wien, Irisches Nationalmuseum/Department Country Life, Castlebar/IR; Jüdisches Museum der Stadt Wien; Kuratorium Wiener Pensionistenwohnhäuser; Landesmuseum Joanneum/Volkskundemuseum, Graz; MA7/Wissenschaftsreferat der Stadt Wien; MA 57 Frauenförderung; Musée savoisien Chambéry/F; Musée dauphinois, Grenoble/F, Musée national des Civilisations de l'Europe et de la Méditerranée, Marseille/F, Museum für Sepulkralkultur, Kassel/D; Oberpfälzer Freilandmuseum, Neusath-Perschen/D; Ohne Kohle Filmfestival, Wien; OÖ. Landesmuseum – Schlossmuseum, Linz; OÖ-Forum Volkskultur – Landeskulturzentrum Ursulinenhof, Linz; ORF/Lange Nacht der Museen; Österreichische Galerie Belvedere, Wien; Österreichische Gesellschaft für Chinaforschung, Wien; Österreichischer Museumsbund, Salzburger Landesmuseum Carolino Augusteum; Sigmund-Freud-Institut, Frankfurt am Main/D; Slowakisches Nationalmuseum/Ethnographisches Museum Martin/SK; Theater Spielraum, Wien; Volkshochschule Alsergrund, Wien; Umweltbundesamt, Wien; Unabhängige Historikerkommission der Bank Austria Creditanstalt, Wien; Volkskunstmuseum Innsbruck; Wien Museum; Wiener Stadt- und Landesbibliothek/Plakatsammlung; Wiener Tafel; WienXtra; Die ER-

STE österreichische Spar-Casse-Privatstiftung; Flexa-Möbel; Lebenshilfe Baden; Haribo Kinderhotels; Raiffeisen Kapitalanlage-Gesellschaft m.b.H; Raiffeisen Reisen; verschiedene Fair Trade Organisationen (Fairtrade Österreich, Agentur Südwind, Weltladen, u.a.); SPAR Österreich

BESUCHERSERVICE, VERMITTLUNG

Das Österreichische Museum für Volkskunde verzeichnete im Jahr 2005 17.974 Besucher. Die Außenstelle Religiöse Volkskunst in der Klosterapotheke wurden von 1.065 Gästen besucht. Das Team der Vermittlerinnen Kerstin Derntl, Ulli Fuchs, Eva Gigler, Ana Ionescu, Stephan Jäger, Elke Krasny, Maria Leitner, Nicole Malina-Urbanz, Kathrin Unterleitner, und die Keyworker Helmut Czakler, Elisabeth Kovács und Henriette Rosenmayer unter der Leitung von Katharina Richter-Kovarik und Claudia Peschel-Wacha betreuten 9211 Besucher (6958 Kinder/Jugendliche, 2253 Erwachsene), davon 8167 in der Laudongasse und 1044 in der Johannesgasse. 17 Mal wurde das Programm für Kindergeburtstage gebucht. Neu war 2005 eine Kooperation mit dem Kuratorium Wiener Pensionistenwohnhäuser. Aus einem Drittel der Wiener Häuser nahmen insgesamt acht Seniorengruppen die speziellen Programme in Anspruch. Um all diese Programme bekannt zu machen, werden kostenlose Einführungen für Lehrer und Lehrerinnen, Sozialarbeiter und Animateure angeboten. Die bereits bekannten Ferienspielprojekte in Kooperation mit wienXtra fanden wieder statt, die Anzahl der Familientage konnte erheblich gesteigert werden. Die Familientage wurden von 340 Kindern und 525 Erwachsenen besucht. Zu sämtlichen Sonderausstellungen werden auf verschiedene Altersgruppen abgestimmte Programme erarbeitet, in der ständigen Schausammlung kommen ebenfalls immer wieder neue Angebote hinzu. Beworben werden die Vermittlungsprogramme in Kindertagesheimen, Schulen und Pensionistenwohnheimen.

Neben diesen Programmen des Vermittlungsteams laufen die allgemeinen Führungen, Kuratorenführungen und Lehrveranstaltungen von Universitätsinstituten (Europäische Ethnologie, Institut für Geschichte, Institut für Design der Angewandten, TU). Im Herbst begann unter der Leitung von Claudia Peschel-Wacha der zweite „Schneeball"-Lehrgang „Gelebte Partnerschaft – aktive Mitglieder" bei dem diesmal zehn Vereinsmitglieder zu Keyworkern des Österreichischen Museums für Volkskunde ausgebildet wurden. Neun Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft Schneeball I treffen sich mittlerweile regelmäßig zum Informationsaustausch und veranstalten gemeinsame Exkursionen. Sie haben im Jahr 2005 im Umfang von 400 Arbeitsstunden unentgeltlich in verschiedenen Funktionsbereichen des Museums (Veranstaltungen, Sekretariat, Depots, Werkstätten, Vermittlung) mit-

gearbeitet. Die Vereins- und Museumsleitung schätzt nicht nur diese Arbeitsleistungen hoch, sondern auch die Kommunikation mit all den motivierten Keyworkern, die den Verein auf das Sympathischste beleben.

Aufgrund des ehrenamtlichen Engagements unseres Vereinsmitgliedes Eva Chevallier-Kausel ist das Museum seit diesem Jahr auch in der Lage – neben den Objektbeschriftungen sämtlicher Exponate der Dauerausstellung in Englisch – nun den Museumsbesuchern auch einen entsprechenden Reader in Französisch anbieten zu können.

SAMMLUNGEN

Hauptsammlung

Das Hauptinventar verzeichnete im Jahr 2005 einen Zuwachs von 766 Objekten. Neu belegt wurden die Inventarnummern 82.499–83.232. Ein Teil der Objekte wurde auf freigehaltene und dann nicht gebrauchte alte Nummern gesetzt. Unter den Eingängen befindet sich ein außergewöhnliches Konvolut von Wiener Prinzeß-Keramik, das mit Unterstützung der „Freunde von Wiener Porzellan, Glas und angewandter Kunst" angekauft werden konnte. Weiters sind eingegangen: eine Weihnachtskrippe unter einem Glassturz, etliche Stücke Gmundner Keramik, ein geschnitzter „Bessaner Teufel", ein Käsetisch, ein Spinnrad, ein Quilt aus Vorkriegstextilien, ein Breverl, Schutzengelbilder, ein Konvolut Andachtsbilder, ein Legat von Hinterglasrissen und Hinterglasbildern, Reise-, Foto- und Tagebücher, ein „Grasel"-Druck, diverse Gegenstände der Alltagskultur (Adventkalender, Einkaufstaschen, Sparbüchsen, Geldkassette, Uhr, Dienstzeugnisse, Broschüren zur Kinderpflege, Postkarten, Kataloge, Prospekte), ein Konvolut Wunderwelt-Modelle (Bastelvorlagen), diverse Objekte für die Ausstellungen „Kinderwelten" und „Papageno Backstage". Die Kosten der Ankäufe beliefen sich auf 3.249,10 Euro.

Bibliothek

Besucher: 283; Anzahl der benutzten Medien: 1264; Gesamtzuwachs an Medien: 2650; Inventarisierung von Altbeständen: 249; Ausgaben für Buchankauf: € 7660,56; Ausgaben für Buchbinder: € 5270,52; Tauschabgleich Verein (ÖZV): € 4651,20; Anzahl bibliotheksbezogener E-mails: 696; Antiquariatsliste/Neueintragungen: 100; Antiquariat/Einnahmen: € 484,00. Hinter dieser nüchternen Zahlenauflistung verbirgt sich eine außerordent-

lich effiziente Arbeit der Bibliotheksleitung durch Hermann Hummer. Das betrifft die Akquisition durch Ankauf, Tausch, Rezensionsgaben und Geschenke, die sofortige Inventarisierung und Einarbeitung in die bestehenden Bestände, die Betreuung von Bibliotheksbesuchern und Mitarbeitern des Hauses, die Literaturrecherche mit teilweise hohem Zeitaufwand für Anfragen per Telephon oder e-mail, die permanente Aktualisierung des kulturwissenschaftlichen Antiquariats und viele andere Tätigkeiten.

Photothek

Im Rahmen des Bunkerprojekts wurden 3.705 digitale Aufnahmen von Objekten angefertigt.

An Veranstaltungen, Reisen, Personen, Zustandsberichtsfotos etc. wurden ca. 1360 Aufnahmen gemacht, die aufgrund der Personalsituation in der Photothek bislang nicht inventarisiert werden können.

INFRASTRUKTUR

Das Bunkerprojekt – Sanierung des Depots im Bunker im Schönbornpark, Objektreinigung und -neuerfassung – begonnen im Jahr 2003, lief 2005 weiterhin engagiert, aber aufgrund fehlender Finanzen und zu geringer personeller Ausstattung unter Plan. Die bauliche Sanierung (Einbau von Heiz-, Lüftungs- und Alarmanlagen) ist weitgehend abgeschlossen. Die Ausstattung der Depoträume geht nur schrittweise vor sich (Finanzen). Die Objektreinigung und -bearbeitung, das heißt Transportieren, Kontrollieren, Oberflächenreinigung, Schimmelbekämpfung, minimale konservatorische Maßnahmen, Begasen gegen Holzwurm und Textilmotten, Fotografieren, Etikettieren, Beschriften, Ersterfassen, Sortieren, Rückführung in das Depot, konnte 2005 an 2.432 Objekten durchgeführt werden. Insgesamt wurden seit dem Start des Projekts 9.902 Objekte bearbeitet. Seitens des Hauses arbeiten dafür Elisabeth Egger (Projektleitung) und Gabriele Klein (Restauratorin, Fotografie). Die Restauratorin Monika Maislinger hilft fallweise mit, betreut aber in der Hauptsache das Depot im Hafen Freudenau. Alle drei Mitarbeiterinnen werden auch ständig für andere Arbeiten benötigt (Ausstellungen, Leihanfragen, etc.), das heißt eine der Hauptaufgaben des Museumsbetriebes – Bewahrung und Erhaltung des materiellen Kulturerbes – ist chronisch unterbesetzt und unterfinanziert. Dass hier trotzdem Ergebnisse erzielt werden können, ist – neben dem Zukauf restauratorischer Arbeitskräfte – erstens der engagierten Arbeit der genannten Mitarbeiterinnen zu

verdanken und zweitens der hochgeschätzten unentgeltlichen Mithilfe von Vereinsmitgliedern wie Dietlinde Landsmann und Monika Habersohn (Bunkerprojekt) sowie Helmut Czakler (Hafen Freudenau).

Auch im Bereich der Graphiksammlung läuft eine Neuorganisation des Depots – Inventur, M-Box-Inventarisierung, Standortzuweisung und Verbringung in zum Teil noch provisorische Behältnisse. Nora Witzmann (derzeit 50% beschäftigt) konnte im vergangenen Jahr, neben der Bearbeitung von Leihansuchen und externen Fotoaufträgen sowie kuratorischer Tätigkeit für Ausstellungen insgesamt 722 graphische Objekte bearbeiten.

Im Gegensatz zur äußerst erfolgreichen Veranstaltungs- und Ausstellungstätigkeit und wissenschaftlichen Arbeit, ist im Bereich der anstehenden Bau- und Sanierungsmaßnahmen im Haus- und Gartenbereich des Gartenpalais Schönborn leider von Stillstand zu berichten. Die Desiderate, für die derzeit kein Geld aufzutreiben ist, sind: Sanierung des Daches und der historischen Fassade, moderne architektonische Intervention mit Signalwirkung nach außen, Erarbeitung eines Lichtkonzepts für das Palais, Neugestaltung des Eingangsbereichs, Lösung für die Bereiche Garderobe, Shop und Café, Schaffung eines Bereiches für Kindergarten- und Schulgruppen für die Arbeit der Vermittlung, Ausstattung der derzeit äußerst bescheiden eingerichteten Büros, Erneuerung der Heizanlage, Einbau einer zeitgemäßen Alarm- und Feuermeldeanlage, Sanierung der Gartenmauer zum Schönbornpark, Gartengestaltung im eigenen Parkteil, bauliche Sanierung, Überarbeitung und Neugestaltung der Präsentation zur religiösen Volkskunst in der Klosterapotheke.

FINANZEN UND PERSONAL

Die Subvention des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur betrug für das Jahr 2005 € 341.000 (um € 46.000 weniger als im Jahr 2004). Zusätzlich wurde eine Subvention von € 10.000 für die Neuorganisation gewährt. An eigenen Einnahmen erwirtschaftete das Museum € 76.545,–. Das Salzburger Museum Carolino Augusteum beteiligte sich an der gemeinsam organisierten Ausstellung „an/sammlung – an/denken" mit € 37.000. Die Erste Bank förderte die Ausstellung „Spar dir was" mit € 250.000. Einnahmen gesamt: € 715.045. Die wesentlichen Ausgaben betrugen: Betriebskosten, laufender Aufwand € 227.753,–, Ausstellungen inkl. Werbung € 398.179,–, Publikationen und Vermittlung € 66.891,–, Neuorganisation € 10.000,–. Ausgaben gesamt: € 702.823,–.

Der Personalstand umfasste im Jahr 2005 21 Mitarbeiter, wobei fünf davon teilzeitbeschäftigt waren (je 50%). 20 Mitarbeiter sind Bundesbe-

dienstete, eine Halbtagskraft (Vermittlung) ist Angestellte des Vereins. Ein offener Posten im Bereich Aufsichtsdienst, Kassa, Besucherservice wurde am 15.3.2005 mit Herrn Hubert Inführ besetzt, die vakante Stelle im Sekretariat (Verwaltung, Personal, Rechnungswesen) bekleidet seit 1.4.2005 Frau Regina Pichler. Frau Mag. Dagmar Butterweck übernahm mit 16.8.2005 die Karenzvertretung für Frau Mag. Kathrin Pallestrang. Frau Eveline Artner, seit 1.1.2005 in der Bibliothek des Museums beschäftigt, durchläuft seit 26.9.2005 den Ausbildungskurs „Library and Information Studies" der Universität Wien, durchgeführt von der Österreichischen Nationalbibliothek.

Die gravierendste personelle Veränderung dieses Jahres brachte die Pensionierung von Hofrat Hon.-Prof. Dr. Franz Grieshofer, Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde und des Ethnographischen Museums Schloss Kittsee, der nach Erreichung des 65. Lebensjahres mit 31.12.2005 in den Ruhestand trat. Dieser Übertritt in eine neue Lebensphase vollzog sich erfreulicherweise mehr formal als substantiell. Franz Grieshofer organisierte im heurigen ersten Jahr seiner Pensionierung noch mehr oder weniger im Alleingang die von ihm schon früher erdachte Ausstellung „Papageno backstage". Er tritt für den Verein weiterhin aktiv ein und wir hoffen, dass er sein profundes volkskundliches Wissen und seine hervorragende Kenntnis der Museumssammlungen auch weiterhin zugunsten des Museums fruchtbar werden lässt.

VEREIN FÜR VOLKSKUNDE WIEN

Generalversammlung: Freitag, 31. März 2006

Tagesordnung

I. Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde 2005
II. Kassenbericht
III. Entlastung der Vereinsorgane
IV. Festsetzung der Höhe des Mitgliedsbeitrages
V. Abstimmung über Statutenänderung gemäß Vereinsgesetz 2002
VI. Allfälliges

Mitglieder

Die Statistik verzeichnet für das Vereinsjahr 2005 eine Zahl von 812 Mitgliedern bei 34 Austritten, 7 Todesfällen und 26 Neueintritten.

Im Vereinsjahr 2005 verstorbene Mitglieder

Dr. Erika Flemmich, Maria Enzersdorf; Dr. Hans Kramreiter, Brunn am Gebirge; Dr. Lenz Kriss-Rettenbeck, Berchtesgaden/D; Mag. Gertraud Pruschak, Wien; Marianne Siebert, Wien; Prof. Walter Stipperger, Graz; Dr. Sepp Walter, Graz.

II. Kassenbericht

Im Berichtsjahr 2005 stehen Einnahmen von € 86.192,79 Ausgaben in der Höhe von € 79.818,45 gegenüber. Für die Herstellung der Zeitschrift wurden € 18.674,41 aufgewendet. Dem stehen Einnahmen von € 17.646,19 gegenüber (Aboverkauf, Subventionen, Refundierung). Die Herstellung des Nachrichtenblattes kostete € 3.397,18. Die Portokosten betrugen € 2.704,11. Für Büromaterial inkl. PC-Betreuung mußten € 1.959,51 aufgewendet werden. Die Personalkosten für Sekretariat und Buchhaltung betrugen € 10.700,49. Die Einnahmen durch Mitgliedsbeiträge betrugen € 16.223,79. € 1.233,15 gingen an Spenden ein.

III. Entlastung der Vereinsorgane

Über Antrag der Rechnungsprüferinnen, die eine eingehende Kassenprüfung vorgenommen hatten, wurde die Kassierin einstimmig von der Generalversammlung entlastet und die Vereins- und Museumsberichte zur Kenntnis genommen.

IV. Festsetzung der Höhe des Mitgliedsbeitrages

Die Höhe des Mitgliedsbeitrages blieb mit € 25,– gleich und auch der Preis für die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde wurde beibehalten: Jahresabonnement der Zeitschrift für Mitglieder € 23,30 + Versandkosten. Der Preis des Jahresabonnements beträgt im freien Verkauf € 34,90, das Einzelheft kostet € 8,70, für Mitglieder € 5,80). Der Mitgliedsbeitrag für Studenten bis zum 27. Lebensjahr blieb mit € 7,30 gleich.

V. Statutenänderung

Wie oben in der Einleitung bereits berichtet, wurden im Zuge der strukturellen Maßnahmen des Jahres 2005 auch die Vereinsstatuten von 1982 überarbeitet, an die neuen gesetzlichen Vorgaben angepasst und im Zuge dessen auch inhaltlich präzisiert. Die neuen Statuten wurden in der Generalversammlung, bei einer Stimmenthaltung, einstimmig angenommen und mit Schreiben vom 4. Mai 2006 von der Vereinsbehörde genehmigt.

IX. Allfälliges

Zum Tagesordnungspunkt Allfälliges gab es keine Wortmeldung.
Der dem geschäftsmäßigen Teil der Generalversammlung gewöhnlich folgende fachliche Part war dieses Jahr anlässlich seines Ausscheidens aus dem aktiven Dienst als Fest für Franz Grieshofer angelegt. Der Festvortrag unter dem Titel „Volkskunde in Wien 1966–2006" wurde von a.o. Univ.-Prof. Dr. Olaf Bockhorn, Studienkollege, Weggefährte und Freund, gehalten. Der Text dieser Laudatio ist in diesem Heft der ÖZV in leicht modifizierter Form auf den Seiten 317 bis 330 abgedruckt. Anschließend überreichte Margot Schindler dem Jubilar eine Festschrift, die den Titel „Franz Grieshofer: Der Weg als Ziel. Ausgewählte Schriften zur Volkskunde (1975–2005)" trägt. Der Band enthält eine Kompilation von Grieshofers teilweise verstreut erschienenen Aufsätzen, Vorträgen und Beiträgen zur Volkskultur Österreichs, Arbeiten zu Aspekten der Brauchforschung, zu Wandlungen ländlicher Architektur, zu gesellschaftlichen Prozessen, zur Volkskunst und zur Geschichte des Faches und des Österreichischen Museums für Volkskunde.

Das Fest klang mit einem von Musik begleiteten Empfang aus.

Margot Schindler

Jahresbericht Verein Ethnographisches Museum Schloss Kittsee 2005

EINFÜHRUNG

Trotz des geringen Personalstandes und des bescheidenen laufenden Jahresbudgets des Ethnographischen Museums Schloss Kittsee ist es 2005 wiederum gelungen, ein beachtliches Programm durchzuführen. Die beiden großen Ausstellungs-Eigenproduktionen „Keramik³" 2004/2005 und der Start der Vorarbeiten für die Jahresausstellung 2006 „Wind – Mythos und Antriebskraft" waren allerdings nur durch die Lukrierung beträchtlicher zusätzlicher Geldmittel möglich. Als besonders erfolgreich für das abgelaufene Jahr kann die aus dem Museum für Ethnographie und Kunstgewerbe Lemberg/L'viv/ Ukraine übernommene Ausstellung „Schätze des jüdischen Galizien" verbucht werden, die viele Besucher anzog.

Die mehr als in die Jahre gekommene ständige Schausammlung zur Ethnographie Ost- und Südosteuropas wurde von April bis Juli 2005 konservatorisch überarbeitet. Die Dauerleihgaben des Museums für angewandte Kunst wurden zurückerstattet und durch Objekte aus der eigenen Sammlung ersetzt. Der Eingangsbereich zur Schausammlung wurde auch inhaltlich neu gestaltet, die europäischen Dimensionen des Hauses in den Vordergrund gerückt. Dies alles kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass eine generelle Diskussion der Inhalte der Dauerausstellung und eine Neukonzeption ihrer Darstellung anstehen.

Weithin sichtbar geworden sind die Fortschritte zur Revitalisierung des Schlossparks und der einigermaßen Wiederherstellung seines ursprünglichen Zustandes. Das Bundesdenkmalamt wirkt hier überaus hilfreich mit, und die Anstellung eines zweiten Gärtners macht sich ebenfalls positiv bemerkbar. Zu danken ist auch für die ehrenamtliche Mitarbeit zweier Experten des Parkkomitees. Die barocke Schlossanlage und der Park sind einerseits ein großes Atout dieses Museums, andererseits aber durch die Verpflichtung zur Instandhaltung auch die schwierigste Belastung des Museumsträgervereines.

VERANSTALTUNGSKALENDER

Museumseigene Veranstaltungen:

11.02.05	Präsentation der Aktivitäten des Parkkomitees
02/03.03.05	Symposium zur Keramikausstellung in Martin/SK

13.03.05 Vorführung: Ostereierverzierung
19.03.05 Schätze des jüdischen Galizien. Ausstellungseröffnung
24./25.04.05 Keramik[3]. Ausstellungseröffnung in Szombathely/H mit Symposium
04.06.05 „Schtetl heute" von Andrzej Polec. Fotoausstellung. Eröffnung
08.10.05 Lange Nacht der Museen – Filmabend und Ausstellungseröffnung „Ukraine 2004/05"
25.–27.12.06 24. Burgenländischer Advent: Hl. Maria – Mutter Jesu
07.12.06 Pressburg in alten Ansichten. Ausstellungseröffnung

Sonstige Veranstaltungen:
10.04.05 Konzert: Coburg Quartett (Pannonisches Forum)
24.04.05 Lesung: Heinz Marecek (Pannonisches Forum)
26.04.05 Kinderprogramm: „Gschamster Diener, Teddybär" von Bernd Fibich
15.05.05 Konzert: Wiener Kammerorchester (Pannonisches Forum)
29.05.05 Konzert: Bolschoi Don Kosaken
12.06.05 Konzert: Bettina Gradinger, Violine, Inui Madoka, Klavier (Pannonisches Forum)
19.06.05 Abschlusskonzert der Josef Joachim Musikschule und Filialschulen
24.06.05 Benefiz-Staffellauf – Rotary-Klub Bruck a.d.Leitha, Neusiedl am See, Schlussveranstaltung
26.06.05 Orchesterkonzert des Musikgymnasiums Wien
04.09.05 Konzert: Symphonia Schrammeln (Pannonisches Forum)
09.10.05 Konzert: Kärntner Singgemeinschaft
03.12.05 Benefizkonzert des Vereines Freunde des Ladislaus Batthyány-Krankenhauses Kittsee: Tamburizza Parndorf

AUSSTELLUNGEN

Das versunkene Bosnien – Bosnien und Herzegowina heute.
Die photographische Reise des k. u. k. Oberleutnants Emil Balcarek durch Bosnien-Herzegowina 1907/08
11. Dezember 2004–31. März 2005
Kuratierung und Organisation: Veronika Plöckinger, Felix Schneeweis

Emil Balcarek, Leutnant im IR Nr. 66, war von Oktober 1907 bis April 1908 in der Bezirksstadt Zvornik im Nordosten Bosniens stationiert. Er nützte

seinen Aufenthalt auch dazu, das Land zu Fuß, mit dem Rad oder der Eisenbahn und der Kamera zu erkunden. Bemerkenswert ist der scharfe Blick des Beobachters nicht nur für die Eigenheiten der Landschaft, sondern besonders auch für die kulturell so vielfältige Bevölkerung des „interessanten und fremdartigen Landes", welches der gebildete und vorurteilsfreie Offizier – nach seinen eigenen Worten – sichtlich „binnen kurzem sehr lieb gewonnen" hatte. Der historischen Bilddokumentation Balcareks samt Beschreibungen wurden Fotos von Raphael Nägeli aus dem heutigen Bosnien und Herzegowina gegenübergestellt.

Schätze des jüdischen Galizien
aus dem Museum für Ethnographie und Kunstgewerbe Lemberg/L'viv/ Ukraine
20. März bis 2. November 2005
Kuratierung und Organisation: Ludmyla Bulhakova, Veronika Plöckinger

Galizien war eines der Kernländer des europäischen Judentums. Doch Holocaust und Zweiter Weltkrieg haben die jüdische Prägung der Schtetl ebenso vernichtet wie das multikulturelle Geflecht in der Metropole Lemberg (poln. Lwów, ukr. L'viv) mit ihren über 100.000 jüdischen Einwohnern. Die Menschen wurden vertrieben und ermordet, ihre Häuser geplündert und die Synagogen zerstört. Trotzdem ist es gelungen, drei Judaica-Sammlungen in Lemberg aufzubauen: die bedeutende Privatsammlung von Maksymilian Goldstein (ca. 1900–1941), eine Abteilung des Städtischen Kunstgewerbemuseums (seit 1905) und das Museum der Jüdischen Gemeinde (1934–1939). Das „Museum für Ethnographie und Kunsthandwerk" in L'viv betreut heute dieses dreifache Erbe und verfügt somit über die bedeutendste Judaica-Sammlung dieser Region. Die rund 300 Objekte aus dem Lemberger Museum, die im Ethnographischen Museum in Kittsee zu sehen waren, führten ein breites Publikum in die verlorene Welt des osteuropäischen Judentums ein, speziell in den Alltag und die Feste in Familie und Synagoge. Präsentiert wurden die Ausstattung der Synagogen und des jüdischen Heims, Feiertage im Jahreslauf und festliche Kleidung. Darunter waren Raritäten und galizische Besonderheiten wie Fayencen, Hohlspitze, Scherenschnitte und Festtagskuchen.

Schtetl heute
Fotografien von Andrzej Polec
5. Juni bis 1. November 2005
Kuratierung und Organisation: Andrzej Polec, Veronika Plöckinger

Als Ergänzung der Jahresausstellung „Schätze des jüdischen Galizien" wurden Bilder des polnischen Fotografen Andrzej Polec gezeigt. Polec

widmet sich seit Jahrzehnten mit seinen Fotografien speziell den Menschen und Kulturen Osteuropas und veröffentlichte zahlreiche Bildbände zu diesem Thema. Für diese Ausstellung hat sich der Fotograf auf die Spuren des ukrainischen und polnischen Judentums heute begeben und Lebensmomente festgehalten – Momente eines Lebens zwischen traumatischer Geschichte, Tradition, Religion und Alltag. Bilder von Menschen beim Torastudium, beim gemeinsamen Beten, Feiern und Tanzen, aber auch bei Alltagshandlungen wie Kochen und Essen gewährten Einblick in jüdische Lebensverhältnisse. Zu sehen waren außerdem steinerne Zeugnisse wie (zerstörte) Synagogen und Friedhöfe. Die Bilder stehen als Repräsentanten einer Welt, die praktisch nicht mehr existiert.

Ukraine 2004/2005. Orange Revolution. Eine Reise in Bildern
Foto- und Video-Ausstellung
9. Oktober bis 1. November 2005
Kuratierung und Organisation: Günter Schönberger, Margarete Wallmann

Der Ökonom Günter Schönberger, den eine längere berufliche Tätigkeit mit Mittel- und Osteuropa verbindet, war 2004/05 mit der Kamera in der Ukraine unterwegs. Die dabei entstandenen Farbfotografien und Kurzvideos zeigten ein von der Orangen Revolution erfasstes Land. Im Winter 2004 protestierten Tausende von Menschen gegen Wahlfälschung und erwirkten damit einen Machtwechsel in der Ukraine. Fasziniert von der Atmosphäre des Umbruchs, hat Günter Schönberger auf Reisen nach Kiew, Lemberg und in die Karpaten Stimmungen und Eindrücke, auch abseits der orangefarbenen Euphorie, eingefangen.

Pressburg in alten Ansichten
8. Dezember 2005 bis 26. März 2006
Kuratierung und Organisation: Felix Tobler, Veronika Plöckinger, Margarete Wallmann

Die Stadt Pressburg (Bratislava) war bereits seit dem Mittelalter durch ihre günstige Lage an der Donau und an wichtigen Durchzugsstraßen infolge ihrer prosperierenden wirtschaftlichen Entwicklung eine der bedeutendsten Städte des Königreiches Ungarn. Nach der Eroberung von Buda (Ofen) 1541 durch die Türken und der Verlegung wichtiger Zentralinstitutionen des Königreiches nach Pressburg war die Stadt durch den hier tagenden Landtag sowie als Krönungsort der ungarischen Könige über zwei Jahrhunderte lang Hauptstadt des Landes.

Die Ausstellung „Pressburg in alten Ansichten" zeigte über hundert graphische Blätter aus dem Zeitraum vom 16. bis zum 19. Jahrhundert mit

Gesamt- und Detailansichten der Stadt aus der Privatsammlung Tobler, die einen guten Einblick in die bauliche und topographische Entwicklung der Stadt im genannten Zeitraum ermöglichten.

Galeriebetrieb

29.04.–29.05.05 „Fotos – Formen – Farben" Gemeinschaftsausstellung Skerlan/Skerlan/Jurkovich

WISSENSCHAFT

Teilnahme an Tagungen

02./03.03.05 2. Symposium in Martin – Museen und ihre Bedeutung für die Region, Veronika Plöckinger, Margarete Wallmann

07./08.04.05 Symposium „befreien – besetzen – bestehen. Das Burgenland von 1945–1955" in Eisenstadt, Veronika Plöckinger

24./25.04.05 3. Symposium in Szombathely – Die Exotik des Alltags. Veronika Plöckinger, Margarete Wallmann, Franz Grieshofer

03.06.05 Frauen gestalten Pannonien, Margarete Wallmann

22.–24.09.05 Symposion „The Best in Heritage", Dubrovnik, Veronika Plöckinger

20./21.10.05 Österreichischer Museumstag, Veronika Plöckinger, Margarete Wallmann

12.11.05 3. Burgenländischer Museumstag in Lackenbach, Veronika Plöckinger

17.11.05 ICOM-Seminar „Museen und Tourismus" in Salzburg, Veronika Plöckinger

28.10., 24.11.05 Lehrgang CA@DL Digitale Sammlungen im Museum. Allgemeine Thematik, Scanner und Digitalkamera, Langzeitarchivierung, Veronika Plöckinger

Lehre:

Veronika Plöckinger, WS 2005/2006 Lehrveranstaltung am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien „Museumsbasics – Einführung in museologische Theorie und Praxis"

PUBLIKATIONEN

Keramik[3] – gebrannte Idylle. Typen/Regionen/Museen. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Ethnographischen Museum Schloss Kittsee, im Slovenské národné múzeum Martin-Etnografické múzeum und im Savaria Múzeum Szombathely. Wien/Kittsee, Österreichisches Museum für

Volkskunde/Ethnographisches Museum Schloss Kittsee, 2005, 176 Seiten, Abb.

Werner Endres, Franz Grieshofer (Hg.): Keramik als Zeichen regionaler Identität. Beiträge des 36. Internationalen Hafnerei-Symposiums des Arbeitskreises für Keramikforschung in Kittsee vom 21. bis 26.09.2003. (= Kittseer Schriften zur Volkskunde, Band 16) Wien/Kittsee, Österreichisches Museum für Volkskunde/Ethnographisches Museum Schloss Kittsee, 2005, 425 Seiten, Abb.

Veronika Plöckinger (Red.): Zerstörte jüdische Gemeinden im Burgenland. Eine Spurensicherung am Beispiel Kittsee. Begleitvorträge zur Ausstellung vom 13.12.2003 bis 07.03.2004 im Ethnographischen Museum Schloss Kittsee. (= Kittseer Schriften zur Volkskunde, Band 17) Wien/Kittsee, Österreichisches Museum für Volkskunde/Ethnographisches Museum Schloss Kittsee, 2005, 72 Seiten, Abb.

KOOPERATIONEN UND LEIHVERKEHR

Burgenländisches Landesmuseum Eisenstadt; Dorfmuseum Mönchhof; Ethnographisches Museum Lemberg; Savaria Museum Szombathely; Galéria Ignáca Bizmayera, Modra/SK; Graf Keramik GMBH; Keramikatelier Alten; Keramikatelier Pieber; Keramikatelier Schneider; Landesfachschule für Keramik, Töpferei und Ofenbau mit Kolleg für Design, Pannonia Keramikmanufaktur GmbH; Pável Ágoston Múzeum, Szentgotthárd/H; Savaria Muzéum Szombathely/H; Slovenská L'udová Majolika L'udovomelecké Vrobné Druzstvo, Modra/SK; Slovenské národné múzeum/Etnografické múzeum Martin/SK; Slovenské národné múzeum/Historické múzeum, Bratislava/SK; Stoober Töpferstadl; Stoober Töpferzunft; Töpferei Friedl-Graf; Múzeum Ferdisa Kostku, Stupava/SK; Múzeum L'udovíta Štúra, Modra/SK; Západoslovenské múzeum v Trnave/SK.

BESUCHERSERVICE

Das Ethnographische Museum Schloss Kittsee verzeichnete im Jahr 2005 14.320 Besucher/innen. Diese schätzen neben den Ausstellungs- und Veranstaltungsprogrammen auch die persönliche Betreuung und die Möglichkeit, direkt an der Kassa fachliche Auskünfte zu den Ausstellungen bzw. Informationen über Kittsee und Umgebung zu erhalten.

Neben 26 Gruppenführungen für Erwachsene gab es auch speziell auf Kindergruppen zugeschnittene Veranstaltungen.

Das Ethnographische Museum vermittelt und organisiert auch Führungen durch Kittsee und hier vor allem auf den Jüdischen Friedhof – ein Service, das speziell in Zusammenhang mit der Jahresausstellung „Schätze des jüdischen Galizien" wiederholt in Anspruch genommen wurde.

2005 nahm das Ethnographische Museum erstmals an der vom ORF organisierten Langen Nacht der Museen teil. Dabei wurden Führungen durch den Park, die Sonderausstellung und die ständige Schausammlung sowie ein Video mit „Schlossgeschichten" (Erinnerungen von Kittseerinnen und Kittseern) und Filme zum Schwerpunkt Galizien/Ukraine angeboten und von rund 100 Besucher/innen angenommen.

SAMMLUNGEN

Hauptsammlung EMK:
6.110 inventarisierte Objekte

Bibliothek:
4.071 Nummern; Neuzugang: 176 Einzelpublikationen und Exemplare aus Reihen/Zeitschriften/Jahrbüchern (bis 31.10.), mit denen die durch Systematisierung frei gewordenen Inventarnummern aufgefüllt werden
Neuordnung der Zeitschriftenbestände; Weiterführung der Eingabe der Bibliotheksbestände in das Bibliotheksprogramm Bib 2000

Photothek:
ca. 5.450 Positive, 3.096 Diapositive, ca. 12.100 Negative

INFRASTRUKTUR

Ständige Schausammlung:
Die ständige Schausammlung war von April bis Juli 2005 geschlossen. Aus restauratorischen Gründen wurden die Leihgaben des MAK zurückgegeben und mit Objekten aus der EMK-Sammlung ersetzt. Vitrinen wurden gestrichen, Paneele neu überzogen, der Eingang zur Schausammlung wurde neu gestaltet, die europäische Dimension des Hauses in den Vordergrund gerückt.

Beschaffung:
Die Sanierung der Fenster im Erd- und Obergeschoß im Ostflügel und eine tischlerische Überarbeitung der Saaltüren und Rahmenstockfenster konnten durchgeführt werden.

Park:
Vom Maschinenring wurden dringende Sanierungsmaßnahmen am Baumbestand vorgenommen: Entfernung von dürren Ästen und Misteln. Die Kastanienbäume wurden Anfang Mai 2005 von der Firma Jakel/Wien gegen die Miniermotte gespritzt.

Die Initiative *Parkpatenschaft Schlosspark Kittsee* unterstützt das Ethnographische Museum weiterhin bei der Erhaltung und Wiederherstellung des historischen Gartens. Für die Bepflanzung des Blumenbeetes beim Eingang konnten bisher 632,– € an Spenden erzielt werden. Zahlreiche Nachpflanzungen im Bereich der gerodeten Akazien wurden getätigt.

Die Errichtung eines Kinderspielplatzes im nordöstlichen Teil verzögert sich. Das Gelände wurde im Winter von den Mitarbeitern des EMK gerodet. Die weitere Bearbeitung und Gestaltung übernimmt die Gemeinde. Für den Betrieb des Spielplatzes werden genaue Vereinbarungen getroffen.

Schwerpunkt bleibt weiterhin die Renovierung des Teichbeckens und die Heizung. Leider können auf Grund der finanziellen Lage immer nur die dringendst notwendigen Arbeiten durchgeführt werden.

FINANZEN UND PERSONAL

Für den Betrieb des Ethnographischen Museums standen im Geschäftsjahr 2005 insgesamt € 343.718,30 an Einnahmen zur Verfügung. Die Ausgaben betrugen € 354.035,23. Das Amt der Burgenländischen Landesregierung förderte das Museum mit den üblichen jährlichen € 79.900, einer Sonderförderung von € 3.000 für das Vermittlungsprogramm und € 16.000 extra für den Garten- und Hausarbeiter Alexander Weiser. Die Subvention des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur betrug € 71.000, das Bundesdenkmalamt trug € 5.638 zur Gartengestaltung und -pflege bei, das Bundessozialamt € 7.655 zur Anstellung von Herrn Weiser. Das EU-Kultur 2000-Projekt „Keramik" wurde mit € 29.394 kofinanziert, und für die Jahresausstellung 2006 „Wind – Mythos und Antriebskraft" gingen bereits 2005 von der BEWAG und der AWP (Austrian Wind Power) € 30.000 an Fördergeldern ein. Für Publikationen und Projekte wurden zusätzliche Förderungsanträge bewilligt. An eigenen Einnahmen wurden € 67.825 erwirtschaftet. Die Ausgaben setzen sich im Wesentlichen aus folgenden Beträgen zusammen: Sachaufwand € 57.757, Personalaufwand € 130.998, Ausstellungen € 65.307, Publikationen € 42.743, Bautätigkeit € 17.726, Veranstaltungen € 18.210,50, Werbung € 9.982,42.

Frau HR Dr. Margarete Wallmann, die ab 1.3.2003 dem Österreichischen Museum für Volkskunde mit Dienstort Kittsee dienstzugeteilt war, schied

mit 31.12.2005 wieder aus dem Personalstand aus. Für den seit August 2003 durch das Bundessozialamt und eine Förderung des Landeshauptmanns des Burgenlandes finanzierten Garten- und Hausarbeiter, Herrn Alexander Weiser, wurde im Herbst 2005 um eine Behindertenplanstelle beim Bundeskanzleramt eingereicht. Die Genehmigung der Stelle erfolgte im April 2006.

Von 7. November bis 23. Dezember 2005 wurde dem EMK eine Praktikantin vom BFI zugeteilt, die bei diversen Vor- und Nacharbeiten für den Burgenländischen Advent mithalf.

VEREIN ETHNOGRAPHISCHES MUSEUM SCHLOSS KITTSEE

Ordentliche Generalversammlung: Mittwoch, 7. Dezember 2005

Die Rechnungsberichte und Tätigkeitsberichte 2003 und 2004 werden einstimmig zur Kenntnis genommen, die Vereinsorgane auf Antrag der Rechnungsprüfer entlastet. Die nach dem Vereinsgesetz 2002 angepassten neuen Statuten wurden einstimmig beschlossen. Im Anschluss an die Generalversammlung wurde zur Eröffnung der Ausstellung „Pressburg in alten Ansichten" geladen.

Außerordentliche Generalversammlung: Donnerstag, 2. Februar 2006

Aufgrund des Ausscheidens der Geschäftsführerin des Vereins Ethnographisches Museum Schloss Kittsee, HR Dr. Margarete Wallmann, mit Ende des Jahres 2005 wurde die Wahl eines neuen Geschäftsführers bis zur nächsten ordentlichen Generalversammlung 2007, in welcher ein neuer Vorstand zu wählen ist, notwendig. Der Vorschlag, HR Dr. Margot Schindler die Geschäftsführung des EMK zu übertragen, wurde einstimmig angenommen. Zusätzlich wurde beschlossen, die neue Funktion eines Geschäftsführerstellvertreters vor Ort einzuführen und diese Funktion auch in den neuen Statuten zu verankern. Mit der Geschäftsführerstellvertretung wurde Dr. Veronika Plöckinger betraut und dieser Vorschlag von der Generalversammlung ebenfalls einstimmig angenommen.

Mitgliederstand 151. 9 Austritte, 1 Neueintritt, 5 Todesfälle

Im Vereinsjahr 2005 verstorbene Mitglieder
Marianne Siebert, Wien; Ernst Boden, Wien; Johann Skerlan, Kittsee; Maria Köller, Kittsee; Komm.Rat Ludwig Borbely, Kittsee.

Veronika Plöckinger, Felix Schneeweis, Margot Schindler

Tracht tragen. Appenzell – Lötschental – überall

Ausstellung im Museum Appenzell (10.6.2006 bis 14.1.2007) und im Lötschentaler Museum Kippel (3.6. bis 31.10.2006). Katalog unter demselben Titel von Birgit Langenegger und Thomas Antonietti, Verlag hier und jetzt, Baden 2006

Hinter dem etwas unbeholfenen Titel verbirgt sich eine Doppelausstellung mit dazugehöriger Publikation, die als Projekt Pioniercharakter hat und deshalb grundsätzliches Interesse verdient. Kollegiale Gespräche, eine studentische Abschlussarbeit und ein von der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia veranstaltetes Seminar gaben den Anstoß. Letzterem lag die Absicht zugrunde, nicht mehr einzelne kleine volkskundliche Museen, sondern vernetzte Projekte zu unterstützen. Statt immer neuen Museumsgründungen zuzuschauen, wollte man dazu ermutigen, den vertieften Austausch und vermehrte Zusammenarbeit zwischen bestehenden Institutionen zu pflegen. Da das Schwergewicht fast aller kulturgeschichtlicher Sammlungen im Regionalen oder gar Lokalen oder in einer sonst nicht vertretenen Spezialität liegt, im für unverwechselbar Gehaltenen und als solchem Propagierten also, erfordert ein solches Ansinnen, selbst wenn es mit der Zusage finanzieller Mittel verbunden wird, eine gedankliche Umstellung. Das je Besondere muss in einen übergreifenden, allgemeinen Zusammenhang gebracht werden, um durch den Vergleich neue Bedeutung zu bekommen. So selbstverständlich dies für akademisch geschulte Kulturwissenschaftlerinnen und Kulturwissenschaftler auch sein mag, so sehr droht dies im Alltag vieler (oft nebenamtlicher) Betreuerinnen und Betreuer kleiner Museen zurückzutreten angesichts lokaler Erwartungen und im Kampf um überregionale Aufmerksamkeit. Zudem ist man gewohnt (und gezwungen), allein zu entscheiden. Hier aber waren Diskussion und Teamarbeit, noch dazu über eine beträchtliche geographische Distanz hinweg, gefragt. Dass man in Appenzell und Kippel dies wagte und sich für den großen Einsatz entschied, verdient allein schon Anerkennung. Dass sich der Aufwand lohnte für alle, dürfte aber auch heute schon feststehen.

Die veränderte Perspektive ist das eine, die Vergleichbarkeit der Thematik das zweite Problem. Hier bot sich das Tracht-Tragen fast von selbst an. Es ist in beiden Regionen lebendig und für die Identität bedeutsam, und es eignet sich für die museale Präsentation. Entsprechend verfügen beide Museen auch über reichhaltige einschlägige Bestände, die allerdings – und hier zeigte sich ein drittes Problem – der Ergänzung durch Leihgaben von Privaten und von großen Museen bedurften, um historische Zusammenhänge und besondere Entwicklungen angemessen verdeutlichen zu können. So

hängen etwa die berühmten Trachten-Portraits, die Josef Reinhart in den 1790-er Jahren überall in der Schweiz und so auch in Appenzell herstellte, nicht dort, wo sie gemalt wurden, sondern z.B. als Serie in Bern, und die älteste erhaltene Lötschentaler Frauentracht findet sich nicht etwa in Sitten aufbewahrt, sondern in Basel. Die konservatorischen Bedingungen und die Versicherungsmodalitäten, die große Museen unter ihresgleichen vorzuschreiben gewohnt sind, erweisen sich für kleine Museen jedoch als schier unüberwindliche Hindernisse. Die verantwortlichen Konservatoren vermochten sie glücklicherweise in diesem Fall zu überwinden. Der wissenschaftliche wie der „moralische" Gewinn scheinen mir groß, und dies ermutigt hoffentlich zu Verständnis und Verständigung zwischen allen Beteiligten bei künftigen ähnlichen Projekten.

Die beiden Ausstellungen laufen gleichzeitig; allerdings lassen sie sich kaum an einem einzigen Tag besuchen. Das ist kein Schade, da sie inhaltlich weniger parallel als komplementär angelegt sind (ganz abgesehen davon, dass sich an beiden Orten ein wunderschöner Tag oder mehr verbringen lässt). Der Katalog umspannt beide Hälften und führt Innen- und Außensicht zusammen. Gemeinsam ist die Konzentration auf die Frauentrachten (wobei Appenzell auch eine lebendige, viel beachtete und medienwirksame Männer(-Sennen-)Tracht besitzt). Gemeinsam ist die Bindung des heutigen Gebrauchs an das kirchlich-katholische Leben. Gemeinsam (und konform mit der Entwicklung im übrigen Europa) ist schließlich die Entstehungszeit der regionalspezifischen, aber der internationalen Mode folgenden Kleidungsstile: die Mitte des 18. Jahrhunderts, der beginnende Tourismus und das Eindringen industriell produzierter Konsumgüter in subsistenzwirtschaftliche Gebiete. Das Lötschentaler Museum setzt hier seinen Schwerpunkt; es rekonstruiert 200 Jahre regionale Kleidungsgeschichte als (Teil-) Geschichte der Modernisierung, als eine oft widersprüchliche Folge von Öffnung und Abschließung, von städtischen Einflüssen, fremdem Interesse, lokaler Stagnation und eigenständiger Profilierung. Originale textile Objekte und Portraits sowie zahllose fotografische Dokumente veranschaulichen diese Geschichte. Die Katalogabbildungen mit ausführlichen Legenden erlauben auch aus der Ferne, sie nachzuvollziehen. Auffallen wird, dass bei den Dokumenten aus den letzten 100 Jahren (im Unterschied zur Schwesterausstellung) mehrfigurige Szenen, lebende Bilder sozusagen, vorherrschen; es ist nicht so sehr das besondere schöne Kleid und seine Trägerin, das die Fotografen festhalten wollen, sondern das „echte" Leben, die Familienidylle und die archaische Arbeitswelt, die anziehend wirken. Die schlichte schwarze Tracht wird dabei gleichzeitig als Kostüm eingesetzt wie sie Authentizität garantiert. Umgekehrt stehen im Appenzeller Teil die subjektiven ästhetisch-emotionalen Aspekte im Vordergrund, d.h. – in einer

aktuellen Momentaufnahme – das, was die Frauen als Trägerinnen der Tracht erleben und wovon sie (in Hörbeispielen) erzählen. Das ist ein durchaus neuartiger Zugang, der sich mit den Ausstellungsobjekten insofern verknüpfen lässt, als die Appenzeller Trachten, wiewohl zu denselben Anlässen getragen, reicher, bunter und kostbarer sind als die Lötschentaler. Sie verraten den Zusammenhang mit den Luxusprodukten der dortigen (früheren) Handstickerei und eine früher entwickelte Geldwirtschaft, gleichzeitig aber auch den moralisierenden und reglementierenden Einfluss der schweizerischen Trachtenbewegung seit den 1930-er Jahren, der im Gegensatz steht zur modischen Zierlichkeit und mehr oder weniger verhüllten Erotik, die die Frauentrachten in der Blütezeit der Molkekuren im 19.Jahrhundert auszeichneten. (Die Lötschentaler Frauen haben sich bis heute der Schweizerischen Trachtenvereinigung nicht angeschlossen.) Durch die Aussagen der heutigen Appenzellerinnen zieht sich das staunende Glücksgefühl, in der Tracht Beachtung zu finden, Bewunderung zu erregen, schön zu sein. Spätestens hier muss der Wunsch nach einer geschlechterbezogenen Analyse laut werden. Der Katalog und beide Ausstellungen umgehen diese Thematik und verzichten damit auf eine Frage, die gerade von ihren Ansätzen her und im regionalen Vergleich wichtige Einsichten ermöglichen könnte. Das mag (wohl nicht nur) mit den knappen personellen Ressourcen zusammenhängen, sollte aber in irgendeiner Form nachgeholt werden. Auf jeden Fall zeigt das Projekt in beispielhafter Weise auf, wie lehr- und ertragreich eine solche Kooperation auch in der Regionalforschung und zwischen kleinen Museen sein kann, wie sie Zusammenhänge zu verdeutlichen vermag und eine Fülle neuer Anregungen zu geben weiß. Gratulation! – et vivant sequentes!

Christine Burckhardt-Seebass

Herder-Preis 2006

Würdigung für PhDr. Gabriela Kiliánová CSc. Auszug aus der Laudatio anlässlich der Preisverleihung am 5. Mai 2006 in Wien

Dr. Gabriela Kiliánová, Direktorin des Instituts für Ethnologie der Slowakischen Akademie der Wissenschaften, ist – im besten Sinne des Wortes – eine Brückenbauerin zwischen Ost und West. Geboren 1951 in Bratislava, studierte sie an der Komenius-Universität in Bratislava Volkskunde, wo sie 1977 mit einer Dissertation über „Das Problem des Erzählens in der Folklo-

ristik" promovierte, um dann für einige Jahre ihren Mann nach Algerien zu begleiten. Seit 1986 arbeitet sie am Institut für Volkskunde bzw. Ethnologie der Akademie, wo sie 1990 mit einer Arbeit zur kulturellen Kommunikation ihre zweite Dissertation abschloss, die der Habilitation entspricht. Seit 2000 ist sie Leiterin des Instituts.

Frau Kiliánová begann ihren wissenschaftlichen Werdegang in der Erzählforschung, einem traditionellen Feld der Volkskunde, wo sie sich besonders mit mündlicher Überlieferung und ihrer Transformation ins biografische Genre befasste, wandte sich aber bald schon neuen Themen wie den modernen Stadtsagen, der kulturellen Topographie von Friedhöfen und der Symbolik sozialistischer und postsozialistischer Denkmäler zu. Entscheidend aber wurden für sie Fragen der Stereotypisierung, des historischen Erinnerns, der Rolle von Grenzen, der Bedeutung der Folklore für die ethnische und nationale Identität sowie des Nationalismus und seiner manchmal „pathologischen Phantasien". Gerade mit ihrer Beschäftigung mit kulturellen und politischen Grenzen und deren Einfluss auf das Alltagsleben der Menschen zielte sie auf die Verbesserung des – nicht immer unproblematischen – Verhältnisses der Slowakei zu ihren Nachbarn. Ihr bedeutendster Beitrag ist aber wohl ihr unermüdlicher und erfolgreicher Einsatz für die Wende des im Sozialismus sehr traditionell ausgerichteten Faches hin zu einer modernen, kulturanalytischen Sozialwissenschaft und damit für die Öffnung hin zu Europa. Sie ist es auch, die die Erträge der slowakischen Volkskunde im 'Westen' bekannt gemacht hat, in Zeitschriften wie auch in Bänden in deutscher und in englischer Sprache.

Dem Ziel der Öffnung und Einbindung in die europäische Wissenschaftstradition galt und gilt nicht nur ihre beeindruckende Forschungsarbeit, die sich in einer Fülle von Publikationen in mehreren Sprachen niederschlug, und ihre Tätigkeit als Herausgeberin der angesehenen Zeitschrift Slovensky Narodopis, sondern auch ihr starkes Engagement in zahlreichen internationalen Programmen und Projekten. So ist sie Mitbegründerin des Programms Europäische Studien an der Academia Istropolitana Nova, sie fungiert als Beraterin des slowakischen Kultusministeriums und der slowakischen Delegation bei der „Europäischen Kommission", sitzt im Wissenschaftlichen Beirat des Sorbischen Instituts in Bautzen und ist in einer Vielzahl von internationalen Projekten mit Kollegen in ganz Europa eng vernetzt.

Frau Kiliánová ist eine international renommierte Volkskundlerin von beachtlichem Organisationstalent mit einem umfangreichen wissenschaftlichen Oeuvre, die an zahlreichen Universitäten in vielen Ländern Europas gelehrt und geforscht hat, die mehrfach für ihre Leistungen durch Preise geehrt wurde – und die schon früh die Bedeutung des EU-Beitritts der Länder des östlichen Mitteleuropa auch zum Forschungsthema gemacht hat.

Ihr herausragender Einsatz für die Vermittlung zwischen den Geisteswissenschaften in Ost und West macht sie zu einer würdigen Preisträgerin, die den Zielen und Idealen Johann Gottfried Herders in besonderem Maße verpflichtet ist.

Artur Rosenauer

Nachbemerkung:

Die 1964 von der Alfred Töpfer Stiftung F.V.S. Hamburg zur Pflege und Förderung der kulturellen Beziehungen zu den osteuropäischen Ländern gestifteten Herder-Preise wurden dieses Jahr zum letzten Mal vergeben. Die Herder-Preise sollen in einen neuen Preis für Kultur überführt werden, der sich auf ganz Europa erstrecken wird und künstlerische Arbeiten in den Bereichen bildende und darstellende Kunst, Musik, Architektur, Film, Fotografie, Literatur und Publizistik umfasst. Dies wird bedauerlicherweise bedeuten, dass die Wissenschaften im Allgemeinen und die Volkskunde/Europäische Ethnologie im Besonderen einer weiteren Plattform in der Öffentlichkeit verlustig gehen. Die Herder-Studienstipendien an der Wiener Universität sollen allerdings erhalten werden. (red.)

Reimund Kvideland in memoriam

Professor Reimund Kvideland, ehemaliger SIEF-Präsident, starb am 6. Juni 2006 plötzlich und unerwartet im Alter von 71 Jahren. Er hatte sich von seinen offiziellen Funktionen bereits zurückgezogen, war aber weiterhin in der Forschung aktiv und hielt seine vielfältigen internationalen Kontakte aufrecht, wie auch jene mit seinem früheren Institut in Bergen.
Reimund Kvideland (geb. 1935) begann seine Karriere 1966 als Lektor für Folklore an der Universität Bergen, wo er zur Etablierung einer Disziplin beitrug, die sich mit gegenwärtigen Prozessen und Traditionen beschäftigte. Von 1991 bis 1997 war er Direktor des Nordischen Instituts für Folklore in Turku, Finnland, wo er sowohl seine wissenschaftlichen als auch seine administrativen Fähigkeiten unter Beweis stellte. Viele erinnern sich mit Dankbarkeit an die Gastfreundschaft, die Reimund und seine Frau Karin während dieser Jahre in Finnland Kolleginnen und Kollegen angedeihen ließen.

Seine wissenschaftlichen Publikationen gehen in verschiedene Richtungen: Erzähl- und Singtraditionen mit Blick auf die Übertragung von Volksüberlieferungen und -liedern; Märchen, Legenden und Lieder mit Blick auf Textanalysen; Überlieferungen der Kinder im Kontext der Praxis und religiöse Erzählungen im Kontext von popularer Religion.
Reimund Kvideland bewährte sich auch als wissenschaftlicher Administrator. Er war der erste Vorsitzende von *NEFA*, der Nordischen Ethnologischen und Folkloristischen Arbeitsgruppe, ein wichtiges Forum für die Reformer der Ethnologie und Folklore der späten 60-er Jahre. 1971 gründete er die Zeitschrift *Tradisjon*, ein wissenschaftliches Journal für moderne norwegische Folklore, deren Herausgeber er 25 Jahre lang blieb. Er war Präsident der *International Society for Folk Narrative Research* (1989–1995) und der *SIEF* (1987–1990). Viele Jahre war er auch Mitarbeiter der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie.

Kvideland hatte internationales Profil als Wissenschaftler und Organisator, seine weltweiten Kontakte waren zahlreich – etwa war er Korrespondierendes Mitglied des Vereins für Volkskunde in Wien –, seine Großzügigkeit gegenüber anderen Wissenschaftlern war unter der Kollegenschaft wohlbekannt. Ich erinnere mich noch dankbar, mit welchem Enthusiasmus er meinen ersten, bescheidenen Beitrag für *Tradisjon* – eine Rezension – entgegennahm, ein deutliches Beispiel seines Geschicks für die Ermunterung jüngerer Kollegen. Diese Erinnerung vermengt sich mit späteren von angenehmen Debatten und Gesprächen und von gemütlichen, gastfreundlichen Abenden. Reimund war nicht nur ein anerkannter Wissenschaftler, sondern auch ein Kollege im besten Sinne des Wortes.

Bjarne Rogan, Oslo

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LX/109, Wien 2006, 363–385*

Literatur der Volkskunde

ZINGANEL, Michael, Hans-Hermann ALBERS, Michael HIESLMAIR, Maruša SAGADIN (Hg.): *Saison Opening. Kulturtransfer über ostdeutsch-tirolische Migrationsrouten.* Frankfurt am Main, Revolver Verlag, 2006, 95 Seiten.

Schwierig zu sagen, womit man es hier zu tun hat: mit einem Projektbericht, einer Dokumentation, mit Wissenschaft, Kunst? Einer der Autoren wird als Kulturwissenschaftler vorgestellt, es gibt Fußnoten, auch ein Literaturverzeichnis. Erschienen ist das kleine Buch anlässlich der Ausstellung „Schrumpfende Städte – Interventionen" in Leipzig (2005/06). Es ist aufwändig aufgemacht, *hip* vielmehr. Hirschgeweih und Plattenbauten mit Sonnenschirmen auf den Dächern stecken das Untersuchungsfeld schon auf dem Cover ab und deuten Thematisches an: Um Arbeitsmigration aus ostdeutschen Städten in die Tiroler Alpen und um Kulturtransfer von dort in die Ex-DDR wird es gehen. Vielleicht freuen sich LeserInnen über blitzblaue Druckerfarbe zwischen dem Schwarz-weiß, über die blaue Fadenbindung, vielleicht sogar über die zahlreichen kleinen Zeichnungen, die zentrale Aussagen verdeutlichen. Zu viel des Guten mag sein, dass in einigen Abschnitten das Wichtige schon unterstrichen ist und irritierend, dass Grafiken vor allem künstlerisch eingesetzt werden. Ihre Inhalte sind entweder banal oder nicht ganz leicht zu erschließen. Ein wenig ärgerlich, dass die Faksimiles von Zeitungsausschnitten unten abgeschnitten sind oder überhaupt nur in Teilen lesbar. Dennoch: Statistiken, Pressemeldungen und Interviews ergeben eine interessante Materialsammlung zu einer gesellschaftspolitisch aktuellen Frage.

Eine Einleitung führt zu den sechs kurzen Kapiteln und benennt das Ziel des Projekts: aus den Folgen saisonalen Pendelns „neue Handlungsansätze" (S. 6) entwickeln. Seit einigen Jahren nämlich sind Deutsche in Österreich nicht mehr ausschließlich als TouristInnen präsent, sondern auch als SaisonarbeiterInnen. In Österreich wurde mit Beschränkungen für Arbeitskräfte aus Nicht-EU-Ländern das Personal im Hotel- und Gastgewerbe knapp. In Kooperation mit privaten deutschen Vermittlern begann das Arbeitsmarktservice (AMS) 1999/2000 in Deutschland Arbeitskräfte anzuwerben. 80 Prozent dieser neuen Saisonniers kommen aus den neuen Bundesländern, denn dort ist ein Viertel der Menschen ohne Arbeit. Die ehemalige DDR,

erklärt das AutorInnenkollektiv, sei im „Stadium ihrer Dysfunktionalität angekommen" (S. 17).

Dann wird auf Basis von Interviews erörtert, wie es ist, zu „Arbeiten, wo andere Urlaub machen" (Werbeslogan des AMS). Jana K., zum Beispiel, 24-jährige gelernte Köchin aus Leipzig, wurde als Hilfsköchin nach Lech am Arlberg geholt. In ihrer vierten Saison leitet sie die Küche einer kleinen Dependance; für den Sommer hat der Küchenchef des Stammhauses sie nach Kärnten vermittelt. Diese und andere kurze Geschichten berichten von der Umstellung auf stressige, intensive Saisonarbeit, von guten Löhnen und Aufstiegschancen und vom „weltweiten sozialen Netzwerk professioneller Gastronomiesubkultur" (S. 16) (der Sommerjob am Kärntner See!). In diesem Abschnitt – die Texte wirken insgesamt nicht ganz aus einem Guss – werden die Anforderungen neoliberaler Arbeitswelten unkritisch akzeptiert und als individuelle Entwicklungsmöglichkeiten gedeutet.

Es folgt eine Beschreibung des Tourismus in Tirol, inklusive eines historischen Rückblicks – jedenfalls Eckdaten zur Geschichte dieses Wirtschaftszweigs nach dem Zweiten Weltkrieg werden geliefert. Quellenangaben finden sich zwar hinten im Buch, die Herkunft von Zahlenmaterial oder Interviewzitaten ist im Einzelnen aber nicht nachvollziehbar. Skeptisch stimmen Aussagen wie: „gerade die hochgelegenen Alpentäler und -gemeinden, die heute als wuchernde Massentourismus-Destinationen bekannt sind, [waren] bis in die 60-er Jahre des 20. Jahrhunderts von extremer Armut und infolgedessen auch von starker Landflucht gekennzeichnet" (S. 25). Interpretationen muten öfters obskur an: „Die Stammtische repräsentieren traditionell lokale NGOs" (S. 25), mitunter auch die vorausgehenden Beobachtungen: „Trotz der topographisch bedingten Enge handelt es sich nicht um gänzlich von der Außenwelt abgeschlossene Täler oder Dörfer." (S. 31) Hier ist Tirol heute gemeint. Anderes wieder ist anregend – wie die Diagnose, dass bislang Arbeitsmigration und touristische Reiseströme gegenläufig waren und sich diese Mobilität in den alpinen Tourismusregionen gerade signifikant verändert. Oder die beobachteten Parallelen zwischen den neuen deutschen Bundesländern und Tiroler Tourismuszentren hinsichtlich saisonaler Wachstums- und Schrumpfungsprozesse: „Dem Typus der Saisonstadt in den Alpen entspricht demnach eine ‚inverse' Saisonstadt im Osten" (S. 39) – ein bisschen überzogen vielleicht, aber interessant. Die Saisonniers, die zu Hause in Ostdeutschland Urlaub machen, nehmen ihre Region anders wahr. Sie sehen vieles mit touristischen Augen und haben neue Ansprüche. Daran knüpfen die AutorInnen die Utopie, dass veränderte Wahrnehmungen und Erwartungen „auch einmal ein verstärktes zivilgesellschaftliches Engagement zur Folge haben" (S. 41) könnten. Es ginge darum, Gelerntes eigeninitiativ in der alten ‚Heimat' umzusetzen; fantasiert wird unter anderem, dass eine ehemalige Saisonarbeiterin eine „Tirol Bar Ost"

eröffnet. Die ist Kommunikationszentrum, Jobbörse, informelles Reisebüro, Netzwerk – ja, „demokratisches, zivilgesellschaftliches Projekt auf Mikroebene" (S. 42), und schließlich wird die Bar „Kernstück der touristischen Wiederentdeckung" (S. 43), wenigstens Geheimtipp in Reiseführern. Tirol wird – zumindest in diesem Kapitel („Back Home") – durch allzu rosarote Brillen betrachtet. Abermals kommt der Stammtisch ins Spiel, dort wurden nämlich die großen touristischen Projekte initiiert. „Die Netzwerke der zivilgesellschaftlichen Akteure, untereinander und zu den Banken, Land und Kommune, müssen über Jahrzehnte verlässlich halten, um eine Tourismuswirtschaft mit so geringen Eigenkapitalanteilen zu entwickeln wie in Tirol." (S. 43) Offensichtlich recherchierte niemand, wem die Tiroler Tourismusbetriebe heute großteils de facto gehören.

Wie man sich den Transfer von Kultur, Kapital und Know-how vorzustellen hat, verdeutlicht nochmals eine 30-seitige Bildgeschichte, die damit endet, dass ehemalige ‚Ossis' als „DiasporatouristInnen" (S. 74) ihren Kindern die frühere Heimat zeigen. An dieser Stelle ist zu fragen, ob der Begriff „Diaspora" passend ist.

Darauf folgt ein kurzer Abschnitt, der einen halbwegs kritischen Blick auf die realen Möglichkeiten wirft. Die vorhin entworfenen Szenarien des umfassenden Austauschs werden nun als zu optimistisch bezeichnet, trotzdem sollen sie „Denkmodell für mögliche Entwicklungslinien" (S. 78) sein. Folglich verspricht das letzte Kapitel „Theorien zu Begehrensproduktion, Kulturtransfer und unintendierten Nebenwirkungen". Reflektiert wird, warum Tourismusprojekte in Ostdeutschland nichts geworden sind und propagiert wird, dass es sinnvoller sei, die durch Schrumpfung entstehenden Leere freizuhalten – als Experimentierlabor für Gärtner und Bastler, Denker und Träumer, für „die Kundschafter einer völlig neuen Lebensweise" (S. 84). Schließlich ziehen die VerfasserInnen noch Parallelen zwischen Kunst und Tourismus, beiden gehe es um die Sehnsucht nach dem vermeintlich Anderen, Authentischen. In der Geschichte des Tourismus haben KünstlerInnen „die ‚no-go areas' Alpen und Meer in ‚Must see'-Attraktionen verwandelt" (S. 85), nun könnten sie den entleerten Landschaften neue Funktionen zuweisen. Und letztlich gebe es „durchaus Zielgruppen, die an Plattenbauten, verlassenen Dörfern und renaturalisierten Industrielandschaften Interesse zeigen, [...] postmoderne KulturtouristInnen, die die Verfallserscheinungen der Moderne für ebenso attraktiv halten wie pittoreske Altstädte oder Burgen und Schlösser" (S. 86). Die AutorInnen von „Saison Opening" (die deutsch-englisch-Kombination im Titel hat sich mir nicht erschlossen) beobachten Kulturtransfer und schlagen Kulturtransfer vor:

„Zusätzlich zum Transfer des Wertsystems und seiner ästhetischen Repräsentanten [weiter vorne im Text: „Zeichen Tiroler Rustikalität"] kann

aber auch die Erfahrung in den durchwegs mittelständischen oder vielfach noch bäuerlich geprägten Familienbetrieben die Saisonarbeitskräfte ermutigen, aus der passiven Rolle ‚inverser TouristInnen' herauszutreten und ihre neu erworbenen Kenntnisse, ihre Erfahrungen und ihr gestärktes Selbstbewusstsein aktiv in die Gestaltung von Entwicklungsprozessen in der Heimat einzubringen: zuerst in Form zivilgesellschaftlichen Engagements, wie man es von ZweitwohnungsbesitzerInnen in anderen Regionen kennt [!?], später dann auch als UnternehmerInnen." (S. 88) Nun, so möge es sein ...

Nikola Langreiter

WELZ, Gisela, Ramona LENZ (Hg.): *Von Alltagswelt bis Zwischenraum. Eine kleine kulturanthropologische Enzyklopädie.* Münster, LIT Verlag, 2005, 143 Seiten, 2 Abb.

Dies ist bereits das dritte Buch für Ina-Maria Greverus, die Begründerin und langjährige – 1997 emeritierte – Leiterin des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie Frankfurt am Main. Nach *Kultur anthropologisch*[1] und *Kulturanthropologinnen im Dialog*[2] haben sich FreundInnen und BegleiterInnen aus Anlaß des 75. Geburtstages der Wissenschaftlerin von der „klassischen" Form einer Festschrift abgewandt und einen erfolgreichen Versuch unternommen, die bis heute andauernde Innovationsfreude der Wissenschaftlerin an den Grenzen der kulturwissenschaftlichen Disziplinen (→ Marginal Woman)[3] durch eine alternative Gestaltungsform zu würdigen. Herausgekommen ist eine Enzyklopädie im praktischen Hosentaschenformat, die sich eingehend mit dem Werk von Ina-Maria Greverus – ihrer Person, Forschung, Lehre und theoretischen Arbeit – beschäftigt. Ausgewählt wurden „Begriffe und Konzepte, die eng mit ihrem wissenschaftlichen Werk und Wirken verbunden sind" (Welz/Lenz, S. 7). Daraus entstanden 47 Beiträge in einer Länge zwischen zwei und sechs Seiten, die von Autoren aus unterschiedlichen Ländern und Disziplinen in deutscher und englischer Sprache verfaßt wurden.

1 Christian Giordano u.a. (Hg.): Kultur anthropologisch. Eine Festschrift für Ina-Maria Greverus (Kulturanthropologische Notizen, Schriftenreihe des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie Frankfurt am Main, Bd. 30). Frankfurt am Main 1989.

2 Anne Claire Groffmann u.a. (Hg.): Kulturanthropologinnen im Dialog. Ein Buch für und mit Ina-Maria Greverus. Königstein-Taunus 1997.

3 Verweise auf Lemmata aus der Enzyklopädie werden genauso wie im Buch selbst mit „→" gekennzeichnet.

Ein erster Praxistest des ungewöhnlichen Formats in der Wiener U-Bahn (die Lektüre eines Beitrags erstreckt sich etwa über drei Stationen) zeigt auch oder gerade bei kurzem Durchblättern eines schon recht deutlich: Die formal und inhaltlich unterschiedlichen Zugänge der einzelnen Beiträge ebenso wie das Gesamtkonzept der Enzyklopädie tragen konsequent jenen Entwicklungen Rechnung, die die wissenschaftliche Befaßtheit von Ina-Maria Greverus in den letzten Jahren – im weiteren Sinne jedoch bereits der letzten Jahrzehnte – verstärkt prägten: Kultur und deren wissenschaftliche Erforschung bedeutet für sie zum bestimmenden Teil → Collage: (1.) als Kulturbegriff für die „pluralen Alltagswelten" gegenwärtiger Felder bzw. als „Prozess, der im gelungenen Fall von einer De-Collage des Verfestigten zur Schöpfung eines kulturell Neuen führt" (Mohn S. 40); (2.) als Gesamtheit des Forschungsprozesses, aus dem angefangen mit dem Sich-Hineinwagen in die Multivokalität des Feldes, über den Weg einer reflexiven bzw. dialogischen Anthropologie die Collage als wissenschaftliche Ausdrucksform erwächst (Marcus S. 33ff). Dem *Prinzip Collage* widmete sich Ina-Maria Greverus in theoretischer und ethnographischer Hinsicht unter anderem in ihren beiden jüngsten Publikationen *Anthropologisch Reisen (2002)* und *Ästhetische Orte und Zeichen (2005)*.

Auch die vorliegende Beitragssammlung ist als Collage zu verstehen, ja, wird erst als solche begriffen wirklich verständlich. Die Mischung aus formalen – genuin enzyklopädischen – Einträgen, aus Bearbeitungen, die von konkreten Erlebnissen mit Ina-Maria Greverus ausgehend zu wissenschaftlichen Themen führen, bis hin zu Anekdotischem und der Integration von Zeichnungen als eigenständige Einträge, will den LeserInnen sowohl das Werk als auch die Person der Gefeierten und Beglückwünschten näher bringen. Diese Intention wird umso begreiflicher im Blick darauf, daß Ina-Maria Greverus im Laufe ihres wissenschaftlichen Schaffens auch die Kulturanthropologin/den Kulturanthropologen zum Gegenstand ihrer Forschung machte. Sie scheute sich nicht davor, das nicht-wissenschaftliche „Ich" fragend, wertend, reflektierend als dialogisches Element in ihr Arbeiten einzubinden: „Unterwegs ist die Kulturanthropologin als Mensch und als Wissenschaftlerin. Sie erschließt und entwirft Horizonte der Bedeutung, indem sie von ihren Begegnungen, Gesprächen und Überlegungen so erzählt, als handele es sich um einen Dialog auch mit ihren Lesern". (Süßbrich S. 28)

Besonderen Wert legte und legt Ina-Maria Greverus bei ihrer Arbeit auf den Prozess der Feldforschung (→ Fieldwork) als zentrales Moment einer kulturanthropologischen Auseinandersetzung. (Lindner S. 24, Wulff S. 26, Marcus S. 34, Macdonald S. 43, Bausinger S. 78, Moser S. 88, Braun S. 118, Ziemba S. 121). So erhielt auch die Lehre am Frankfurter Institut durch projektorientiertes Forschen und Lernen früh ihre Prägung. Die Ver-

bindung von intensiver Feldforschungstätigkeit mit kulturanthropologischen Ansätzen und der Mut zu entsprechender Theorienbildung kann als ein besonderes Verdienst der Wissenschaftlerin im Reigen der noch als „Volkskundler" ausgebildeten Nachkriegskollegenschaft angesehen werden. Sich selbst hat Ina-Maria Greverus immer wieder zwischen den Disziplinen bzw. an deren Grenzen positioniert. Diesbezüglich wird sie im letzten Eintrag der Enzyklopädie, der aus *Ästhetische Orte und Zeichen* entnommen wurde, zitiert (→ Zwischenraum): „Meine Feldforschung ist weder in der traditionellen Mikrowelt der langfristigen Lokalforschung verortet, noch in der postmodernen Makrowelt ortloser Individuen entortet. Mein Weg zielte und zielt auf jenes ‚Dazwischen', das Michel de Certeau mit dem Zaunzitat von Morgenstern ‚Es war einmal ein Lattenzaun – mit Zwischenraum hindurchzuschaun' beschreibt. Dieser Zwischenraum bedeutet für mich einen Grenzraum und einen Begegnungsraum in den Suchbewegungen zwischen ausschließenden Verortungen und Entortungen, auch den fachwissenschaftlichen." (S. 140)

Für Kurzrezensionen einzelner Beiträge ist an dieser Stelle kein Raum. Daher sei auf das ausführliche Vorwort (Welz/Lenz S. 7–19) verwiesen. Dort finden sich – neben einer allgemeinen Einleitung – knappe, ineinandergreifende Kurzbeschreibungen aller Beiträge. Um trotzdem einen Vorgeschmack auf die Fülle der unterschiedlichen Inhalte des Buches zu geben, sei an dieser Stelle eine Sequenz des gelungenen Eintrags zum Thema *Fieldwork* zitiert: „The present of ethnographers working in the fields evoke the following key words: reflexivity, dialogue (→ Dialog) and power; fieldwork with a notebook, cell phone, internet connection and an attitude; blurred boundaries between field and home (→ Anthropology at Home), field and desk, insider and outsider; Ina-Maria Greverus; fragmentation; postcommunity, dislocation, multilocality, and transnational space; auto-anthropology; the comeback of armchair anthropology; competing voices; serendipity (→ Serendipity Principle); September 11 (→ Anthropology at Home), the spread of HIV/Aids, violent ethnic conflict ('fieldwork under fire') (→ Dubrovnik; → Professional Victims); fieldwork as alchemy and as an agricultural and sexual metaphor; the ethnographic fieldworker as a shifting cultivator; hit-and-run fieldwork; and many more." (Driessen S. 61f.)

Aussagekräftig ist diese kurze Passage nicht nur, weil das meiste hier genannte in der einen oder anderen Form bei der Lektüre zu entdecken ist. Sie zielt nochmals konkret auf jenes „Dazwischen" von Ver- und Entortung, das in den letzten Jahren vor allem im Zuge der Globalisierungsdebatte kontroversiell diskutiert wurde. Zum einen wurden in diesem Zusammenhang verstärkt Tendenzen kultureller Mobilität, Vernetzung, Diversität,

Hybridität, Kreolisierung, Entterritorialisierung etc. konstatiert, die auch an die Kulturwissenschaften neue Anforderungen im Bereich der multi-lokalen und multi-methodischen Feldforschung stellen. Zum anderen waren es gerade Ereignisse wie der *11. September*, die „die allzu optimistische Vorstellung von der Krise des Nationalstaates und [...] die euphorische Idee gesellschaftlicher und kultureller Landschaften mit entterritorialisiertem bzw. transnationalem Charakter" als bedenkenswert entpuppt und „der Territorialität als Raumanspruch und daher auch als Prinzip der Ordnung (→ Ordnung) und Abgrenzung einmal mehr Sinn und Bedeutung verliehen haben" (Giordano S. 126; vgl. auch Hannerz S. 64–65).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass sich vermeintliche Schwächen bestimmter Beiträge nur dort auftun werden, wo der Titel des Buches allzu wörtlich genommen wird, also streng fachliche enzyklopädische Einträge erwartet und persönliche Danksagungen oder Anekdotisches als störend empfunden werden. Auch werden diejenigen enttäuscht sein, die die Ergiebigkeit des „Hosentaschen-Formats" überschätzen: Eine Lektüre der Arbeiten von Ina-Maria Greverus kann dieses kleine Kompendium nicht ersetzen. Wer einen Einstieg in den Greverusschen Kosmos bzw. in aktuelle kulturwissenschaftliche Diskussionen sucht, ist hingegen mit diesem Büchlein bestens bedient. Wer zudem vielleicht noch offen für eine „gekonnte Collage" ist oder die Studien der Jubilarin bereits kennt, wird sich über manch neuen Ansatz, über Vielseitigkeit, Wissensauffrischungen und die vielen Möglichkeiten, auch zwischen den Zeilen zu lesen, freuen.

Max Leimstättner

BRUCKMÜLLER, Ernst, Ernst LANGTHALER, Josef REDL (Hg.): *Agrargeschichte schreiben. Traditionen und Innovationen im internationalen Vergleich* (= Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes, Bd. 1), Innsbruck u.a., Studien-Verlag, 2004, 264 Seiten, graph. Darst.

Die österreichischen AgrarhistorikerInnen sind zu beneiden: Mit dem 2002 als Ludwig-Boltzmann-Institut gegründeten, seit 2006 eigenständigen „Institut für Geschichte des ländlichen Raumes" in St. Pölten, an dem inzwischen einschließlich der über Drittmittel eingeworbenen Forscher neben dem Institutsleiter Ernst Bruckmüller sechs wissenschaftliche Mitarbeiter beschäftigt sind[1], verfügt die agrarhistorische Forschung in Österreich seit einigen Jahren über eine institutionelle Verankerung, von der man in

1 (http://www.univie.ac.at/ruralhistory/schaufenster2.jpg: Stand: 19.7.2006)

Deutschland nur träumen kann. Neben einer ausgezeichneten, stets aktuellen Internet-Präsenz (http://www.univie.ac.at/ruralhistory) gibt das Institut seit 2004 eine eigene wissenschaftliche Zeitschrift heraus, das „Jahrbuch zur Geschichte des ländlichen Raums" (JGLR).

Der Name der Zeitschrift ist gleichzeitig Programm. Er verweist auf die generelle Umorientierung der agrarhistorischen Forschungen im deutschsprachigen Raum weg von der langjährigen Konzentration auf die Geschichte der Bauern und der bäuerlichen Kultur, der Rechts- und Verfassungsgeschichte hin in Richtung einer allgemeinen Sozial-, Alltags- und Kulturgeschichte der ländlichen Gesellschaft. Das deutsche Pendant des JGLR, die „Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie", hat 2003 eine vergleichbare inhaltliche Umorientierung vorgenommen, auf eine Änderung des Zeitschriftentitels allerdings verzichtet. Der erste Band des „Jahrbuchs für Geschichte des ländlichen Raumes" widmet sich dem Thema „Agrargeschichte schreiben. Traditionen und Innovationen im internationalen Vergleich". Er bietet eine Bestandsaufnahme der agrarhistorischen Forschungen in Europa, die sich, dies sei schon vorab vermerkt, sehen lassen kann.

Die Verfasser der Beiträge, die im Rahmen einer kurzen Rezension nicht alle entsprechend gewürdigt werden können, sind durchweg jüngere Vertreter einer akademischen Disziplin, die zumindest im deutschsprachigen Raum über lange Jahre ein Schattendasein führte. Auch in der Volkskunde als ehemaliger Leitwissenschaft einer „Bauernkunde" steht das Land schon lange nicht mehr im Zentrum des Interesses, hat sich daneben schon vor geraumer Zeit die Stadtethnologie als ein momentan sogar wichtigeres Forschungsfeld etabliert.

Schon vor diesem Hintergrund ist das Projekt, ein neues „Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes" am wissenschaftlichen Buchmarkt zu positionieren, bemerkenswert, und dies vor allem aufgrund seiner Europäischen Perspektive. So finden in dem vorliegenden Band nicht alle, aber doch viele Europäische Länder Berücksichtigung. Der Aufsatzteil beginnt mit einem fundierten Überblick primär über die jüngeren Forschungen zum Agrardualismus in Europa aus der Feder Markus Cermans. Mit den Diskussionen um die Grund- und Gutsherrschaft widmet sich Cerman einem in der deutschen und österreichischen Forschung über Jahrzehnte zentralen agrarhistorischen Thema und zieht dabei vor allem für die letzten 15 Jahre eine positive Bilanz: Die Abwendung von den traditionellen rechts- und verfassungsgeschichtlichen Perspektiven hin zu einem Blick auf die Dörfer, der in Deutschland vor allem durch die Potsdamer Max-Planck-Arbeitsgruppe „Ostelbische Gutsherrschaft" eingeleitet wurde, hat die Forschungen zum agrarischen Dualismus nach Cerman deutlich befruchtet. Dieser Perspektivenwechsel hat die starren Grenzziehungen zwischen westelbischer Grund-

und ostelbischer Gutsherrschaft, die ja selbst Ergebnisse historiographischer Konstruktionen waren, aufgeweicht, den Blick auf die Vielfalt kleinräumig-regionaler Varianten eröffnet und vor allem die Untertanen in den Gutsherrschaften aus dem historiographischen Korsett der dauerhaften passiven Untertänigkeit befreit. Hier hat sich die Adaption allgemeiner Paradigmenwechsel in den Geschichtswissenschaften (Mikrogeschichte, historische Anthropologie) fruchtbar auf eine Neuorientierung der Agrargeschichte in Deutschland ausgewirkt, die im übrigen auch in der volkskundlichen Forschung ihren Niederschlag fand (Silke Göttsch).

Im Unterschied zur positiven Bilanz von Markus Cerman stellt Robert von Friedeburg die Defizite der deutschen Agrargeschichte in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen: „Brach liegende Felder" sieht er vor allem in der mangelnden Berücksichtigung der sozialen Differenzierung auf dem Lande sowie dem abrupten Abbruch agrarhistorischer Forschungen in der Tradition Wilhelm Abels und seiner Schüler. Von Friedeburg moniert insbesondere die Vernachlässigung ökonomischer Faktoren wie beispielsweise agrarische Produktionsleistungen, die Lohn- und Preisgeschichte u.ä., die durch die langjährige Konzentration der Forschung auf die Bauern und ihr Verhältnis zu Gemeinde und Obrigkeit inzwischen in der angelsächsischen und amerikanischen Forschung durch Wissenschaftler wie William Hagen und David Sabean intensiver und kompetenter betrieben würde als in Deutschland.

Auch wenn die deutsche Agrargeschichte im hier anzuzeigenden Buch mit zwei Beiträgen prominent vertreten ist, löst das Herausgeberteam seinen Anspruch auf einen internationalen Fokus durchaus ein. So skizziert Margareth Lanzinger die Agrargeschichtsforschung in Italien seit den 1960-er Jahren, Gloria Sanz Lafuente Perspektiven auf die Agrargeschichte Spaniens seit dem 18. Jahrhundert. Die französische Agrargeschichte ist ebenfalls mit zwei Beiträgen vertreten: Während bei Gérard Béaur die sozial- und wirtschaftshistorischen Darstellungen zur Frühen Neuzeit im Mittelpunkt stehen, erschließt Nadine Vivier das Forschungsfeld vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Prominent vertreten ist auch die Historiografie zur Agrarwirtschaft in der ländlichen Gesellschaft in der DDR (Arnd Bauerkämper), eines der im Vergleich zu anderen Themen momentan noch aktiv beforschten Felder der deutschen Agrargeschichte. Einen nationenübergreifenden Blick auf die Agrargeschichtsschreibung des Alpenraumes bietet Jon Mathieu, während Peter Moser seine Darstellung auf die Schweiz fokussiert. Die österreichische Agrargeschichte steht in insgesamt drei Beiträgen im Zentrum des Interesses. Im Aufsatzteil zeichnet Ernst Langthaler unter der auch Titelgebenden Klammer der „Traditionen" und „Innovationen" ein Bild von der Entwicklung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Im Forum

setzen sich Josef Redl, Wolfgang Meixner und Gerhard Siegl mit zentralen Vertretern der österreichischen Agrarforschung (Karl Grünberg, Hermann Wopfner) auseinander. Auch der Norden und Nordwesten Europas, im Aufsatzteil zunächst vermisst, finden am Ende des Buches doch noch Berücksichtigung: Der allerdings kurze Beitrag von Michael Limberger skizziert am Beispiel der Publikationsreihe der Arbeitsgemeinschaft „CORN" (= Comparative rural history of the north sea) zentrale Themenschwerpunkte und Ergebnisse der agrarhistorischen Forschungen in den Niederlanden, Belgien, Großbritannien und Teilen Skandinaviens. Angesichts der Rolle, die die Agrargeschichte in diesen Ländern spielte und bis heute spielt, wäre hier ein umfangreicherer Überblick schon aufgrund des intendierten internationalen Vergleichs wünschenswert gewesen. Ein Stück weit ist dieser auch daran gescheitert, dass eine für einen Rezensionsessay geplante Überblicksdarstellung zur „Rural history in the North sea area" zu Redaktionsschluss trotz gegenteiliger Verlagsankündigungen noch nicht vorlag. Konzeptionell stellt sich dennoch die Frage, warum im Aufsatzteil die agrarhistorischen Forschungen in Deutschland, Frankreich und Österreich in jeweils zwei bzw. drei Beiträgen thematisiert werden, während für die Forschungen zum Nordseeraum insgesamt lediglich zehn Seiten zur Verfügung standen.

Mäkeln allerdings lässt sich immer: Vor dem Hintergrund der Osterweiterung der EU kommt auch Osteuropa in diesem internationalen Vergleich zu kurz, hätten zumindest Polen und Tschechien mit ihrer regen agrarhistorischen Forschung eigentlich eine eigene Abhandlung verdient. Da eine wissenschaftliche Zeitschrift bekanntlich in der Regel ein vorgegebenes Seitenlimit hat, wäre diese Erweiterung um Nord-, Nordwest- und Osteuropa eine Perspektive für einen weiteren Band eines Jahrbuchs, das mit „Agrargeschichte schreiben" eine vielversprechende Eröffnung vorgelegt hat.

Barbara Krug-Richter

FREDE, Ulrike: *„Unvergessene Heimat" Schlesien. Eine exemplarische Untersuchung des ostdeutschen Heimatbuches als Medium und Quelle spezifischer Erinnerungskultur* (= Schriftenreihe der Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V., Bd. 88). Marburg, N. G. Elwert Verlag, 2004, 398 Seiten, Abb.

Unter dem Titel „‚Unvergessene Heimat' Schlesien" wendet sich Ulrike Frede in ihrer an der Universität Münster angenommenen und in der Schriftenreihe der Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde in

der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde publizierten Dissertation gleichermaßen einem „Medium" und einer „Quelle" der Erinnerungskultur ostdeutscher „Heimatvertriebener" zu: der Gattung so genannter „Heimatbücher", unter die sich so Unterschiedliches wie Gedichtbände, Familienchroniken, Bildbände, Kalender und Jahrbücher, die ein Bild der „Heimat" vermitteln wollen, subsumieren lässt. Das „Heimatbuch", so wie in der vorliegenden Arbeit definiert, verfolgt die „Darstellung eines ‚Raumes' [...] – eines Dorfes, einer Stadt, einer Gemeinde, eines Kreisgebietes oder auch einer ganzen Region –, zu dem die Autoren, Herausgeber und Mitarbeiter [...] eine enge Beziehung haben" (S. 3). Mit derartigem Schrifttum verfolgen deren AutorInnen, im Falle der von Frede untersuchten Werke mit ganz wenigen Ausnahmen Angehörige der Gruppe „Heimatvertriebener" oder deren Nachkommen, folgende Ziele: die Erinnerung an die verlorene „Heimat" wach zu halten und deren „kulturelles Erbe" zu „fixieren", auf diese Art den betroffenen Heimatvertriebenen „Hilfe zur Vergangenheits- und Lebensbewältigung" zu leisten sowie auch außen stehenden Personengruppen „Kenntnisse über die verlorene Heimat" zu vermitteln (S. 366).

Material der Untersuchung sind Heimatbücher aus den Jahren 1946 bis 2001 über Orte in drei ausgewählten Landstrichen Schlesiens, nämlich der Grafschaft Glatz und den Kreisen Frankenstein und Waldenburg. 164 Werke dieses Genres hat die Autorin aus verschiedenen Bibliotheken und privaten Sammlungen zusammengetragen. Eine quantitative Auswertung dieser Bücher hinsichtlich der beschriebenen Orte, der Publikationsdaten, AutorInnen und anderer an der Herstellung Beteiligter, aber auch hinsichtlich des „Erscheinungsbildes der Bücher" (Aufmachung, Titel, Vorwort, inhaltlicher Aufbau) bildet die Grundlage für die qualitative Analyse einer Auswahl von 25 Ortsmonographien, welche deutlich umfangreicher ausfällt als erstere. Zwischen quantitative und qualitative Auswertung eingeschoben ist das längste (und aufgrund zwangsläufiger Wiederholungen mitunter etwas mühsam zu lesende) Kapitel, in dem die Autorin zehn Heimatbücher, deren Inhalte und Entstehungsbedingungen detailliert vorstellt. Mit der Beschreibung dieser exemplarischen Werke soll der Leser mit verschiedenen „Typen" von Heimatbüchern, die sich aufgrund der relativ weiten Definition des Genres zum Teil erheblich voneinander unterscheiden, bekannt gemacht werden.

Im Kapitel zu den Ergebnissen der qualitativen Analyse wird genau auf die Inhalte eingegangen, zunächst auf die Art der Geschichtsdarstellung: Welche Zeitspannen werden überhaupt gewählt, inwieweit wird Geschichte einer Bewertung unterzogen, und wie wird sie argumentativ genutzt? Schlesische Geschichte ist – soviel wird deutlich – in den Heimatbüchern als „deutsche" Geschichte geschrieben, womit der Anspruch der „Deutschen"

auf den nunmehr polnischen „Boden" untermauert und die „Ungerechtigkeit" der Vertreibung 1946 deutlich gemacht werden soll. Frede weist auf Varianzen in den Darstellungen hin: So wird, sofern sie nicht gänzlich ausgespart wird, die Zeit des Nationalsozialismus unterschiedlich reflektiert – der Nationalsozialismus wird verurteilt, bisweilen werden ihm aber auch positive Errungenschaften zugeschrieben; in manchen Heimatbüchern wird versucht zu erklären, woher die Begeisterung für ihn kam. Auch die Darstellung der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg und insbesondere nach der Vertreibung variiert stark: Manchmal in nur wenigen Sätzen abgehandelt, wird in anderen Heimatbüchern wiederum versucht, die Geschichtsschreibung der ehemaligen „Heimatdörfer" auch für die Zeit nach den Vertreibungen fortzusetzen.

Neben dem Umgang mit der Geschichte in Heimatbüchern interessiert sich Frede vor allem für die „Ikonographie der ‚verlorenen Heimat'" (S. 275). Sie analysiert die Darstellungsstrategien der „heimatlichen Landschaft" sowie des Heimatdorfes bzw. der Heimatstadt mit seinen/ihren Einrichtungen und auch, wie Sprache, Mentalität, Normen und Werte in den Heimatbüchern zum Erinnerungsort werden.

In ihrem letzten größeren Kapitel, „Die spezifische Erinnerungskultur von Heimatvertriebenen", vertieft die Autorin einige der bisher gewonnenen Erkenntnisse über schlesische Heimatbücher. Sie spürt zum einen genauer den Einflüssen auf die Zielsetzung und die Inhalte von Heimatbüchern nach sowie der Rolle von „Zeitpunkt der Bucherarbeitung", Autorenpersönlichkeit, MitarbeiterInnen, Verlagen, HerausgeberInnen und GeldgeberInnen, Kirchen und Vertriebenenorganisationen. Zum anderen wendet sie sich noch einmal – mit besonderem Fokus auf die in den Heimatbüchern auffindbaren Heimat-Deklinationen („Heimat als Identitätsraum" [S. 346], „Heimat als Leistung" [S. 348], „Heimat als ‚heile Welt'" [S. 349] usw.) und auf die Art der dort geleisteten „Auseinandersetzung mit dem ‚Fremden'" (S. 353) – den Buchinhalten als „Indikator[en] für ein spezifisches Bewußtsein der Heimatvertriebenen" (S. 336) zu und will so zu einer Rekonstruktion deren „spezifischen ‚Heimatgedächtnis[ses]'" (S. 313) gelangen.

Dass aus den Inhalten von Heimatbüchern (und unter Einbezug von Erkenntnissen aus Gesprächen mit BuchautorInnen und deren Angehörigen) Aufschlüsse über individuelle und kollektive Bewusstseinslagen von Heimatvertriebenen erlangt werden können, erscheint durchaus einleuchtend. Die Aussage, „daß die eigentlichen Objekte der Untersuchung ‚die Menschen' sind, die Heimatbuchautoren und ihre Mitarbeiter" (S. 313), scheint hingegen doch etwas übertrieben – zu sehr ist Fredes Arbeit inhaltsanalytisch ausgerichtet.

Dem Anspruch, „[m]it der vorliegenden Analyse der schlesischen Heimatbücher, der Erforschung ihrer Inhalte und der Hintergründe, die zu ihrer

Entstehung geführt haben, [...] auch ein[en] Beitrag zum besseren gegenseitigen Verstehen" von Deutschen und Polen zu leisten (S. 16), wird Frede, so sehr dies auch zu wünschen wäre, nur bedingt gerecht werden können. Denn ob solches mit der wissenschaftlichen, manchmal aber etwas unkritischen Analyse eines („deutschen") Mediums, das nicht zuletzt der „Artikulation heimatpolitischer Deklarationen wie des ‚Rechts auf die Heimat' und des ‚Unrechts der Vertreibung' bzw. damit verbundener politischer Forderungen" (S. 231) dient, gelingen kann, ist fraglich.

Tobias Schweiger

HANN, Chris, Mihaly SARKANY, Peter SKALNIK (Hg.): *Studying peoples in the people's democracies. Socialist era anthropology in East Central Europe*. Münster, LIT-Verlag, 2005, 376 Seiten.

Der Tagungsband versammelt überarbeitete Beiträge der gleichnamigen Konferenz, die im November 2003 am Hallenser Max Planck Institut für ethnologische Forschung Kultur- und Sozialanthropologen aus Polen, Ungarn, Tschechoslowakei und der DDR zusammenbrachte. Im Ergebnis ist, wie die Herausgeber in ihrer Einleitung selbst schreiben, eine Collage von Erfahrungsberichten und sehr subjektiv gefärbten Einschätzungen der osteuropäischen Fachgeschichte von Gewährsleuten („key informants", S. 1) einerseits und andererseits informativen, zum Teil penibel recherchierten Überblicken über die Entwicklung des Fachs in den genannten Ländern zur Zeit des Sozialismus entstanden. Der einleitende Satz „We are anthropologists, not historians" (S. 1) ist programmatisch zu verstehen.

Zwar räumen die Herausgeber ihre eigene Befangenheit bei der Auswahl der Gewährsleute ein und versäumen dies auch die einzelnen Autoren nicht betreffs der Kennzeichnung ihrer jeweiligen Perspektiven, so bleibt notwendigerweise eine lückenhafte Vorstellung der kulturanthropologischen Forschungsarbeit im Sozialismus zurück. Für die DDR-Ethnographie beispielsweise kommen mehrheitlich Vertreter der universitären Volks- und Völkerkunde zu Wort. Volkskundler und Kulturhistoriker der Ostberliner Akademie der Wissenschaften müssen aus unerfindlichen Gründen „draußen bleiben", obwohl die wichtige Rolle dieser Forschungsinstitution für alle sozialistischen Staaten Europas den Herausgebern hinreichend bekannt ist und in den anderen Texten durchaus zum Ausdruck kommt. Von den Spannungen zwischen Kulturhistorikern und Folkloristen innerhalb des Teilfachs Volkskunde seit den 1960-er Jahren, die nicht nur aus den diskursiven Auseinandersetzungen innerhalb dieser Scientific Community, sondern auch aus

prozessualen Wechselwirkungen in wissenschaftlichen und politischen Teilbereichen resultieren[1], ist aus den vorliegenden Texten über die DDR-Ethnographie leider nichts herauszulesen.

Zudem finden sich einige sachliche Fehler. Im inneren Klappentext des Bandes ist etwa zu lesen: „Yet at the end of the socialist era the anthropologists of the GDR, unlike their eastern neighbours, were subjected to a scholarly evaluation – and in many cases found to be inadequate by the new, Western standards." Noack/Krause schreiben auf S. 25: „The destiny of GDR science after 1989 was determined by evaluations carried out by committees of the Scientific Advisory Board of the Federal Republic." Das Bedürfnis nach einer Vereinfachung der komplexen Umstrukturierungsprozesse nach 1989 ist zwar nachvollziehbar, in diesem Rahmen jedoch verblüffend. Nicht nur, dass die hier erwähnte Evaluierung des Wissenschaftsrates sich ausschliesslich auf die Institute der Akademie der Wissenschaften bezog, sie erbrachten sogar ganz im Gegenteil eine Empfehlung an die zuständigen Länderregierungen, die Nachfolgeeinrichtungen des Wissenschaftsbereichs Kulturgeschichte/Volkskunde zu erhalten. Zum anderen kann von einer Tabula Rasa nach 1990 zumindest für die DDR-Volkskunde keine Rede sein: Personelle und inhaltliche Kontinuitäten finden sich durchaus, so beispielsweise in Rostock, Dresden und Thüringen, aber auch in der Sozialgeschichte und im Museumsbereich, und sie deuten sich auch in Neugründungen an wie z.b. bei der 1990 ins Leben gerufenen Gesellschaft für Ethnographie mit ihrem „Infoblatt" (heute: „Berliner Blätter") oder dem Online-Magazin „Kulturation". Darüber hinaus fanden zu Beginn der 1990-er Jahre nicht nur im postsozialistischen Deutschland Evaluierungen im wissenschaftlichen Bereich statt.

Sehr fruchtbar ist dagegen die Diskussion einzelner teils bekannter, teils ungeahnter Facetten der osteuropäischen Fachgeschichten, allen voran die für die Disziplinen der Kultur- und Sozialanthropologie stets zentrale Frage nach der einheitlichen Bezeichnung. In dieser vermeintlichen Schwäche scheint sich eine der Stärken dieser Disziplin zu spiegeln: Der breite Rahmen der möglichen Eigendefinitionen begünstigt die flexible Neugestaltung der Ressourcenensembles von Wissenschaft und Politik je nach den aktuellen Erfordernissen und so die Sicherung der Arbeitsgrundlage, wie sich gerade in der Entwicklung nach 1989 in den postsozialistischen Staaten Ostmitteleuropas zeigte. Nicht nur für die Anfänge dieser europäischen Disziplin trifft zu, was die Herausgeber im inneren Klappentext schreiben: „In all of these countries the history of anthropology has been tightly bound

1 Vgl. dazu Lee, You Jae: Volkskunde in der DDR zwischen innovativen Methoden und politischer Einbindung 1963–1973. Berlin 1998.

up with the history of nation-building." Schade, dass gerade dieser wichtige Punkt nur in wenigen Beiträgen angemessen berücksichtigt wird. Erhellend ist die Hervorhebung beziehungsgeschichtlicher Aspekte der Weiterentwicklung der jeweiligen Fachtraditionen, ebenso die Erörterung theoretischer Neuerungen, wie etwa die Frage nach tatsächlichen oder rhetorischen marxistischen Forschungsansätzen nach 1949, und nicht zuletzt die Diskussion über den Umgang mit dem fachgeschichtlichen Erbe aus sozialistischer Zeit.

Zusammen genommen entsteht ein widersprüchliches Bild. Die Beiträge oszillieren, je nach Autor, zwischen der These, dass sich trotz des ungeheuren politischen Drucks während der sozialistischen Jahrzehnte dank der Durchsetzungskraft einzelner starker und unkorrumpierbarer Forscherpersönlichkeiten innovative Strömungen durchsetzen konnten, und der These, dass die hier behandelten Disziplinen der Kultur- und Sozialanthropologie von Anbeginn an für die politische Indienstnahme prädestiniert waren und somit deren Entwicklung nur in diesem Zusammenhang zu verstehen ist. Daher ist die Lektüre des vorliegenden Bandes eigentlich nur solchen Lesern angeraten, die bereits über Vorkenntnisse über den hier behandelten Gegenstand verfügen und die Interpretationen der hier versammelten Zeitzeugen und ihrer Schüler einzuordnen wissen. Dann sind durchaus gewinnbringende Einblicke in länderübergreifende Entwicklungen und Problemlagen der sozialistischen und postsozialistischen Ethnowissenschaften garantiert.

Blanka Koffer

BAUER, Ingrid, Christa HÄMMERLE, Gabriele HAUCH (Hg.): *Liebe und Widerstand. Ambivalenzen historischer Geschlechterbeziehungen* (= L'HOMME, Schriften Band 10, Reihe zur Feministischen Geschichtswissenschaft), Wien u.a., Böhlau, 2005.

Der Sammelband zu einem internationalen Symposion, das 2002 zum Anlass des 60. Geburtstages Edith Saurers in Wien stattfand, enthält eine Fülle an Themen und Zugängen zum Thema Liebe und Widerstand, deren kleinster gemeinsamer Nenner die Historische Anthropologie ist, was sich vor allem in einem erweiterten bzw. breit angelegten Quellenkanon manifestiert.

Der einleitende Artikel der Herausgeberinnen bildet einen Höhepunkt des Bandes, indem er ansetzend bei der schwierigen Relation von wissenschaftlicher Forschung und deren Auseinandersetzung mit Gefühlswelten, sich weiterbewegt zu Basiskonzepten und theoretischen Ansätzen von Roland Barthes, Simone de Beauvoir, Anthony Giddens und Niklas Luhmann. Die

Herausgeberinnen präsentieren einen konzisen Überblick zur Entwicklung der feministischen Bewegung und Politik in Verbindung zur Geschichte des Ehe- und Sexuallebens seit Anfang des 20. Jahrhunderts und diskutieren das Begriffspaar Ehe-Liebe. Auch wenn es ein Ziel der Frauen- und Geschlechtergeschichte ist „[...] diesen analytischen Rahmen zu verlassen, sich kritisch gegen Kategorien zu wenden, die Antworten im Prinzip schon vorwegnahmen und gesellschaftliche Hierarchien stützen, und stattdessen ein Konzept der Differenz und der Vielfalt historischer Geschlechter- und Liebesbeziehung zu entfalten" (S. 21), kann dies von den konkreten Ergebnissen kaum eingelöst werden, was zumindest den Herausgeberinnen und einigen AutorInnen durchaus bewusst ist. Gesellschaftlichen Rollenverteilungen wird von den Autorinnen aus Perspektive des Widerständigen eine Schlüsselfunktion zugewiesen.

Rollen werden in den Beiträgen des Bandes einerseits auf das Verhältnis zweier Partner in einer Liebesbeziehung und andererseits auf das Individuum im Verhältnis zum politisch-gesellschaftlichen System bezogen. In den meisten Beiträgen steht die Liebe zwischen den Geschlechtern im Zentrum, einzelne fokussieren aber auch auf die Liebe zu Heimat, Nation oder zum Kind.

Im ersten Themenschwerpunkt „Liebe, Widerstand und Erkenntnis" nähern sich vier AutorInnen den Begrifflichkeiten theoretisch an. Die Sozialpsychologin Gudrun-Axeli Knapp beschäftigt sich mit Liebe, Widerstand und Erkenntnisproduktion im feministischen Diskurs und sieht dabei Liebe und Widerstand nicht als Gegenstände der Wissenschaftsforschung sondern als Aspekte feministischer Erkenntnis. Der Beitrag enthält Erläuterungen zu historischen und aktuellen Problemen des feministischen Diskurses, dessen enge Verknüpfung mit Fragen des Widerständigen auf der Hand liegt.

Waltraud Kannonier-Finster und Meinrad Ziegler diskutieren in ihrem Beitrag zu Liebe, Fürsorge und Empathie im soziologischen Verstehen soziale Beziehungen zwischen WissenschafterInnen und Beforschten und deren Einfluss auf Objektivität und Erkenntnis. Die Verbindung zwischen Subjekt und Objekt der Forschung wird anhand der Methode des narrativen Interviews veranschaulicht. Sie plädieren dafür, die Erhebungsphase nicht von der Analyse zu trennen und schon während des Interviews durch das Konzept einer „soziologischen Empathie" und einen sozialwissenschaftlich-reflexiven Modus des Fragens und Nachfragens (S. 64) eine Haltung gegenüber den Befragten einzunehmen, die sich von dem alten Modell der „Neutralität" verabschiedet. Herta Nagl-Docekal geht am Beispiel der Dissertation Hannah Arendts „Der Liebesbegriff bei Augustinus auf den zugleich universalistischen und individualistischen Charakter der Liebe ein, der in Arendts politischer Philosophie zentrale Bedeutung erlangen sollte.

Dabei nutzt Nagl-Docekal – als einzige –, tatsächlich den Begriff „Liebe" als primäre Kategorie.

Das zweite Kapitel „Liebe schreiben" wird von Sigrid Schmid-Bortenschlager eingeleitet, die den Roman des 18. Jahrhunderts als Diskussionsforum für die neue Organisation von Familie und Geschlechterrollen untersucht. Interessant erscheint dabei der Wandel der „Konzepte der Liebe" vom Adeligen hin zum Bürgerlichen, was als Sieg der Vernunft interpretiert wurde, aus der heutigen Sicht doch als Unterdrückung von Gefühlen oder Individualiät deutbar wäre.

Wolfgang Müller-Funk beschreibt im Sinne Niklas Luhmanns die Liebe als Kommunikationsmedium, um die Beziehung zwischen Mereau und Clemens von Brentano zu untersuchen, und Birgit Wagner wirft einen Blick auf die Verbindung von Liebe und Schreiben anhand der sardischen Schriftstellerinnen Grazia Deledda und Maria Giacobbe.

Im Kapitel „Liebe inszenieren" liefert Johanna Gehmacher in einem gut strukturierten, reflektierten Text eine Analyse zu nationalistischen Narrativen und deren metaphorischem Instrument „Liebe", anhand literarischer Beispiele von Heine über Yeats bis Augusta Perse Gregory. Gehmacher verknüpft dabei die Biographien der einzelnen ProtagonistInnen, SchriftstellerInnen und Politiker mit der Idee der Nation, den Vereinen und nationalen Bewegungen. Gernot Heiss versteht in seinem Artikel das Kino als moralische Anstalt, in der Liebe als Liebe zwischen zwei Menschen während politischen Widerstands aber auch – am Beispiel des Films „Casablanca" – als Kulisse dient. Besonders geglückt fügt sich in das Kapitel zur Inszenierung Maria Mesners „Mutterliebe und/oder feministischer Widerstand. Zur normativen Aufladung von Frauen-Feiertagen", worin sie Frauenbilder und deren normativen Gehalt und Wandel in Österreich zwischen 1920 und 1950 am Beispiel Internationaler Frauentag versus Muttertag beschreibt. Es geht dabei um den Diskurs Frau-Familie-Erwerbstätigkeit, der bis heute nicht an Aktualität verloren hat. Ambivalenzen sozialdemokratischer Frauenbilder, sowie Rollen und deren Wandel werden systematisch dargestellt.

Zum Thema Homo/Sexualität und Liebe zeigt, einem Beitrag von Helmut Puff zu „Sodomie und Herrschaft" folgend, Julia Neissl anhand der Texte dreier österreichischer Autorinnen (Maria Janitschek, Ingeborg Bachmann, Karin Rick) die Darstellung lesbischer Beziehungen. Anhand der Textbeispiele werden historische Entwicklungen und Tendenzen erkennbar, die vor allem über Rollenbilder berichten. In Sandra Eders Beitrag geht es um das Phänomen der in den 50-er Jahren in den USA billig produzierten Taschenbücher mit lesbischen Liebesgeschichten den „Lesbian Pulp Novels". Sie wurden in unterschiedlicher Qualität produziert, teilweise auch von lesbi-

schen Autorinnen geschrieben, transportieren dabei aber eher negative Stereotype und können heute als Teil einer Repressionsgeschichte von Sexualität im Allgemeinen und Homosexualität im Speziellen gelesen werden. Sandra Eder schlägt für die Analyse allerdings eine „queer perspektive" vor, die sich auf die positiven Auswirkungen auf, bzw. die nicht intendierten Reaktionen der Leserinnenschaft konzentriert. Es geht also um widerständiges Lesen und eben das Scheitern der tendenziösen Rollenkonstruktionen.

Die „Liebe im Visier der Obrigkeit" wird durch zwei Beiträge illustriert, die sich jeweils mit Gerichtsakten bzw. Polizeiakten beschäftigen und über diesen Weg Schlüsse zu Beziehungskonstellationen und Geschlechterrollen ziehen. Der erste beschäftigt sich mit der Ermordung eines Richters im 18. Jahrhundert, der zweite mit einem Beziehungskonflikt an der Wende zum 20. Jahrhunderts.

Das Kapitel „Gegen Verbote lieben" könnte auch „Gegen Verbote heiraten" heißen, da es vor allem um Heiratskonflikte geht. Margareth Lanzinger legt eine überzeugende historisch anthropologische Studie vor, die sich mit Heiratsverboten aufgrund des Verwandtschaftsgrades und deren Aufhebung durch den „Dispens" im 19. Jahrhundert befasst. Leider bleiben dabei – bezüglich der gewählten Fallstudien – einige sich stellende quellenkritische Fragen offen. Michael Mitterauer nähert sich dem Heiratsverbot von anderer Seite. Er fragt nicht, wen es nicht zu heiraten gälte, sondern: „Wen soll oder muss ich heiraten?" und verfolgt einen komparativen Ansatz, der die Bedeutung der Religion betont und ausführlich den Endogamiebegriff diskutiert. Im Beitrag Margarete Grandners und Ulrike Harmats stehen die Biographien von Helene Odilon und Alexander Girardi im Mittelpunkt, wobei deren ambivalente Beziehung von der Eheschließung bis zur Scheidung vor dem Hintergrund der unterschiedlichen Rechtssysteme Österreichs und Ungarns um die Jahrhundertwende untersucht wird.

Der Themenschwerpunkt „Liebe als Widerstand" stellt das Widerständige in der Konfrontation mit gesellschaftlich-politischen Gegebenheiten dar. So beschreibt Brigitte Bader-Zaar in ihrem Artikel „Why does a slave ever love" die Liebe zwischen Eltern/ Müttern und Kindern, vornehmlich aber zwischen Mann und Frau. Sie arbeitet quellenkritisch anhand von Selbstzeugnissen nordamerikanischer Sklavinnen und denkt Diskurse und Literatur, die die Schreiberinnen beeinflussten, mit. Bemerkenswert ist die doppelte Kontextualisierung von Sklaverei und weiblichem Geschlecht (S. 322). Vor dem Hintergrund des jüdischen Widerstandes analysiert Stefanie Schüler-Springorum Ehen oder Beziehungen im Ghetto und in neu entstandenen Flüchtlingsgemeinden. Sie konzentriert sich dabei auf Frauennetzwerke, die sich dort (S. 331) in der Vermischung von Privatem und Politischem bildeten.

Das Kapitel „Fremde Lieben" beinhaltet zwei Texte, die historische Extremsituationen sehr unterschiedlich bearbeiten. Edith Saurer fasst in „Verbotene Vermischungen – ‚Rassenschande', Liebe und Wiedergutmachung" die Entwicklungen der „Mischehen" in Österreich seit Ende des 19. Jahrhunderts bis zu den Nürnberger Gesetzten zusammen und widmet sich anschließend den Folgen, etwa den durch eugenische „Befunde" weiter geschürten Rassismus, Antisemitismus und dem Sexismus. Dabei interessiert vor allem ihre Analyse zu den nach dem Zweiten Weltkrieg gestellten Anträgen auf Entschädigung von Opfern der „Rassenschandeprozesse" (S. 352). Martina Gugglbergers Beitrag gilt dem Vergeltungsakt des Haare-Abscherens an französischen Frauen, die während der Besatzung 1944/45 mit deutschen Soldaten eine Liebesbeziehung unterhielten. Das Thema Kollaboration und geschlechtsspezifische Bestrafung, darüber hinaus die Funktion des öffentlichen Rituals in einer Zeit des politischen Überganges sowie die gesellschaftspolitische Bedeutung des kollektiven Überwindens und Abarbeitens der Kriegsgeschehnisse wird ausführlich diskutiert.

Zum Thema Jugend, Sexualität und Rebellion trägt Kristina Popova mit einer Studie zu Liebe und Politik in der sozialistischen Jugendkultur der 1950-er Jahre in Bulgarien bei. Anhand der Jugendpresse analysiert sie die Rhetorik mithilfe derer Jugendliche aufgefordert wurden, den sozialistischen Idealen zu entsprechen. Deutlich wird dabei das Bestreben „der Partei", Öffentliches und Privates zu verschmelzen. Eine hoch emotionale Wahrnehmung des Öffentlichen wurde auch durch sowjetische Romane und Filme transportiert und hergestellt. Die „Gesellschaft der Masken", die sie am Ende anspricht, also die scheinbare Übereinstimmung mit dem System, könnte wohl auch als eine Art passiver Widerstand gedeutet werden. Jedenfalls regt der Beitrag Kristina Popovas dazu an, auch in anderen gesellschaftlich-politischen Kontexten ähnliche Untersuchungen durchzuführen. Franz X. Eder berührt in seinem Text „Die ‚Sexuelle Revolution' Befreiung und/oder Repression" viele Themen, wie etwa das Sexualverhalten der Studierenden und ArbeiterInnen während und vor den 60-er Jahren, die Studentenbewegung, den Einfluss der neuen Verhütungsmethoden (Pille), die erste Frauenbewegung, die Abtreibungsdebatte und die Rolle der Medien, und verdeutlicht u.a. daß hier durchaus noch Forschungslücken klaffen.

Das letzte Kapitel des Bandes behandelt Liebe und Ehe im Wandel der Moderne. Ernst Hanisch widmet sich der Geschichte des Liebhabers im 20. Jahrhundert und unternimmt als erster in diesem Sammelband den Versuch, sich der Liebe biologistisch und psychologisch zu nähern. Karin Hausen thematisiert die Ehe in – auf den ersten Blick – neuer Perspektive, aus dem Blickwinkel des Marktes. Jedoch folgte der Ehe- und Heiratsmarkt schon immer den Regeln des Angebots und der Nachfrage: Wer will wen heiraten

und warum? Wieder stehen die Geschlechterrollen und deren Wandel zur Debatte, etwa das Schönheitsideal oder der Stellenwert des Berufs des Mannes. Ein historisch vergleichender Blick auf die Heiratsanzeigen als Quelle, zeigt diese als Indikator der veränderten Geschlechter-Bedingungen. Ute Gerhard präsentiert mit „Die Ehe als Geschlechter- und Gesellschaftsvertrag. Zum Bedeutungswandel der Ehe im 19. und 20. Jahrhundert" eine Übersichtsstudie, die sich mit verschiedenen Positionen innerhalb der Ehe und deren Widersprüchlichkeiten und inneren Widerständigkeiten auseinandersetzt. Sie bespricht die Interventionen des Staates durch das Familienrecht und aktuelle Trends auch im übernationalen Vergleich.

Die besondere Qualität des Sammelbandes besteht in der Unterfütterung der historischen angegangenen Themen mit Fallstudien, die oft sehr überzeugend, gleichsam als geschichtliches Brennglas funktionieren und eine starke Anschaulichkeit bewirken. Die punktuelle und reflektierte Verwendung autobiographischer Quellen durch einzelne AutorInnen verdeutlicht zudem den historisch anthropologischen Ansatz, vor dessen Hintergrund die Begriffe Liebe und Widerstand auf vielfältigste Weise beleuchtet werden. Einzig die schlechte Bindung des umfangreichen Buches trübt das Vergnügen lesender Erkenntnis.

L'ubica Herzanová, Maria-Luise Freithofnig

MARSCHIK, Matthias: *Massen, Mentalitäten, Männlichkeit. Fußballkulturen in Wien* (= Enzyklopädie des Wiener Wissens, Bd. 1 Fußball). Wien, Verlag Bibliothek der Provinz edition Seidengasse, 2002, 158 Seiten, s/w-Abb.

Schon der Titel „Massen, Mentalitäten, Männlichkeit" formuliert die für Matthias Marschik zentralen Begriffe, welche anhand der „Fußballkulturen in Wien" diskutiert werden. Dieses Buch ist als erster Band in der Reihe „Enzyklopädie des Wiener Wissens" erschienen, und es stellt sich die Frage, ob denn Fußball so einen wichtigen Stellenwert in Wien einnimmt. Blickt man hier idealisiert zurück? Oder dokumentiert man etwas, das im Begriff ist, verloren zu gehen? Diese Fragen erscheinen berechtigt, betrachtet man bereits das Beispiel im Vorwort, in dem der Autor auf die Situation des österreichischen Nationalteams im Oktober 2002 verweist und versucht, diese mit vergangenen „glorreichen Zeiten" zu verknüpfen: „[...] nachdem in den Jahren zuvor Sturm Graz, der FC Tirol und der GAK den österreichischen Fußballsport dominiert und damit auch das Gros der Nationalspieler gestellt hatten, bedeutete der Beginn der Ära Krankl als Teamchef so etwas

wie die Renaissance des Wiener Fußballs." (S. 15) Im Wien der fußballerischen Anfangsjahre galten die Vereine aus den Bundesländern als „Provinzteams", eine Meinung, welche sich offenbar bis zur Gegenwart hält. Vom Autor wird nur kurz angemerkt, dass „Exilbriten" (englische Studenten oder Gärtner) schon um 1890 in Graz (S. 34) und Baden (S. 36) Fußball spielten, was möglicherweise ein anderes Licht auf die heutigen Idealvorstellungen einer Wiener Pionierarbeit in Sachen Fußball werfen würde.

In den chronologisch aufeinander folgenden Kapiteln behandelt der Autor den institutionalisierten Wiener Fußballsport von den Anfängen des „First Vienna Football Club" 1894 bis zur Situation des gegenwärtigen Fußballs. Er gestattet sich nur selten verklärte Rückblicke und ist kaum an einer Aufzählung von Erfolgen interessiert (S. 81 f.). Vielmehr rekonstruiert er anhand einer umfassenden Recherche der historischen Quellen und unter Verwendung zusätzlicher wissenschaftlicher Literatur das soziale Umfeld, in welchem sich die Sportkultur etablierte. Matthias Marschik versucht dem Leser die gesellschaftlichen Hintergründe des Wiener Fußballsports zu präsentieren und diskutiert in den ersten Kapiteln ausführlich die Probleme und Konflikte zwischen der anfangs bürgerlichen Trägerschicht der Fußballkultur und der folgenden Popularisierung des Sports durch die Arbeiterschaft. Dabei wendet er sich verstärkt dem Arbeiterumfeld zu, erkennt aber, dass sich „bürgerlicher Fußball" und „Arbeiterfußball" im Laufe der Jahre gegenseitig ergänzten: „Denn der Fußball blieb insofern ein bürgerlicher Sport, als zwar immer mehr Aktive der Arbeiterschaft entstammten, die Mäzene, Vereinsvorstände und der Verband – und damit die Organisation und Wertigkeiten des Fußballs – aber weiterhin in bürgerlicher Hand waren." (S. 43)

Matthias Marschik hinterfragt das idealisierte Bild des „Alten Wiens" und zeigt bewusst Formen der Wiener „Abgrenzungsmentalität" sowie den Wunsch einer mitteleuropäischen Hauptstadt nach fußballerischer „Hegemonie" gegenüber den Bundesländern und den umliegenden Metropolen, wie Prag oder Budapest. Jedoch vernachlässigt er es, genauer auf die Situation des österreichischen „Wunderteams" der 1930-er Jahre einzugehen: waren doch Sportler wie Matthias Sindelar aus Mähren oder Funktionäre wie Hugo Meisl aus Böhmen für den Erfolg dieser österreichischen Mannschaft mitverantwortlich. Spieler und ebenso Verbandsmitarbeiter, die das Fußballspiel in sogenannten „Gassen"- oder „Gstättn-Teams" erlernten, entsprachen in dieser unorganisierten Art fußballerischer Zusammenkunft keineswegs den bürgerlichen Zuschreibungen des Sports. Die Fußballbegeisterten, meist männliche Erwachsene, Jugendliche und Kinder aus der Arbeiterschaft, die dem Fußballsport aktiv nachgingen, stammten häufig aus zugewanderten Familien, was genauer betrachtet, zeigen würde, dass der Wiener Fußballs keineswegs „rein österreichisch" zu denken ist (S. 37).

In einem Kapitel über den Fußball in Österreich während des Nationalsozialismus unterscheidet der Autor deutlich zwischen dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus und einer anti-deutschen Haltung. So beschreibt er Ausschreitungen bei Vereinsspielen zwischen der „Ostmark" und dem „Altreich" nicht als ein Auflehnen gegen das Regime, sondern sieht diese Übergriffe, als ein „Ausleben anti-deutscher Ressentiments". Matthias Marschik erkennt, dass es sich im Wiener Fußballsport nach dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich vielmehr „um die Bewahrung der spezifischen Werte des Fußballs, um Spannung und Parteinahme, um Siege, Spektakel und Selbstbehauptung in Form der wienerischen Fußballhegemonie" (S. 89) handelte. In den Hintergrund tritt dabei leider die Frage um die „Arisierung" des Sports und die daraus folgende Auflösung des ersten Wiener Profimeisterteams, der „Hakoah Wien" (hebräisch: „Hakoah" = „Kraft"). Dieser jüdische Fußballverein findet hier kaum Beachtung, obwohl es wichtig zu erwähnen wäre, dass man es in der latenten anti-semitischen Haltung eines Großteils der Wiener Bevölkerung wahrscheinlich wohlwollender zur Kenntnis genommen hätte, einen „echten" Wiener Klub, wie beispielsweise den „SC Rapid Wien", 1925 als ersten Profititelträger zu sehen. Speziell die Auflösung der Hakoah Wien im Jahre 1938, das damit verbundene Schicksal des Vereines und der vorwiegend aus Ungarn stammenden Spieler wird im Buch nicht ausreichend hinterfragt (S. 90 f.).

Die Studie präsentiert nicht nur Rückblicke in den Fußball „Alt-Wiens", sondern diskutiert im letzten Kapitel ausführlich die gegenwärtige Situation des Wiener Fußballsports. Die ersten Nachkriegsjahre waren vom Versuch der Wiederherstellung einer Wiener Fußballszene als Mittelpunkt sowohl Österreichs, als auch des mitteleuropäischen Raumes geprägt. Hier versucht Matthias Marschik die sozialen Rahmenbedingungen und sportlichen Möglichkeiten der Gegenwart aufzuzeigen. Ergänzend dazu geht er auf neu-aufkommende Tendenzen und Themen wie zum Beispiel Hooliganismus, Fernsehen oder Kommerzialisierung etc. ein. Der Autor formuliert treffend die These, dass der Wiener Fußballsport seit dem Zweiten Weltkrieg nur noch reagiert, anstatt – wie in den 1930-er Jahren – zu agieren: „[...] Österreich und speziell Wien bieten [...] nicht nur einen zu beschränkten Markt, sondern scheinen wohl tatsächlich zu sehr den großen fußballerischen Traditionen verhaftet, um den Sprung zu einem ‚zeitgemäßen' Fußballmanagement zu schaffen." (S. 137)

Nur marginal wird – in wenigen Absätzen – die Situation der Frauen als Spielerinnen und Zuschauerinnen des Fußballsports in Wien (S. 41, 51, 70) behandelt. Mit den Entwicklungen nach dem Ersten Weltkrieg verzichtet er gänzlich auf „die Benutzung der weiblichen Endung" (S. 58) des Begriffes Zuschauer, mit der Begründung, dass diese „das Faktum nur verschleiern

würde, dass der Fußballsport nun männlich konnotiert war und Frauen in den Stadien und als Anhängerinnen zur marginalen Größe wurden – ihre Teilhabe am Fußball war nun fast ausschließlich auf die Rezeption herrschender Fußballdiskurse beschränkt." (S. 58) Der Autor zeigt einerseits „historische Tatsachen" auf, andererseits räumt er im männlich dominierten Fußballsport der Bundeshauptstadt den Schwierigkeiten des Damenfußballs und den Problemen weiblicher Fans kaum (Diskussions-)Raum ein und somit fehlt – leider – ein Kapitel zum Gender-Aspekt.

Die Photographien, die den Band begleiten, zeigen sowohl sportliche als auch gesellschaftliche Aspekte des „Wiener Fußball": Zuschauer, Spieler, Mannschaften, Spielszenen und das Geschehen rund um das Spiel. Matthias Marschik orientiert sich dabei an den erwarteten Bildern des Erfolges, versucht aber ebenso die zeitspezifischen Kontexte zu visualisieren, was den Blick auf das Fußballgeschehen in Wien präzisiert. Zugleich zeigt er damit, daß Vieles nicht dem entspricht, was heutzutage oftmals rezipiert wird: Das wehmütige Zurückblicken auf eine erfolgreiche(re) Zeit würde die sachliche Betrachtungsweise dieses Gegenstandes verhindern, den Matthias Marschik „unparteiisch" behandelt.

Bleibt noch die Frage, welches Publikum dieses Buch ansprechen soll. Wie der Titel zeigt und manche Textstellen (S. 58) dies bestätigen, ist Matthias Marschiks Publikation eher an das männliche Fußball-Publikum gerichtet. Der Autor erweckt im Vorwort den Eindruck, mit Hilfe der Cultural Studies, Pionierarbeit in der (Wiener) Fußball-Forschung geleistet zu haben. Es bleibt jedoch offen, ob die Wiener Fußballkultur aufgrund der Erfolge oder, wie im Buch dargestellt, aufgrund der außergewöhnlichen Umstände und gesellschaftlichen Bedingungen bzw. Einflüsse, der sie ausgesetzt war, als erster Band der „Enzyklopädie des Wiener Wissens" publiziert wurde.

Christian Schreiber

Buchanzeige

Franz Grieshofer, Margot Schindler (Red.)
Papageno backstage. Perspektiven auf Vögel und Menschen

Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 2006
154 Seiten, zahlr. Abbildungen, 21,0 x 21,8, brosch. (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band 88)
ISBN-10: 3-902381-11-6
ISBN-13: 978-3-902381-11-8

Opulent bebilderter Katalog zur Kulturgeschichte des Umgangs der Menschen mit der Vogelwelt.

Inhalt:
Margot Schindler, Vorwort. 7–9; Friedemann Schmoll, Von Menschen und Vögeln. Eine merkwürdige Beziehungsgeschichte. 11–18; Kurt Palm, »In der gnigl vögel gegessen« 21–27; Ulrike Dembski, Der Vogelfänger als Bühnenfigur Papageno. 29–40; Thomas Aigner, Von Vögeln und ihren Häschern in der Musik. 43–48; Peter Donhauser, Vogelorgeln, Serinetten und mechanische Singvögel. 51–57; Peter Sackl, Vogelfang und Stubenvogelhaltung im steirischen Salzkammergut. 59–65; Ernst Bauernfeind, Kreuzschnabel & Co. Eine kurze Naturgeschichte. 67–73; Helmut Pechlaner, Singvogelfang und Singvogelhaltung. 74–75; Franz Grieshofer, Szenographie der Ausstellung. 79–141; Thomas Aigner, Musikalien. 143–147; Ulrike Dembski, Der Vogelhändler in der Operette. 148–149; Moritz Hoffmann, Verena Schäffer, Zur Zugvogeltätigkeit. Von der Freiheit eines Stadtnomaden. 150–151, Literatur 152–153.

Bestellungen:
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, A-1080 Wien
Tel. +431/406 89 05, Fax +431/408 53 42
E-mail: office@volkskundemuseum.at

EURO 24,– (exkl. Versand)
EURO 16,– (für Mitglieder des Vereins für Volkskunde)

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LX/109, Wien 2006, 387–395*

Eingelangte Literatur: Sommer 2006[1]

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Ast, Hiltraud: Sägemühlen in der Niederösterreichischen Waldmark. Eine Wanderung entlang der Bäche am Fuße des Schneeberges. – Gutenstein: Ges. der Freunde Gutensteins, o.J. – 304 S.: zahlr. Ill., graph. Darst., Kt. Literaturverz. S. 299

Aster, Petra: Das Austraghaus des Steger- oder Wörndlgutes aus Thalgau/Unterdorf. Eine hauskundliche und historische Untersuchung. – Großgmain: Salzburger Freilichtmuseum, 2006. – 29 S.: Ill. – (Veröffentlichungen des Salzburger Freilichtmuseums; 009). Literaturangaben. ISBN 3–9501601–3–2

Balogh Jánosné Horváth, Terézia, Katona, Edit: Magyar népi ékszerek. Néprajzi múzeum, 2005. május 31. – október 30.; Palóc múzeum, Balassagyarmat, 2006. január 23. – május 21.: Hungarian folk jewellery. – Budapest: Néprajzi Múzeum, 2005. – 93 S.: überw. Ill. – (Kamarakiállítasok; 13). Literaturverz. S. 40–41. – Engl. Zsfassung. ISBN 963–9540–19–6 – ISSN 1587–7647

Baumhackl, Herbert u.a. [Hrsg.]: Tourismus in der Dritten Welt. Zur Diskussion einer Entwicklungsperspektive. – Wien: Promedia [u.a.], 2006. – 236 S.: graf. Darst., Kt. – (Beiträge zur Historischen Sozialkunde: Internationale Entwicklung; 25) (Journal für Entwicklungspolitik: Ergänzungsband; 17). Literaturangaben. ISBN 3–85371–256–8, 978–3–85371–256–6

1 Ab diesem Heft der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde wird dem Verzeichnis neu eingelangter Literatur die Zitierweise für die Bibliotheksaufnahme der Bücher im Österreichischen Museum für Volkskunde zugrunde liegen, die nicht den herkömmlichen Regeln für Zitate in der Literatur folgt, aber aus Gründen der Rationalisierung zweckmäßig erscheint und alle relevanten Daten enthält.

Bernhardt, Kirsten: Das Armenhaus im Westfälischen Freilichtmuseum. – Detmold: Westfälisches Freilichtmuseum, 2005. – 55 S.: zahlr. Ill. – (Einzelführer des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold/Landesmuseum für Volkskunde; 016). Literaturverz. S. 51. ISBN 3–926160–33–0 – ISSN 0174–1950

Binder, Beate, u.a. [Hrsg.]: Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2005. – 565 S.: Ill. – (Schriftenreihe Museum Europäischer Kulturen; 003). Literaturangaben. – Text i. dt. u. ital. Sprache. ISBN 3–8309–1530–6

Brandstätter, Christian [Hrsg.]: Wien 1900. Kunst und Kultur. Fokus der europäischen Moderne.–1. Aufl. – München: Dt. Taschenbuch-Verl., 2005. – 399 S.: überw. Ill. – (dtv Sachbuch; 34295). Literaturverz. S. 389–393. ISBN 3–423–34295–1

Bukowskiej-Florenskiej, Ireny [Red.]: Miasto – przestrzen kontaktu kulturowego i spolecznego. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Slaskiego, 2004. – 349 S.: Ill., Kt. – (Studia etnologiczne i antropogiczne; 008) (Prace Naukowe Uniwersytetu Slaskiego w Katowicach; 2275). Literaturangaben. – Text teilw. poln., teilw. engl., teilw. slowak. – Zsfassungen in dt., engl. u. poln. Sprache. ISSN 0208–6336

Coutaz, Gilbert u.a. [Hrsg.]: Maillefer, Lucy: Oh! si j'étais libre!: journal d'une adolescente vaudoise, 1885–1896. – Lausanne: Éditions d'en bas, 2006. – 368 S.: Ill. – (Ethno-Poche; 043). Literaturverz. S. 363 364. ISBN 978–2–8290–0267–0, 2–8290–0267–9 – ISSN 1660–7295

Csaplovics, Elmar: Zur Topochronologie der Landschaft um den Neusiedler See bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. – Eisenstadt: Amt d. Burgenl. Landesreg., Abt. 7, 2005. – 224 S.: Ill., Kt. – (Burgenländische Forschungen; 091). Quellen- u. Literaturverzeichnis S. 206 219. ISBN 3–901517–50–2 – ISSN 1608–2559

Dengg, Harald [Zsgestellt]: Unterpinzgauer Tanzlmusi. 21 Tanzl aus alten Notenbücheln. – Salzburg: Salzburger Volkskultur [u.a.], 2006. – 48 S.: Ill., überw. Notenbeisp. – (Volkslied und Volksmusik im Lande Salzburg; 048)

Deutsch, Walter [Zsgestellt], Brodl, Michaela [Mitarb.]: Mein singendes Federvieh. Liederbuch zur Ausstellung Papageno backstage im Österreichischen Museum für Volkskunde, 20. Mai bis 29. Oktober 2006. – Wien: Österreichisches Volksliedwerk, 2006. – 52 S.: Ill., überw. Notenbeisp. Quellenangaben S. [54–57]

Dietrich, Stefan [Red.]: Vogelhändler. – Imst: Kulturreferat d. Stadt Imst, 2005. – [24] S.: Ill. – (Museum im Ballhaus Imst; 001). Literaturverz. S. [24]

Ebner, Horst, Bauer, Martina [Red.]: Echt tierisch. Was sieht der Mensch im Tier. [Katalog zur Ausstellung] – Kleinwetzdorf: Gemeinde Heldenberg, 2006. – 160 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. ISBN 3–200006–44–7 978–3–200006–44–7

Endres, Werner: Straubinger Renaissancekeramik. Sonderausstellung Gäubodenmuseum Straubing, 17. November 2005 bis 19. März 2006. – Straubing: Gäubodenmuseum, 2005. – 191 S.: Ill., Kt. – (Katalog des Gäubodenmuseums Straubing; 30). Literaturverz. S. 142–144

Fejős, Zoltán [Hrsg.]: Huszka József, a rajzoló gyüjt. Kiállítás a Néprajzi Múzeumban 2005. május 14.–2006. március 5. = József Huszka, Collector and Sketch Artist. – Budapest: Néprajzi Múzeum, 2006. – 315 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 284–296. – Engl. Zsfassung. ISBN 963–9540–21–8

Galas, Daniela [Red.]: Solidarnosc 1830. Niemcy i Polacy po powstaniu listopadowym. Zamek Królewski w Warszawie, 29. XI. 2005–31. I. 2006 = Polenbegeisterung. – Warszawa: Zamek Królewski, 2005. – 358 S.: zahlr. Ill., Kt. Text poln. und dt. ISBN 83–7022–153–X

Gnaiger, Erich: Wandern zwischen Gegenwart und Vergangenheit. Alpmuseum uf m Tannberg; Schröcken, Vorarlberg. – Schröcken: uf m Tannberg Kulturverein, 2006. – 33 S.: zahlr. Ill., Kt. ISBN 3–902225–19–X 978–3–902225–19–1.

Gorizhan, Annelies [Bearb.]: Oblasser, Theresia: Das Köpfchen voll Licht und Farben.... Eine Bergbauernkindheit. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2006. – 154, [16] S.: Ill. (Damit es nicht verloren geht ...; 058). ISBN 3–205–77464–7

Groop, Kim: With the gospel to Maasailand. Lutheran mission work among the Arusha and Maasai in Northern Tanzania 1904 1973. – Åbo: Åbo Akademis Förlag, 2006. – 353 S.: Ill., graf. Darst., Kt. Literaturverzeichnis S. 326–346. – Zugl.: Åbo, Univ., Diss., 2006. ISBN 951–765–310–7

Hanak, Werner [Hrsg.]: Lorenzo Da Ponte. Aufbruch in die Neue Welt. Jüdisches Museum Wien. – Ostfildern: Hatje Cantz, 2006. – 215 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 193 195. ISBN 3–7757–1748–X 978–3–7757–1748–9

Henkel, Ellen: Die Kapellenschule. – Detmold: Westfälisches Freilichtmuseum, 2005. – 56 S.: zahlr. Ill. – (Einzelführer des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold/Landesmuseum für Volkskunde; 018). Literaturverz. S. 52 54. ISBN 3–926160–34–9 – ISSN 0174–1950

Hinrichsen, Torkild [Hrsg.]: Das Maiglöckchen. Vom Wundermittel zum Mauerblümchen. [Aus Anlass der gleichnamigen Jahresausstellung im Rieck-Haus, Curslack, Außenstelle des Altonaer Museums] – Husum: Husum, 2006. – 93 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 92. ISBN 3–89876–286–6

Hinrichsen, Torkild: Hans Christian Andersens Spielzeugmärchen. [Aus Anlass der Ausstellung Hans Christian Andersen und das Spielzeug im

Altonaer Museum in Hamburg] – Husum: Husum, 2005. – 96 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 94. ISBN 3–89876–231–9

Hinrichsen, Torkild: Weihnachten in Dänemark. Dansk Jul. Ein Bild-ABC zu Festbräuchen, Liedern und Rezepten. [Aus Anlass der gleichnamigen Ausstellung im Altonaer Museum in Hamburg – Norddeutsches Landesmuseum]–2. Aufl. – Husum: Husum, 2005. – 111 S.: zahlr. Ill., 1 Ausschneidebogen. Literaturverz. S. 107 108. ISBN 3–89876–121–5

Honko, Anneli [Übers. u. Hrsg.], Mägiste, Julius [Ges.]: Muistoja Liivinrannasta: liivin kieltä Ruotsista. – Helsinki: Suomalais-ugrilainen seura, 2006. – 195 S. – (Suomalais-ugrilaisen seuran toimituksia; 250) (Mémoires de la Société finno-ugrienne; 250). ISBN 952–5150–89–5 – ISSN 0355–0230

Hörz, Peter F. N.: Jüdische Kultur im Burgenland. Historische Fragmente – volkskundliche Analysen. – Wien: Selbstverlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2005. – 472 S.: Ill. – (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien; 026). Literaturverz. S. [447] 472. ISBN 3–902029–09–9

Institut Europeen d'Histoire de l'Alimentation: Food & History: [Revue semestrielle = Biannual journal]/Institut Europeen d'Histoire de l'Alimentation; European Institute of Food History. – Turnhout: Brepols. – Text engl., franz., ital., dt. ISSN 1780–3187

Johler, Reinhard [Hrsg.]: Metzingen: zur Kultur einer Outlet-Stadt. Begleitband zur Ausstellung in der Volkshochschule Metzingen-Ermstal vom 12. Juli bis 11. August 2006. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2006. – 324 S.: Ill., Kt. Literaturangaben. ISBN 3–932512–41–3

John, Hartmut [Hrsg.]: Lernort Museum – neu verortet! Ressourcen für soziale Integration und individuelle Entwicklung. Ein europäisches Praxishandbuch. – Bielefeld: Transcript, 2004. – 200 S.: graf. Darst. – (Publikationen der Abteilung Museumsberatung; 21) (Schriften zum Kultur- und Museumsmanagement). Literaturangaben. ISBN 3–89942–155–8

Kammel, Frank Matthias: Die Marmorfigur des Paris von Gabriel Grupello. Germanisches Nationalmuseum Nürnberg. – Berlin: Kulturstiftung der Länder, 2006. – 96 S.: zahlr. Ill. – (Kulturstiftung der Länder – Patrimonia; 235). Literaturangaben. ISSN 0941–7036

Kampmann, Ursula, Pelagatti, Daniel [Ill.].: Die Zürcher und ihr Geld. Begleitbuch zur Ausstellung. – 1. Aufl. – Zürich: Sunflower Foundation/MoneyMuseum, 2006. – 131 S.: Ill. Literaturangaben.

Kandl, Helmut, Kandl, Johanna: Business or pleasure. Photos & stories. – Salzburg: Fotohof Edition, 2005. – 316 S.: überw. Ill. – (Fotohof edition; 61). Text dt. u. engl. ISBN 3–901756–61–2

Kleiss, Wofram, Soltani, Liselotte: Taubenhäuser in Deutschland und Europa. – Berlin: Reimer, 2006. – 229 S.: zahlr. Ill., Kt. Literaturverz. S. 219 220. ISBN 3–496–02791–6978–3–496–02791–1

Landesmuseum Burgenland. LebensBilder – LebensRäume – LebensSpuren. Deutsche Ausg. – Eisenstadt: Amt d. Burgenländ. Landesreg., Abt. 7, [2005]. – 47 S.: Ill. Literaturangaben

Lappin, Eleonore, Uslu-Pauer, Susanne, Wieninger, Manfred: Ungarisch-jüdische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Niederösterreich 1944/45. – St. Pölten: Im Selbstverlag des NÖ Instituts für Landeskunde Wien, 2006. – 248 S.: Ill. – (Studien und Forschungen aus dem NÖ. Institut für Landeskunde; 045) (NÖ Schriften; 167: Wissenschaft). Literaturangaben. ISBN 3–85006–167–1

Larsson, Daniel: Den dolda transitionen. Om ett demografiskt brytningsskede i det tidiga 1700-talets Sverige. – Göteborg: Historiska institutionen, 2006. – 258 S.: graf. Darst., Kt. – (Avhandlingar från historiska institutionen, Göteborgs universitet; 045) (Dissertations from the Department of History, Göteborg University; 045). Literaturverz. S. 242–252. – Zugl.: Göteborg, Univ., Diss., 2006. – Zsfassung in engl. Sprache u.d. T.: The hidden transition. A demographic long-term change in early 18th century Sweden. ISBN 91–88614–57–3 – ISSN 1100–6781

Leitner, Carola, Hamtil, Kurt [Red.]: Döbling. Wiens 19. Bezirk in alten Fotografien. [Grinzing, Heiligenstadt, Sievering, Nussdorf, Kahlenberg, Neustift]. – 1. Aufl. – Wien: Ueberreuter, 2006. – 94 S.: überw. Ill. ISBN 3–8000–7177–0

Leitner, Carola, Hamtil, Kurt [Red.]: Ottakring. Wiens 16. Bezirk in alten Fotografien. [Neulerchenfeld, Ottakring, Sandleiten, Wilhelminenberg, Liebhartstal]. – 1. Aufl. – Wien: Ueberreuter, 2006. – 94 S.: überw. Ill. ISBN 3–8000–7178–9

Llompart, Gabriel: El betlem tradicional Mallorquí: [la present publicació resulta de l'exposició El Betlem Tradicional Mallorquí, presentada en el Museu de Mallorca entre els dies 16 de desembre de 2004 i 12 de febrer de 2005]. – Palma: Museu de Mallorca, 2006. – 93 S.: überw. Ill. Literaturverz. S. 15. ISBN 84–96430–67–7

Mahdi, Hauwa: Gender and Citizenship. Hausa women's political identity from the caliphate to the protectorate. – Göteborg: Department of History, 2006. – 340 S.: Ill. – (Dissertation from the Department of History, Göteborg University; 046). Literaturverz. S. [327]–338. – Zugl.: Göteborg, Univ., Diss., 2006. ISBN 91–88614–58–1 – ISSN 1100–6781

Mayrhofer, Fritz [Hrsg.]: Minderstädte in Trentino und in Südtirol. Ein stadtgeschichtlicher Exkursionsführer nach Ala, Rovereto und Neumarkt. – Linz: Österreichischer Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung, 2005. – 40 S.: Ill., graf. Darst., Kt., – (Exkursionen des Österreichischen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung; 016). Literaturangaben. ISBN 3–900387–46–X

Meyer, Pascale, Keller, Christine [Red.]: Streifzug durch die Schweiz im 20. Jahrhundert. Begleitpublikation zur gleichnamigen Sonderausstellung im Schweizerischen Landesmuseum Zürich, 5. Mai–29. Oktober 2006 = Parcours à travers la Suisse du XXe siècle. – Zürich: Schweizerisches Landesmuseum, 2006. – 104 S.: Ill. Literaturangaben. – Text i. dt. u. franz. ISBN 3–908025–92–3

Morass, Peter: Momente der Wildnis. Meisterwerke der Präparation. [Eine Ausstellung des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum und der exponatura; Naturhistorisches Museum Wien, 20. Mai–2. Oktober 2006]. – Lana: exponatura, [2006]. – 91 S.: überw. Ill.

Mrva, Marián [Red.]: Drotári. Spomienky, odkazy, tvorivé vchodiská, inšpiracné zdroje. Zbornik zo seminára Drotári v dielach umelcov ktor sa konal 10. júna 2005 v Považskom múzeu v Žiline pri príležitosti jubilejného XV. rocníka Medzinárodného stretnutia drotárskych majstrov. – Žilina: Považské múzeum, 2005. – 87 S.: Ill. ISBN 80–88877–41–5

Nam, Ki-Myung: Hall of ceramic culture. The Joseon Royal kiln Museum. [definition, process of manufacture and history of ceramics] – Gwangju: Joseon Royal Kiln Museum, 2005. – 84 S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Kt.

Nitschke, Ralf: Das Pastorat. – Detmold: Westfälisches Freilichtmuseum, 2006. – 55 S.: zahlr. Ill. – (Einzelführer des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold/Landesmuseum für Volkskunde; 017). Literaturverz. S. 53 55. ISBN 3–926160–35–7 – ISSN 0174–1950

Omahna, Manfred: Wohnungen und Eigenräume. Über die Pluralität des Wohnens am Beispiel von Einpersonenhaushalten. – Frankfurt a. Main [u.a.]: Lang, 2005. – 184 S. – (Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie; 013). Literaturverz. S. 175–184. – [Zugl.: Graz, Univ., Dipl.-Arb., 1999]. ISBN 3–631–54578–9 – ISSN 0945–5868

Pach-Sznepka, Katarzyna: Na szlakach tradycji: przewodnik ksiazkowy i internetowy = Po cestách tradícií. – Bielsko-Biala: Regionalny Osrodek Kultury, 2005. – 94 S.: Ill., Kt. Text i. poln. u. slowak. ISBN 83–917490–1–0

Parshall, Peter, u.a.: Die Anfänge der europäischen Druckgraphik. Holzschnitte des 15. Jahrhunderts und ihr Gebrauch. [National Gallery of Art, Washington, 4. September–27. November 2005; Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg, 15. Dezember 2005–19. März 2006] – Frankfurt: Germanisches Nationalmuseum, 2005. – X, 371 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 341–364. – Einheitssacht.: Origins of European Printmaking. Fifteenth-Century Woodcuts and Their Public. ISBN 3–936688–08–7

Pavljuk, Stepan, Cmelyk, Roman: Skarby muzeju etnografiï ta chudožn'oho promyslu instytutu narodoznavstva nan ukraïny = Treasures of the Museum of Ethnography, Arts and Crafts. – L'viv: Nacional'na Akademija

nauk Ukraïny/Instytut narodoznavstva, 2005. – 226 S.: überw. Ill. Text i. Ukrain. u. Engl. ISBN 966–02–3733–2

Petschar, Hans, Friedlmeier, Herbert: Burgenland in alten Fotografien. – 1. Aufl. – Wien: Ueberreuter, 2006. – 239 S.: überw. Ill. ISBN 3–8000–7149–5

Petschar, Hans, Friedlmeier, Herbert: Niederösterreich in alten Fotografien. – 1. Aufl. – Wien: Ueberreuter, 2005. – 303 S.: überw. Ill. ISBN 3–8000–7117–7

Petschar, Hans, Friedlmeier, Herbert: Oberösterreich in alten Fotografien. – 1. Aufl. – Wien: Ueberreuter, 2005. – 303 S.: überw. Ill. ISBN 3–8000–7030–8

Petschar, Hans, Friedlmeier, Herbert: Salzburg in alten Fotografien. – 1. Aufl. – Wien: Ueberreuter, 2004. – 303 S.: überw. Ill. ISBN 3–8000–7018–9

Petschar, Hans, Friedlmeier, Herbert: Tirol in alten Fotografien. – 1. Aufl. – Wien: Ueberreuter, 2004. – 303 S.: überw. Ill. ISBN 3–8000–7031–6

Petschar, Hans, Friedlmeier, Herbert: Vorarlberg in alten Fotografien. – 1. Aufl. – Wien: Ueberreuter, 2006. – 239 S.: überw. Ill. ISBN 3–8000–7148–7

Plöckinger, Veronika (Red.): Wind – Mythos und Antriebskraft. Begleitpublikation zur Jahresausstellung Wind – Mythos und Antriebskraft von 9. April bis 1. November 2006/Wien [u.a.]: Österreichisches Museum für Volkskunde/Ethnograpisches Museums Schloss Kittsee, 2006. – 74 S.: Ill. – (Kataloge des Ethnographischen Museums Kittsee; 023). ISBN 3–902381–10–8

Pöttler, Viktor Herbert: Gebaute Urväter-Weisheit. Gründung, Planung und Aufbau des Österreichischen Freilichtmuseums zu Stübing bei Graz. – Graz: Akad. Dr.- und Verl.-Anst., 2005. – 280 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. ISBN 3–201–01863–5

Rössl, Joachim [Hrsg.]: Holz. – St. Pölten: Amt der NÖ Landesregierung, Abtlg. Kultur und Wissenschaft, 2006. – 48 S.: zahlr. Ill., Kt. – (Denkmalpflege in Niederösterreich; 035) (Mitteilungen aus Niederösterreich; 2/2006). Literaturangaben

Scheer, Monique: Rosenkranz und Kriegsvisionen. Marienerscheinungskulte im 20. Jahrhundert. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V., 2006. – 457 S.: Ill. – (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts; 101). Quellen- u. Literaturverzeichnis S. 419 441. ISBN 3–932512–37–5

Schinnerl, Heimo [Hg.]: Aposteltruhe, Figurenschrot und Mangelholz. Volkskunst in Kärnten – Teil 1. Eine Gemeinschaftsausstellung im Landwirtschaftsmuseum Schloss Ehrental und im Kärntner Freilichtmuseum Maria Saal. – Ehrental: Selbstverlag des Landwirtschaftsmuseums, 2006. – 67 S. – (Ehrentaler Museumsschriften; 014). Literaturverz. S. 60 62

Selmeczi Kovács, Attila: kézi aratás járulékos eszközei = The auxiliary implements of manual harvesting. – Budapest: Néprajzi Múzeum, 2006. – 71 S.: zahlr. Ill., Kt. – (Catalogi Musei Ethnographiae; 11) (Néprajzi Múzeum tárgykatalógusai; 10). Literaturverz. S. 70–71. – Text ungar. u. engl. ISBN 963–9540–20–X – ISSN 1218–2532

Seung-Min Kim, Stephanie [Hrsg.]: Traditional yet contemporary. Modern Korean ceramics exhibition. The 4th London Korean Festival 2006; the Air Gallery, 29 may 2006–3 Juni 2006. – [London]: Design House, 2006. – 43 S.: zahlr. Ill.

Shatanawi, Mirjam u.a. [Hrsg.]: Urban Islam. Zwischen Handy und Koran. Istanbul – Marrakesch – Paramaribo – Dakar Schweiz. [Ausstellung], Museum der Kulturen Basel, 25.01.2006–02.07.2006. – Basel: Museum der Kulturen, 2006. – [32] S.: zahlr. Ill.

Škvarnová, Monika: Drotári v dielach umelcov. Profesionálna a neprofesionálna vtvarná tvorba v zbierkach na Slovensku. – Žilina: Považské múzeum, 2005. – 166 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 157–160. – Engl. Zsfassung. ISBN 80–88877–40–7

Soterius, Georg, Poelchau, Lore [Hrsg. u. Übers.]: Cibinium. Eine Beschreibung Hermannstadts vom Beginn des 18. Jahrhunderts. – zweispr. Ausg. – Köln [u.a.]: Böhlau, 2006. – XX, 281 S.: Ill, Kt. – (Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens; 31). Literaturangaben. – Text lat. und dt. ISBN 3–412–21505–8

Stäheli, Urban: Zu Hause, aber nicht daheim. Akkulturationsverläufe bei Immigranten aus Ungarn in der Schweiz. – Zürich: Volkskundliches Seminar der Univ. Zürich, 2006. – 301 S.: Ill. – (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur; 015). Literaturverz. S. 290–298. – Zugl.: Zürich, Univ., Diss., 2005. ISBN 978–3–908784–04–3 3–908784–04–2

Steiger-Moser, Susanna [Hrsg.]: Bau-Arbeit. Beiträge zur Geschichte der burgenländischen Bauarbeiter. Begleitveröffentlichung für muba – museum für baukultur neutal. – Eisenstadt: Amt der Burgenländischen Landesreg., Abt. 7, 2005. – 243 S.: Ill. – (Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland; 112). Literaturangaben. ISBN 3–85405–151–4

Stella Rollig (Hg.): Paul Kranzler. Land of milk and honey. Fotografien. Dieses Buch erscheint anläßlich der Ausstellung. „Paul Kranzler. Land of Milk and Honey" im Kunstmuseum Lentos, Linz, 18. März–16. Mai 2005. – Salzburg: Fotohof Edition, 2005. – 128 S.: überw. Ill. – (Fotohof edition; 53). Engl. Ausg. u.d.T.: Paul Kranzler – Land of milk and honey. ISBN 3–901756–53–1

Stötzer, Angelika: Das Gesicht des Hauses. Bauernhäuser mit Schlackenputzverzierungen im Salzburger Flachgau. – Großgmain: Salz-

burger Freilichtmuseum, 2006. – 112 S.: zahlr. Ill., Kt. – (Veröffentlichungen des Salzburger Freilichtmuseums; 007). Literaturangaben. ISBN 3–9501601–1–6

Swiech, Jan: Tajemniczy swiat wiatraków. – Lódz: Polskie Towarzystwo Ludoznawcze, 2005. – 216 S.: Ill., graf. Darst., Kt. – (Lódzkie Studia Etnograficzne; 044). Literaturverz. S. 199–210. – Engl. Zsfassung u.d.T.: The mysterious world of windmills. ISSN 0076–0382

Voyage. Jahrbuch für Reise- & Tourismusforschung. 2005: Band 7: Sonderband: Gebuchte Gefühle [zugl. Kleine Schriften der Freunde des Museums Europäischer Kulturen (Berlin); 4]. Köln: DuMont, 2005. ISSN 1433–8009

Warneken, Bernd Jürgen [Hrsg.]: Dazu gehören zwei. Über Sozialbeziehungen zwischen Deutschlandtürken und Deutschen. Ein ethnographisches Studienprojekt. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V., 2006. – 278 S.: Ill., graf. Darst. Literaturverz. S. 265 272. ISBN 3–932512–40–5

Wiegelmann, Günter, Krug-Richter, Barbara [Hrsg.]: Alltags- und Festspeisen in Mitteleuropa. Innovationen, Strukturen und Regionen vom späten Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert. – 2., erw. Aufl. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2006. – 360 S.: Ill., graf. Darst., Kt. – (Münsteraner Schriften zur Volkskunde/Europäische Ethnologie; 011). Literaturverz. S. 245–261. – Literaturverz. 1967–2005 S. 314–329. – Erste Aufl. 1967 u. d. Titel: Alltags- und Festspeisen. Wandel und gegenwärtige Stellung. – Engl. Zsfassung u. d. T.: Everyday and Festival Food in Central Europe. Innovations, Structures and Regions, from the late Middle Ages till the 20th Century. ISBN 3–8309–1468–7 – ISSN 1435–0556

Winkler, Gerhard [Hrsg.]: Schausammlung Römerzeit im Museum Lauriacum Enns. Band 1. – Linz: Gesellschaft für Landeskunde in Oberösterreich, 2006. – 132 S.: Ill., Kt. – (Forschungen in Lauriacum; 12,1: Sonderband I,1). Literaturangaben. ISBN 3–901025–65–X

Zumdick, Maya, Schlimmgen-Ehmke, Katharina: Die Braut in Schwarz. Fotografische und textile Erinnerungen. – Detmold: Westfälisches Freilichtmuseum, 2006. – 64 S.: zahlr. Ill. – (Materialien des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold/Landesmuseum für Volkskunde; 001). Literaturverz. S. 61–64. – Engl. Zsfassung. ISBN 3–926160–38–1 – ISSN 1862–6939

Verzeichnis der Mitarbeiter

HR Hon.-Prof. Dr. Klaus Beitl
Lerchengasse 23/2
1080 Wien
Österreich

a.o. Univ.-Prof. Dr. Olaf Bockhorn
Anzbachgasse 63
1140 Wien
Österreich

Univ.-Prof. Dr. Christine Burckhardt-Seebass
Klingental 7
4058 Basel
Schweiz

Mag. Maria-Luise Freithofnig
Eggerthgasse 2/14
1060 Wien
Österreich

Mgr. L'ubica Herzánová PhD.
Institut für Ethnologie
Slowakische Akademie der Wissenschaften
Klemensova 19
81364 Bratislava
Slowakei

Hermann Hummer
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 - 19
1080 Wien
Österreich

Dr. Nikola Langreiter
Vorgartenstrasse 159/1/19
1020 Wien
Österreich

Max Leimstättner
Sechshauserstrasse 14/2/2/30
1150 Wien
Österreich

Dr. Brigitta Mader
Kriehubergasse 25/11
1050 Wien
Österreich

Dr. Veronika Plöckinger
Ethnographisches Museum Schloss Kittsee
2421 Kittsee
Österreich

Univ.-Prof. Dr. Bjarne Rogan
Institute of Culture Studies
University of Oslo
Box 1010 Blindern
0315 Oslo
Norwegen

o. Univ.-Prof. Dr. Artur Rosenauer
Institut für Kunstgeschichte
Universität Wien
Universitätscampus Hof 9
Spitalgasse 2
1090 Wien
Österreich

HR Dr. Margot Schindler
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
1080 Wien
Österreich

Dr. Felix Schneeweis
Ethnographisches Museum Schloss Kittsee
2421 Kittsee
Österreich

Mag. Tobias Schweiger
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3
1010 Wien
Österreich

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LX/109, Wien 2006, 397–433*

Zur Repräsentation von „Landschaft", „Kunst" und „Volkskultur" in Österreich-Bildbänden der Nachkriegszeit

Tobias Schweiger

„Landschaft", „Kunst" und „Volkskultur" bilden drei wichtige Säulen österreichischer nationaler Repräsentation. Im österreichischen Selbstverständnis spielen sie eine große Rolle, und damit in Zusammenhang zu sehen ist auch ihre Bedeutung als touristisches Kapital. Der Beitrag untersucht die Repräsentation dieser drei Themenbereiche in „Österreich-Bildbänden" der Jahre 1947 bis 1963, die sowohl als Medium einer österreichischen (Re-)Nationalisierung als auch als Fremdenverkehrswerbung fungierten.

An das 1948 von Ernst Marboe im Auftrag der Kulturabteilung des Bundespressedienstes herausgegebene „Österreich-Buch"[1] können sich noch viele ältere Semester erinnern, und Bücher wie „Österreich. Landschaft, Mensch und Kultur"[2] stehen nach wie vor in den Bücherregalen so mancher österreichischer Haushalte. Die vielen Bände ähnlichen Titels, die man auf Flohmärkten und in Antiquariaten findet, lassen freilich den Schluss zu, dass diese Art von Literatur häufig nicht mehr gebraucht wird – aber auch, dass sie immens verbreitet gewesen ist, dass sich das Buchgenre der „Österreich-Bildbände", unter das sich all diese Werke subsumieren lassen[3], zumindest zeitweise großer Beliebtheit erfreut hat.

1 Marboe, Ernst: Das Österreich-Buch. Wien 1948.

2 Österreich. Landschaft, Mensch und Kultur. Ein Bildband mit 104 Meisteraufnahmen von Dr. A. Defner, Prof. Kruckenhauser, Dr.-Ing. Rud. Roßmanith, A. Sickert, O. Angermayer, E. Baumann, E. Schmachtenberger, H. Schmidt-Glassner, Dr. Paul Wolff und Tritschler und anderen. Mit einem Geleit von Karl Heinrich Waggerl und einführenden Erläuterungen von Dr. Eduard Widmoser. St. Johann/Tirol, Frankfurt am Main 1952.

3 Die Grenzen des Genres „Österreich-Bildband" sind keineswegs dicht: Ich fasse unter diesem Begriff Bildbände – also (meist großformatige) Bücher mit ausge-

Heute erscheint zwar nach wie vor praktisch jedes Jahr der eine oder andere dieser Österreich-Bildbände[4], doch ihr Boom ist längst vorbei: Ihre besten Zeiten hatte derlei Literatur – von Vorläufern in der Zwischenkriegszeit abgesehen – in den ersten zwei bis drei Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg. Das hat nicht nur mit der damals allgemein höheren Attraktivität des Mediums Bildband zu tun; es hat vor allem damit zu tun, dass in jenen Jahren nach 1945, in denen sich Österreich als eigenständige „Nation" (neu) zu definieren suchte[5], ein gesellschaftlich-politischer Bedarf an nationalen Narrativen, an einem bestimmten nationalen Bilderkanon bestand. Diesem Bedarf kamen die Bilder und deren Kommentierungen in den „Österreich-Bildbänden" entgegen, sie stellten – gewollt wie ungewollt – das Symbol-Material bereit, das der nationalen Integration und der Profilierung des Staates, der „Nation Österreich" dienen konnte, und brachten es in Umlauf.

---

prägter Bildkomponente – zusammen, die explizit „Österreich" zum Inhalt haben (daher für gewöhnlich auch im Titel führen) und – ungeachtet der gelegentlichen Nennung von (freilich sehr breit angelegten) Schwerpunkten (wie „Kunst" und/oder „Landschaft") – auf eine „ganzheitliche" Repräsentation des Landes abzielen. – Für mögliche Definitionen des Genres „Bildband" vgl. Starl, Timm: Die Bildbände der Reihe „Die Blauen Bücher". Zur Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte einer Bildbandreihe. Bibliographie 1907–1944. In: Fotogeschichte, H. 1, Jg. 1, 1981, S. 73–82, hier S. 77; Hiller, Helmut: Wörterbuch des Buches. Fünfte, vollständig neu bearbeitete Auflage. Frankfurt am Main 1991, S. 50.

4 Zum Beispiel Sternthal, Barbara: Österreich. Wien 2001; Österreich. Mit Bildern von Martin Siepmann und Texten von Marion Voigt. Würzburg 2006.

5 Aus der Fülle an Literatur zu diesem Thema vgl. u.a. Bruckmüller, Ernst: Nation Österreich. Kulturelles Bewußtsein und gesellschaftlich-politische Prozesse. 2., ergänzte und erweiterte Auflage (= Studien zu Politik und Verwaltung 4). Wien, Köln, Graz 1996; Fellner, Fritz: Das Problem der österreichischen Nation nach 1945. In: Botz, Gerhard, Gerald Sprengnagel (Hg.): Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte. Verdrängte Vergangenheit, Österreich-Identität, Waldheim und die Historiker (= Ludwig-Boltzmann-Institut für Historische Sozialwissenschaft: Studien zur Historischen Sozialwissenschaft 13). Frankfurt am Main, New York 1994, S. 216–240; Pape, Matthias: Ungleiche Brüder. Österreich und Deutschland 1945–1965. Köln, Weimar, Wien 2000; Staudinger, Anton: Austrofaschistische „Österreich"-Ideologie. In: Tálos, Emmerich, Wolfgang Neugebauer (Hg.): Austrofaschismus. Politik – Ökonomie – Kultur. 1934–1938. 5., völlig überarbeitete und ergänzte Auflage (= Politik und Zeitgeschichte 1). Wien 2005, S. 28–52.

In diesem Beitrag[6] soll eine Auswahl an Österreich-Bildbänden, die in den Jahren 1947 bis 1963 erschienen sind, aufgeblättert und die in ihnen präsentierten Themenbereiche Landschaft, Kunst und Volkskultur analysiert werden – wobei diese Bildbände in ihrer ambivalenten Funktion als Nationalisierungs- und touristisches Werbe-Medium[7] gesehen werden. Nicht nur die genre-konstitutiven Bilder sollen dabei in den Blick kommen, sondern auch die diese begleitenden bzw. eigene Buchteile bildenden Texte, die den Rahmen zur Interpretation der Bilder darstellen und eine Art Anleitung zu deren „Lektüre" bilden.[8]

Mit der Konzentration auf die Themenbereiche Landschaft, Kunst und Volkskultur folge ich der in den Bildbänden üblichen Schwerpunktsetzung, die sich teilweise bereits in den Titeln ankündigt. Ihre bevorzugte Darstellung hat Tradition: Bereits der deutsche Verlag Karl Robert Langewiesche, der in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts den modernen Bildband und vor allem die moderne Bildbandreihe wesentlich mitprägte[9], wies ihnen in seinen Produktionen die prominentesten Plätze zu, und andere Verlage folgten in ihren Bildbandreihen diesem Vorbild. Mit der thematischen Fixierung Langewiesches und anderer deutscher Verlage auf „deutsche (volkstümliche) Kunst, Architektur und Landschaft" entstand über die Jahre „eine imaginäre nationale (Kultur-)Topographie"[10].

Auch in Österreich erwiesen sich Kunst, Landschaft und Volkskultur als nationale „Master-Narrative". Deren bildliche Umsetzung

6 Ausführlicheres zur Thematik siehe bei Schweiger, Tobias: „Österreich in Wort und Bild". Zu Inhalten und Funktion von Österreich-Bildbänden der Nachkriegszeit. Dipl.-Arb. Wien 2005.

7 Die Funktion von Bildbänden als Fremdenverkehrswerbung ist bisweilen sehr augenscheinlich. Oftmals werden in den Textteilen die touristischen Qualitäten des Landes ganz besonders herausgestrichen; einige der hier untersuchten Bände entstanden außerdem mit Unterstützung der Österreichischen Verkehrswerbung.

8 Die für diese Untersuchung herangezogenen Bildbände bestehen zumeist aus einem einleitenden Textteil und einem anschließenden, vorwiegend aus (oftmals ganzseitigen) Fotoreproduktionen mitsamt dazugehörigen Bildlegenden bestehenden Hauptteil. – Eine Liste der von mir analysierten Bildbände befindet sich im Anhang.

9 Vgl. Starl (wie Anm. 3); Ponstingl, Michael: Die Bildbandreihen des Verlages Karl Robert Langewiesche 1904–1960. Heimatschutz und Kunsterziehung. In: Faber, Monika, Klaus Albrecht Schröder (Hg.): Das Auge und der Apparat. Die Fotosammlung der Albertina. Wien 2003, S. 201–240.

10 Ponstingl (wie Anm. 9), S. 206.

leistete in den 1920er und 1930er Jahren die sogenannte „Heimatfotografie", die, von professionellen Fotografen wie auch von AmateurInnen betrieben, „ebenso wie die Volkskunde [...] von offizieller christlich-sozialer Seite dazu ausersehen [war], ein neues ‚Österreichbild' zu kreieren, visuelle Identifikationsmuster für ein österreichspezifisches Selbstbewußtsein zu schaffen."[11] Die Hervorbringungen dieser Heimatfotografie wurden in der Zwischenkriegszeit über Zeitschriften und „vaterländische" Bildbände popularisiert und konnten sich im nationalen visuellen Gedächtnis verankern. Ihre Motive (und teilweise auch ihre Ästhetik) wurden von den neuen „Österreich-Konstrukteuren" nach 1945 aufgegriffen, als es für Österreich erneut (und wohl mehr denn je) galt, ein eigenständiges nationales Profil zu entwickeln. Wie schon vor dem Krieg dienten wieder in erster Linie Landschaft, bedeutende (vor allem architektonische) Kunstwerke und Versatzstücke österreichischer „Volkskultur" der (bildlichen) nationalen Repräsentation und fanden abermals in Österreich-Bildbände Eingang.

Diese Art unverdächtiger Sujets konnte auch am ehesten nationale Einheit suggerieren, ohne dass man sich auf politische Kontroversen einzulassen brauchte – ein Gedanke, der die meisten Österreich-Bildbände zu prägen scheint: Gezeigt wird nur, was allgemein Zustimmung findet, was generell als wertvolles nationales „Eigentum" (Landschaft, Kulturgut) durchgeht. Entsprechend zurückhaltend waren auch die kommentierenden Texte: Man wolle, so meist der Tenor, nur zeigen, wie „schön" Österreich sei und welche Kulturleistungen es hervorgebracht habe. Fragen, gar kritischer Art, wurden nicht gestellt, umstrittene Themen – etwa solche der politischen Zeitgeschichte – außer Acht gelassen. Die Bildbände sollten für eine möglichst breite LeserInnenschaft konsumierbar sein, für schwierige Auseinandersetzungen oder Erörterungen schienen sie nicht der richtige Ort.[12]

11 Faber, Monika: „Land und Leute" (1930–1936). In: Dies. (Hg.): Rudolf Koppitz 1884–1936. Wien 1995, S. 106–125, hier S. 115.

12 Dies wird besonders dann evident, wenn die Bände wie so häufig (ohnehin zumeist nur kurze) Abrisse über österreichische Geschichte beinhalten. Diese enden nämlich oft 1918/19 (oder kurz danach), gerade die jüngere Geschichte (also die Geschichte der Faschismen) wird gerne ausgeblendet oder nur angedeutet. So findet etwa in dem Band „Österreich in Farben" „der unselige Krieg" Erwähnung, genauere Hintergründe erfährt man jedoch nicht. Perkonig, Josef Friedrich: Wien – alte Stadt, grüne Stadt. In: Karfeld, Kurt Peter: Österreich in

Doch auch wenn weite Bereiche wie österreichische Politik und Zeitgeschichte weitgehend ausgespart blieben: Österreich-Bildbände erhoben stets den Anspruch, Österreich gleichsam „ganzheitlich" darzustellen.[13] Mit den Bereichen Landschaft, Kunst und Volkskultur schienen die dazu wichtigsten Bereiche abgedeckt; andere Themen wurden in den Bildbänden nur fallweise und dann eher am Rande abgehandelt.

1. Landschaft

Landschaft(en) zur nationalen Repräsentation heranzuziehen hat lange Tradition. In Zusammenhang mit den Nationsbildungsprozessen der letzten 200 Jahre kam der Landschaft eine nicht unwesentliche (politische) Rolle zu, geht es doch bei der „Bestimmung eines unverwechselbaren kulturellen Erbes" nicht nur um die „Schaffung einer Hochsprache" und die (Re-)Konstruktion „einer geschichtlichen Glanzzeit", sondern auch um die Kreierung einer „typische[n] Landschaft"[14]. Deren Stellenwert variiert zwar in den jeweiligen nationalen Symbolsystemen; doch gerade am österreichischen Beispiel lässt sich zeigen, welche herausragende Rolle Landschaft bei (nationalen, aber auch regionalen) Identitätskonstruktionen einnehmen kann: Überall dort, wo es in Österreich (auch) um die Produktion von „Heimat" geht, ist Landschaft mit im Spiel.[15]

Farben. Text von Josef Friedrich Perkonig. Wien 1956, o.S. In einem anderen Band gerät die NS-Vergangenheit Österreichs einfach zu „sieben Jahre[n] unösterreichischer Herrschaft". Doderer, Heimito von: [Einleitung]. In: Österreich. Bilder seiner Landschaft und Kultur. Einleitung von Heimito von Doderer. Aufnahmen von Toni Schneiders (= Orbis Terrarum). Zürich 1958, S. 5–22, hier S. 8.

13 Freilich ist der rhetorische Kniff verbreitet, zu behaupten, man könne Österreich gar nicht gebührend darstellen; „Ganzheitlichkeit" sei in diesem Sinn gar nicht zu erreichen.

14 Johler, Reinhard: Das Österreichische. Vom Schönen in Natur, Volk und Geschichte. In: Ders., Herbert Nikitsch, Bernhard Tschofen: Schönes Österreich. Heimatschutz zwischen Ästhetik und Ideologie (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde 65). Wien 1995, S. 31–41, hier S. 34.

15 Vgl. Breuss, Susanne, Karin Liebhart, Andreas Pribersky: Österreichische Identität(en) am Beispiel von „Landschaft". In: Projektteam „Identitätswandel Österreichs im veränderten Europa" (Hg.): Nationale und kulturelle Identitäten Österreichs. Theorien, Methoden und Probleme der Forschung zu kollektiver Identität

Dass gerade in Österreich – und vor allem seit den Jahren nach dem Zusammenbruch der Habsburger-Monarchie – so bereitwillig auf Landschaft als regionale und nationale „Identitätsressource" zurückgegriffen wurde, hat nicht zuletzt mit den damaligen politischen und wirtschaftlichen Umständen zu tun. Zum einen eignete sich „Landschaft" zur symbolischen Abhebung Österreichs gegenüber Deutschland, mit dem man sich zwar als „kulturell verbunden" empfand, das aber realpolitisch nach dem Ersten Weltkrieg (Stichwort Saint Germain und Anschlussverbot) vom „Rest Österreich" abgegrenzt war: Insbesondere die Alpen wurden zur „österreichischen Landschaft" schlechthin stilisiert, die das Land unverwechselbar machen sollte – zumindest für Deutsche (inklusive ehemalige „Deutsch-Österreicher").[16] Zum anderen war „Landschaft" seit Beginn des modernen Tourismus das vielleicht größte Kapital des Landes: Die „schöne Landschaft" wurde als Grund präsentiert, das Land zu bereisen – im Sommer wie im Winter.[17]

Landschaft wurde zentrales Element in dem Bild, das man für die „Fremden" entwarf – doch dieses Bild wurde auch bestimmend für die „Einheimischen". Gerade am Beispiel der Fotografie, eines jener Medien, durch die „Landschaft" erst kommunizierbar wird, lässt sich zeigen, wie Tourismuswerbung und Identitätspolitik koinzidierten: „Schöne Landschaften" wurden in den 1920er und 1930er Jahren nicht nur zu touristischen Werbezwecken abgelichtet[18], sie boten

(= ifk materialien 3/95). Wien 1995, S. 34–47; Kos, Wolfgang: Imagereservoir Landschaft. Landschaftsmoden und ideologische Gemütslagen seit 1945. In: Sieder, Reinhard, Heinz Steinert, Emmerich Tálos (Hg.): Österreich 1945–1995. Gesellschaft, Politik, Kultur (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik 60). Wien 1995, S. 599–624; Bruckmüller (wie Anm. 5).

16 Für „Nicht-Deutsche" hingegen konnte der identitätsstiftende Rückgriff Österreichs auf die Alpen genauso gut Anlass bieten, Österreich mit der Schweiz zu verwechseln, die international noch viel mehr mit den Alpen identifiziert wurde und wird. Zu den Bergen als „Massensymbol" der Schweizer vgl. Godenzi, Alberto: Wenn Berge zur letzten Referenz werden. In: Pattillo-Hess, John, Mario Smole (Hg.): Nationen. Wien 1994, S. 12–18.

17 Vgl. Woldrich, Thomas: Das schöne Austria. Tourismuswerbung für Österreich mittels Landschaft, Kultur und Menschen. In: Prutsch, Ursula, Manfred Lechner (Hg.): Das ist Österreich. Innensichten und Außensichten (= Veröffentlichungen des Ludwig Boltzmann Instituts für Gesellschafts- und Kulturgeschichte; Studien zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte 11). Wien 1997, S. 37–59.

18 In der professionellen Fremdenverkehrswerbung wurden früh fotografische Materialien eingesetzt, in Broschüren wie in werbenden Beiträgen in Zeitungen und

zugleich der „Heimatfotografie" die auch politisch verwertbaren Sujets von „Heimat". Dieselben Bilder konnten also in zwei Richtungen wirken: Landschaftsaufnahmen warben einerseits um (in- und ausländische) TouristInnen, gleichzeitig aber auch für die Wertschätzung des Landes im Land selbst, dessen BewohnerInnen sie als positiv konnotierte Bilder des „Eigenen" vorgeführt wurden.

Landschaft als „Dominante"

In den hier behandelten Bildbänden, denen diese doppelte Funktion – Werbung um den Touristen und um den (einheimischen) Bürger – ebenfalls eigen ist, zeigen mehr als 40 Prozent der fotografischen Abbildungen im weitesten Sinn Landschaft. Dabei gehe ich von einem populären Landschafts-Begriff aus, in dem Landschaft mehr oder weniger mit „Natur" gleichgesetzt wird.[19] Dies heißt jedoch nicht, dass „Landschaftsfotografie", in der Elemente einer als „natürlich" wahrgenommenen Umwelt zu einem Bild zusammengefügt werden, nicht auch „künstliche" Elemente (also Spuren menschlicher Eingriffe) enthalten kann: „Natur" ist auf den Bildern kombiniert mit Häusern, ganzen Dorfansichten, oder sie dient als Kulisse für die Darstellungen von Menschen. Gerade die Kombination von Landschaft und Architektur macht einen großen Teil der erwähnten 40 Prozent aus: Landschaft als Kulisse für einzelne Bauwerke wie Burgen, Kirchen oder Kapellen, Landschaft als Rahmen für Stadt- oder Dorfansichten.

Nicht nur die Bilder bieten ein Ensemble aus „schöner Landschaft" und „Kultur" (im Sinne von [Bau-]Kunst oder auch „Volkskultur");

Zeitschriften, nicht zu vergessen das Medium der Ansichtskarte, die immer auch werbenden Charakter hatte. Auf das Plakat, eines der wichtigsten Medien der Fremdenverkehrswerbung, gelangte das Foto – zunächst aus technischen Gründen – erst allmählich ab Ende der 1920er Jahre. Vgl. Maryška, Christian: Einleitung. In: Ders. (Hg.): Schnee von gestern. Winterplakate der Österreichischen Nationalbibliothek. Wien 2004, S. 9–13.

19 Zur Komplexität des Landschafts-Begriffs vgl. Huter, Michael: Die Idee der Landschaft. In: Kos, Wolfgang (Hg.): Die Eroberung der Landschaft. Semmering – Rax – Schneeberg. Katalog zur Niederösterreichischen Landesausstellung Schloß Gloggnitz. Wien 1992, S. 49–54; Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr (Hg.): Landschaft – Begriff und Wahrnehmung (= Forschungsschwerpunkt Kulturlandschaft 6). Wien 2000.

diese Verbindung wird auch in den begleitenden Texten unterstrichen. So schreibt zum Beispiel ein Autor in dem Bildband „Schatzkammer Österreich" aus dem Jahre 1948: „Klosterpaläste und Adelsburgen, Zeugen eines kulturellen Hochstandes, sind über das ganze Land verstreut und geben gerade der schönen österreichischen Landschaft ihre besondere Note"[20] – und auch das „österreichische Bauernhaus" wird als „Schmuck der Landschaft" bezeichnet[21].

Dass Landschaft und Architektur bzw. „Baukunst" zueinander in inniger Beziehung stehen, wird naheliegenderweise gerade auch dort thematisiert, wo diese beiden Bereiche deklarierte Schwerpunkte sind – wie in dem Band „Österreich. Landschaft und Kunst" des Kunsthistorikers Viktor Griessmaier. Grundlage des Buches, das auf eine Präsentation des „Dauernde[n] von Österreich" abzielt, ist die Annahme, dass „Landschaft und Bauwerk [...] für den Charakter eines Landes [...] bestimmend" seien: „[S]ie bleiben auch ohne den Menschen; er aber ist ohne ihren Rahmen nicht zu denken."[22] Weiters meint der Autor:

> „Der Mensch, der diese dauernden Zeugen seines Daseins [gemeint sind die Werke der Baukunst, Anm. T.S.] in die Landschaft stellte, hat sie zweifach mit ihr verbunden: er hat ihnen etwas von seinem eigenen Leben eingehaucht und hat sie feinfühlig der Natur zugeordnet, nicht aufgezwungen. Dadurch aber hat er sie gleichsam zu einem Teil von ihr gemacht. Landschaft und Baukunst erscheinen so in einem tieferen Sinn als die beiden untrennbaren Teile eines Ganzen, das wir über alle Trübungen und Gegensätze des Tages hinweg beglückt und froh Österreich nennen."[23]

Griessmaiers Fachkollege Rupert Feuchtmüller lässt seinen Text in einem anderen Band, „Österreich. Ein Bildwerk", folgendermaßen beginnen:

> „Man könnte das Wesen Österreichs mit einer Symphonie vergleichen, die in ihrem Zusammenklang die Themen Landschaft, Tradition und

20 Fink, Josef: Das österreichische Volk. In: Schatzkammer Österreich. Wahrzeichen der Heimat in Wort und Bild. Wien 1948, S. 38–40, hier S. 38.

21 Fink (wie Anm. 20), S. 39.

22 Griessmaier, Viktor: Österreich. Landschaft und Kunst. Mit 336 ganzseitigen Bildern nach Aufnahmen verschiedener Herkunft und einer Karte. Wien 1950, S. 5.

23 Griessmaier (wie Anm. 22), S. 12. Hinzuweisen ist auf die in Bildbänden oft formulierte Annahme, dass nicht nur der Mensch prägend in die Landschaft eingreift, sondern dass vielmehr noch die Landschaft den Menschen geprägt habe.

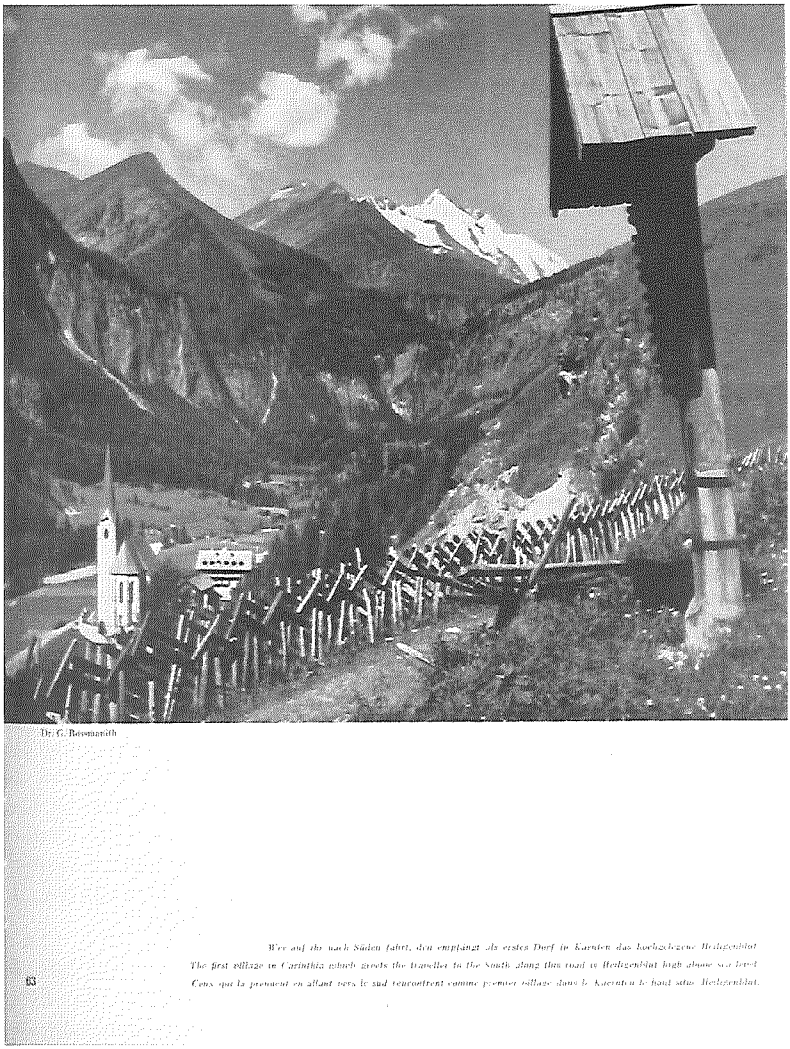


Abb. 1: Österreich. Landschaft, Mensch und Kultur. Ein Bildband mit 104 Meisteraufnahmen von Dr. A. Defner, Prof. Kruckenhauser, Dr.-Ing. Rud. Roßmanith, A. Sickert, O. Angermayer, E. Baumann, E. Schmachtenberger, H. Schmidt-Glassner, Dr. Paul Wolff und Tritschler und anderen. Mit einem Geleit von Karl Heinrich Waggerl und einführenden Erläuterungen von Dr. Eduard Widmoser. St. Johann/Tirol, Pinguin Verlag, Frankfurt am Main, Umschau Verlag, 1952, S. 63.

Kunst harmonisch vereint. Die Landschaft ist dabei die Dominante. Sie bestimmt nicht nur die äußere Erscheinung, sondern auch den Charakter, sie ist das Grundelement, das Leitmotiv gleichsam, das alle anderen Sätze dieses Musikstücks beherrscht."[24]

Landschaftliche Vielfalt in Bild und Text

Neben der bildlich dargestellten und in den Texten beschworenen Koalition aus Landschaft/„Natur" und Menschenwerk/Kunst/Kultur (Architektur) wird in den Bildbänden nicht nur die Schönheit, sondern auch die Vielfalt der österreichischen Landschaft betont. Es gibt kaum einen Text in den Bildbänden, in dem diese Vielfalt nicht angesprochen wird. Eduard Widmoser etwa meint in „Österreich. Landschaft, Mensch und Kultur": „Österreichs Naturschönheiten sind wohlbekannt. Auf kleinstem Raume finden sich reizvoll die verschiedenartigsten Landschaftsformen" – worauf eine Aufzählung ebendieser erfolgt:

„In Vorarlberg greifen die Ostalpen mit ihren vielen Gletschern, Kämmen und Ketten auf österreichischen Boden über. Sie beherrschen Vorarlberg, Tirol, Salzburg und Kärnten, streifen Ober- und Niederösterreich, um endlich in der reizvollen Landschaft des Wiener Waldes auszuklingen. Südlich der Donau lagert sich dem gewaltigen Hauptzuge der Alpen das hügelreiche Alpenvorland vor, das mit seinen vielen Burgen und Schlössern das gelassen hinziehende breite Band der Donau säumt. Nördlich des Stromes breitet sich das etwas schwermütig wirkende, waldreiche Mühl- und Waldviertel und das heitergestimmte Weinviertel aus. Im Osten bildet kontrastreich die weite Pannonische Tiefebene, im Süden das reich bewaldete Hügelland der ‚Grünen Steiermark' den Abschluß des weitgespannten Alpenbogens. Zahlreiche Flüsse und Flüßchen dieser Landschaften einen sich im Donaustrome, der sie in majestätischer Ruhe dem Schwarzen Meere zuführt."

Man könne, so der Autor resümierend, „in Österreich alle Formen der Naturschönheit erleben: Das ewige Eis der Dreitausender, das Grün der Waldeinsamkeit, stürzende Wasserfälle, völkerverbindenden Strom, pittoreskes Felsgeklüft, träumende Seen, Weinhügel über Vulkangestein und saatgoldene Weite".[25]

24 Feuchtmüller, Rupert: [Vorwort]. In: Österreich. Ein Bildwerk. Mit einem Vorwort von Dr. Rupert Feuchtmüller. München – Pullach o.J. [1954], o.S.

25 Widmoser, Eduard: Das ist Österreich. Ein Blick auf seine Lage, Geschichte und Kultur. In: Österreich. Landschaft, Mensch und Kultur (wie Anm. 2), S. 3–5, hier S. 3.

Auch in Theodor Müller-Alfelds „Österreich"-Band, erschienen 1959, werden wie selbstverständlich gleich eingangs die „verschwenderische Fülle von landschaftlicher Schönheit" und die „Mannigfaltigkeit der Landschaftsformen" angesprochen, die, so sinngemäß, über die Kleinheit des Landes hinwegtrösten könnten[26]; weiter unten wird Hugo von Hofmannsthal zitiert, der, „nach dem Wesen Österreichs" gefragt, „den Blick auf die Landschaft [richtet], deren Skala von der Erhabenheit des Hochgebirges bis zur Burgenromantik des Mühl- und Waldviertels, von der Heiterkeit des Wiener Waldes bis zum fremdartigen und stillen Zauber der Puszta reicht"[27].

Die in den Texten so sehr betonte landschaftliche Vielfalt spiegelt sich auch in den Bildern wider. Nicht nur die für das österreichische Selbstverständnis so wichtigen Berge[28] sind bildlich repräsentiert, sondern auch Täler, Flusslandschaften, hügelige Gegenden, Ebenen oder der Neusiedler See. Das heißt allerdings nicht, dass nicht innerhalb dieser „Landschaftstypen" bestimmte Gegenden als (entsprechend bevorzugte) „Paradelandschaften" dienen – etwa die Wachau, der für gewöhnlich ungleich mehr Bilder gewidmet sind als anderen Donauabschnitten. Eine immer wieder zur Ansicht gebrachte (und gegenüber anderen landschaftlich vergleichbaren Gegenden überrepräsentierte) Gebirgs- und Seenlandschaft stellt zum Beispiel das Salzkammergut dar; und ähnlich wie die Blicke auf Hallstatt oder Traunkirchen lässt sich auch die Ansicht des Ortes Heiligenblut mit dem Großglockner im Hintergrund jenen kanonisierten Perspektiven zuordnen, die in Österreich-Bildbänden beinahe ihren Fixplatz haben.

Kontinuitäten und Brüche

Dass die Karriere der meisten dieser Motive und Ansichten nicht erst nach 1945 begonnen hat, wurde schon angedeutet. Gerade die in Österreich-Bildbänden der Nachkriegszeit enthaltenen Landschaftsfotografien folgen in ihren Sujets und ihrer Ästhetik den Vorgaben der früheren Heimatfotografie – was sich natürlich zum Teil daraus

26 Müller-Alfeld, Theodor (Hg.): Österreich. Vom Bodensee zum Burgenland. Landschaften und Städte in 248 Photos. Darmstadt 1959, S. 5.

27 Müller-Alfeld (wie Anm. 26), S. 7.

28 Vgl. Tschofen, Bernhard: „Österreichs Alpen". Materialien zu Geschichte und Gegenwart nationalisierter Landschaft. In: Historische Sozialkunde. Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung, Jg. 33, H. 3, 2003, S. 4–13.

erklärt, dass es bisweilen dieselben Fotografen wie in 1930er Jahren sind, die nach 1945 in Österreich-Bildbänden publizieren bzw. publiziert werden.[29] Österreichische Landschaftsfotografien aus der Nachkriegszeit, wie sie in den hier untersuchten Bildbänden zu finden sind, unterscheiden sich kaum von jenen aus der Zwischenkriegszeit (oder auch aus der NS-Zeit).

Doch wenn auch zum Teil dieselben Fotografen am Werk gewesen sind, lassen sich doch entlang der zeitlichen und politischen Brüche und Zäsuren einige Veränderungen hinsichtlich der Sujets feststellen: Während etwa in den Österreich-Bänden aus den 1930er Jahren eine auffällige Bildpräsenz religiöser Zeichenträger – „Marterln", einsame Kirchen, Menschen vor Wegkreuzen oder in Prozessionen – auffällig ist, verschwinden in der NS-Zeit die meisten dieser Zeichen aus den Bildern und Büchern[30], um dann nach 1945, wenn nun auch seltener, wiederzukehren.

Ein völlig neues Sujet findet sich mit der im Vergleich zur Zwischenkriegszeit auffällig verstärkten bildlichen Repräsentation von „Technik" in Bildbänden der Nachkriegszeit, wobei diese Technik ebenfalls eine starke Verknüpfung mit „Landschaft" erfährt. Was in den Bildbänden der 30er Jahre kaum denkbar gewesen wäre, gehört nun zum Bildrepertoire beinahe eines jeden Österreich-Bildbandes der Nachkriegszeit: Staumauern in den Bergen als Teile riesiger Kraftwerksanlagen[31] oder sich den Berg hochwindende, von Bussen und PKWs befahrene Alpenstraßen. Gerade Alpenstraßen hatte es zwar auch schon in den bildlichen Repräsentationen österreichischer

29 Der Band „Österreich. Landschaft, Mensch und Kultur" (wie Anm. 2) wirbt beispielsweise in seinem (zweiten) Untertitel mit Namen wie Defner und Kruckenhauser – Fotografen, die die fotografische Szene der 30er Jahre wesentlich mitbestimmt hatten und über Medien wie Österreich-Bildbände auch nach 1945 weiterwirken konnten. Gerade der Band „Österreich. Landschaft, Mensch und Kultur" beinhaltet überdies nicht nur („neue") Fotos von „altgedienten" Fotografen, sondern verwendet auch deren Fotografien aus den 1930ern.

30 Besonders gut lässt sich das an dem Band „Deutsche Ostmark" verfolgen, der erstmals 1936 erschien und 1943 eine veränderte Neuauflage erfuhr. Perkonig, Josef Friedrich (Hg.) (1936): Deutsche Ostmark. Zehn Dichter und hundert Bilder lobpreisen Österreich. Graz, Wien, Leipzig 1936; ders. (Hg.): Alpenland – Donauland. 3. Auflage. Graz 1943.

31 Paradebeispiel sind die Talsperren des Tauernkraftwerks Kaprun. Zum „Mythos" Kaprun vgl. Kos, Wolfgang: Zukunftsfroh und muskelstark. Zum öffentlichen Menschenbild der Wiederaufbaujahre. In: Ders.: Eigenheim Österreich. Zu Politik, Kultur und Alltag nach 1945. Wien 1994, S. 59–149, hier S. 131–138.

The Grossglockner Alpine Highroad
88 La route du Grossglockner, artère des Hautes-Alpes
Großglockner Hochalpenstraße

Abb. 2: Austria. L'Autriche. Österreich. A Book of Photographs with an Introduction by Richard Aldington. London, Spring Books, o.J., S. 89.

Landschaft im Ständestaat gegeben[32], und auch Seilbahnen waren bereits ab der Zwischenkriegszeit „zum festen Bestandteil ‚österreichischer Landschaften'"[33] geworden; doch Ästhetik und Ideologie der Heimatfotografie hatten es verboten, technischen Ikonen allzu viel Platz in den Landschaftsaufnahmen einzuräumen. Landschaft hatte als von der technischen Welt möglichst unberührte, idyllische „Natur" zu erscheinen, in die sich nach Auffassung der maßgebenden Landschaftsästheten nur die Objektivationen einer „heimischen", traditionell-bäuerlichen Kultur harmonisch einfügten. Dass etwa ein Strommast vor landschaftlichem Hintergrund in den Bildmittelpunkt gerückt wird, wie das auf einem Foto in „Schatzkammer Österreich" geschieht (das Bild soll dort den Textbeitrag „Energiewirtschaft – Weiße Kohle" illustrieren), kommt zwar auch in den Nachkriegszeit-Bildbänden nicht oft vor, ist nun aber immerhin möglich.

2. Kunst

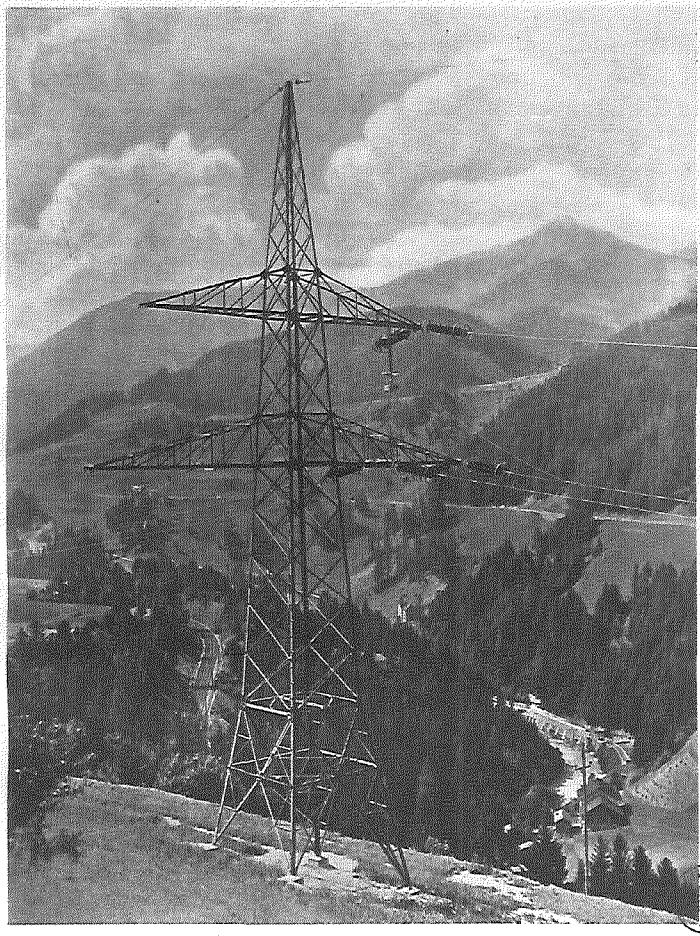
„Wer durch Österreich wandert, der möge neben der Natur die Kunst nicht vergessen."[34] In diesem Zitat aus „Österreich. Ein Bildwerk" wird nicht nur explizit jener Freizeit- und Fortbewegungsstil angesprochen wird, der landläufig als der geeignetste gilt, die „Heimat" kennenzulernen[35] (wobei „Wandern" oft auch metaphorisch ge-

32 Vgl. etwa die Bilderwelt des fast nur aus Fotos bestehenden, 1934 bis 1938 erschienenen austrofaschistischen Propagandablattes „Österreichische Woche". Immerhin war so mancher Bau derartiger Straßen zu einem austrofaschistischen Prestigeobjekt geraten. Vgl. dazu Rigele, Georg: Die Wiener Höhenstraße. Autos, Landschaft und Politik in den dreißiger Jahren. Wien 1993; ders.: Die Großglockner-Hochalpenstraße. Zur Geschichte eines österreichischen Monuments. Wien 1998.

33 Tschofen, Bernhard: Berg, Kultur, Moderne. Volkskundliches aus den Alpen. Wien 1999, S. 208.

34 Feuchtmüller (wie Anm. 24), o.S.

35 Man denke an Buchtitel wie „Erwanderte Heimat" (Ziak, Karl: Erwanderte Heimat. Durch die Gaue der Ostmark. Wien, Leipzig 1940; ders.: Erwanderte Heimat. Land und Leute in Österreich. Vierte Auflage. Wien 1951). Tatsächlich dient das bürgerliche Freizeitwandern, das sich ab dem ausgehenden 18. Jahrhundert etabliert, einerseits einer „Aneignung von fremder Ferne", zugleich aber auch „von heimatlicher Nahwelt". Kaschuba, Wolfgang: Die Fußreise. Von der Arbeitswanderung zur bürgerlichen Bildungsbewegung. In: Bausinger, Hermann, Klaus Beyrer, Gottfried Korff (Hg.): Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum



Kraft des Wassers, Wucht der Welle,
In den engen Draht gezwungen,
Euch hat Menschengeist und Wille
Zäh der Erde abgerungen.

Gittermast der Brennerleitung

Photo: Aus dem Archiv der Tiroler Wasserkraftwerke A. G.

Abb. 3: Schatzkammer Österreich. Wahrzeichen der Heimat in Wort und Bild. Wien, Sator Verlag,1948, o.S.

braucht wird: man „erwandert" das Land gewissermaßen via Bildband); dieser Satz macht auch die Hierarchie der in den meisten Österreich-Bildbänden dargestellten „Bereiche" deutlich: Landschaftsbilder (und entsprechende textliche Erläuterungen) nehmen den ersten Platz ein, und erst an zweiter Stelle rangieren Fotografien von (und Erklärungen zur) „Kunst" – wobei „Baukunst", also architektonisch wertvolle bzw. bemerkenswerte Bauwerke, am öftesten zur Darstellung kommt. Das mag damit zusammenhängen, dass sich die fotografische Darstellung von Bauwerken am einfachsten mit jener von „Landschaft" (die, wie gesagt, fast immer den Schwerpunkt ausmacht) kombinieren lässt. Beides jedenfalls, die Dominanz der Landschaft in den Österreich-Repräsentationen sowie die Privilegierung der Baukunst innerhalb der Repräsentation von Kunst, scheint sogar in Texten jener Österreich-Bildbände durch, die „Kunst" explizit als einen ihrer Schwerpunkte nennen: Das Buch handle von „Landschaft und der mit ihr am engsten verbundenen Kunst, der Architektur"[36], lässt Viktor Griessmaier in der Einleitung zu „Österreich. Landschaft und Kunst" die LeserInnen wissen; und die Werke der Baukunst habe der Mensch „feinfühlig der Natur zugeordnet, nicht aufgezwungen", und sie dadurch „gleichsam zu einem Teil von ihr gemacht"[37]. Mit anderen Worten: „Natur" rangiert über „Kunst", und diese gewinnt ihre Bedeutung nur, sofern sie sich gewissermaßen „naturhaft" ins ganzheitlich „Österreichische" fügt.

Architektur und „österreichischer Nationalstil"

Die vorrangige Behandlung von Baukunst innerhalb der Kunstbetrachtung verbindet Griessmaiers Band mit nicht wenigen der anderen hier im Brennpunkt des Interesses stehenden Büchern. So zieht

modernen Tourismus. München 1991, S. 165–173. Zur Frühform eines (deutschen) „patriotischen Wanderns", das über die engere „Heimat" hinaus auf die Imagination des ganzen „Vaterlandes" abzielt, vgl. auch Althaus, Hans-Joachim: Bürgerliche Wanderlust. Anmerkungen zur Entstehung eines Kultur- und Bewegungsmusters. In: Albrecht, Wolfgang, Hans-Joachim Kertscher (Hg.): Wanderzwang – Wanderlust. Formen der Raum- und Sozialerfahrung zwischen Aufklärung und Frühindustrialisierung (= Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung 11). Tübingen 1999, S. 25–43, hier S. 37ff.

36 Griessmaier (wie Anm. 22) S. 5.

37 Siehe Zitat oben; Griessmaier (wie Anm. 22), S. 12.

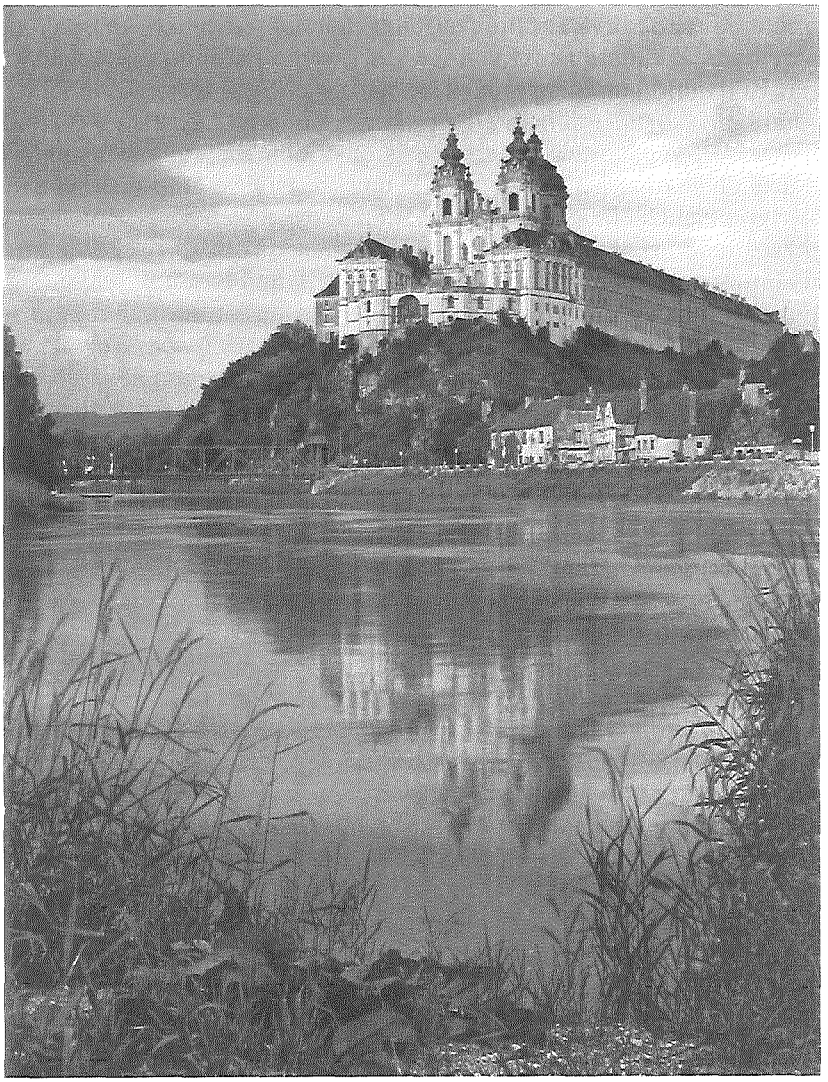


Abb. 4: „Stift Melk/The monastery of Melk/La monastère de Melk".
Österreich farbig. Einleitung und Bilderläuterungen von Herbert Buzas. Geschichtliche Erläuterungen von Dr. Maria Neusser-Hromatka. Innsbruck, Pinguin-Verlag, Frankfurt am Main, Umschau-Verlag, 1961, S. 57. (Original in Farbe.)

sich die Frage nach der für Österreich charakteristischen Architektur durch den Einleitungstext von Rupert Feuchtmüller zu „Österreich. Ein Bildwerk", und auch in „Schatzkammer Österreich" sind Texte enthalten, die, unter Titeln wie „Sakrale Kunst in Österreich"[38] oder „Vom Wesen österreichischer Kunst"[39], primär Baukunst behandeln.

Dabei werden vorrangig Gotik und Barock angesprochen, und letzterer wird nicht selten als eine Art österreichischer „Nationalstil" präsentiert[40], was auch der zeitgenössischen kunsthistorischen Interpretation entspricht.[41] Diese hatte verschiedene Phasen durchlaufen: Einmal als spezifisch österreichischer und damit auch antipreußischer Stil, ein andermal wieder unter deutschnationalen Vorzeichen als Teilphänomen eines „deutschen Barock" imaginiert, musste der Barock ab 1945 wieder als „national-österreichischer Stil"[42] herhalten, der sehr stark auch fremdbeeinflusst sei. Die Argumentation, dass der Barock gerade insofern genuin österreichischer Kunststil sei, als in ihm „fremdländische" Einflüsse aufgehoben und zu einem vollendeten Ganzen zusammengeschmolzen seien (was der postulierten „Offenheit des Landes" entspreche), findet sich denn auch in einigen Bildband-Texten; doch sie ist auch in verallgemeinerter Form und auf andere Kunstsparten übertragen anzutreffen:

> „Man hat in Österreich niemals den Ehrgeiz gehabt, ein ängstlich in sich beschlossenes Land mit einer ‚keimfreien' nationalen Kunst zu sein. Man wollte einfach Kunst und konnte sicher sein, daß sie auf alle Fälle

38 Frodl, Walter: Sakrale Kunst in Österreich. In: Schatzkammer Österreich (wie Anm. 20), S. 145–148.

39 Kirchner-Doberer, Erika: Vom Wesen österreichischer Kunst. In: Schatzkammer Österreich (wie Anm. 20), S. 82–84.

40 „Den Höhepunkt allen architektonischen Schaffens [...] brachte das Barock – wahrscheinlich, weil es dem österreichischen Naturell am meisten entspricht. Aus italienischen Vorbildern und französischen Anregungen formten einheimische Baumeister [...] einen eigenen nationalen Stil, der als österreichisches Barock in die Kunstgeschichte eingegangen ist [...]". Müller-Alfeld (wie Anm. 26), S. 8. „Kraft und Schönheit des Barock könnten beinahe als individuellste Ausdrucksform österreichischen Kunstsinns bezeichnet werden." Widmoser (wie Anm. 25), S. 5.

41 Vgl. Polleroß, Friedrich: Barock ist die Art, wie der Österreicher lebt. Oder: Barocke Architektur als Brücke und Bollwerk. In: Brix, Emil, Ernst Bruckmüller, Hannes Stekl (Hg.): Memoria Austriae I. Menschen, Mythen, Zeiten. Wien 2004, S. 446–472.

42 So der Albertina-Direktor Otto Benesch unmittelbar nach dem Krieg, zit.n. Polleroß (wie Anm. 41), S. 462.

‚österreichische Kunst' werden würde; man fühlte sich mit meist unbewußter Selbstverständlichkeit als Mitglied einer großen europäischen Völkerfamilie, in der Gütergemeinschaft nur natürlich war. Würde man alles entfernen, was an österreichischer Kunst unter fremdem Einfluß steht, dann bliebe wenig mehr übrig als Fragmente und Keime. [...]"[43]

„Die glücklich-unglückliche Lage zwingt unsere Heimat, an den guten und bösen Schicksalen seiner Nachbarn teilzunehmen. Darüber hinaus ist sie ein Grenzraum, in dem sich die geistigen Welten begegnen und vermengen: der Süden berührt den Norden, der Osten entsendet seine aus weiter Ferne heranrollenden Wogen, die an die flach oder tief gebuchteten Ufer branden, welche von der westlichen Welt ausgebaut wurden. Immer wieder überschneiden sich die Ströme der europäischen Kunstentwicklung im österreichischen Grenzraum. [...] Auch wenn fremder Einfluß am Werke ist, der in dem schon ob seiner Verkehrslage so aufgeschlossenen Österreich oft zur treibenden Kraft wird, sind es dennoch Landschaft und Charakter, welche die äußere Form wie ein Transparent durchdringen. Die wichtigste Rolle in dieser Hinsicht kommt Italien zu, obgleich der Einfluß des Westens und des Nordens zuzeiten nicht geringer war."[44]

Österreich als „kulturelle Großmacht"

Wenngleich in der Darstellung von Kunst – im bildlichen Bereich noch deutlich mehr als im textlichen – Architektur privilegiert ist, werden in den Bildbänden regelmäßig auch andere Kunstsektoren behandelt, oder besser gesagt: angesprochen. Neben der bildenden Kunst im engeren Sinne (wie Bildhauerkunst oder Malerei)[45] und

43 Griessmaier (wie Anm. 22), S. 10f.

44 Frodl (wie Anm. 38), S. 145.

45 Während Malerei oder einzelne Malerpersönlichkeiten gelegentlich angesprochen werden, kommen ihre Werke, obwohl das dem Gedanken eines Bildbandes durchaus entspräche, fast nie zur Abbildung. Sehr häufig hingegen kommen einzelne Werke der Schnitzkunst und Plastik zur Ansicht, wie etwa Stücke aus der Augarten-Porzellanmanufaktur, der Pacheraltar in St. Wolfgang oder der Kefermarkter Altar (über den Stefan Kruckenhauser 1938 einen wichtigen und einflussreichen Bildband publiziert hatte: Kruckenhauser, Stefan: Verborgene Schönheit. Bauwerk und Plastik der Ostmark. Salzburg, Leipzig 1938; vgl. dazu Mauracher, Michael: Die „Verborgene Schönheit". In: Kaindl, Kurt (Hg.): Stefan Kruckenhauser. In weiten Linien ... Das fotografische Lebenswerk. Salzburg 2003, S. 60–67; ders.: Die Arbeit am Kefermarkter Altar. In: Kaindl, a.a.O., S. 88–89.).

darstellenden Kunstformen (Theater, Tanz)[46] sind dies vor allem Literatur und Musik. Da diese beiden Bereiche nur schwer visualisiert werden können, werden sie beinahe ausschließlich in den Texten abgehandelt: Österreichische Schriftsteller (nur in den seltensten Fällen auch Schriftstellerinnen) werden namentlich erwähnt oder auch zitiert[47], bisweilen tauchen sie sogar selbst als Autoren von Bildband-Texten auf.[48] Die Thematisierung von Musik, ohne die kaum ein Österreich-Bildband auskommt, erfolgt primär über die Nennung einzelner Komponisten, wobei auch Komponisten, die gebürtige Ausländer waren, problemlos in die Reihe österreichischer Künstler eingereiht werden: Dass etwa Beethoven oder Brahms nach Österreich kamen, erscheint geradezu als natürlich, denn „schon ein flüchtiger Überblick läßt uns" nicht nur erkennen, dass „keineswegs" alle „großen Österreicher innerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes gewirkt haben (oder wirken)", sondern auch, „daß keineswegs all diese großen Österreicher auf dem Territorium der alten Monarchie oder gar der heutigen Republik geboren sind, beziehungsweise rein aus dem österreichischen Volk stammen [...]. Jahrhundertelang war Österreich ein Sammelbecken abendländischer Intelligenz", die Namen Prinz Eugen, van Swieten, Beethoven und Kafka sollen dies verdeutlichen.[49] Was Herbert Eisenreich hier allgemein auf Persön-

46 Österreichs Theaterkultur wird in mehreren Bildbänden thematisiert, auch Tanz in verschiedenen Formen wird repräsentiert. Der österreichische Film – als zu „moderne" Kunstform (oder erst gar nicht als solche anerkannt)? – findet hingegen in keinem Bildband Erwähnung.

47 Ein dichterisches Wort dient häufig dazu, das Argument oder die Ansicht des jeweiligen Textbeiträgers zu stützen bzw. zu bestätigen. Da es in den Bildband-Texten nicht zuletzt darum geht, Österreich zu feiern, werden gehäuft jene Dichter zitiert, die Einschlägiges dazu beitragen können, z.B. Franz Grillparzer, Hugo von Hofmannsthal oder Anton Wildgans, „eine[r] der treuesten Patrioten Österreichs im Reich des deutschen Wortes". Heer, Friedrich: Österreich – ein Leben lang. In: Österreich ein Leben lang. Geschichtliches Essay von Friedrich Heer. Wien 1962, S. 5–43, hier S. 34.

48 Beispielsweise Karl Heinrich Waggerl (in: Österreich. Landschaft, Mensch und Kultur, wie Anm. 2), Josef Friedrich Perkonig (in: Karfeld, wie Anm. 12) oder Franz Nabl (in: Österreich. Text von Franz Nabl (= Die Blauen Bücher). Königstein im Taunus 1957.).

49 Eisenreich, Herbert: Land der Chancen. In: Zentralsparkasse der Gemeinde Wien (Hg.): Vita Austriaca. Aus Österreichs Erbe und Gegenwart. Salzburg o.J. [1963], o.S.

lichkeiten aus Kunst und öffentlichem Leben bezieht, postulieren andere Autoren speziell für den Bereich der Musik:

„[... S]o ist es zu allen Zeiten gewesen: Österreich und insbesondere Wien übten eine starke Anziehungskraft auf schöpferische Menschen aus. Der Österreicher vermag sich für das Neue rückhaltlos zu begeistern, er nimmt das von außen Kommende begierig auf, aber nicht um es sklavisch und epigonenhaft nachzuahmen, sondern um es auf seine Art abzuwandeln und neu zu gestalten. Selber mit schöpferischen Kräften gesegnet, dazu fern allem Chauvinismus mit offenen Sinnen und breitem Herzen begabt, konnte Österreich solche musikalischen Phänomene wie Haydn und Mozart, Schubert und Bruckner hervorbringen, und man darf es dreist behaupten, daß auch Genies wie Beethoven und Brahms sich nur auf dem künstlerischen Boden Österreichs voll zu entfalten vermochten. Hier nur konnten sich auch solche Prozesse vollziehen wie die Umwandlung der italienischen Oper, die Generationen hindurch das musikalische Leben beherrscht hatte, in die deutsche Oper – durch die assimilierende Kraft Mozarts, in dem sich nördliches und südliches Musikantentum in einzigartiger Weise vereinigten. Dabei ist diese Fruchtbarkeit des künstlerischen Nährbodens schier unerschöpflich; selbst oder gerade in den politisch wirren und hoffnungslos scheinenden Perioden blühte die Kunst empor. [...]“[50]

Der Genius loci, der hier allgemein für Österreich postuliert wird, wird bei Franz Nabl in dem „Österreich“-Band der Reihe „Die Blauen Bücher“ auch speziell mit der Landschaft in Zusammenhang gebracht:

„Welch eine unerschöpfliche, aus gebenedeiten Quellen aufsprudelnde Fülle von Musik muß doch in diese österreichische Landschaft gebannt sein, daß aus ihr ein Haydn, ein Mozart, ein Schubert, ein Johann Strauß, ein Bruckner und ein Hugo Wolf geboren werden konnten! Und hat sie nicht auch den siebzehnjährigen Beethoven und den neunundzwanzigjährigen Brahms aus dem kühleren Norden an sich gerissen, sie festgehalten bis ans Ende ihres Lebens und in der Glut ihrer Sonne, in dem schmeichelnden Hauch ihrer Luft reifen lassen zu ihren gültigsten Schöpfungen? Und wären des anderen, des bayrischen Strauß [sic! Gemeint ist Richard Strauss] beglückendste, verführerischste Werke, wären der ‚Rosenkavalier‘ und ‚Arabella‘, in Wort und Ton anderswo möglich oder auch nur denkbar, als in diesem Land? Das ahnt wohl jeder, dem es vergönnt ist, zur beseligenden Zeit der Baumblüte sich durch die Wachau treiben zu lassen, vorbei an der feierlich-erhabenen Pracht Melks, vorbei an

50 Müller-Alfeld (wie Anm. 26), S. 8.

Schönbühel, an Aggstein und Dürnstein – wem klingt da nicht Schumanns Sang von dem hier gefangen gesetzten König Richard Löwenherz und seinem getreuen Blondel ins Ohr? –, wer atmet da nicht den Duft köstlicher Reben ein in vollen Zügen?"[51]

An die Idee des für die Kunst so gedeihlichen österreichischen Bodens (die sich auch dort wieder findet, wo von der populären Musikpraxis die Rede ist[52]) knüpft sich auch die Vorstellung, dass Österreich (zumindest, was die Kunst, und da speziell die Musik, betrifft) der Welt viel zu geben habe: Eisenreich spricht von einem „enorme[n] Beitrag Österreichs zur Welt-Kultur"[53] – und belegt diesen, indem er eine Reihe von Persönlichkeiten aufzählt, die Österreich verlassen hätten, um an einem anderen Ort zu wirken. Bei anderen Autoren findet sich eher der Gedanke, dass die österreichsche Kunst unmittelbar, nämlich ohne den Export von Personen, von Österreich in die Welt ausstrahlen könne: „Die Musik von Beethoven und Schubert hatte Österreichs Art in die Welt getragen", schreibt Rupert Feuchtmüller[54]; und auch Perkonig ist überzeugt: „Buchstäblich die ganze Welt hat sich von Mozart verzaubern lassen und wurde von Beethovens letzter Symphonie, der unsterblichen Neunten, erschüttert, sie hat nach den Walzern von Johann Strauß getanzt, und manches, das immerfort in ihren Ohren klingt, kommt, ohne daß sie es überhaupt weiß, aus Österreich."[55] Auch Eduard Widmoser stellt fest: „Öster-

51 Nabl, Franz: [Text]. In: Österreich. Text von Franz Nabl (wie Anm. 48), S. 3–18, hier S. 10f. Der Gedanke, dass sich die Landschaft in der Musik niederschlägt, findet sich auch zum Beispiel bei Otto Stradal in dem Band „Austria Souvenir", wenn er schreibt, „daß eine beglückende Landschaft sich wandeln kann zu fröhlicher Musik...". Stradal, Otto: Das alles ist Österreich... In: Austria Souvenir. Wien 1962, o.S.

52 „Es wird in Österreich, das natürlich nicht zufällig die Heimat von Haydn, Mozart, Schubert ist, viel und inbrünstig gesungen. Von allen Österreichern aber vollbringt es keiner mit mehr Leidenschaft als der Kärntner, es ist sozusagen der Sänger in Person, sogar seine Mundart hat zuweilen einen singenden Tonfall. [...]". Perkonig, Josef Friedrich: Kärnten, schon unter südlichem Himmel. In: Karfeld (wie Anm. 12), o.S. Hans Weigel wiederum streicht die Musikalität der WienerInnen heraus: In Wien frage man nicht, „‚Spielen Sie ein Instrument?', sondern: ‚Welches Instrument spielen Sie?'"; eine Haltung, die unter anderem zur Folge habe, dass „[i]n keiner anderen Stadt [...] die Zahnärzte so gut Cello" spielen wie in Wien. Weigel, Hans: Fragment über das Fragment. In: Zentralsparkasse der Gemeinde Wien (wie Anm. 49), o.S.

53 Eisenreich (wie Anm. 49), o.S.

54 Feuchtmüller (wie Anm. 24), o.S.

reichs Musik ist im besten Sinne des Wortes weltumspannend. Viele der größten Musiker der Welt waren in Österreich beheimatet oder hatten hier ihre Wirkungsstätte, wo sie zu ihren Leistungen angeregt wurden", und für die Operette spricht Widmoser von einem „Siegeslauf von Wien über die ganze Welt"[56]. Bei Herbert Buzas taucht dann auch das Diktum von Österreich als einer „kulturellen Großmacht"[57] auf.

Die Visualisierung des Themas Musik erfolgt am ehesten durch Bilder von Gebäuden: die Staatsoper[58] (in manchen Bänden sind neben den fast obligaten Außenaufnahmen auch Aufnahmen des Innenraums zu finden), die Geburts- bzw. Wohnhäuser etwa von Mozart, Haydn oder Beethoven, einmal auch der Große Musikvereinssaal in Wien. Darüber hinaus finden sich, neben den in manchen Bänden enthaltenen Szenenbildern von Opern- oder Operettenaufführungen, einige Male Bilder der Wiener Sängerknaben, etwas seltener des Johann-Strauß-Denkmals im Wiener Stadtpark. Des weiteren begegnen uns immer wieder Bilder von musizierenden Menschen – von den Wiener Philharmonikern bis hin zu Straßenmusikern, Trachtenkapellen oder auch Kindern beim Musikunterricht –, sowie auch diverse Tanzszenen: Ballett, Wiener Walzer, aber auch Volkstanz. Oft lassen auch jene Fotos österreichisches Musikleben assoziieren, auf denen die Innenausstattung von Kirchen gezeigt wird: So wird mehr-

55 Perkonig, Josef Friedrich: Ein Blick auf Österreich. In: Karfeld (wie Anm. 12), o.S.

56 Widmoser (wie Anm. 25), S. 5.

57 Buzas, Herbert: Aus der Welt des Österreichers. In: Österreich farbig. Einleitung und Bilderläuterungen von Herbert Buzas. Geschichtliche Erläuterungen von Dr. Maria Neusser-Hromatka. Innsbruck, Frankfurt am Main 1961, S. 3–5, hier S. 4. In „Österreich ein Leben lang" findet sich unter dem Bild der Harfenistin der Wiener Symphoniker ein Zitat Heinrich Drimmels, das in dieselbe Kerbe schlägt: „Wenn man von der österreichischen Sendung spricht, hat man zumeist die Kulturrepräsentanz im Auge. Um sie ist es in der Gegenwart sicher nicht schlecht bestellt. In einer Zeit, in der es den Österreichern an Behausung, Bekleidung und ausreichender Nahrung gefehlt hat, haben sie die im Kriege zerstörten Gebäude der Wiener Staatsoper und des Burgtheaters wiederaufgebaut und mit anderen ähnlichen Taten der Welt den Beweis geliefert, daß man in der kleingewordenen Republik den weiten Horizont des alten Österreichs nicht vermissen will. Die Welt kennt dieses kulturelle Antlitz und erweist ihm immer wieder aufs neue Respekt." Österreich ein Leben lang (wie Anm. 47), S. 202.

58 Bei Abbildungen der Staatsoper geht es jedoch nicht immer nur um die Oper als Stätte des Musikschaffens, sondern auch (oder sogar eher) um das Opernhaus als Bauwerk.

mals die Bruckner-Orgel in St. Florian zur Ansicht geboten, und im Band „Österreich. Landschaft und Kunst“[59], der viele Bilder mit Kirchenräumen bringt, finden sich gar neun Darstellungen von Orgeln.

3. Volkskultur

Mit dem oben beiläufig genannten Stichwort „Volkstanz“ ist der dritte Bereich genannt, der, wiewohl ungleich geringer gewichtet, in kaum einem Österreich-Bildband fehlt: der Bereich der sogenannten „Volkskultur“ – als eines der großen österreichischen (nationalen) Narrative. Mit „Volkskultur“ ist vor allem der im Ländlichen verwurzelte Bereich von Kultur angesprochen, der mit Alter, Dauer und Tradition konnotiert wird. „Volkskultur“ meint das „Echte“, „Unverfälschte“, unter „Volkskultur“ fallen all die angeblich über Generationen hinweg weitgehend unverändert überlieferten kulturellen Manifestationen wie Brauchtum, Volkslied oder Volkstracht.[60]

„Volkskultur“ wurde im gesamten deutschsprachigen Raum von Anfang an, seit ihrer „Erfindung“ durch die Volkskunde bzw. eine volkskundlich orientierte Germanistik, vorwiegend unter nationalen Vorzeichen gedeutet, und auch in Österreich spielt sie als (nationaler und regionaler) Identitätsfaktor seit geraumer Zeit eine große Rolle. Dass jedoch von einer spezifisch „österreichischen“ Volkskultur die Rede sein kann, ist so selbstverständlich nicht, denn im deutschsprachigen Österreich (das seit 1918 zwar eine Staats-, aber noch lange keine eigene Kulturnation bildete) wurde „Volkskultur“ lange Zeit – nämlich bis 1945 und noch darüber hinaus – „deutsch“ interpretiert.

Dass sich dennoch bereits in der Zwischenkriegszeit eine spezifisch „österreichische“ Ästhetik entwickeln konnte, ist nicht zuletzt das „Verdienst“ der österreichischen Heimatschutzbewegung, in deren Kontext auch die bereits erwähnte „Heimatfotografie“ anzusiedeln ist. Ihr ging es um „Ortsbild- und Landschaftspflege, Denkmal- und Naturschutz“ (wobei hier die „Volkskultur“ inkludiert war), also um „Heimatpflege in Landschaft, Ortschaft und Volksart“[61] – um eine

59 Wie Anm. 22.

60 Zur Kritik dieser (von der älteren Volkskunde mitproduzierten) Vorstellungen vgl. u.a. Bausinger, Hermann: Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse. Darmstadt 1971.

61 Nikitsch, Herbert: Heimatschutz in Österreich. In: Johler, Nikitsch, Tschofen (wie Anm. 14), S. 19–29, hier S. 23.

„traditionalistische Heimatpflege", um eine durchaus „nationalistisch geprägte Volkstumsarbeit"[62]. Der Heimatschutz sah es als seine Aufgabe an, als charakteristisch erachtete Landschaften und eine als „echt" und „ursprünglich" suggerierte traditionelle Kultur (eben „Volkskultur") zu erhalten – wobei das „Naturschöne" in der Ideologie des Heimatschutzes Hand in Hand mit dem „volkskulturellen ‚Erbe'" ging[63].

Die Heimatschutzbewegung konnte nicht nur kurzfristig viele ihrer ästhetischen Empfehlungen durchsetzen; auch längerfristig gelang es ihr, für breite Bevölkerungsteile verbindlich festzulegen, was „schön" und was „hässlich" ist, was „österreichisch" ist und was der normativen Ästhetik des „Österreichischen" zuwider läuft. Und typisch für Österreich war demnach eben jene Kombination aus „schöner Landschaft" und althergebrachtem „Kulturerbe", wie sie uns in vielen Werken der „Heimatfotografie" entgegentritt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, als es aus politischem Opportunismus nötig war, „Deutsches" in „Österreichisches" umzuinterpretieren, konnte verhältnismäßig leicht an die von der Heimatschutzbewegung propagierten ästhetischen Leitbilder angeknüpft werden, waren sie doch nicht nur schon entsprechend aufbereitet, sondern schienen auch harmlos und politisch unverdächtig. Landschaft und Volkskultur versprachen lange Dauer und „gute" Tradition, an ihnen konnte man auch nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus festhalten: Sie waren „österreichisch" und waren das angeblich auch schon immer gewesen.

Doch Volkskultur war nicht nur ein österreichischer „identity-marker", auch als touristisches Kapital hatte sie große Bedeutung – und steht auch heute noch, nach Jahrzehnten ihrer „nationalistischen" Interpretation, für „das Österreichische". Zum Zeichenhaften verdichtet liefert sie Symbole für Österreich[64]: den Steirerhut zum Beispiel[65], oder, etwas allgemeiner, alpine Tracht.[66]

62 Nikitsch (wie Anm. 61), S. 19.

63 Johler, Reinhard, Herbert Nikitsch, Bernhard Tschofen: Schönes Österreich. Zur Ausstellung. In: Johler, Nikitsch, Tschofen (wie Anm. 14), S. 13–17, hier S. 13.

64 Wobei diese bisweilen nicht einwandfrei national zuzuordnen war: „[G]erade in den Anfangszeiten [bereitete] es [der die „Volkskultur" vermarktenden Tourismus-Wirtschaft, Anm. T.S.] Schwierigkeiten [...], die österreichische *Volkskultur* von den fast ident zur Schau gestellten schweizerischen und bayerischen Pendants zu unterscheiden". Johler, Reinhard: Nationalistisch, national oder regional – die österreichische Volkskultur. In: Deutsch, Walter, Maria Walcher (Hg.): Sommerakademie Volkskultur 1993. Wien 1994, S. 62–70, hier S. 64.

Angesichts der Bedeutung, die der „Volkskultur" in verschiedenen anderen populären Medien der Nachkriegszeit – etwa im Heimatfilm – zufiel, aber auch angesichts der Präsenz von „Volkskultur" in Zwischenkriegszeit-Bildbänden – „Volkskultur" war von Beginn an ein wichtiger Topos im Medium Bildband gewesen, und gerade die „volkskundliche" Fotografie à la Erna Lendvai-Dircksen oder Hans Retzlaff hatte ab den 1930er Jahren auch über Bildbände große Verbreitung gefunden[67] –, verwundert es, dass „Volkskultur" in den Österreich-Bildbänden der Nachkriegszeit nur eine Nebenrolle spielt: Die quantitative Auswertung der Bildinhalte zeigt, dass „volkskulturelle" Inhalte durchschnittlich nur auf etwa jedem zwanzigsten Bild vermittelt werden. Doch sind sie präsent genug, um ihnen, als aus „volkskundlicher" Sicht vor allem interessierender Themenbereich, im weiteren Aufmerksamkeit zu schenken.

Zur Repräsentation von „Volkskultur"

Tracht ist das in Bildbänden am häufigsten gewählte Sujet, mit dem „Volkskultur" ins Bild gebracht wird. Gezeigt werden Menschen in Tracht, einzeln, in Gruppen, gelegentlich vor landschaftlicher, seltener vor baulicher Kulisse oder mit „traditioneller" Arbeit beschäftigt. Daneben repräsentieren auch Brauchtumsaufnahmen „Volkskultur"[68], und deren materielle Seite wird durch Bilder vorgeführt, die „traditionelle" Bauwerke bzw. „typische" Häuser zeigen.[69]

65 Vgl. Johler, Reinhard: Volkskultur – oder: die Geschichte des „Steirerhütels". In: Medien Journal 3, 1995, S. 3–30.

66 Über die nationale Symbolbedeutung hinaus gelten „Tracht" und andere volkskulturelle Versatzstücke vor allem „binnenösterreichisch" gleichzeitig nicht selten als Zeichen für Konservativismus, für „Kulturmief" oder gar für „Rechtsextremismus und Totalitarismus". Johler (wie Anm. 64), S. 62.

67 Vgl. König, Gudrun M., Ulrich Hägele: Eine Etappe der volkskundlichen Fotogeschichte. In: Hägele, Ulrich, Gudrun M. König (Hg.): Völkische Posen, volkskundliche Dokumente. Hans Retzlaffs Fotografien 1930 bis 1945, Marburg 1999, S. 8–39, hier S. 12; zu den Retzlaff-Bildbänden vgl. Straube, Gregor Julien, Anna Dreßler-Matysik: Bilder im Kontext: Fotobände. In: Ebd., S. 68–75.

68 Zum Beispiel ein Foto in „Österreich. Landschaft, Mensch und Kultur", dessen Bildunterschrift lautet: „Das Sternsingen ist ein alter Brauch, der auch heute noch gepflegt wird. Sternsinger aus Stuben im Schneetreiben." Österreich. Landschaft, Mensch und Kultur (wie Anm. 2), S. 20.

69 Diese sind zumeist in die Landschaft eingestreut, im Bildmittelpunkt stehen sie

Im übrigen handelt es sich bei den Darstellungen von Menschen in Tracht oder bei der Arbeit[70] nicht um Porträts im strengen Sinn: Die Bilder zeigen keine konkreten Individuen, sondern eher Menschen-„Typen". Und was etwa für Hans Retzlaffs Fotografien gilt, gilt über weite Strecken allgemein für die frühe volkskundliche Fotografie[71] wie auch für jene Art von Fotografie, die in die Österreich-Bildbände der Nachkriegszeit Eingang gefunden hat: „[D]er einzelne Mensch [fungiert] gewissermaßen nur als Träger einer Tracht oder bestimmter völkischer, beziehungsweise rassischer Merkmale [...] – er repräsentiert einen Typus"; „individuelle Merkmale" werden durch diese „typologische Auffassung" „in den Hintergrund" gerückt[72]. Freilich: In den hier zu behandelnden Bildbänden geht es kaum darum, einzelne Bevölkerungsgruppen „rassisch" zu definieren, wie es etwa in den während der 1930er und 40er Jahre in Deutschland erschienenen Bildband-Reihen „Das deutsche Volksgesicht" und „Das germanische Volksgesicht" der Fall gewesen ist.[73] In den uns hier interessie-

nur wenige Male. Um die Aufmerksamkeit des Betrachters auf Bauten als Teil einer „Volkskultur" zu lenken, bedarf es meist schon eines Kommentars.

70 Einzelporträts und Gruppenaufnahmen, die zusammen den Großteil der einschlägigen Aufnahmen ausmachen, halten sich quantitativ in etwa die Waage. Was die Repräsentation der Geschlechter betrifft, so fällt auf, dass, während die Einzelporträts gleichermaßen Männer wie Frauen zeigen, bei Gruppenbildern tendenziell öfter Frauen zur Darstellung gelangen.

71 Vgl. Hägele, Ulrich: Visuelle Tradierung des Populären. Zur frühen Rezeption volkskundlicher Fotografie. In: Zeitschrift für Volkskunde 93, 1997, S. 159–187.

72 Haatz, Margit, Agnes Matthias, Ute Schulz: Retzlaff-Portraits im ikonographischen Vergleich. In: Hägele, König (wie Anm. 67), S. 50–67, hier S. 50.

73 Immerhin, die Kategorie „Rasse" scheint in manchen der hier behandelten Bände noch nicht ganz verworfen: In mehreren Bänden sind einschlägige Bemerkungen zu finden, und in „Österreich. Vom Bodensee zum Burgenland" wird an einer Stelle gar an die Darstellungsweise nazistischer volkskundlicher bzw. rassenkundlicher Fotografie angeknüpft. Unter dem Brustporträt eines alten Mannes findet sich folgender Kommentar: „Der Anteil der dinarischen Rasse an der Tiroler Bevölkerung ist groß. Man erkennt ihre Vertreter an den dunkelbraunen Haaren und Augen, an einer von Natur hellbräunlichen Hautfärbung, an dem hohen, schlanken, oft etwas grobknöchigen Wuchs und an der sehr großen, vorspringenden, derben Nase. Wer schon einmal mit diesen Leuten zu tun gehabt hat, weiß um ihre Zuverlässigkeit, ihre Lebensfreude und ihren Sinn für Humor. [...]" Müller-Alfeld (wie Anm. 26), S. 66. Ein von Ausschnitt und Gestaltung her ähnliches Bild findet sich in demselben Buch in einem Abschnitt über das Burgenland. Zwar nimmt hier der das Bild flankierende Text nicht so eindeutig auf die Fotografie Bezug wie bei dem anderen Beispiel, doch der Betrachterin/Leserin wird durch den Text doch nahe gelegt, in dem dargestellten Mann (der im Bildindex am Ende des Buches als „Bauer aus dem Burgenlande"

renden Bänden werden Bilder von Menschen und Trachten vorgestellt, die zu alleingültigen Repräsentationen der Bekleidungsstile in einzelnen Regionen stilisiert werden: Die „Kärntnerin aus dem Rosental", die „Bäuerin in der Pinzgauer Tracht", das „Mädchen aus dem Lechtal" oder der „Salzburger Bergbauer" (so einige Bildlegenden) werden zum Typus, zum Vertreter der jeweiligen Region schlechthin.

Nicht nur Angaben zur konkreten Identität der dargestellten Personen werden dem Leser vorenthalten, es wird auch nie offengelegt, wann die Aufnahmen entstanden sind. Das hat Methode: Wie durch die Bildlegenden in vielen Fällen „typische" Regionalität konstruiert wird, wird durch das Verschweigen des Zeitpunkts einer Aufnahme suggeriert, sie sei zu jedem Zeitpunkt möglich (gewesen). Das Dargestellte erscheint als zeitlos, und gerade das entspricht der Ideologie von „Volkskultur": Trachten etwa – so die Botschaft – sind immer schon getragen worden und werden noch immer getragen. Sie werden somit zu Garanten für Tradition und Kontinuität.[74]

Dieser Vorstellung von „Volkskultur" als einem Phänomen der langen Dauer, das auf etwas „Wesenhaftes", im „Volk" tief „Verwurzeltes" hinweist, wird auch in vielen Texten Rechnung getragen:

> „Die Bevölkerung der Steiermark hängt mit großer Liebe an ihrer schönen Heimat und besitzt ein ausgeprägtes Traditionsbewußtsein. Die in ihren Formen althergebrachten Bauernhäuser werden heute noch so gebaut wie vor vielen Generationen, und man behält auch den Gruppen- oder Haufenhof bei, der dadurch gekennzeichnet ist, daß die einzelnen, oft ganz aus Holz gebauten oder doch mit Holzschindeln gedeckten Gebäude regellos nebeneinander stehen. Das Inventar zeigt den gediegenen Stil alter Bauernkultur. Auch die alten Eisenkreuze auf den Friedhöfen sind für die steirische Bauernkultur typisch; sie zeigen, welche Rolle das Eisen seit jeher im Wirtschaftsleben des Landes gespielt hat."[75]

Und bei einem anderen Autor heißt es über verschiedene Vorarlberger Gegenden: „Dort herrscht unter steinbeschwerten Dächern uraltes Brauchtum, die Bewohner tragen noch die alten schönen Trachten."[76]

---

ausgewiesen wird) den Inbegriff eines burgenländischen Kroaten zu sehen. Ebd., S. 152.

74 Was hier am Beispiel der Trachten dargelegt ist, lässt sich auch auf andere bildlich vermittelte „volkskulturelle" Inhalte wie traditionelle Baukultur oder „Brauchtum" umlegen.

75 Müller-Alfeld (wie Anm. 26), S. 165.

Abb. 5: „Kärntnerin aus dem Rosental"
Österreich. Ein Bildwerk. Mit einem Vorwort von Dr. Rupert Feuchtmüller. München – Pullach, Verlag Ludwig Simon, o.J. [1954], o.S. (Bild 113).

Das „noch" im letzten Zitat deutet freilich an, dass „Volkskultur" als Teil einer Lebensweise gedacht wird, die eigentlich vergangenen Epochen angehört. Die Existenz bzw. Pflege von „Volkskultur" wird in diesem Sinne etwas Besonderes – das bewundernswerte Bewahren von Althergebrachtem. Entsprechend anerkennend hören sich auch die Texte an:

„Mit besonderem Stolz hat man [im Bregenzer Wald, Anm. T.S.] auch an den alten schönen Trachten festgehalten, die man an Festtagen noch heute vielerorts sehen kann."[77]

„Auch in Osttirol hat man hin und wieder das Glück, in ländlichen Gegenden noch die alten, wundervollen Trachten zu sehen. Sie werden allerdings im allgemeinen nur mehr bei festlichen Gelegenheiten und beim Kirchgang getragen, und zwar vorwiegend von Frauen."[78]

Doch auch Resignation ob des drohenden Kulturverlusts klingt an, und bisweilen wird auch ein Abgesang auf die traditionelle Kulturpraxis angestimmt, wobei auch hier die Tracht im Mittelpunkt des Interesses steht:

„[A]uch viel altes Volkstum, vorab im Gebiet der rein alemannischen Besiedlung, ist bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben. Mit Feuerwerk wird der Frühlingseinzug gefeiert. Nach der Bestoßung der Alpen werden diese vom Priester gesegnet. Geburt, Krankheit und Tod werden von den Dorfgenossen mit regem Anteil bedacht. Hilfe in Not und Gefahr ist selbstverständlich. Die Volkstrachten aber haben sich kaum zu erhalten vermocht. Sie werden meist nur noch von den Frauen der Bergtäler, und auch dort nur sonntags, getragen."[79]

„Sind in den Hausformen noch durchgehend die Züge von Landschaft und Volkstum zu finden, so läßt sich dies leider nicht mehr von der Kleidung sagen, von der volkstümlichen Tracht. Sie war in Österreich früher überall besonders eng mit Stamm, Heimat und Landschaft verbunden. Leider ist dem österreichischen Volk sein schöner und würdiger Trachtenbesitz zum Großteil verlorengegangen. Länger hielt sich die Trachtensitte bei den Frauen als bei den Männern."[80]

76 Feuchtmüller, Rupert: Tirol und Vorarlberg. In: Österreich. Ein Bildwerk (wie Anm. 24), S. 192.
77 Müller-Alfeld (wie Anm. 26), S. 19.
78 Müller-Alfeld (wie Anm. 26), S. 191.
79 Bernhard, Hans: Die Bundesrepublik Österreich. In: Österreich. Bilder seiner Landschaft und Kultur (wie Anm. 12), S. 187–195, hier S. 194.
80 Fink (wie Anm. 20), S. 39.

Manchmal wird gar die Notwendigkeit des Denkmalschutzes angesprochen:

> „Sogenannte Getreidekästen [...] dienten jahrhundertelang als Scheuern. Sie zeugten mit ihren ungewöhnlichen Formen von einem ausgeprägten Formgefühl der bäuerlichen Menschen. Sie werden immer seltener; man sucht sie dadurch zu erhalten, daß man sie unter Denkmalschutz stellt."[81]

Und in dieselbe Richtung weisendes heimatschützerisches Gedankengut findet sich etwa auch in „Schatzkammer Österreich" an einer ganzen Reihe von Textstellen.[82]

Der „andere" Blick auf die „Volkskultur"

In den meisten Bänden wird „Volkskultur" aus der Perspektive der Volkstumspflege und Volkskunde ihrer Zeit betrachtet – einer Perspektive, in der „Volkskultur" als Idylle und als Gegenentwurf zur modernen Welt erscheint, als authentische, „echte" – und nach Möglichkeit zu erhaltende – Lebensweise der bäuerlichen Schichten.

81 Müller-Alfeld (wie Anm. 26), S. 179.

82 Zum Beispiel bei Franz Popp: „Die eigentliche Bekrönung aber findet niederösterreichischer Landschaftswert in der aus Volk und Leben hier immer noch unversiegt quellenden Pflege althergebrachten Brauchtums, treu gehüteter Sitten, Sagen und Gesänge, Tänze und Spiele, häuslicher Kunstfertigkeiten und mundartlicher Eigenheiten.
Allerdings bedarf es – will man das Erbe volklicher Vergangenheit und die daraus strömenden Kräfte schöpferischen Selbstbewusstseins nicht allmählichem Verfall aussetzen – wohl überlegter und erfahrungssicherer Betreuungsarbeit, um die heimatlichen Überlieferungen, die Denkmale des Bodens und der Natur, die Erinnerungsstätten der Geschichte und der kulturellen Entwicklung unseres Volkes vor den mancherlei Gefahren zu beschützen, die solchem Besitz aus Unkenntnis oder Gleichgültigkeit drohen können." Popp, Franz: Niederösterreich. In: Schatzkammer Österreich (wie Anm. 20), S. 89.
In dem Einführungstext zur Steiermark von Landeshauptmannstellvertreter Tobias Udier ist übrigens viel Raum der Darstellung und Würdigung der Tätigkeit des „Steirischen Heimatwerks" gewidmet, das als eine Stelle gegründet worden sei, „die alle im Lande bodenständigen Zweige der Volkskunst und des Hausfleißes lebendig halte oder wiedererwecke", und das „durch seine Tätigkeit die bloß museale Bewahrung der Volkskultur überwunden [habe] und [...] zu lebensnaher Kulturarbeit fortgeschritten" sei. Udier, Tobias: Steiermark. In: Schatzkammer Österreich (wie Anm. 20), S. 121. Die Ausführlichkeit dieser Ausführungen ist als Hinweis auf den (auch politischen) Erfolg der Bemühungen des in dem Text auch namentlich genannten Volkskundlers Viktor Geramb zu sehen.

Doch finden sich in zwei der von mir untersuchten Bände auch Sichtweisen, die sich von den üblichen etwas unterscheiden: im „Bilderbuch Österreich“[83] und in „Austria. A Book of Photographs“[84], wobei letzteres sozusagen für den Blick von „außen“ steht.

Das „Bilderbuch Österreich“ hebt in einer seiner Bildunterschriften zwar ganz herkömmlich an:

> „In vielen dieser Städtchen scheint die Zeit stehengeblieben zu sein. Altüberliefertes lebt hier mit großer Selbstverständlichkeit weiter: darüber gibt auch die Geschichte der Volkstrachten Auskunft, die allein schon unserem Land eine Art von Weltberühmtheit gesichert haben.“[85]

Doch während in anderen Bänden diese „Volkstrachten“ höchstens insofern historisiert werden, als zwischen den Zeilen durchklingt, dass sie „heute“ eben nicht mehr selbstverständlich getragen werden, geht das „Bilderbuch Österreich“ im Rahmen bekleidungskundlicher Ausführungen auf das historische Gewordensein der „Volkstracht“ ein – und auch auf die „Beziehung, die zwischen Volkstracht und städtischer Mode besteht“:

> „Die meisten Motive, die wir am Dirndl so richtig ländlich finden, die weiten Röcke, die gestickten Mieder, die bauschigen Ärmel, sind zum größten Teil der städtischen Mode des Barock entnommen. Während die städtische Mode nach der Französischen Revolution eine entscheidende Ernüchterung erfuhr, blieben die höfischen Motive in der ländlichen Tracht erhalten. Das Dirndl von heute konserviert im wesentlichen den Reifrock, das Dekolleté und die Taille von vorgestern.“[86]

Stadt und Land werden hier nicht, wie in gerne eingenommener volkskundlicher Perspektive, als Gegensatz gesehen, sondern in ihrer Wechselwirkung betrachtet:

---

83 Chmel, Lucca: Bilderbuch Österreich. Mit einem Vorwort von Stadtrat Dr. Viktor Matejka. Bilderverzeichnis in vier Sprachen. Wien 1947.

84 Austria. L'Autriche. Österreich. A Book of Photographs with an Introduction by Richard Aldington. London o.J. Dieser Band erschien in einer Reihe des Londoner Verlags „Spring Books“, die Texte sind allerdings in drei Sprachen abgedruckt: englisch, französisch und deutsch. Die Bilder stammen vom „Austrian State Tourist Department“, den Einführungstext verfasste der britische Schriftsteller Richard Aldington.

85 Chmel (wie Anm. 83), S. 187.

86 Chmel (wie Anm. 83), S. 188f.

Heute, wo die ländliche Mode wieder eine Inspiration für die städtische geworden ist, denkt man kaum mehr an diesen etwas inkonsequenten Umweg.

190

Abb. 6: Lucca Chmel: Bilderbuch Österreich. Mit einem Vorwort von Stadtrat Dr. Viktor Matejka. Bilderverzeichnis in vier Sprachen. Wien, Globus Verlag, 1947, S. 190.

„Heute, wo die ländliche Mode [sic!] wieder eine Inspiration für die städtische geworden ist, denkt man kaum mehr an diesen etwas inkonsequenten Umweg."[87]

Illustriert wird dieser letzte Satz durch ein kokett dreinblickendes Trachtenmädchen, dessen Mannequin-Haltung sich deutlich von den in anderen Bänden üblichen starren Posen der trachtentragenden Frauen und Männer unterscheidet.

Auch an anderer Stelle geht der Band über die gängige Fixierung auf ländliches Milieu hinaus. Zwar stehen die Gesichter einer „Pinzgauer Bäuerin" und eines „steirischen Bauers" stellvertretend für das in den Untertiteln angesprochene „österreichische Volk". Doch repräsentieren sie dieses nicht allein: Der über mehrere Seiten fortlaufende Text über das „österreichische Volk" und den „österreichischen Volkscharakter" ist zusätzlich mit den Fotos eines „süßen Mädels" (also gewissermaßen eines klassischen Wiener „Typs"), eines „Bücherwurms" (dieser steht wohl für die – eher städtischen – Intellektuellen), eines „Schwerarbeiters" (als Verkörperung des Proletariats) sowie einer Mutter mit Kind bebildert.[88]

In „Austria. A Book of Photographs", dem zweiten Band, der sich durch eine etwas abweichende Sichtweise auf „Volkskultur" von den anderen Österreich-Bildbänden abhebt, sind es, ebenso wie im „Bilderbuch Österreich", weniger die Bilder, die aus dem üblichen Rahmen fallen (diese stammen schließlich auch vom „Austrian State Tourist Department"), als vielmehr der Text von Richard Aldington, in dem eine Passage über „the vitality of peasant life and culture" enthalten ist:

„Sie [die Bauernkultur, Anm. T.S.] spiegelt sich vor allem in der Aufrechterhaltung gemeinsamer Traditionen wieder, in dem Feiern alter Religionsfeste und Gebräuche, in der enthusiastischen Pflege ihrer eigenen Lieder, ihrer Musik, ihrer Tänze und vor allem in ihren Trachten. Wie kommt es, daß die Bewohner eines Tales eine eigene, oft sehr malerische Tracht haben, die mit jenen aus anderen Gebieten verwandt aber doch deutlich erkennbar ist als nur zu einer ganz bestimmten Gegend gehörig? Wurde die Tracht von irgendeiner Dorfversammlung beschlossen? Oder entstand sie aus der Nachahmung der Hochzeitskleidung eines besonders hübschen Paares? Oder hatte einmal in vergangenen Zeiten ein kunstsin-

87 Chmel (wie Anm. 83), S. 190.

88 Chmel (wie Anm. 83), S. 216–221. Die zitierten Benennungen dieser „Typen" finden sich im „Bilderverzeichnis", ebd., S. 225.

niger Großgrundbesitzer [in der englischen Version ist der „Großgrundbesitzer" bloßer „land-owner", Anm. T.S.] in seiner Leidenschaft für das Vollendete darauf bestanden, daß seine Pächter sich passend und nett anzogen? Es ist unmöglich, diese Fragen zu beantworten, aber im großen ganzen wird man finden, daß da, wo Traditionen, Gebräuche und Trachten unangetastet geblieben sind, Sitte, Ehrgefühl und Charakterstärke der Bauern den Versuchungen des modernen Lebens standgehalten haben. Österreich besitzt diese Bauernkultur noch, die, solange sie existiert, die ländliche Bevölkerung davor schützt, auf die Stufe von Tagelöhnern [„to the status of mere farm-hands, neglected and despised"] herabzusinken, deren einziger Ehrgeiz es ist, vom Lande weg und in die Stadt zu gehen."[89]

Freilich, in der Annahme, „Bauernkultur" wäre (in affirmativem Sinne) „antimodern", und in der konservativ-kulturkritischen impliziten Warnung vor Landflucht und Abwanderung in die Stadt trifft sich Aldington mit den österreichischen volkskunde-geprägten Autoren; doch was seine österreichischen (und ebenso volkskunde-geprägten) LeserInnen an Aldingtons Text irritiert haben mag, sind – neben der ungewohnten und fast schon befremdlichen Diktion[90] – seine Fragen (und Hypothesen) zu der Verschiedenheit der Trachten. Dass er Antworten auf diese Fragen letztlich für unmöglich erklärt, darin trifft er sich wohl mit den meisten Volkskundlern seiner Zeit – doch hätten diese solche Fragen nicht nur nicht beantwortet, sondern in dieser Form auch erst gar nicht gestellt.

Schluss

Mit der Schwerpunktsetzung auf „Landschaft", „Kunst" und „Volkskultur" nahmen die Österreich-Bildbände der Nachkriegszeit klassische Bildband-Topoi auf, die – und darum geht es hier vor allem – nach 1945 am ehesten in der Lage waren, Symbole für eine langfristige österreichische Identität zu liefern, Narrative bereitzustellen, die sich für die Grundierung einer großen, allgemein zu akzeptierenden nationalen Erzählung eigneten. Indem bestimmte Topoi, bestimmte Erzählungen immer wieder in – dem Anspruch nach – reprä-

89 Aldington, Richard: Einleitung. In: Austria. L'Autriche. Österreich (wie Anm. 84), S. 19–24, hier S. 24.

90 Es wäre interessant zu erfahren, wer die Übersetzung des Textes ins Deutsche vorgenommen hat. Das Buch enthält dazu leider keinen Hinweis.

sentative Darstellungen Österreichs aufgenommen wurden, konnten sie zu *nationalen* Topoi, zu *nationalen* Erzählungen werden. Durch die repetitive Darstellung und Verbreitung von Bildstereotypen entstanden österreichische nationale Ikonen: Bestimme Motive erhielten nationalen Signetcharakter, etwa allgemein diverse Gebirgslandschaften oder die Ansichten bestimmter, das kulturelle Erbe Österreichs geographisch konkretisierender Orte wie zum Beispiel Hallstatt oder Stift Melk. Doch nicht nur Nationalisierungsmedium und Integrationsmittel nach „innen" sollten die Österreich-Bildbände sein: Mit „Landschaft", „Kunst" und „Volkskultur" sind auch jene Bereiche benannt, die die wichtigsten „Produkte" des Fremdenverkehrslandes Österreich darstellen.[91] Die Österreich-Bildbänden fungieren so auch als nicht zu unterschätzende touristische Werbeliteratur.

Nicht nur, was die inhaltlichen Leitlinien, sondern auch, was die bildästhetische Komponente der Österreich-Bildbände betrifft, gibt es eine Kontinuität mit vergleichbaren Werken aus der Zwischenkriegszeit. Gerade diese Kontinuität mag mit dafür verantwortlich sein, dass sich die hier präsentierten Bilder und Narrative des „Österreichischen" so tief im kollektiven Gedächtnis verankern konnten. Landschaft, Kunst und Volkskultur, die sich früh als nationales Gut und als touristisches Kapital erwiesen hatten, dienten auch in der Nachkriegszeit als Grundlage einer auch touristisch vermarktbaren nationalen Identität. Und sie tun dies – man denke an Sujets der aktuellen Fremdenverkehrs- (aber auch politischen) Werbung und an Umfrageergebnisse zu österreichischem Fremd- und Selbstbild – offenbar bis heute.

Tobias Schweiger, Representations of landscape, art and folk culture in Austrian pictorials from the after war era.

Landscape, art and folk culture form three important parts of Austrian national representations. They store meaning for the Austrian individual and have significance for others in the context of tourism. The article deals with the analysis of these three fields and their representation in Austrian pictorials from the years 1947 to 1963. On this example the author is showing that pictorials function as a medium of Austrian (re-)nationalization as well as a promotion for tourism.

91 Vgl. Woldrich (wie Anm. 17).

Herangezogene Bildbände

Chmel, Lucca: Bilderbuch Österreich. Mit einem Vorwort von Stadtrat Dr. Viktor Matejka. Bilderverzeichnis in vier Sprachen. Wien, Globus Verlag, 1947.

Schatzkammer Österreich. Wahrzeichen der Heimat in Wort und Bild. Wien, Sator Verlag, 1948.

Griessmaier, Viktor: Österreich. Landschaft und Kunst. Mit 336 ganzseitigen Bildern nach Aufnahmen verschiedener Herkunft und einer Karte. Wien, Verlag von Anton Schroll & Co, 1950.

Österreich. Landschaft, Mensch und Kultur. Ein Bildband mit 104 Meisteraufnahmen von Dr. A. Defner, Prof. Kruckenhauser, Dr.-Ing. Rud. Roßmanith, A. Sickert, O. Angermayer, E. Baumann, E. Schmachtenberger, H. Schmidt-Glassner, Dr. Paul Wolff und Tritschler und anderen. Mit einem Geleit von Karl Heinrich Waggerl und einführenden Erläuterungen von Dr. Eduard Widmoser. St. Johann/Tirol, Pinguin Verlag, Frankfurt am Main, Umschau Verlag, 1952.

Österreich. Ein Bildwerk. Mit einem Vorwort von Dr. Rupert Feuchtmüller. München – Pullach, Verlag Ludwig Simon, o.J. [1954].

Stern, Robert (Red.): Österreich. Land im Aufstieg. Wien, Europa-Verlag/Forum-Verlag, o.J. [1955].

Karfeld, Kurt Peter: Österreich in Farben. Text von Josef Friedrich Perkonig. Wien, Verlag der Österreichischen Staatsdruckerei, 1956.

Österreich. Text von Franz Nabl (= Die Blauen Bücher). Königstein im Taunus, Karl Robert Langewiesche Verlag, 1957.

Österreich. Bilder seiner Landschaft und Kultur. Einleitung von Heimito von Doderer. Aufnahmen von Toni Schneiders (= Orbis Terrarum). Zürich, Atlantis Verlag, 1958.

Müller-Alfeld, Theodor (Hg.): Österreich. Vom Bodensee zum Burgenland. Landschaften und Städte in 248 Photos. Darmstadt, Franz Schneekluth Verlag, 1959.

Austria. L'Autriche. Österreich. A Book of Photographs with an Introduction by Richard Aldington. London, Spring Books, o.J.

Österreich farbig. Einleitung und Bilderläuterungen von Herbert Buzas. Geschichtliche Erläuterungen von Dr. Maria Neusser-Hromatka. Innsbruck, Pinguin-Verlag, Frankfurt am Main, Umschau-Verlag, 1961.

Austria Souvenir. Wien, Jupiter Verlags, 1962.

Österreich ein Leben lang. Geschichtliches Essay von Friedrich Heer. Wien, Österreichischer Bundesverlag, 1962.

Zentralsparkasse der Gemeinde Wien (Hg.): Vita Austriaca. Aus Österreichs Erbe und Gegenwart. Salzburg, Residenz Verlag, o.J. [1963].

Neue Publikation aus dem Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien

Herz 2007. Ein Wandkalender

Autor/innen: Bettina Felix, Gertrude Friedrichkeit, Philipp Hatzoglos, Ana Ionescu, Mihalj Lendjel, Gerold Posch, Michael Riss, Elisabeth Schenk, Johanna Smejkal, Anna Stoffregen, Erika Swoboda, Marie Therese Thür; Grafik: Feli Holzer; Herausgeberin: Elisabeth Timm
Wien 2006

15 S., Format DIN A3, zahlr. Abb. ISBN 10: 3-902029-11-0, ISBN 13: 978-3-902029-11-9

Der vierfarbige Kalender für das Jahr 2007 im Hochformat DIN A3 ist das Ergebnis eines dreisemestrigen Studienprojekts. Er dokumentiert auf zwölf Monatsblättern Forschungen zur Geschichte und Gegenwart des Herzens als Organ und Symbol:

Jänner: Die Geburt in der Medizin: am Anfang ist der Herzschlag; *Februar:* Leopold Metzenbauer, Wien: ein medizinischer Maler zwischen Medizin, Kunst und Verbrechen; *März:* Zirbenholz für's Herz: die Erfindung eines Gesundheitsprodukts; *April:* Pulsmessgeräte: Taktgeber für das Körpergefühl; *Mai:* Valentinstag und Muttertag: das Herz als Angebot; *Juni:* Herz-Jesu-Verehrung heute: Jesus, ich vertraue auf Dich; *Juli:* Das Herz als Logo: Liebe, Medizin und Politik; *August:* Wiener Herz und Wienerlied: Komposition eines Lokalgemüts; *September:* Lebkuchen: Herzen zum Verschenken; *Oktober:* Die Nation als Herz, Herz für die Nation: das Preisausschreiben zur österreichischen Nationalhymne; *November:* Das Herz des Herrschers: die Herzbestattung der Habsburger; *Dezember:* Herz als Mahlzeit: zwischen Tabu und regionaler Spezialität

Neben einem kurzen Einleitungstext sind die Themen mit Originalmaterial aus den Recherchen (Bilder, Zitate aus Quellen und Interviews) aufbereitet. Der Kalender hat eine lange Geschichte als Herrschafts- und Belehrungsinstrument, als populäres Medium zur Aufklärung der sogenannten einfachen Leute, aber auch als dekoratives Kunststück, dessen Hochglanzfotos einen ästhetisierten und anregenden Ausschnitt der Welt in den eigenen vier Wänden abbilden. Dieser Wandkalender ist ein Versuch, solche Formate auch zur Popularisierung wissenschaftlicher Erkenntnisse einzusetzen.

Information, Kontakt und Bestellung:
volkskunde@univie.ac.at oder Fax 0043-1-4277 94 40
Preis: EURO 15,00 (exkl. Versandkosten)

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LX/109, Wien 2006, 435–452*

Wallfahrtsandenken von Maria Dreieichen – Zeugnisse ab der Barockzeit

Hermann Maurer

Der Beitrag beschäftigt sich mit Erinnerungsgegenständen und Zeugnissen der Volksfrömmigkeit der Wallfahrt von Maria Dreieichen, im Besonderen jedoch mit dem Typus des kleinen Andachtsbildes, seinen Funktionen und seiner Herstellung durch großteils spezialisierte Verleger. Den bisher 15 zu Maria Dreieichen bekannten Bildmotiven des 18. Jahrhunderts steht eine Fülle von Produkten des 19. Jahrhunderts gegenüber, veranlasst durch verbesserte Produktionsmethoden und entsprechende Nachfrage. Der Autor geht auch auf spezielle Bildtypen wie das Mehrortewallfahrtsbild oder die Bildchen mit Eichblatthintergrund ein.

Vor 350 Jahren – im Jahre 1656 – sind jene legendenhaften Geschehnisse anzusiedeln, die letztendlich zu dem geführt haben, was man heute unter Maria Dreieichen[1] versteht.

Matthias Weinberger, ein gottesfürchtiger Bürger und Kürschnermeister der Stadt Horn, träumte während einer schweren Erkrankung, er möge das in seinem Haushalte verehrte wächserne Vesperbild auf den Molderberg tragen und es dort in einer dreigeteilten Eiche zur öffentlichen Verehrung aufstellen. Der Entschluss, dieser Traumweisung nachzukommen, besserte seinen Gesundheitszustand, sodass er bald in der Lage gewesen wäre, dieses Vorhaben zu realisieren. Aber erst zwei weitere Traumgesichte bewirkten die tatsächliche Durchführung. Danach setzte hier ein reger Zulauf hilfesuchender Menschen ein. Bald darauf – 1675/1680 – brannte die Eiche infolge einer Brandstiftung (?) samt dem Bilde ab[2], begann aber nach einiger Zeit

1 Naber, Bernhard, Berthold Koppensteiner: Wallfahrtskirche Maria Dreieichen. Wien 1998. – Bösner, Robert, Alexander Weiger: Wallfahrts- und Pfarrkirche Maria Dreieichen. Salzburg 2000.

2 Schmidt, Leopold: Volkskunde von Niederösterreich 2. Horn 1972, S. 329. – Zur Gegenreformation und zu den Widerständen von evangelischer Seite in Horn und

wieder zu grünen. Der damalige Bürgermeister von Horn, der bürgerliche Färbermeister Sebastian Friedrich, wurde dadurch veranlasst, ein neues, diesmal aus Holz geschnitztes Vesperbild an dem Baume zu befestigen und in der Folge wurde eine einfache kapellenartige Überdachung hergestellt[3]. Obwohl dadurch der wallfahrtsmäßige Zustrom deutlich zunahm, entschloss man sich erst um 1730 zum Bau einer steinernen Kapelle, der 1744 der Bau der heutigen Kirche folgte, die aber erst 1819 vollendet wurde. Damit war die äußerliche Entwicklung dieser Wallfahrtsstätte weitgehend abgeschlossen. Maria Dreieichen präsentiert sich seither als eine der bedeutendsten Wallfahrten Niederösterreichs. Kirche, Bründl und möglicherweise auch der längst vergessene „Dreieichenstein" waren oder sind die Anziehungspunkte, an die sich die bedarfsorientierten Devotionalienhandlungen und Gaststätten reihen.[4]

Der heutige Besucher dieser Gnadenstätte, sei er nun Pilger oder Tourist, kann nur spärliche Zeugen des einstigen frommen Vertrauens finden. Vieles wurde im Laufe der Zeit vernichtet oder in alle Himmelsrichtungen verstreut. Die wenigen hier erhaltenen Objekte befinden sich in der Schatzkammer, des weiteren im Pfarrhof von Maria Dreieichen und einiges auch im Museum des Stiftes Altenburg. Hauptsächlich handelt es sich um Weihe- und Opfergaben vielfältiger Art, wie beispielsweise Kerzen, Votive aus Silber, Eisen oder Holz, darunter auch Nachbildungen erkrankter Körperteile.[5]

Umgebung Vgl. Stögmann, Arthur: Die Gegenreformation in der Stadt Horn 1620–1670. In: Unsere Heimat 75, 2004, S. 322ff. und besonders S. 341ff.

3 Diese Legende wurde in mehrere Sagensammlungen aufgenommen. Vgl. dazu Kaltenbaeck, Johann Paul: Die Mariensagen in Österreich. Wien 1845, S. 227ff. Diese Veröffentlichung bringt auf S. 353 auch Zitate betreffend die ältere Dreieichen-Literatur. – Gebhart, J.: Heilige Sagen in Österreich. Wien 1856, S. 426ff.

4 Hoppe, Alfred: Des Österreichers Wallfahrtsorte. Wien 1913, S. 307ff. – Biedermann, Stephan: Maria Dreieichen. Ursprung u. Beschreibung der Gnadenkirche. Eggenburg 1931. – Schweighofer, Gregor: Maria Dreieichen. Horn 1952. – Maurer, Hermann: Wallfahrten zum Bründl von Maria Dreieichen. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LIX/108. Wien 2005, S. 43ff.

5 Vgl. Egger, Hanna: Wallfahrten in Niederösterreich. Stift Altenburg 1985, S. 116ff. – Auch mehrere Museen verfügen über diesbezügliche Bestände, wobei allerdings die Provenienz manchmal wohl unsicher sein wird. Vgl. dazu beispielsweise Groiß, Franz: Heilung durch Magie und Volksglauben. Kunst des Heilens. Aus der Geschichte der Medizin und Pharmazie. Katalog des NÖ Landesmuseums. Neue Folge Nr. 276. Wien 1991, S. 376.

Ein eigenes Kapitel religiöser Volkskunst stellen die Wallfahrtsandenken[6] dar. Diese sind oft die einzigen Zeugen, welche wegen ihres dinglichen Charakters langfristig die Wallfahrtsaktivitäten dokumentieren. Von den Pilgern wurden sie meist ein Leben lang sorgfältig aufbewahrt und oft auch weitervererbt. Bis in die Gegenwart wurden Wallfahrtsandenken aber auch in das Grab mitgegeben, sodass vieles dadurch nicht mehr zur Verfügung steht. Aus der Zeit des 17. Jahrhunderts scheinen für Maria Dreieichen keine diesbezüglichen Realien überkommen zu sein. Ob dies mit der zögerlichen Entwicklung dieser Wallfahrtsstätte zusammen hängt und solche Dinge in der Anfangszeit nicht hergestellt wurden oder ob sich hauptsächlich wegen der anzunehmenden geringen Stückzahl keine erhalten haben oder bisher keine nachweisen ließen, dies kann derzeit nicht entschieden werden. Die Waller begnügten sich möglicherweise mit den von der Eiche stammenden „heiligen" Blättern, mit Rindenstücken oder Holzspänen.[7] Erst mit dem Bau der Kapelle und dann vor allem der Kirche im 18. Jahrhundert setzt hier eine Entwicklung ein, wie man sie beispielsweise aus der Anfangsphase von Maria Taferl[8] kennt.

Das erste Mirakelbuch[9] von Maria Dreieichen erschien im Jahre 1753 in Retz. Es enthält zurückschauend die Ursprungslegende und die Gnadenerweise der Frühzeit. Eine zweite Auflage[10] wurde 1770

6 Vgl. allgemein Beitl, Klaus, Volksglaube. Zeugnisse religiöser Volkskunst. Salzburg und Wien 1978, S. 5ff. – Brauneck, Manfred: Religiöse Volkskunst, Votivgaben, Andachtsbilder, Hinterglas, Rosenkranz, Amulette. Köln 1978, S. 8ff.

7 Gugitz, Gustav: Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch 2, Niederösterreich und Burgenland. Wien 1955, S. 97. – Das Mirakelbuch von 1770 (genaues Zitat in Anm. 10) bringt nur einen Nachweis betreffend die Verwendung des Holzes (S. 51): „... kleine Schaitlein von dem Eichstamm, ..." und drei Nachweise (S. 72, 75 und 133) betreffend das Auflegen der Vesperbilder.

8 Noichl, Elisabeth: Die regensburgische Herrschaft Pöchlarn und die Anfänge der Wallfahrt Maria Taferl nach Quellen des Bayerischen Hauptstaatsarchives. In: Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde 11. 1989, S. 98ff. – Maurer, Hermann: Ein frühes Wallfahrtsbild von Maria Taferl, Niederösterreich. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LVI/105, 2002, S. 407ff.

9 Gugitz: Gnadenstätten (wie Anm. 7), S. 98.

10 „COMPENDIUM HISTORICUM Von dem Ursprung des Marianischen Wallfahrts=Ort zu Drey Eichen auf den sogenannten Molder=Berg unweit Horn. In den, dem Uralt=Hochlöbl. Stift und Kloster Altenburg Ord. SS. P, Benedicti incorporirten Pfarr=District Riedenburg, in Unterösterreich gelegen. Mit Erlaubniß hoher geistlichen Obrigkeit. Zweyte und vermehrte Auflage. Rötz, gedruckt bey Christoph Joseph Hueth, Wiennerischen Universitäts=Buchdrucker, 1770."

bei Christoph Joseph Hueth in Retz gedruckt und es gibt auch noch spätere undatierte oder unbezeichnete Ausgaben.[11] Im 19. Jahrhundert beschränken sich dann die einschlägigen Veröffentlichungen – wie bei den meisten anderen niederösterreichischen Wallfahrten auch – auf die Entstehungsgeschichte des Wallfahrtsortes und bringen meist im Anschluss einige Gebete oder Lieder. Die Wiener Druckerei Anton Benko[12] brachte beispielsweise im Jahre 1840 eine „Entstehungsgeschichte des Gnadenbildes Mariä, der schmerzhaften Mutter Jesu, welche in der Pfarrkirche zu den drey Eichen in Nieder-Österreich nächst der Stadt Horn auf dem Molderberge zur öffentlichen Verehrung aufgestellt ist" heraus. Im Jahre 1880 druckte Ferdinand Berger[13] in Horn ein Büchlein mit dem fast gleich lautenden Titel „Entstehungsgeschichte des Gnadenbildes Mariä welches in der Pfarrkirche zu den drei Eichen in Niederösterreich nächst der Stadt Horn auf dem Molderberge zur öffentlichen Verehrung aufgestellt ist", dem zahlreiche spätere undatierte Auflagen folgten. Das Titelblatt ist mit einem kleinen einfachen Holzschnitt, das Gnadenbild und die Kirche darstellend, geschmückt. Diesen Holzschnitt findet man wohl vom selben Druckstock herrührend auch auf anderen undatierten und unbezeichneten Druckerzeugnissen, wie „Abschiedsgebet der Mutter Gottes Maria 3 Eichen von ihren Verehrern". Der Horner Buchbinder Josef Weinstabl verlegte um die Mitte des 19. Jahrhunderts „Ein Gebetbuch für fromme Wallfahrter nach Maria Dreieichen" – so der Untertitel – in mehreren Auflagen, ein Gebetbuch, bei dem das Frontispiz unter anderem das Gnadenbild und die Kirche von Dreieichen darstellt. Weiters enthält das Buch einen geschichtlichen Abriss sowie Gebete und Lieder betreffend den Wallfahrtsort.[14]

(Nach dem Exemplar in der Sammlung des Verfassers). – Durstmüller d. J., Anton: 500 Jahre Druck in Österreich I. Wien 1981, S. 298f. – Weitere Angaben zur Drucktätigkeit in der Stadt Retz bei Resch, Rudolf: Retzer Heimatbuch. 2. Band. Retz 1951, S. 344.

11 Vgl. Polleroß, Friedrich: Wallfahrten in Niederösterreich. Stift Altenburg 1985, S. 157f.

12 Exemplar im Archiv der Stadt Horn (freundliche Mitteilung von Dr. Erich Rabl). – Durstmüller d. J.: 500 Jahre Druck I (wie Anm. 10), S. 283.

13 Exemplar in der Sammlung des Verfassers. – Berger, Peter: 100 Jahre Druckerei Ferdinand Berger und Söhne, Horn 1968. – Durstmüller d. J., Anton: 500 Jahre Druck in Österreich II. Wien 1985, S. 390.

14 Maria, schmerzhafte Mutter Jesu, bitte für uns! Ein Gebetbuch für fromme Wallfahrter nach Maria Dreieichen. Zu haben: bei Josef Weinstabl, Buchbinder

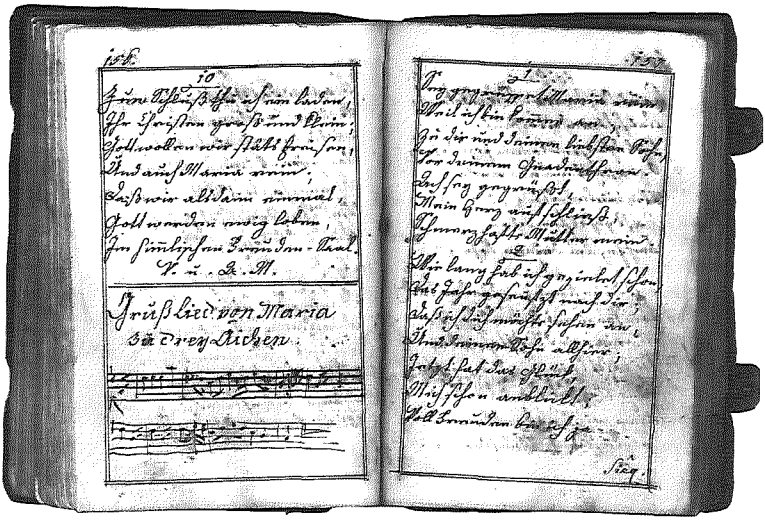


Abb. 1: Maria Dreieichen – Lied aus einem handschriftlichen Liederbuch des späten 18. Jahrhunderts.

Der Horner Buchdrucker Joseph Hengsberger[15] brachte im späten 18. Jahrhundert „Drei schöne neue Geistliche Lieder, von der schmerzhaften Mutter Gottes bei den drey Aichen, unweit von Horn, an dem Moldterberg von dessen Ursprung und Herkommen" heraus. Das Titelblatt dieses Flugblattdruckes ziert ein Holzschnitt, darstellend die drei Eichen und davor das Gnadenbild unter einem Baldachin. Diese Dreieichenlieder wurden während der Wallfahrtsreise tatsächlich gesungen und haben ihren Niederschlag in den handschriftlichen Liederbüchern der Vorsänger/Vorbeter gefunden. Ein solches Buch[16] aus dem späten 18. Jahrhundert enthält neben allgemeinen geistlichen Liedern solche für Mariazell, Maria Taferl, Sonntagberg und Maria Dreieichen (Abb. 1). Letzterer Ort ist mit neun

zu Horn und in Maria Dreieichen." (Nach dem Exemplar in der Sammlung des Verfassers.) Als Drucker ist Augustin Dorfmeister (Wiener Buchdrucker von 1845–1864) angeführt. Vgl. dazu Durstmüller d. J.: 500 Jahre Druck II (wie Anm. 13), S. 210.

15 Durstmüller d. J.: 500 Jahre Druck I (wie Anm. 10), S. 298. – Schmidt: Volkskunde 2 (wie Anm. 2), Abb. 49.

16 Handschriftliches Buch in Ganzledereinband mit zwei Schließen (Sammlung des Verfassers): 225 Seiten beinhalten 46 Liedtexte teils mit Angabe der Melodien oder dem Vermerk „Im Ton:".

Abb. 2: Miniaturbild des 19. Jahrhunderts. Ölmalerei auf Blech eines unbekannten Künstlers.

Liedern besonders stark vertreten. Als Besonderheit sind einigen Texten auch die Melodien beigegeben. Wallfahrtslieder wurden auch im 19. und 20. Jahrhundert verlegt, man kennt unter anderem Exemplare aus einer nicht näher bezeichneten Znaimer Druckerei[17] und einen unbezeichneten Druck, der aber von Ferdinand Berger[18] in Horn stammen dürfte.

Wallfahrtsmünzen oder „Betpfennige" sind in Maria Dreieichen für das 18. Jahrhundert nur selten belegt.[19] Diese dürften erst im 19. und 20. Jahrhundert eine größere Rolle gespielt haben, wie die bekannt gewordenen Exemplare[20] aus Silber, Messing oder Aluminium andeuten. Die Wallfahrtsmedaillen zeigen das Gnadenbild und manchmal, hauptsächlich bei jüngeren Exemplaren, ist auch die Kirche abgebildet.

Im 18. Jahrhundert gab es auch kunstvoll geschnitzte Gnadenbildkopien zu erwerben, wie einige besonders schöne Stücke im Krahuletz – Museum der Stadt Eggenburg erahnen lassen.[21] Die Statuen aus Holz, Wachs oder Meerschaum, die auf Blech gemalten Ölbilder (Abb. 2) und die aus Papiermaché gepressten und bemalten Bilder des 19. Jahrhunderts sind Zeugen einer ländlichen Hausindustrie,

17 Flugblatt „Chöre zur Dreieichner Wallfahrt", Znaim 1857 (Sammlung des Verfassers).

18 Faltblatt des 20. Jahrhunderts „Maria Dreieichen-Lied". Der Text stammt aus der Feder von P. Alois Mair O.S.B. (Sammlung des Verfassers).

19 Dworschak, Fritz: Münzkundliches aus dem Waldviertel. In: Stephan, Eduard: Das Waldviertel 6. 1931, Taf. 3/3 und S. 84. – Gugitz: Gnadenstätten (wie Anm. 7), S. 98.

20 Peus, Busso: Wallfahrtsmedaillen des Deutschen Sprachraumes. Frankfurt am Main 1982, S. 127, und Belege in der Sammlung des Verfassers.

21 Vgl. Groiß, Franz: Auf den Spuren mährischer Wallfahrer in Österreich. In: Wallfahrtsorte in Mähren und Schlesien. Katalog des NÖ Landesmuseums, Neue Folge 350, 1994, S. 6.

deren Zentren noch unbekannt sind.[22] Ein im Höbarthmuseum der Stadt Horn verwahrter hölzerner Lebzeltenmodel mit kunstvoll eingeschnittener Darstellung des Dreieichener Gnadenbildes dokumentiert eindrucksvoll leicht vergängliche, weil essbare Wallfahrtsandenken. Die davon in einem Horner Lebzelterbetrieb geformten Lebkuchen werden die Wallfahrtsreise nicht allzu lange überdauert haben. Der Model wurde sehr stark beansprucht, worauf eine Reparatur, welche die Schrift betrifft, hinweist. Der alte Text „Maria 3 Eichen" war durch den intensiven Gebrauch teils unleserlich geworden und musste etwas oberhalb des alten Schriftbildes neu eingeschnitten werden. Im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden Lebzeltenmodel für Heiligendarstellungen oder Wallfahrtsartikel verhältnismäßig selten hergestellt.[23] Die Nähe der Wallfahrtsstätte und die Nachfrage waren hier sicherlich primär für die Anfertigung ausschlaggebend. In dieser Zeit bis in das 20. Jahrhundert hinein kamen auch Rosenkränze und Weihbrunnkessel sowie in Formen gegossene Zinntafeln, geschmückt mit dem Gnadenbild, bei den Händlern zum Verkauf. „Schneekugeln", Kirchenmodelle, Häferl oder Gläser mit Hinweis auf den Gnadenort seien nur am Rande erwähnt. Diese neueren Verkaufsartikel wird man aber nur bedingt als Wallfahrtsandenken zu verstehen haben, sie sind wohl eher für Touristen gedacht.

Eine wesentliche Rolle im Wallfahrtsbrauchtum spielen die kleinen Andachtsbilder[24] (Gebetbuchbilder), die für manche Orte bereits im 17. Jahrhundert nachweisbar sind. Hergestellt wurden und werden diese Bildchen als Holzschnitt, Kupferstich, Stahlstich, Lithographie und in den modernen Drucktechniken. Zu ihrer ursprünglichen Bedeutung als Andenkenbild oder Einlegebild für das Gebetbuch kam bald auch die Funktion als Amulett oder Talisman. Die kleinen Andachtsbilder mit dem Vermerk „geweiht und angerührt" oder „ist angerührt" galten als heilig oder gar heilkräftig. Für Maria Dreieichen stammen die ältesten bekannten Bildchen, die auch in Verwendung

22 Belege beispielsweise im Höbarthmuseum der Stadt Horn und in der Sammlung des Verfassers.

23 Schmidt, Leopold: Lebzeltenmodel aus Österreich. Wien 1972, S. 8 und S. 12f.

24 Vgl. dazu Spamer, Adolf: Das kleine Andachtsbild vom XIV. bis zum XX. Jahrhundert. München 1930. – Gugitz, Gustav: Das kleine Andachtsbild in den österreichischen Gnadenstätten in Darstellung, Verbreitung und Brauchtum nebst einer Ikonographie. In: Österreichische Heimat 16. Wien 1950.

Abb. 3: Unbezeichnete Wallfahrtsbilder. Kupferstiche des 18. Jahrhunderts auf Papier (links) und roter Seide (rechts).

als Skapulier belegt sind, aus dem 18. Jahrhundert. Dargestellt ist durchwegs das Gnadenbild mit den drei Eichenstämmen (Abb. 3). Etwa fünfzehn verschiedene Bildtypen[25] im Kupferstichverfahren oder als Holzschnitt produziert wurden bisher festgestellt. Bedeutende Kupferstecher wie Martin Engelbrecht (1684–1756), Franz Leopold Schmitner (1703–1761) und Johann Martin Will (1765–1805) haben für Maria Dreieichen gearbeitet.[26] Ein Teil dieser Produkte weisen aber keine Angaben zu den Künstlern auf. Diesen wenigen Nachweisen des 18. Jahrhunderts steht eine unglaublich große Zahl an Wallfahrtsbildchen, Marienbriefen und Gebetszettel des 19. Jahrhunderts gegenüber. Bereits in der Biedermeierzeit ist dieser Aufschwung deutlich bemerkbar. Die verbesserten Produktionsmethoden

25 Gugitz: Gnadenstätten (wie Anm. 7), S. 98. – Ders.: Andachtsbild (wie Anm. 24), S. 109. – Weninger, Peter: Niederösterreichische Wallfahrten im Spiegel des kleinen Andachtsbildes. In: Katalog der NÖ Landesregierung, Neue Folge Nr. 24, Wien 1966, Nr. 60 bis 65. – Schmidt, Leopold: Barocke Volksfrömmigkeit. Wien 1971, S. 44.

26 Vgl. dazu an vielen Stellen Spamer, Adolf: Das kleine Andachtsbild (wie Anm. 24), S. 283ff.

Gebet, zu der Mutter Gottes in drei Eichen.

Sey gegrüßt Maria ewig gebenedeyte Jungfräuliche Mutter ein Licht der Finsterniß, Hoffnung aller Menschen, Spiegel der Heiligkeit, dich benedeyen alle Geschlechter, Bitte dich demüthigst lösch aus mir alle sindliche Begirden des Fleisches, auf das ich durch meine Bosheit nicht etwan verliere was Jesus dein Sohn durch sein Blut erworben hat. Erwerbe mir mein Leben im Ersten zu bessern alle meine Werke sollen richtig gerichtet werden, gib daß ich meine Sünden hier beweine, und theilhaftig werde, der Verheißung Christi dich in der ewigen Glorie zu sehen Amen.

Vater unser und Ave Maria.

Znaim, gedruckt und zu haben bei Martin Hofmann.

Abb. 4: Gebetszettel (Holzschnitt und Typendruck) aus der Mitte des 19. Jahrhunderts des Verlages und der Druckerei Martin Hofmann in Znaim.

ermöglichten eine weitere Steigerung der Andachtsbildproduktion, die für Maria Dreieichen anscheinend voll genützt wurde und wohl auch dem Bedarf entsprach. Ein Vergleich[27] mit Maria Taferl zeigt, dass in dieser Hinsicht im 19. Jahrhundert durchaus ein Gleichstand zwischen den beiden Konkurrenten anzunehmen ist. Die Andachtsbildproduktion, die jetzt großteils in der Hand spezialisierter Verleger war, wurde kommerziell abgewickelt. Verlage in Prag, Linz, St. Pölten und Wien, um nur einige Standorte zu nennen, beherrschten das Geschäft bis etwa 1870. Bildchen im Kupfer- oder Stahlstichverfahren, Holzschnitt oder als Steindruck hergestellt, sind für Maria Dreieichen keine Seltenheit (Abb. 4). In dieser Zeit sind als Neuheit Bildchen mit Darstellung der Ursprungslegende[28] aus den Verlagen

27 Dies lässt sich bei Vergleich beziehungsweise bei Durchsicht größerer Andachtsbildersammlungen unschwer feststellen.

28 Lauter, Christine: Die Ursprungslegenden auf den österreichischen Wallfahrtsbildchen. Wien 1967, S. 104f. – Ergänzend vgl. dazu Maurer, Hermann: Zeichenstein und Wunderbaum. Österreichs Kirchen und Klöster in ihren Ursprungs-

Abb. 5: Wallfahrtsbild mit Darstellung der Ursprungslegende aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Kolorierter Stahlstich, bezeichnet Chrudim b. Patzak (Nr. 128).

Jos. Nowohradsky, St. Pölten, Fr. Glaser, Linz, J. Koppe, Prag und J. Patzak, Chrudim nachweisbar. Dargestellt ist der eingangs geschilderte Traum des Matthias Weinberger und die Aufstellung des Kultgegenstandes (Abb. 5). Ob die Komposition auf die Darstellungen in der Schatzkammer zurückgeht, wo die Wände der Altarnische mit zwei Ursprungsbildern, welche die Entstehung der Wallfahrt illustrieren, geschmückt sind[29], lässt sich derzeit nicht entscheiden, weil diese wegen einer riesigen Kastenkrippe[30] unzugänglich sind.

legenden. Stiftsmuseum Klosterneuburg 2000, S. 102ff. – Grünwald, Michael: Marianische Gnadenbilder. In: Unter deinem Schutz. Das Marienbild in Göttweig. Stift Göttweig 2005/2006, S. 123f. – Die Sammlung des Verfassers enthält derzeit elf verschiedene „Ursprungsbilder" von Maria Dreieichen und das sind um einige mehr, als bisher in der Literatur bekannt sind. Es kann daher durchaus noch mit einigen weiteren Typen gerechnet werden.

29 Schweighofer, Gregor: Maria Dreieichen. Horn 1952, S. 28f. – Ders.: Poigreichführer. Horn 1955, S. 28.

30 Diese Kastenkrippe kann laut freundlicher Mitteilung von P. Pfr. Dechant Robert Bösner OSB, Maria Dreieichen, nicht weggerückt werden, ohne Schaden zu nehmen. Ein Vergleich der Bilder muss somit der Zukunft anheim gestellt bleiben.

In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts haben für Maria Dreieichen hauptsächlich die Verlage A. Schaufele, Franz Schemm (beide Deutschland), Gregor Fischer (Innsbruck), und Franz J. Schadek (Wien) Bildchen – hergestellt als Stahlstich oder Chromolithographie – angeboten. Sogar der Schweizer Verlag Geb. C. u. N. Benziger ist nachgewiesen. Vertrieben hat dessen Bildchen Joseph Kranzl in Horn. Auch der Verlag bzw. die Druckerei Ferdinand Berger (Horn) ist, wie bereits festgestellt, ab etwa 1880 in dieser Sparte tätig . Die meisten dieser Verlage setzten im 20. Jahrhundert ihre Tätigkeit für Maria Dreieichen fort. Dazu kommt noch die Verlagstätigkeit von A. Wild (Innsbruck) und der Dreieichener Händler Alois Förster sowie Paula und Toni Förster, die jedenfalls im 20. Jahrhundert tätig waren. Letztere brachten ein Bildchen heraus, welches auf der Rückseite durch „Niederdonau" datiert ist. Derselbe Typus ist später mit dem geänderten Text „Niederösterreich" aufgelegt worden. Die Bildchen des letzten großen österreichischen Verlages von Julius Peter in Wien – nachweisbar seit den Zwanzigerjahren des 20. Jahrhunderts – sind heute noch in Restexemplaren bei den Standeln erhältlich. Dem durch mehrere Generationen tätigen deutschen Verlag Jansen verdanken die Pilger zuletzt unter anderem auch heute noch erhältliche Bildchen mit tschechischem Text. Diese weisen darauf hin, dass seit dem Fall des Eisernen Vorhanges die alten Wallfahrtstraditionen wieder aufgenommen werden und auch wieder vermehrt Wallfahrer aus Böhmen und Mähren eintreffen.[31]

Wallfahrtsbildchen werden seit dem 19. Jahrhundert immer wieder auch als Sterbebildchen[32] adaptiert. Für Maria Dreieichen sei ein diesbezüglicher Nachweis aus dem Jahre 1985 genannt. Dieser betrifft den durch viele Jahre in St. Marein und anschließend in Maria Dreieichen sehr erfolgreich wirkenden „Wallfahrtspfarrer" P. Berthold Koppensteiner.[33]

31 Darstellung nach den Belegen (Wallfahrtsbilder des 18. bis 20. Jahrhunderts) in der Sammlung des Verfassers. Aus Platz- und Zweckmäßigkeitsgründen kann hier nur eine kleine Auswahl besprochen werden. Eine summarische, aber naturgemäß ebenfalls unvollständige Auflistung bringt Gugitz: Gnadenstätten (wie Anm. 7), S. 98.

32 Vgl. dazu allgemein Wolf, Helga Maria: Diesem Leben voll Beschwerden soll ein besseres Jenseits werden. Todesanzeigen und Trauerbildchen. Heimatkundliches Jahrbuch des Waldviertler Heimatbundes. 1. Band, Krems 1977. S. 105ff.

33 Faltblatt in Farbdruck. Die Titelseite zeigt das Gnadenbild von Maria Dreieichen. Druck: Berger, Horn (Sammlung des Verfassers).

Abb. 6: Wallfahrtsbild (Stahlstich aus der Zeit knapp nach 1850) in Eichenblattform des Verlages F. Glaser, Linz.

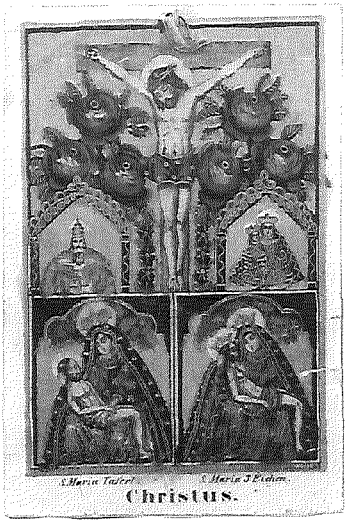


Abb. 7: Mehrortewallfahrtsbild (kolorierte Lithographie, aus der Mitte des 19. Jahrhunderts) für die Wallfahrtsreise nach Mariazell, Sonntagberg, Maria Taferl und Maria Dreieichen. Verlagsangabe unleserlich.

Kurz sei noch auf die bekannten Wallfahrtsbildchen in (Eichen-) Blattform[34] hingewiesen, die ab etwa 1850 von verschiedenen Verlagen (Glaser, Linz – Schaufele, Stuttgart – Schemm, Nürnberg, aber es gibt auch unbezeichnete Bildchen) vertrieben bzw. angeboten wurden (Abb. 6). Man kann immer wieder lesen oder hören, diese seien eine Besonderheit für Maria Dreieichen. Wallfahrtsbilder in Blattform gibt es in Mitteleuropa von vielen anderen großen Wallfahrtsorten. Um hier nur einige niederösterreichische zu nennen, sei auf Blattbilder von Maria Lanzendorf, Maria Enzersdorf, Maria Taferl, Maria Hilfberg bei Gutenstein, Annaberg und Sonntagberg hingewiesen.[35]

34 Schmidt: Volkskunde 2 (wie Anm. 2), S. 377. – Ders.: Marianische Wallfahrten in Österreich. Wien 1954, S. 11. – Vgl. dazu auch Brüller, Maria: Geschichte der Wallfahrt in Niederösterreich, Wallfahrten in Niederösterreich. Stift Altenburg 1985, S. 35.

35 Wimmer, Erwin: Andachtsbilder vom Sonntagberg 1700–2000. Sonntagberg

Auch die Mehrortewallfahrtsbilder seien kurz angemerkt. Mehrortewallfahrtsbilder mit Darstellungen von Maria Taferl, Mariazell und Sonntagberg gibt es seit der Barockzeit. Im Biedermeier kommt als vierter Wallfahrtsort Maria Dreieichen[36] dazu (Abb. 7). Bildchen (Chromolithographien) dieser Art wurden im späten 19. Jahrhundert von den Verlagen Th. Schneider's We u. Presuhn, Graz, von E. Presuhn, Graz, Gustav Fischer vorm. Presuhn in Graz, Gregor Fischer, Innsbruck und F. J. Schadek, Wien herausgebracht und sind durch die Tätigkeit der letzteren Verlage bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts hinein nachweisbar. Es gibt nicht nur die üblichen Typen im Gebetsbuchformat sondern auch zu einem Herz zusammenklappbare Rundbildchen[37] aus der Zeit knapp vor 1900. Konzentrisch angeordnet sind pro Wallfahrtsort zwei Bildchen, sodass insgesamt acht Ansichten der Kirchen und der Gnadenbilder vorliegen (Abb. 8). In erster Linie wird man diese Mehrortewallfahrtsbilder für die Wallfahrer aus dem Wald- und Weinviertel sowie für die aus den böhmischen und mährischen Ländern (es gibt auch welche mit tschechischem Text) gedruckt haben.

Den Andachtsbildern sind auch die ebenfalls meist in den Gebetsbüchern verwahrten mit dem Gnadenbild geschmückten Beichtzettel[38] zuzurechnen (Abb. 9). Der älteste dem Verfasser bekannt gewordene Beichtzettel von Maria Dreieichen stammt aus dem Jahre 1823. Diese im quadratischen Format produzierten Beichtzettel sind bis in die Zeit um 1925 nachzuweisen. Der Großteil trägt keinen Druckvermerk, die Zettel aus der Mitte des 19. Jahrhunderts (1850/60) wurden in Znaim (bezeichnet mit Lith. Znaim, Hofmann, Znaim oder W.

2003, S. 51f. – Ein größerer Bestand einschlägiger Blattbilder aus Österreich und aus angrenzenden Ländern befindet sich in der Sammlung des Verfassers.

36 Maurer, Hermann: „Maria Zeller Reise". Versuch einer Rekonstruktion nach einem Bericht aus dem Jahre 1879. In: Unsere Heimat 75, 2004, S. 60ff.

37 Das Rundbild ist als Chromolithographie produziert. Es gibt ähnliche Rundbilder (alle ohne Verlagsbezeichnung) jeweils für einzelne Wallfahrtsorte, wie beispielsweise für Mariazell, Maria Taferl, Maria Dreieichen, Maria Brunn und Maria Enzersdorf. Ein solches Bild von Maria Taferl ist von alter Hand mit 26. März 1893 datiert. Alle Nachweise in der Sammlung des Verfassers.

38 Darstellung nach dem Bestand (73 Beichtzettel ab 1823) in der Sammlung des Verfassers. Zu den Beichtzetteln vgl. allgemein Kittl, Reinhard: Der Beichtzettel im Wandel der Zeit. (Innsbruck 1999). Pfarrer Kittl vermerkt auf S. 77 für Maria Dreieichen – allerdings ohne nähere Angaben – Beichtzettel des 18. Jahrhunderts.

Abb. 8: Mehrortewallfahrtsbild (Rundbild), hergestellt als Chromolithographie, aus dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Dargestellt sind in acht Bildern die Kirchen und Gnadenbilder von Mariazell; Maria Taferl, Sonntagberg und Maria Dreieichen. Keine Verlagsangaben vorhanden.

Hofmanns Witwe, Znaim) hergestellt. Diese mehr oder weniger gleich aussehenden Beichtzettel werden dann im 20. Jahrhundert abgelöst durch im Buchdruck hergestellte Bildchen, welche das normale hochschmale Andachtsbildformat haben. Es gibt einige Typen, meist ist aber die Gnadenstatue auf der Forderseite abgebildet. Ein Typus trägt auf der Rückseite ein bemerkenswertes Gedicht des Lokalhistorikers P. Friedrich Endl.[39]

Ab den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts treten als Neuerung und als Zeugen des Tourismus in großer Variationsbreite Ansichtskarten in Erscheinung. Manche sind ähnlich den Wallfahrtsbildchen gestaltet oder es wurden in die Bildkomposition sogar echte Wallfahrtsbild-

39 Vgl. Andraschek-Holzer, Ralph: Das Lebenswerk von P. Friedrich Endl OSB (1857–1945): ein vorläufiger Bericht. Benediktinerstift Altenburg 1144–1994. In: Studien und Mitteilungen aus dem Benediktinerorden, 35. Erg.-Bd. St. Ottilien 1994, S. 381ff.

Empfang der heiligen Sakramente in der Basilika Maria - Dreieichen

O Schmerzensmutter, sieh uns hier
In Reu' zu Deinen Füßen.
Um Deine Hilfe flehen wir,
Vertrauend wir Dich grüßen.

Das angsterfüllte Menschenherz
Hat Trost bei Dir gefunden.
Nun wendet es sich himmelwärts -
O laß es ganz gesunden!

Unwiederbringlich ist die Zeit,
Wohl uns, wenn wir sie nützen!
Wenn mutig wir in Kampf und Streit
Auf Deine Hand uns stützen!

Und liegen wir in Todesnot,
Wenn alle Freunde schwinden,
Steh' bei, daß wir beim Abendrot
zur ew'gen Heimat finden.

P. Friedrich Endl O.S.B.

BITTE FÜR UNS, O SCHMERZHAFTE MUTTER, UND SEGNE UNS!

Dein Segen bleibe in unserem Herzen und breite sich weit um uns herum aus!

1964

Mit kirchlicher Druckerlaubnis

Abb. 9: Beichtzettel aus der Mitte des 19. Jahrhunderts (Lithographien von Hofmann, Znaim und W. Hofmann's Wte., Znaim) und aus der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts (unbezeichneter Buchdruck).

chen eingebaut bzw. eingeklebt. Manche Karten bringen auch Wallfahrtslieder oder Wallfahrtsgedichte, die sich speziell auf den Gnadenort beziehen.[40] Diesen Typen kann man eine Mittlerstellung zwischen Ansichtskarte und Andachtsbild zugestehen und es werden diese für Wallfahrer aber auch fromme Touristen sicherlich attraktiv gewesen sein. Der alte Brauch der Übergabe des Wallfahrtsbildchens als Zeuge der absolvierten Wallfahrt an die Daheimgebliebenen wurde nun sozusagen der Post anvertraut. Es ist sicherlich bezeichnend, dass einige Andachtsbildverlage nun auch Ansichtskarten vertreiben.[41] Daneben treten eine Reihe anderer Verleger auf, deren Ansichtskartenprogramm hauptsächlich auf Sehenswürdigkeiten, Ortsansichten und ähnliche Sujete ausgerichtet ist.[42]

Die letzten Jahre sind durch eine gewisse Verarmung gekennzeichnet. Die große Zeit, wie sie für das 19. Jahrhundert belegt ist, scheint vorläufig vorbei zu sein. Die modernen Pilger und sonstige Besucher der Gnadenstätte sind an Wallfahrtsbildchen kaum interessiert und werden durch das Angebot auch nicht wirklich zum Kauf ermutigt. Was in den Standeln aufliegt, ist meist vergilbt und verstaubt und es gibt auch schon lange keine neuen Angebote mehr. Nur Nachdrucke älterer Bildchen (als Vorlage dienten dazu zwei Bildchen des Verlages Julius Peter, Wien) ergänzen den Bestand. Im Jahre 2003 konnte allerdings bei einem Händler in Maria Dreieichen ein Leporello mit dem Titel „Das Wunder vom Molderberg. Entstehung vom Gnadenort Maria Dreieichen" erworben werden. Es handelt sich dabei um die Zusammenstellung von sechs Farbfotographien nach Originalgemälden aus dem Jahre 2001 des Horner Künstlers Helmut Leber. Einlei-

40 Für Maria Dreieichen sei unter vielen anderen eine Karte des Verlages Franz Mörtl, Wien genannt, die zusätzlich zur Abbildung der Kirche noch ein dreistrophiges Gedicht „Das Gnadenbild von Maria Dreieichen" des Kooperators in Maria Dreieichen, P. Odilio Flagel O.S.B. aus dem Jahre 1935 bringt. Eine Karte des Verlages Otto Wurz, Krems (datiert 1927) zeigt oberhalb der Kirche eine fliegende Schwalbe, die einen Brief im Schnabel hält, auf dem ein unbezeichnetes Gedicht zur Mutter von Maria Dreieichen steht.

41 Genannt seien die Andachtsbilderverlage Franz Schemm, Nürnberg, Gregor Fischer, Innsbruck, F. I. Schadek, Wien und Julius Peter, Wien. Belege in der Sammlung des Verfassers.

42 Die Durchsicht der Ansichtskartensammlung des Herrn Horst Walter in Horn, dem für seine Hilfe herzlich gedankt sei, ergab etwa 30 Ansichtskartenverlage, die für Maria Dreieichen tätig waren oder noch sind. Neben lokalen Verlegern sind hauptsächlich solche aus Wien, aber auch aus Dresden und Leipzig vertreten.

tend beinhaltet das Büchlein einen zweiseitigen Abriss der geschichtlichen Entwicklung, dem die sechs Bilder betreffend die Entwicklung des Wallfahrtsortes in modernen Darstellungen folgen. Obwohl diese Veröffentlichung bisher fast keine Verbreitung gefunden hat, sei sie extra erwähnt, weil damit ein weiterer Beitrag zum modernen Wallfahrtsgeschehen vorliegt.[43] Das was sonst in den Auslagen der Geschäfte zu sehen ist, könnte großteils auch in jedem anderen Wallfahrtsort zum Verkauf ausliegen und vieles hat eher Jahrmarktscharakter. Dass die Verkaufsstände überhaupt noch existieren, das ist aber sicherlich besonders positiv zu vermerken. An vielen Wallfahrtsorten sind diese nämlich längst verschwunden. In der Kirche selbst sucht man derzeit Wallfahrtsbildchen vergebens. Anlässlich des Gnadenjahres 2000 verlegte das Pfarramt aber zwei Gebetsfaltblätter, deren Titel das Gnadenbild von Maria Dreieichen ziert. Erstklassig gestaltete Kirchenführer[44] und Ansichtskarten, die in der Kirche ausliegen, sind wohl erst nachrangig für den Pilger von Bedeutung. Als kräftiges Lebenszeichen kann die Abgabe des Bründlwassers mittels eines jüngst aufgestellten Automaten bei der Bründlkapelle in eigens gestalteten Plastikflaschen gewertet werden. Das Bründl scheint – dem Zeitgeist entsprechend – eine Renaissance zu erleben. Jedenfalls kommen nach Beobachtungen des Verfassers immer wieder von weither Menschen, deren primäres Ziel das Bründl ist und die in mitgebrachten Gefäßen das Wasser in größeren Mengen wegschleppen.

Abschließend seien noch die Jubiläen kurz erwähnt. Jubiläumsbildchen wurden für Maria Dreieichen anlässlich des 250-jährigen Bestandes der Wallfahrt in mehreren Typen aufgelegt.[45] Aus diesem Anlass wurde auch eine kurze Geschichte des Gnadenortes herausgegeben.[46] Das 300-jährige Gründungsjubiläum brachte die Erhebung

43 Der Künstler Helmut Leber, geboren am 2. September 1948 in Weitersfeld, lebt in Horn und ist Besitzer der „Leber Art Galerie".

44 In der Kirche sind derzeit die in Anm. 1 aufgeführten Broschüren erhältlich. Bei regelmäßigen Besuchen konnten ansonsten nur Ansichtskarten festgestellt werden.

45 Die drei in der Sammlung des Verfassers vertretenen Typen (Chromolithographien) sind unbezeichnet.

46 Ohne Verfasser: Maria-Dreieichen. Kurze Geschichte des Gnadenortes zu seinem 250-jährigen Jubiläum. Druck und Verlag von J. Kehl in Krems, 1907, 31 Seiten. Zitiert nach dem Exemplar in der Sammlung des Verfassers.

der Kirche zur Basilika durch Papst Pius XII. Dazu ist ein als Faltblatt gestaltetes Andachtsbildchen erschienen.[47]

Hermann Maurer, Souvenirs of pilgrimage in Maria Dreieichen - testimony from baroque times.

The article deals with souvenirs and testimonies from pilgrimage to Maria Dreieichen, especially with the function and production of small prayer pictures. From the 18th century fifteen prayer pictures of Maria Dreieichen are known, and in the 19th century plenty of products add to these pictures, because of improved production methods and a higher demand. The author also shows an interest in specific types of prayer pictures, like the ones with several places of pilgrimage on one print and pictures with oaks in the background.

47 Faltblatt „Zum Andenken an die Basilika – Erhebung Maria – Dreieichen". Die Titelseite ziert die Reproduktion eines Wallfahrtsbildes. Schwarzweißdruck der Pressevereins – Druckerei Ges.m.b.H., St. Pölten. (Sammlung des Verfassers).

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LX/109, Wien 2006, 453–476*

Chronik der Volkskunde

Prädikat „Heritage" – Wertschöpfungen aus kulturellen Ressourcen

Internationale Nachwuchstagung,
Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie
Georg-August-Universität Göttingen, 29. bis 30. Juni 2006

Hochkonjunktur konstatierten die Organisatoren der Tagung vom Göttinger Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie dem kulturellen Erbe. Eine „Nachwuchstagung" sollte daher den von ihnen formulierten Anspruch: Die aktuellen Diskurse und die vielfältigen Prozesse um die Entstehung von kulturellem Erbe kritisch zu hinterfragen, umsetzen. 14 Referent/inn/en sowie zahlreiche Diskutant/inn/en, unter ihnen eben auch der wissenschaftliche „Nachwuchs" des Faches, stellten sich dieser Herausforderung. Vorweggenommen sei: Die Tagung konnte die hohen Erwartungen erfüllen. Die Vorträge und Diskussionen gaben nicht nur den Trend bei der Auseinandersetzung mit dem kulturellen Erbe wieder (der gegenwärtig bei der Beschäftigung mit dem immateriellen Erbe liegt), sondern warfen auch neue Fragestellungen auf.

Die Breite des Themas und die Unschärfe des Begriffes „kulturelles Erbe" kamen in den Vorträgen eindrücklich zum Ausdruck. Bemerkenswert war das Interesse der Referent/inn/en an der jüngsten Entwicklung im Bereich des „intangible heritage", zu dem die UNESCO mit einem neuen Abkommen zum Schutz des immateriellen Kulturerbes, das nur zwei Monate zuvor in Kraft trat, beitrug (und für Diskussionsstoff sorgte bzw. noch sorgen wird).

Valdimar Hafstein (Reykjavik) gab in seinem Eröffnungsreferat: „Claiming Culture – Intangible Heritage Inc., Folklore©, Traditional Knowledge™" bereits den Trend der Tagung vor. Ausgehend von „Simon & Garfunkel's" Musikhit „El Condor Pasa", der auf ein bolivianisches Lied zurückgeht, zeigte er immaterielles Kulturerbe als kulturelle Ressource auf: Die wirtschaftliche Instrumentalisierung des Erbes führte aber zu einer Institutionalisierung und Internationalisierung des Schutzes immaterieller kultureller Äußerungen seit den frühen 1970er Jahren. Hafstein skizzierte die Entwicklung, die von der südlichen Hemisphäre ausging und sowohl von der UNESCO als auch von der WIPO (World Intellectual Property Organi-

sation) aufgegriffen wurde. Die beiden Organisationen arbeiteten dabei unterschiedliche Schutzkonzepte für die vielfältigen Aspekte des „immateriellen Erbes" aus: Während die UNESCO ein internationales Rechtsinstrument mit dem Schwerpunkt: Schutz durch Inventarisierung und Förderung der Träger dieses Erbes, verabschiedete, konzentrierte sich die WIPO auf den individuellen Schutz des Urhebers (Autor, Erfinder).

Astrid Swenson (Cambridge) referierte über „Heritage, Patrimoine und Kulturerbe. Eine vergleichende historische Semantik". Ausgehend von den Kulturerbe-Begriffen in der deutschen, englischen und französischen Literatur spannte Swenson einen Bogen vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart und wies nach, dass die Genese des Erbe-Begriffs nicht auf einzelne nationale Ebenen beschränkt war, sondern transnational mit anderen Konzepten (Identität, Eigentum und Vererbung, Nation, Erinnerung, Fortschritt, Tradition, Völkerverständigung) in einem Austausch stand. In der Diskussion wurde die Frage aufgeworfen, inwieweit bereits römisch-rechtliche Erbrechtskonzepte sowie die Rezeption des Römischen Rechts die Bedeutung des Begriffes beeinflusste.

Peter Strasser (Klosterneuburg) durchleuchtete mit „Welt-Erbe? Über den Versuch, ein globales Zweiklassensystem für das kulturelle Erbe einzurichten" das vordergründig erfolgreichste Kulturprogramm der UNESCO. Ausgehend von den rechtlichen Rahmenbedingungen, analysierte er die bereits im Welterbeabkommen fixierten Begriffe des Kultur- und Naturerbes, das Konzept des „outstanding universal value" sowie das Verfahren zur Erhebung zum Welterbe. Die Charakteristika dieser prestigeträchtigen Liste, die global- und lokalpolitischen Dispositionen beim „world heritage making" sowie Konsequenzen der Zweiteilung in „elitäres" Welterbe und „normales" Kulturerbe wurden angeschnitten. In einem Ausblick ging er auf Versuche des Welterbekomitees, die inhaltliche Weiterentwicklung der Liste – auch durch die Annäherung an Aspekte des immateriellen Erbes – besser in den Griff zu bekommen, ein.

Die Breite des Begriffs „kulturelles Erbe" manifestierte sich im Beitrag von Dorothee Hemme (Göttingen): Mit „Traditionalisiertes Kulturerbe versus ‚Weltmarke Grimm'" ging sie den kulturpolitischen Komplikationen in der „Grimmstadt" Kassel, als 2005 die ersten Originalexemplare der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen in das UNESCO-„Memory of the World" Programm aufgenommen wurden, auf den Grund. Sie zeigte auf, dass die „Nobilitierung" des Erbes der Brüder Grimm durch die UNESCO in Kassel nicht nur unterschiedlich rezipiert wurde, sondern auch einen über hundert Jahre schwelenden Konflikt um Besitzansprüche um das Grimmsche Erbe neue Nahrung verschaffte. Während das „Brüder Grimm Museum" sich vornehmlich als touristische Einrichtung versteht, besteht zwi-

schen den Vertretern der Wirtschaft (hier vornehmlich des Fremdenverkehrs), der Politik und der Wissenschaft keine Einigung weder über Zuständigkeiten noch über den adäquaten Umgang mit dem „Adelstitel" „Weltmarke Grimm".

Auch Markus Tauschek (Göttingen) nahm sich eines Programms der UNESCO für das kulturelle Erbe an: Sein Vortragstitel „Welterbe – und nun? Positionen lokaler Akteure nach der Ernennung zum Welterbe" deutete auf die inzwischen übliche Praxis hin, alle unterschiedlichen Kulturerbe-Programme der UNESCO mit dem Label „Welterbe" zu bezeichnen: Ausgangspunkt seiner Untersuchungen war die 2003 erfolgte Ernennung des Karnevals der belgischen Kleinstadt Binche zum „Masterpiece of the Oral and Intangible Heritage", wobei er den Schwerpunkt auf den unterschiedlichen Umgang der Bevölkerung mit der „Heritifizierung" ihres Brauches legte: Während die Organisatoren des Brauchs wegen der neuen Popularität Unbehagen befiel, sahen Vertreter der Stadt im neuen Titel eine Vermarktungschance und sahen Dank der Ehrung durch die UNESCO sogar die Kontinuität des Brauches gesichert. Tauschek verstand es auch, die Diskurse über mögliche Änderungen des Brauches durch die Aufnahme in das UNESCO-Register, die Frage nach dem „Eigentum" am Brauch (z. B. wurde in Binche damals die Frage aufgeworfen, ob Nicht-Belgier auch am Karneval teilnehmen dürfen?) und die Einflüsse dieser „Adelserhebung" auf die Gruppenstruktur der Brauchaktivisten eindrücklich zu schildern.

Anne Meyer-Rath (Hamburg, Paris) widmete ihre Ausführungen ebenfalls dem immateriellen Erbe: In „Zeitnah, weltfern? Das Konzept des immateriellen Kulturerbes und seine Folgen" untersuchte sie den Paradigmenwechsel, der innerhalb der UNESCO seit der Mitte der 1990er Jahre eintrat: Die Ausweitung und Aufweichung des Begriffs des kulturellen Erbes ebnete den Weg für den verrechtlichten Schutz des immateriellen Erbes neben dem bereits etablierten „Welterbe". Während die Bedingung nach einer gewissen globalen Signifikanz und die Registrierung auf einer Liste noch vom klassischen Welterbekonzept übernommen wurden, so bedingte das – im Englischen genannte – „intangible heritage" eine Reihe neuer Ansätze und Bedingungen. Repräsentativität des Brauches, Zeitlichkeit und Gegenwart der Ausübung bei einer gleichzeitigen Abkehr von einer Tradition zugunsten einer ständigen Weiterentwicklung, wurden von der Referentin überzeugend erläutert und tauchten dabei auch das „alte" Welterbeprogramm aus dem Jahre 1972 in ein differenzierteres Licht.

Der öffentliche Abendvortrag wurde von Dorothey Noyes (Columbus) beigesteuert. Mit „Voice in the Provinces: Submission, Recognition and the Making of Heritage" wies sie nach, dass die Konstruktion von kulturellem Erbe nicht erst im 19. Jahrhundert einsetzte. Seit dem 17. Jahrhundert trat

im Südwesten Frankreichs die Bevölkerung selbst als Initiator von Festspielen auf. Die Intention der Darbietung von Theaterstücken mit Schauspielern in Tierverkleidung, die lokale, bekannte Persönlichkeiten repräsentieren sollten, war politisch begründet: Aus einer Postkonflikt-Situation heraus versuchte die unterlegene Bevölkerung ihre kulturelle Tradition wieder zu mobilisieren und dabei gegenüber dem neuen absolut regierenden Herrscher sowohl Aufmerksamkeit zu erreichen als auch Loyalität zu bekunden. Noyes reduzierte ihre Untersuchungen aber nicht auf das französische Languedoc allein, sondern zog auch Parallelen zu dem Festivalrepertoire in den (spanischen) katalanischen Pyrenäen.

Den zweiten Tag der Konferenz eröffnete Kristin Kuutma (Tartu) mit „The Politics of Contested Representation: UNESCO and the Masterpieces of Intangible Cultural Heritage". Auch sie setzte sich mit der „Nobilitierung" des kulturellen Erbes durch eine supranationale Instanz auseinander. Im Mittelpunkt ihrer Untersuchungen stand der Nominierungsprozess von Formen des immateriellen Kulturerbes im Baltikum („Kihnu Cultural Space" aus Estland und „Baltic Songs and Dance Celebrations" – gemeinsame Nominierung von Estland, Lettland und Litauen) für das „Masterpiece-Programm" der UNESCO. Sie zeigte auf, wie durch die Einreichung Prozesse in Gang gebracht wurden, die sowohl die Bewahrung als auch die wirtschaftliche Verwertung der Traditionen beeinflussten. Kuutma verwies nicht nur auf die Konsequenzen dieser internationalen Anerkennung auf lokaler und regionaler Ebene sowie auf die Rezeption bei politischen Akteuren und lokalen Brauchtumsvertretern, sondern auch auf die (eingreifende) Rolle des Kulturwissenschafters bei der Erhaltung der Traditionen.

Sybille Franks (Darmstadt) Vortrag „Die Formation der Heritage Industry am Berliner Checkpoint Charlie" schilderte eindrücklich die Mutation des ehemaligen (und nun nachgebauten) Grenzübergangs in Berlin „Checkpoint Charlie" zum „sacred site". Die von ihr als „Provinzposse" titulierte Entwicklung nahm ihren Ausgang, als Schauspielstudent/inn/en im Juni 2004 in historischen (DDR-, bzw. US-) Uniformen zum Gefallen der Tourist/inn/en die historische Situation am ehemaligen Grenzübergang nachstellten und DDR-Einreisestempel in die Reisepässe drückten. Während die Besucher/inn/en darin einen zusätzlichen, besonderen „Erlebniswert" empfanden, waren Konflikte mit den Betreibern des privaten Mauermuseums, als auch mit den Verbänden der Maueropfer die Folge. Diese stellten sich gegen die „Disneyfizierung" und touristische Vereinnahmung des ehemaligen Checkpoints, was auch zur Intervention durch lokale Politiker führte. Die Politiker konnten aber auf ein rechtliches Instrumentarium zurückgreifen, um dem offenbar ungebührlichen Treiben ein Ende bereiten zu können: Ein frisch aufgebrachter Zebrastreifen soll das Verweilen der Akteure in

nachgemachten Uniformen im Bereich des ehemaligen Überganges unterbinden – die (ev. Nicht-)Befolgung wird dabei von einem (echten) Polizisten überwacht! Der Konflikt zwischen globalem – touristischem – Erleben und dargestellter Abscheu auf lokaler Ebene – durch die Opferverbände – deutete Frank als einen reziproken Aushandlungsprozess, in dem sowohl globale als auch lokale Inhalte und Wahrnehmungsmuster des Ortes eingegangen sind.

Sebastian Schröder-Esch (Weimar) präsentierte erste Ergebnisse seiner Dissertation „Kulturerbe und Regionsbildung in Polen". Aus politisch-geographischer Perspektive ging er der Frage nach, wie sich die Gebietsreform in Polen auf den Umgang mit dem kulturellen Erbe auswirkt. An Hand des Beispiels der neugeschaffenen Region Kleinpolen untersuchte er die Akteure, die bei der Konstruktion eines regionalen Kulturerbes involviert sind und die die Schaffung eines regional-spezifischen Selbstbewusstseins initiierten. Seine Untersuchung berücksichtigte auch die Selektion, Darstellung und Vermittlung dieses regionalen Erbes sowie dessen Verhältnis zu konkurrenzierenden, etwa gesamtstaatlichen, Erbe-Konstrukten. In der Diskussion wurden nicht nur Parallelen mit ähnlichen, neu geschaffenen Verwaltungseinheiten (z.B. in Großbritannien und Frankreich) gezogen, sondern auch der Einfluss des historischen Moments im Gebiet des heutigen Kleinpolens (als einer Auswanderungsregion) aufgeworfen.

Milena Benovska-Sabkova (Sofia) präsentierte mit „Monuments, memory, social imagination and local identities in postsocialist Bulgaria" einen „bottom-up"/lokal-initiierten Ansatz bei der Konstruktion des kulturellen Erbes: Sie untersuchte drei bulgarische Gemeinden, die mit der Errichtung von Denkmälern für sagenhafte, imaginäre Gestalten aus dem 18. und 19. Jahrhundert zur Stärkung ihrer lokalen Identität beizutragen versuchten. Der Transfer des immateriellen zu einem materiellen Kulturerbe ging mit der Intention der lokalen Akteure um Anerkennung auf höherstaatlicher Ebene einher – sie verstanden dies als Reaktion auf einen wirtschaftlich-gesellschaftlichen Bedeutungsverlust des ländlichen Raumes gegenüber der städtischen Zentren. Die Vortragende hob auch (Dis-)Kontinuitäten bei der Schaffung eines kulturellen Erbes im Zusammenhang mit (post)sozialistischen Regimewechseln hervor.

Carolin Kollewes (München) Vortrag „Kulturelles Erbe und der Wert des Selbst" vermittelte ebenfalls eine von der dörflichen Gemeinschaft getragene Kulturinitiative: Die Gründung von Gemeindemuseen in Mexiko ging von einheimischen Proponenten aus, die dabei von Archäolog/inn/en und Ethnolog/inn/en unterstützt wurden. Die museale Auseinandersetzung mit der Vergangenheit diente dabei aber nicht nur der Attraktivitätssteigerung des Ortes für den Fremdenverkehr und der Verkaufsförderung des lokalen

Kunsthandwerkes. Die Befassung mit präkolonialen Artefakten führte auch zu einem Paradigmenwechsel beim Geschichtsverständnis. Kollewe konnte nachweisen, dass die Umdeutung und Neubewertung des kulturellen Erbes (wie z. B. das Museumsgut) mit einem Wandel der lokalen Identität einherging. In der Diskussion wurde der Stellenwert und Beitrag der „angewandten" Volkskunde bei der Inszenierung von Tradition und bei der „Schöpfung" von Brauchtum kritisch hinterfragt.

Gisela Welz (Frankfurt/Main) schuf über das „culinary heritage" eine Beziehung zwischen kulturellem Erbe und Nahrung („Europäische Produkte: Nahrungskulturelles Erbe und das qualkulative Regime der EU. Anmerkungen am Beispiel eines zypriotischen Käses"). Auf der Basis zweier EWG-Verordnungen können im Bereich der Nahrungsmittel „europäische Produkte" hergestellt und auf den Markt gebracht werden, die als regionalspezifische Erzeugnisse eine Art markenrechtlichen Schutz aufweisen. Das Attribut „europäisches Produkt" (im Sinne sowohl der Herkunft, als auch der angewandten Herstellungs- und Hygienestandards) demonstrierte sie an Hand des Werdeganges des Schaf- und Ziegenkäses aus Zypern. Wie sie ausführte, wird über das Bestehen der Voraussetzungen für ein solches Produkt, wie „Originalbezeichnung" oder „traditionelle Herstellung" schlussendlich an einem EU-Schreibtisch entschieden: Das „heritage making": die Anerkennung einer regionalen Tradition stellt schließlich – auf der Basis der Informationen, die vom EU-Mitgliedsstaat eingereicht wurden – das Ergebnis eines Verwaltungsverfahrens dar.

Das Tagungsresümee zog schließlich Bernhard Tschofen (Tübingen): Mit „Antreten, ablehnen, verwalten? Was der Heritage-Boom den Kulturwissenschaften aufträgt" stellte er die „Heritifizierung" zunächst in einen begrifflichen Kontext: Die angepriesene „Hochkonjunktur" des kulturellen Erbes hinterfragend, hob er auch den Wandel des Begriffes „Kulturerbe" hervor – eben ein „nomadic term", der sich ständig neu definiert. Er umriss – anhand des Welterbeprogramms der UNESCO – das Spannungsfeld zwischen einem universalen Konzept der Denkmalkultur und der örtlichen, lokalen Umsetzung, dabei kommt dem Ort, wo (auch das immaterielle) Kulturerbe lokalisiert ist, eine zentrale Bedeutung zu: Als „Orte des Gedächtnisses" sind sie nicht nur für die (Kultur-)Tourismusindustrie von Belang. Schließlich erinnerte er auch – mit Hinweis auf das vergangene Kulturerbe des europäischen Judentums – an das komplexe Verhältnis zwischen Erinnerung und dessen emotionaler Vermittlung und plädierte dafür, die Disposition über die Erinnerung als Grundrecht anzuerkennen.

Die „Nachwuchstagung" enttäuschte ihre Teilnehmer/innen nicht: Sie bot Einblick in Theorien und Denkansätze, die zwar seit längerem schon Gegenstand des Faches sind, aber erst in Folge des offensichtlichen „Heri-

tagetrends" vermehrt Beachtung finden. Die Mischung von Beiträgen des (fachinternen) „Nachwuchses" und der etablierten Fachvertreter sowie eine engagiert geführte Diskussion, die lediglich durch den Beginn eines Fußballspiels (das das Gastgeberland der Tagung schließlich erfolgreich für sich entscheiden konnte) im Rahmen der Weltmeisterschaft ein rasches Ende erfuhr, führten die dynamische Entwicklung dieses Themas vor Augen und inspirieren zu einer intensiveren Auseinandersetzung.

Peter Strasser/Akemi Kaneshiro-Hauptmann

„Kulturelles Erbe" – Bizauer Gespräche Bizau, 28. bis 30. September 2006

Im neunten Jahr ihres Bestandes widmeten sich die „Bizauer Gespräche" einem Thema, dem inzwischen Hochkonjunktur attestiert wird: dem „kulturellen Erbe". Dem Tagungsthema lag dabei ein aktueller, regionaler Anlass zugrunde: Im Jänner 2006 wurde bei der UNESCO in Paris die Kandidatur der „Kulturlandschaft Bregenzerwald" als Welterbe zur Begutachtung eingereicht. Diese Bewerbung zog sich wie ein roter Faden durch die Veranstaltung.

Den Eröffnungsvortrag am Donnerstagabend steuerte Charles E. Ritterband bei. Der Österreich-Korrespondent der „Neuen Zürcher Zeitung" präsentierte unter „Kulturerbe und Menschheitstypen" eine Aussensicht zum Umgang mit dem kulturellen Erbe in Österreich. Aus der Sicht des Schweizer, pragmatisch-orientierten Nachbarn präsentierte er auf humorvolle Weise seine Wahrnehmungen über den österreichischen (oder verstand er darunter lediglich den wienerischen?) nostalgischen Blick nach rückwärts in eine (offenbar) glorreiche Vergangenheit, die den Blick auf die Gegenwart und in die Zukunft überlagert.

Den Reigen der Vorträge am Freitag eröffnete Bernhard Tschofen (Tübingen). Sein Thema über „Warum schmeckt ‚Regionales'? Kulturwissenschaftliche Notizen zum sogenanten kulinarischen Erbe" wies bereits auf den Schwerpunkt des Freitagsprogrammes hin, der beim immateriellen Kulturerbe lag. Tschofen arbeitete zwei Bedingungen heraus, die für die „regionale Küche" unabdingbar sind: Erstens bedarf es der „Region", die als „vorgestellte Gemeinschaft" einerseits eine räumliche Einheit, andererseits ein Repertoire an gemeinsamen Werten darstellt. Zweitens wird die Schöpfung eines kulinarischen Erbes zur Bedingung, wobei die Herausbildung von Alleinstellungsmerkmalen auf Ex- und Inklusionsprozessen beruht. Käse aus den Talschaften Vorarlbergs, wie z.B. jener aus dem Grossen

Walsertal „Walserstolz", identifizierte er als gelungenes regionales kulinarisches Erbe.

Eva Kreissl (Graz) beleuchtete das immaterielle Erbe im Rahmen der Volksmedizin („‚heilsam' – Von der Bedeutung traditioneller Medizin"). Die Referentin, die eine Ausstellung über die Volksmedizin im Steirischen Volkskundemuseum kuratierte, bot einen Überblick, wie populäres Wissen über Heilpflanzen und -methoden tradiert und schließlich durch die universitäre Ärzteausbildung von der Schulmedizin in den Hintergrund gedrängt wurde. Sie hob hervor, dass einige Repräsentanten der Volksmedizin, wie z.B. Hildegard von Bingen, inzwischen eine Renaissance erleben. In der Diskussion wurde die Frage nach der Definition des Begriffes „Volksmedizin", nach der fehlenden Qualitätskontrolle der darunter verstandenen Methoden und Produkte und nach der Abgrenzung zu spirituellen Praktiken erhoben.

Reinhard Johler (Tübingen) brachte mit „Zuviel Geschichte? Heimat und kulturelles Erbe" grundsätzliche Gedanken zum „Heimat-" und „Kulturerbeboom" ein. Die Pflege des kulturellen Erbes (wie die Eröffnung von Museen, die Hochhaltung und Tradierung von Bräuchen und die Vermarktung von regionalen Produkten) trägt zweifellos zur Identitätsbildung bei, mit dem Hinweis auf das Zitat von Friedrich Nietzsche über „zuviel an Geschichte" formulierte er aber auch einige Bedenken: Die Inszenierung einer (wenn nicht glorreichen dann aber wenigstens guten) Vergangenheit kann in einer Flucht in eine bessere Welt der Vergangenheit münden. Für den Bregenzerwald sah er nach einem hundertjährigen Wirken des lokal bestimmten Heimatschutzes mit der möglichen Erklärung zum Weltkulturerbe einen Wendepunkt, deren Tragweite er mit der Eröffnung der Bregenzerwaldbahn 1902 verglich: nämlich die Verbindung zur (Außen)Welt.

Petra Streng (Innsbruck) referierte über „Die bewirtschaftete Volkskultur. Alte Traditionen im neuen Gewand". Sie skizzierte mit Beispielen aus dem Alpenraum die Suche nach dem Authentischen und Echten, ein Phänomen, das seit der Romantik Generationen von Forschern beschäftigte. Sie zeigte die vielfältigen Erscheinungsformen des kulturellen Erbes auf, das als das „Typische" einer Region herausgehoben und vermittelt, sprich vermarktet wird, wie z.B. die „Entdeckung"(oder Erfindung?) von „Bauernkost", Dachschindel-Eindeckungsaktionen und die Erhaltung von Trockensteinmauern bei alten Weganlagen. Während diese Kategorien – bei Nachweis des touristischen Nutzens – sogar unter das EU-Förderungsschema fallen, sind private Brauchtums- und Volksmusikinitiativen auf eigene Einkünfte angewiesen, wodurch sie leicht zum (massen)publikumswirksamen „Event" mutieren. Die Diskussion konzentrierte sich daher unter „wie viel Moderne verträgt die Tradition?" um das („erlaubte") Verhältnis

zwischen „alter Echtheit" und „modernen Einflüssen" – ein aktuelles Thema, wie die in anderen Landesteilen Vorarlbergs heftig geführte „Architekturdiskussion" zeigt.

Die Vorträge des ersten Konferenztages wurden mit einem Gespräch zwischen Walter Fink (ORF Dornbirn) und der Leiterin für die „National-Agentur für das Immaterielle Kulturerbe", Maria Walcher (Wien), abgeschlossen. Walcher gab einen Überblick über die Intentionen des UNESCO-Abkommens zum Schutz des immateriellen kulturellen Erbes, das im Frühjahr 2006 in Kraft trat. Es gelang ihr überzeugend die Schwierigkeiten zu formulieren, die mit der in der Konvention aufgetragenen Bewahrung dieses Erbes in Verbindung stehen. Der Schutz wird nicht durch die Inventarisierung (wie im Abkommen vorgesehen) der vielfältigen Formen des immateriellen Erbes erzielt, sondern durch die Erhaltung der Tradition, was am ehesten durch die Bewusstmachung der Werte des Erbes erreicht werden kann. Die Bewahrung des immateriellen Erbes läuft daher nicht auf eine Musealisierung des (Brauch-, Sprach-, Musik-, Wissens-, etc.)Repertoires hinaus, sondern auf die Erhaltung eines lebendigen, vielfältigen Kulturlebens.

Der Samstagvormittag war schließlich der Podiumsdiskussion mit Publikumsbeteiligung über „Der Bregenzerwald als Weltkulturerbe?" gewidmet. Dem Antrag Österreichs auf Eintragung der „Kulturlandschaft Bregenzerwald" in die UNESCO-Welterbeliste, der im Jänner 2006 erfolgte und im Sommer 2007 vom Welterbekomitee entschieden wird, liegt die „Dreistufenlandwirtschaft" zugrunde, die im Bregenzerwald noch intakt ist. Bei dieser Agrartechnik zieht die bäuerliche Familie mit ihrem Vieh nomadisch, abhängig von der Jahreszeit und dadurch vom Stand der Vegetation, vom Hof im Tal über die Mittelstufe, das „Vorsäss", zur Alm. Diese Vorgangsweise erlaubt, dem Vieh immer frisches Gras anbieten zu können, während die anderen, gerade nicht benutzten Weiden der Produktion des Winterfutters dienen, zudem erfolgt in der Regel auf allen drei Stufen die Milchverarbeitung zu Käse. Diese seit Jahrhunderten praktizierte Agrartechnik hat dem Landschaftsbild und der Alltagskultur des Bregenzerwaldes eine unverwechselbare Identität gegeben. In der Diskussion wurden Erwartungen und Herausforderungen für die regionale Politik und für den Fremdenverkehr formuliert. Zudem konnte die Idee des UNESCO-Weltkulturerbes vermittelt werden. Auf Interesse stieß die Frage nach eventuellen Auswirkungen einer möglichen Ernennung zum Welterbe: Wird auch ein Welterbe-kompatibler „Managementplan" als Planungsinstrument benötigt, so darf die „Nobilitierung" als Welterbe nicht mit der berühmten „Käseglocke" gleichgesetzt werden. Der Bregenzerwald wurde nämlich unter der Kategorie „sich weiterentwickelnde Kulturlandlandschaft" eingereicht, wodurch

die lebendige Entwicklung als Wohn- und Wirtschaftsraum – unter Bewahrung des „Leitthemas" Dreistufenlandwirtschaft – ein Wesensbestandteil dieser Talschaft bleiben wird.

Die „Bizauer Gespräche" haben nicht nur einen Einblick in das weite Feld des kulturellen Erbes vermittelt, sondern auch einen Beitrag zur stärkeren Bewusstseinsbildung für das überzeugende Erbe des Bregenzerwaldes geleistet.

Peter Strasser

Torfhäuser und Salzfisch – „The Sense of Place" in Islands Museen

Tagungsbericht der ICR Jahreskonferenz „Museums and a sense of place" in Reykjavik von 30. August bis 3. September 2006

Die erste Tagung eines internationalen ICOM-Komitees in Island, das der Regionalmuseen, bot reichlich Gelegenheit, in Europa über den eigenen Horizont zu schauen. Rund 20 Tagungsteilnehmer/innen aus Mexiko, Taiwan, Neuseeland, den USA, Schottland, Holland, Lettland, Slowenien, Kroatien, Deutschland und Österreich trafen am 30. August im Isländischen Nationalmuseum mit der Organisatorin der Tagung und Direktorin des Reykjavik Stadtmuseums, Gudny Gerdur Gunnarsdóttir, und weiteren isländischen Kolleginnen zusammen, wo sie von der Hausherrin, Margret Hallgrimsdóttir, herzlich empfangen und durch die Schauräume geführt wurden. Das Nationalmuseum war 2004 nach einer längeren Umbauphase wiedereröffnet und 2006 vom europäischen Museumsforum als „Museum des Jahres" ausgezeichnet worden. Es präsentiert die Geschichte Islands in zwei großen Zeitabschnitten (von 800 bis 1600 und von 1600 bis heute), die wiederum in kleine Einheiten gegliedert sind, welche von Schlüssel- oder Leitobjekten dominiert werden. Besonderer Wert wurde auf Präsentation, Konservierung, interaktive Medien, die Möglichkeit, das Museum nach ausgewählten inhaltlichen Schwerpunkten zu besichtigen sowie einen eigenen Vermittlungsraum gelegt, der zwar für Kinder und Jugendliche konzipiert war, aber – wie so oft – intensiv auch von Erwachsenen genützt wird.

Der nächste Konferenztag fand im Reykjavik Stadtmuseum statt, das jedoch nicht unseren Vorstellungen eines Stadtmuseums, sondern vielmehr denen eines Freilichtmuseums entspricht. Dort hielten nach den Begrüßungsreden, in denen unter anderem die Bedeutung dieser Konferenz als

1. ICOM-Tagung in Island hervorgehoben wurde, Gudny Gerdur Gunnarsdóttir, Mark O'Neill von den Glasgow Museums and Art Galleries und Jouette vaan der Ploeg vom Stadtmuseum Zoetermeer in Holland die Impulsreferate. Gudny Gerdur Gunnarsdóttir stellte die Entwicklung der Museumsszene in Island vor, beginnend mit der Gründung des Nationalmuseums 1863 basierend auf der romantischen Bewegung des 19. Jahrhunderts. Die meisten archäologischen Fundstücke, welche für die Identitätsbildung Islands von Bedeutung sind, waren jedoch lange Zeit in Kopenhagen zu sehen, da Island von 1380 bis 1944 unter dänischer Herrschaft stand. Erst ab 1930 kam es anlässlich des 1000-jährigen Jubiläums des isländischen Parlaments zur Rückgabe dieser wichtigen Objekte, die jetzt als Leitobjekte im Nationalmuseum zu sehen sind. Die Gründung der meisten Lokal- und Regionalmuseen erfolgte nach dem Zweiten Weltkrieg, als erstes wurde 1950 in Glaumbaer ein traditionelles Bauernhaus aus Torf musealisiert. 2001 wurde das erste Museumsgesetz verabschiedet, das – basierend auf der ICOM-Definition von Museen – den Rahmen für das isländische Museumswesen bildet. Der Trend der letzten Jahre entwickelt sich weg von den klassischen Heimatmuseen hin zu Spezialmuseen, wie die Etablierung z.B. des Heringmuseums in Siglufjordur, des Salzfischmuseums in Grindavík und des Emmigrationszentrums in Hofsos belegen. Insgesamt existieren in Island rund 100 museale Einrichtungen, von denen ca. die Hälfte laut ICOM-Definition als Museum bezeichnet werden kann.

Mark O'Neill berichtete unter dem Titel „Museums and the Renegotiation of Identities" von den Glasgower Museumseinrichtungen – bestehend aus 13 öffentlichen Besuchsstätten, 350 Mitarbeiter/innen und 1,3 Millionen Objekten, die damit über die größte Museumssammlung außerhalb Londons verfügen. Die Institution engagiert sich besonders im Bereich der Repräsentation, des als extrem heterogen betrachteten Publikums und der Museumsberatung, beschäftigt sich aber auch mit negativen Identitäten und verschiedenen Religionen bzw. Sekten. Eine Innovation auf dem Museumssektor ist sicherlich die Öffnung der Depots für die Öffentlichkeit, die großen Anklang findet, wie rund 12.000 Besucher/innen im ersten Jahr der öffentlichen Zugänglichkeit beweisen. Die Museumsarbeit des 21. Jahrhunderts sollte nach O'Neill auf den Objekten basieren, vielseitige Kulturdefinitionen zulassen, dialogorientierte Kommunikation und narrative Struktur aufweisen, besucherzentriert sein, aber den Besucher/innen sehr wohl auch Wissen vermitteln.

Jouette vaan der Ploeg berichtete über ihr beispielgebendes Projekt, das aus einem Stadtmuseum ein Zentrum des Dialogs zwischen den unterschiedlichsten Bürgern der Stadt machte. Das Besondere an Zoetermeer ist sein – auch rechtlicher – Status als „new town", also eine künstliche Stadtgrün-

dung der 1960er Jahre mit multikultureller Bevölkerungsstruktur. Die Bevölkerung von Zoetermeer wurde eingeladen, Objekte ins Museum zu bringen, die diesen Status in ihren Augen reflektieren und dokumentieren und die dazugehörigen Geschichten zu erzählen. Eine daraus resultierende Ausstellung mit dem Titel „Zoetermeer zwischen Himmel und Erde" nütze Religion als kulturelle Quelle und dokumentierte Religion vor allem in privatem Kontext. Die Ausstellung erregte besonders deshalb Aufsehen, weil sie zeitgleich mit dem Attentat auf den Filmemacher Theo von Gogh stattfand. Die wöchentlichen Diskussionsrunden im Begleitprogramm zur Ausstellung wurden trotz bzw. gerade aufgrund der heiklen Situation nicht abgesagt und fanden großen Zuspruch bei allen Religionsgemeinschaften.

Nach den Impulsreferaten folgte eine knappe Vorstellung der historischen, politischen und musealen Situation in Taiwan durch Chun Christina Hsu sowie die Präsentation eines interessanten Zugangs aus Slowenien: Irene Žmuc schilderte den Versuch des Mestni Muzej Ljubljana, „the sense and scent of place" zu vermitteln: Da Landschaft nicht nur aus Natur, sondern vielmehr auch aus Kultur, entstanden unter menschlichem Einfluss, besteht, werden die Besucher/innen in die Landschaft – also zu Ausgrabungsstätten und Fundorten von Objekten – gebracht und dort mit den entsprechenden Informationen zum besseren und leichteren Verständnis von Geschichte und Kultur versorgt. Außerdem gibt es geführte Touren, bei denen die Teilnehmer/innen mit verbundenen Augen durch die Stadt geführt werden und sich an Geräuschen und Gerüchen – oder Gestank – orientieren.

Hartmut Prasch präsentierte als Einleitung Besucherbefragungen, die unter anderem zu dem Ergebnis kamen, dass der umgebende Ort in den Augen der Besucher/innen sehr wohl von Bedeutung ist und eine inhaltliche Verbindung von Museum, Ort und Landschaft gewünscht und positiv bewertet wird. So bietet das von ihm geleitete Museum für Volkskultur im Schloss Porcia in Spittal an der Drau einen allgemeinen Überblick über die Region. Zusätzlich ergänzen eine Reihe von Spezialmuseen die Dokumentation der Kulturgeschichte der Region, indem spezifische Thematiken vor Ort behandelt werden, wie z.B. das Fischereimuseum, die Arsenbergbau-Schauhütte, das Almwirtschaftsmuseum und der Mühlenwanderweg.

Vita Rinkeviča von der Beratungseinrichtung Baltkonsults in Riga/Lettland führte durch die Konzepte dreier Museen für moderne Kunst im Baltikum. Die baltischen Kunstmuseen haben ein mission statement formuliert, in dem sie sich zu Modernismus, Wissensvermittlung, Kooperation mit dem Publikum und einem möglichst breiten inhaltlichen Zugang bekennen.

Heimo Kaindl vom Diözesanmuseum Graz stellte die fundamentalen Fragen „Sind Museen unsere neuen Kirchen? Sind Kirchen unsere neuen Museen?" an den Beginn seiner Präsentation einerseits der steirischen

Museumslandschaft generell, andererseits der steirischen Klöster und religiösen Museen allgemein. Kirchen und Klöster verweisen auf eine sehr lange und alte Tradition des Sammelns, und zwar nicht nur von Objekten, sondern auch des Sammelns von Wissen und Wissenschaft. Es folgte die Vorstellung – aus Zeitmangel leider nur einiger – steirischer Klostermuseen und deren Sammlungen.

Goranka Horjan, die derzeitige Vorsitzende des ICR-Komitees, präsentierte die Aktivitäten der Museen des Hrvatsko Zagorje und deren Anstrengungen, Orte ins Bewusstsein des potentiellen Publikums zu rücken.

Helga Lara Thorsteinsdóttir stellte kurz ihre Dissertation zum Thema öffentlicher Zugang zu Sammlungen vor, in der sie von der Behauptung ausgeht, dass die Öffentlichkeit ein demokratisches Recht auf Zugang zu Museumssammlungen auch im Depot aufgrund ihrer Steuerleistung hat. Folglich hat sie einige isländische Museen auf die Fragen hin untersucht, ob öffentlicher Zugang möglich ist und beworben wird, wie viele diesbezügliche Anfragen während eines Jahres eingehen und wie Zugang und Anfragen evaluiert werden. Daran anschließend behauptet Mark O'Neill – provokanterweise? –, dass die Aufgabe der Konservatoren nicht länger die Konservierung sei, sondern die Ermöglichung des öffentlichen Zugangs auch zu in Depots befindlichen Sammlungen.

Der sehr intensive erste Tag der Tagung wurde durch eine Führung durch das Stadtmuseum Arbaejarsafn, eine Stadttour mit architektonischem Schwerpunkt und den Besuch der in Reykjavik umstrittenen, mit großem technischen Aufwand und innovativen Lösungen präsentierten Siedlungsausgrabung „Reykjavik 871+/–2" (Fundort eines Landhauses aus dieser Zeit) abgerundet.

Am nächsten Tag präsentierten Goranka Horjan und Hartmut Pasch einen thematischen und fotografischen Rückblick auf die Geschichte von ICR – von seinem ersten Treffen 1954 in Schaffhausen/Schweiz bis heute – anlässlich des 60jährigen Jubiläums von ICOM.

Blanca Gonzales eröffnete den Vortragsreigen mit einem ausführlichen Bericht über das von ihr geleitete Anthropologische Regionalmuseum im Palacio Cantòn in Merida/Mexiko, das sich vor allem mit der Maya-Kultur befasst. Das Ziel dieser Institution ist es, Geschichte und Gegenwart der Maya zu verbinden und auch die aktuelle Situation der indigenen Bevölkerung zu thematisieren. So wurden für ein Ausstellungsprojekt Maya-Kinder mit einfachen Fotoapparaten ausgestattet, mit denen sie die Lieblingsdinge ihres täglichen Lebens fotografierten und mit Erklärungen versahen.

Evelyn Kaindl-Ranzinger thematisierte nach der Vorstellung der als „Selbsthilfegruppe" entstandenen steirischen Museumsberatungseinrichtung MuSiS die Rolle der kleinen Museen bei der Erhaltung von lokalen Identitäten.

Wei-Chun Lai aus Taiwan berichtete über die Anwendung der ICR-Richtlinien für Museumsevaluierung in einigen taiwanesischen Lokalmuseen, und Valdimir J. Halldorsson präsentierte das Museum des isländischen Nationalhelden Jon Sigurdsson in seinem ehemaligen Wohnhaus in Hrafnsoyri.

Die genannten Vorträge des zweiten Tages fanden im Duushaus in Duusgata, einem Schifffahrtsmuseum mit Sonderausstellungen zu Popkultur und isländischer Handwerkskunst, statt, das den Auftakt zur Museumstour durch Reykjanesbaer – der Region westlich von Reykjavik – bildete. „A sense of place" erspürt werden konnte in einer rekonstruierten Fischerhütte aus Torf, dem Salzfischmuseum in Grindavik sowie in einem original erhaltenen winzigen Wohnhaus mit einer kleinen Dokumentation über den in der Bevölkerung fest verankerten Glauben an die Existenz von Elfen und in dem Regionalmuseum in Hafnarfjordur, das sich vor allem mit der derzeit zu Ende gehenden Stationierung von NATO-Soldaten sowie mit Fischfang beschäftigt.

Am Samstag führte die Museums- und Diskussions-Exkursion in den Süd-Osten Islands, nach Eyrarbakki in das Regionalmuseum, das in einem original eingerichteten Haus einer dänischen Handelsfamilie untergebracht ist, das Schifffahrts- und Fischfangmuseum über den Besuch einer modernen Molkerei/ Käserei nach Skogar, wo sich eine umfangreiche volkskundliche Privatsammlung, ein Freilicht- und ein Transportmuseum befinden. Der hochbetagte Gründer führte selbst mit geradezu professionellem Enthusiasmus durch die umfangreichen, dicht gedrängten Sammlungen.

Der letzte Tag war kultur- und naturhistorisch-touristischen Zielen wie dem „goldenen Wasserfall" Gullfoss, dem – allen anderen Heißwasserfontänen namengebenden – Geysir und Thingvellir, der Versammlungsstätte des ersten Parlaments und UNESCO-Welterbe mit angeschlossenem audiovisuellen Zentrum, gewidmet. Zuvor hatte Jane Legget das Thema der Konferenz – die wichtige Rolle, aber auch die Schwierigkeiten, Gefühl, Stimmung und Identität eines Ortes, einer Region ins Museums zu bringen und den Besucher/innen zu vermitteln – anhand einiger neuseeländischer Beispiele erläutert und exzellent zusammen gefasst. Der Tagungsabschluss fand, wie könnte es anders sein, in einem Museum statt, und zwar im Sigurjon Olafson-Skulpturenmuseum, malerisch direkt am Meer gelegen.

Intensiviert wurden die Tagungseindrücke und Diskussionen auf der dreitägigen Post Conference Tour, auf der im Norden Islands ein Torfhaus in Laufas, das Volkskunde-Museum, das Nonnahaus und das Industriemuseum in Akureyri, das Regionalmuseum Hvoll in Davlik, das beeindruckende Isländische Heringsmuseum in Siglufjordur sowie das Isländische Emigrationszentrum in Skagafjordur und die größte Torfhausanlage Islands in Glaumbaer besichtigt wurden.

Zusammenfassend kann behauptet werden, dass die Tagung eine erfolgreiche Veranstaltung war – vielleicht auch begünstigt durch das für Island eher ungewöhnlich sonnige Wetter und die köstlichen Fisch- und Lammgerichte, vor allem und in erster Linie aber aufgrund der perfekten Organisation durch Gudny Gerdur Gunnarsdóttir und ihre Kolleg/innen, aufgrund der interessanten Beiträge – wenn auch mehr theoretische Beiträge wünschenswert gewesen wären – und der Möglichkeit, Kolleg/innen aus aller Welt (besser) kennen zu lernen und eine Vielzahl von Themen, die weit über das Tagungsmotto hinaus reichten, zu diskutieren.

Veronika Plöckinger-Walenta

Keramische Oberflächen und ihre Gestaltung

39. Internationales Hafnereisymposium in Sibiu/Hermannstadt, Rumänien, 18. bis 25. September 2006

Vom 18. bis zum 25. September 2006 trafen sich rund 50 internationale Experten für historische Keramik im rumänischen Sibiu, unter ihnen knapp 40 Mitglieder des Arbeitskreises für Keramikforschung. Während einer Woche tauschten sie die neuesten Forschungsergebnisse und aktuelle Überblicke zum Thema „Keramische Oberflächen und ihre Gestaltung" aus. Mehrere Exkursionen führten in verschiedene Töpferdörfer Rumäniens, in denen noch mit traditionellen Techniken wie der Blei- und Zinnglasur gearbeitet wird. Die Tagung wurde von Horst Klusch, einem langjährigen Mitglied des Arbeitskreises für Keramikforschung organisiert, und vom Nationalen Museumskomplex ASTRA in Sibiu, unter der Leitung von Prof. Dr. Corneliu Bucur ausgerichtet.

Im Rahmen der Begrüßung gedachte man in einer Gedenkminute des unlängst verstorbenen Prof. Dr. Ingolf Bauer, der die Tagung mitinitiiert hatte und maßgeblich an der Vorbereitung dieser Rumänienreise beteiligt war, sowie des langjährigen und sehr aktiven Mitglieds Karl Baeumerth, der im Januar 2006 plötzlich verstorben ist.

In einem ersten Grundsatzreferat beleuchtete Wolf Matthes die verschiedenen Techniken keramischer Oberflächengestaltung. Sein reich bebilderter Vortrag ging, ausgehend von den drei wichtigsten Merkmalen Material-Form-Oberfläche, detailliert auf die unterschiedlichen Objektgruppen ein und stellte jeweils historische und zeitgenössische Beispiele gegenüber. Glasuren, Engoben, Malereien, verschiedene Oberflächenbehandlungen vor und nach dem Brand, Inschriften, Durchbrechungen der Oberfläche und

selbst baukeramische Elemente wurden präsentiert und zeigten auf, welche Vielfalt die Keramik auf diesem Gebiet zu bieten hat.

Der Rest des ersten Vortragstages war der osteuropäischen und vor allem der rumänischen Keramik gewidmet. Zunächst präsentierte Ligia Fulga, Direktorin des Ethnographischen Museums aus Braşov/Kronstadt, die Entwicklung des Töpferdorfes Corund, das auch Ziel einer der Exkursionen sein sollte. Corund ist eines von 26 aktiven Töpferzentren in Rumänien. Rund 90% dieser rumänischen Töpferzentren arbeiten noch mit den traditionellen Bleiglasuren – anders in Corund, das 1616 erstmals erwähnt wurde. 1904 gab es dort 600 Töpfer, 1994 noch 450 Werkstätten mit insgesamt 1.200 Mitarbeitern. Im Rahmen des bevorstehenden Beitritts Rumäniens zur Europäischen Union hat man dort in den letzten Jahren als erstes rumänisches Töpferzentrum konsequente Anstrengungen unternommen, die Traditionen in die Moderne zu führen und produziert daher in den verschiedensten Stilrichtungen und unter Vermeidung der traditionellen Blei- und Zinnglasuren. War Corund noch vor 100 Jahren vorwiegend regional und vor 50 Jahren national ausgerichtet, so bemüht man sich jetzt um einen internationalen Markt. Die Teilnehmer sollten zwei Tage später die Gelegenheit haben, sich mit eigenen Augen einen Eindruck von diesen Bemühungen zu verschaffen.

Anders ist dies im Töpferdorf Hurez, dessen Traditionen und Techniken von Corina Mihăescu, Mitarbeiterin des Nationalen Zentrums zur Pflege und Bewahrung der traditionellen Kultur, vorgestellt wurden. In der Kleinen Walachei gibt es derzeit noch 15 aktive Töpferzentren, an ihrer Spitze das Dorf Hurez. Das Referat bot einen anschaulichen Überblick über die verschiedenen Dekorationsformen und traditionellen Motive, wobei geometrische Muster, die mittels Engobenauftrag durch das Malhorn und anschließende geometrische „Verwischungen" im Vordergrund stehen. Doch auch Tiermotive wie der traditionelle Hahn und viele andere sind zu finden. Da eine hohe Nachfrage nach dieser Keramik besteht, leidet zeitweise die Qualität und eines der Ziele für die nächsten Jahre ist es, die Bleiglasuren so weit auszubrennen, dass keine Gesundheitsgefährdung mehr besteht, denn mit modernen Oberflächenglasuren ist es nicht möglich, vergleichbare Resultate im Dekor zu erzielen.

Corneliu Bucur, Generaldirektor des Museumskomplexes Astra in Sibiu, stellte in seinem Referat mit dem ostrumänischen Ort Mara Moresh das älteste Keramikzentrum des Landes vor. Es liegt nahe der ukrainischen Grenze an der Moldau. Ab dem 3./4. Jahrhundert v. Chr. wurden hier auf langsam laufenden Scheiben in Aufbautechnik Gefäße aus schwarzem Ton hergestellt, die man vor dem Brand mit Flusssteinen polierte, um eine Wasserundurchlässigkeit zu erzielen. Diese Technik hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten – Glasuren sind dort unbekannt. Aufgrund der jahr-

hundertelangen Abgeschiedenheit der Gegend hat sich dort nach Aussage des Referenten ein wahres El Dorado der archetypischen keramischen Traditionen erhalten.

Der Sammler Károly Szöcs ging in seinem Vortrag auf die Zinnglasuren der Habaner ein, die sich ab 1621 in dem Ort Vincu de Jos niederließen und dort eine sehr traditionelle, geschlossene Gemeinschaft bildeten. Nach 1770 konvertierten einige von ihnen aufgrund der drohenden Vertreibung zum Katholizismus und traten der Kronstädter Töpferzunft bei. Da sie aber die Rezepte für ihre leicht grauen Glasuren geheim hielten, konnten sich nur die Dekore auf die ansonsten weißen Siebenbürger Keramiken übertragen lassen. Daher taucht auch nur dort die Vermischung von Zinn- und Bleiglasuren auf. Horst Klusch sprach über die grundsätzliche Problematik der Motive im Keramikdekor, die seiner Meinung nach bisher immer nur am Rande behandelt wurde. Am Beispiel von zwei immer wieder auftauchenden Motiven, nämlich des Doppeladlers und des Lebensbaumes, belegte er, dass diese sich als Symbole quer durch viele Traditionen und Kulturen erhalten haben und daher einmal unter dem Aspekt ihres symbolischen und damit auch kommunikativen Gehaltes betrachtet werden sollten. Zum Abschluss des ersten Tages wurden die Teilnehmer vom Demokratischen Forum der Deutschen aus Rumänien vom Vorsitzenden des Hermannstädter Ortsverbandes empfangen.

Am nächsten Tag stand eine erste Exkursion auf dem Programm, die die Gruppe zunächst quer durch die landschaftlich eindrucksvollen Karpaten führte. Nach einer Kurzbesichtigung eines am Wegesrande liegenden Naturdenkmals besuchte man die beeindruckende Keramiksammlung des Kulturzentrums in Hurez, die die wesentlichen Keramikregionen Rumäniens im Überblick vorstellt. Danach ging es weiter in das benachbarte Töpferdorf von Hurez, wo die Teilnehmer verschiedene Töpferwerkstätten besuchen konnten. Von der traditionellen Tonaufbereitung durch Taglöhner über die Dekorationstechniken mit Bleiglasuren bis hin zu den holzgefeuerten Öfen waren alle Etappen dieser Keramiktradition „live" zu sehen und boten so manchem Teilnehmer die Gelegenheit, in Deutschland längst ausgestorbene Arbeitsprozesse und -techniken fotografisch zu dokumentieren. Das Mittagessen wurde in einem Freilichtmuseum in der Nähe von Vlădeşti eingenommen, einem weiteren Töpferzentrum, wo ebenfalls der Besuch einer Werkstatt auf dem Programm stand. Auf dem Rückweg hatte die Gruppe dann noch Gelegenheit, dem griechisch-orthodoxen Kloster Cozia einen Besuch abzustatten.

Die zweite Ganztagesexkursion führte zunächst in die Stadt Schäßburg in Siebenbürgen, wo man den mittelalterlichen Stadtkern und seine Befestigungstürme sowie eine eindrucksvolle evangelische Kirche bewunderte.

Hauptziel der Exkursion war das Töpferdorf Corund, das im ungarisch dominierten Teil Siebenbürgens gelegen ist. Die Besichtigung mehrerer Töpfereien stand auf dem Programm, die gerade dabei sind, den Sprung in die Moderne und auf den internationalen Markt zu wagen. Verschiedenste Keramiktraditionen vermischen sich hier, auch wenn einige der Töpfer versuchen, ihrer Linie treu zu bleiben. Auf dem Rückweg besuchte man noch die wohl beeindruckendste Kirchenburg Siebenbürgens in Birthälm, die seinerzeit als Bischofssitz diente.

Den zweiten Referatstag eröffnete Hans-Georg Stephan, Institut für prähistorische Archäologie der Matin-Luther-Universität zu Halle-Wittenberg, mit einem Überblick über die frühe bemalte und reliefverzierte Irdenware der Renaissance in Mitteleuropa. In seinem reich bebilderten Vortrag gab er den aktuellen Forschungsstand wieder, der noch viele Fragen offen lässt und zukünftigen Neufunden großen Bedeutungsspielraum eröffnet. Im Regelfall handelt es sich bei diesen Irdenwareobjekten nicht um Massenware, sondern eher um Einzelstücke, mit Ausnahme der Weser-Werra-Ware. Auf letztere Keramikgattung bezog sich Andreas König von der Stadtarchäologie Höxter in seinem Referat, das eine vermutliche Produktion von Werraware in Höxter beleuchtete. Nach ersten Funden aus der Spätphase dieser Keramikgattung (1622–1644) wurde bis 1998 keine weitere verzierte Ware in Höxter gefunden. Bei Grabungen aus den Jahren 1999 und 2005 jedoch tauchten weitere Fundkomplexe auf, die neue Anhaltspunkte zu dieser bisher rein hypothetischen Produktion in Höxter lieferten, da es sich um halbfertige Schrühbrände handelt, die nicht in den Handel gelangt sind und zudem geographisch nahe bei den ersten Funden auftauchten. Weitere Funde werden diese Produktion vielleicht eines Tages bestätigen können.

Ralph Mennicken, Leiter des Töpfereimuseums Raeren, wandte sich anschließend dem Rheinischen Steinzeug zu und dokumentierte an Beispielen aus archäologischen Funden und aus der Literatur die Auflagen auf Raerener Steinzeug und ihre Vorlagen aus der Druckgraphik der Renaissance. Wie ihre Vorbilder lassen sich diese Auflagen in verschiedenen Themenbereiche einteilen, die in Raeren etwas anders gewichtet sind als in den übrigen Steinzeugzentren, was wohl nicht zuletzt auf die geografische Randlage des heute belgischen Steinzeugzentrums und den starken flämischen Einfluss zurückzuführen ist.

Claudia Peschel-Wacha vom Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien präsentierte marmorierte Keramik der Barockzeit, die bis zum Biedermeier produziert wurde, deren Herkunft aber noch ungeklärt ist; zur Diskussion stehen neben Siebenbürgen auch Mähren, Niederösterreich, Ostösterreich und das Burgenland. Durch Vermischung verschiedenfarbiger Engoben entstand die großflächige Grunddekoration dieser Gefäße, die an

steinerne Strukturen erinnert und nach Vorbildern aus Delft mit verschiedenen Motiven ergänzt wurde. Arthur Sudau zeigte anschließend eine Serie von Keramiktellern aus dem 20. Jahrhundert, die durch ihre Bemalung zu Zeitzeugen auf Keramik werden. Ereignisse oder auch politische Parolen und Aufrufe von der Weimarer Republik bis zur DDR sind darauf dargestellt und machen deutlich, dass Keramik durchaus auch als ein Kommunikationsträger für politische Inhalte genutzt wurde. Franz Grieshofer, Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien, präsentierte schließlich einen Fayencefund aus Mannersdorf in Niederösterreich, der Chinoiserien in Blau als Hauptdekormerkmal aufweist. Woher diese Keramiken stammen, ist derzeit noch unklar.

Bärbel Kerkhoff-Hader, Otto-Friedrich-Universität Bamberg, ging in ihrem Referat unter dem Titel Form-Fläche-Oberfläche auf die Gestaltungskriterien bei „alter" und „neuer" Keramik ein – ein Thema, das vor allem durch eine Ausstellung des Bayrischen Nationalmuseum im Jahre 1926 aufgegriffen wurde, die im weiteren Verlauf die immer noch aktuelle Auseinandersetzung Handwerk-Kunsthandwerk-Industrieform bereicherte und letztlich dazu führte, dass die Regionalität des Handwerks aufgehoben und die Keramik universell wurde. In einem weiteren Grundsatzreferat präsentierte Andreas Heege vom Archäologischen Dienst des Kantons Bern einen umfangreichen Überblick über Töpferöfen im deutschsprachigen Raum vom 6. bis zum 20. Jahrhundert. Dabei ging er nicht nur auf technische Entwicklungen ein, sondern auch auf die verschiedenen Funktionen, die Bestandteile von Öfen, Ofentypen, die Art der Flammenführung, volkskundliche und archäologische Definitionen, die Entwicklung und den derzeitigen Stand der Ofenforschung sowie die räumliche Verbreitung der einzelnen Typen. Florian Eibl erläuterte seine Bemühungen um die Taphonomische Interpretation von gebrochenen Flächen anhand von mittelalterlicher Keramik aus Kehlheim. Im Anschluss an das Vortragsprogramm nutzten die Teilnehmer die Gelegenheit, die beeindruckende Sammlung siebenbürgischer Ofenkacheln des Emil Sigerus Museums anzuschauen.

Am nächsten Tag eröffnete Baron Ludwig Döry das Referatsprogramm mit einem Überblick über Sechs verschiedene Ofenkachel-Typen und ihre Wanderung von West nach Ost. Das Thema bildete in gewisser Weise eine Fortsetzung seiner bisherigen Arbeit über die Regionalität von Ofenkacheln, wurde aber von den rumänischen Kolleginnen und Kollegen nicht ganz ohne Widerspruch hingenommen. Aus Krankheitsgründen konnte Ilie Moise von der Lucian Blaga Universität in Sibiu leider nicht anwesend sein. Sein Referat mit dem Titel Kacheln mit apotropäischer Funktion wurde von Karla Roşka verlesen. Es behandelte vorwiegend die Darstellung von Tieren, Fabelwesen und auch Menschen auf Ofenkacheln aus Siebenbürgen. Danach stellte Petre Beşliu Munteanu vom Brukenthalmuseum in Sibiu Mit-

telalterliche und postmittelalterliche Keramik aus Funden bei archäologischen Forschungen in Sibiu vor. Die Datierung dieser Funde basiert vorwiegend auf stratigraphischen Befunden sowie auf begleitenden Münzfunden und stammen aus dem ehemaligen Verteidigungsgraben der Stadt.

Rainer Richter aus dem Kunstgewerbemuseum Dresden – Schloss Pillnitz gab anschließend einen reich bebilderten und sehr ausführlichen Überblick über die Oberflächengestaltung auf spanischen und italienischen Majoliken an Beispielen aus dem Bestand des Kunstgewerbemuseums Dresden. Dieses Referat bezog sich auf die dazu unlängst erschienene Publikation. Die Entwicklung des Dekors auf Gefäßen des Typs „Borcan" aus Capidava (9.–11. Jahrhundert) erläuterte Simona Cursaru von der Fakultät für Geschichte und Kulturerbe der Universität Sibiu, ehe Günter Unteidig von der Kreisarchäologie des Landratsamtes Muldental den unlängst ergrabenen Fund einer Töpferei des 14. Jahrhunderts im Muldentalkreis bei Grimma präsentierte und in den richtigen Kontext rückte. Den Abschluss des Referatsprogrammes bildete Karla Roşka vom Emil Sigerus Museum in Sibiu, die sich dem Einfluss der posthabaner Keramik in Siebenbürgen widmete. Danach besichtigten die Teilnehmer noch das beeindruckende Hinterglasikonenmuseum in Sibiel.

Der letzte Tag des Symposiums war ganz dem ausrichtenden Nationalen Museumskomplex ASTRA gewidmet, zu dem auch das Siebenbürgisch-Sächsische Volkskundemuseum Emil Sigerus gehört. Dort hatten die Teilnehmer am Vormittag die Gelegenheit, Keramik vom diesjährigen Töpfermarkt, der vierzehn Tage vorher stattgefunden hatte, zu besichtigen und zu erwerben. Anschließend ging es in das riesige und beeindruckende Freilichtmuseum der Kulturen. Unter der Führung von Generaldirektor Corneliu Bucur konnten die Teilnehmer dort die verschiedensten historischen Baustrukturen bewundern, die nicht wie sonst üblich nach geografischer Zugehörigkeit angeordnet sind, sondern nach handwerklichem und funktionalem Zusammenhang. So gab es denn auch auf engem Raum zusammengefasst eine Reihe von sieben Töpferhäusern bzw. -höfen aus den verschiedensten Regionen Rumäniens zu besichtigen. Das Museum insgesamt ist so weitläufig und sehenswert, dass man mehrere Tage für eine ausführliche Besichtigung benötigen würde. Am Abend standen noch eine Kurzbesichtigung der romanischen Kapelle in Michelsberg und dortselbst ein gemütliches Beisammensein zum Abschied auf dem Programm.

Den Tag der Abreise nutzten viele Teilnehmer, um einen aufschlussreichen Blick in die Depots mit historischen Keramikbeständen des Emil Sigerus Museums zu werfen. Neben den vielfältigen und in Mitteleuropa kaum anzutreffenden Keramikproduktionen Rumäniens beeindruckten die meisten Teilnehmer die herrliche Landschaft Siebenbürgens, die archaisch

wirkenden Dörfer, aber auch die pulsierende Stadt Sibiu, in der an allen Ecken und Enden renoviert, restauriert und saniert wird und die sich mit spürbarem Elan und Ehrgeiz auf ihre Rolle als europäische Kulturhauptstadt Europas 2007 vorbereitet. Bleiben noch zu erwähnen die überaus zuvorkommende Gastfreundschaft in Siebenbürgen und die hervorragende Betreuung der Tagungsteilnehmer durch die Mitarbeiterinnen der ausrichtenden Museen sowie die beiden Dolmetscherinnen, ohne die diese Tagung wohl kaum zu einem so unvergesslichen Erlebnis geworden wäre.

Im Verlauf der Tagung beschlossen der Vorstand des Arbeitskreises für Keramikforschung und die Tagungsteilnehmer, dass das 40. Internationale Hafnereisymposium 2007 als Jubiläumstagung in Oberuzell ausgerichtet werden soll. Ziel dieses Symposiums wird u.a. sein, den Arbeitskreis für Keramikforschung nachhaltig zu verjüngen und die Weichen für das nächste Jahrzehnt in der internationalen Keramikforschung zu stellen. Das Symposium des Jahres 2008 wird voraussichtlich in Grimma stattfinden.

Ralph Mennicken

Ethnographic Film. Museums – Documentation – Science

Konferenz am Etnografski Muzej Zagreb
19. bis 21. Oktober 2006

Bruce Lee steht mit gespanntem Körper, die linke Hand defensiv nach vorne gestreckt, unter der rechten Axel das chinesische *Nunchaku*, kurz, in klassischer Pose, auf einer Grünfläche am Spanischen Platz in der Stadt Mostar. Der Künstler Veselin Gatalo, Schriftsteller und Gründer der Denk-mal-an-Lee-Initiative hat ihn in Bronze gegossen und damit im Jahr 2005 unter breitem Medienecho den Symbolhaushalt Mostars bereichert. Warum, erklärt er im Filmbeitrag von Sanja Puljar D'Alessio, der anlässlich der im Ethnographischen Museum Zagreb abgehaltenen Konferenz „Ethnographic Film. Museums – Documentation – Science" zu sehen war. Etwas mehr als ein Jahr zuvor fanden die pathetischen Eröffnungsfeierlichkeiten der wiedererrichteten Brücke von Mostar statt. Mostar sei überladen von politisch konnotierten Symbolen, daher – und aus anderen Gründen auch – sein Rückgriff auf ein globales Symbol der Gegenwart, so der Künstler in einem Interview. Einer jungen Generation bekannt sowie von ihr geliebt und aus weiter Ferne importiert, steht Bruce als ideelle Gegenwelt zur Brücke in Mostar. Sanja Puljar D'Alessio vom Institut für Ethnologie und Folklore in Zagreb legte damit eine in Entwicklung befindliche Arbeit vor, die für einen

der vielen und sehr unterschiedlichen präsentierten Zugänge zum ethnografischen Film steht. Die Bandbreite reichte von visualisierten Objekterklärungen, wie beispielsweise einem Beitrag des Museo degli Usi e Costumi della Gente Trentina, über Austellungsanwendungen und Brauchtumsdokumente bis hin zu Filmen in der sensiblen Erzählform der bekannten Filmerin Agnès Varda. Bemerkenswert war der hohe Anteil an Brauchtumsdokumentationen rund um den Karneval. Offensichtlich handelt es sich dabei noch immer um das für Ethnologen populärste Ereignis im Verlauf des Jahresbrauchtums – vermutlich nicht zuletzt wegen seiner Bildmächtigkeit, oder besser Medienmächtigkeit.

In einer Zeit von vereinfachter Produktion und höherem Wirkungsgrad audiovisueller Medien greifen auch Ethnologen vermehrt zur Filmkamera. Die Arbeiten im Feld der visuellen Anthropologie unterscheiden sich in ihrer Sprache oft recht deutlich voneinander. Unterschiedliche Qualitäten, sowohl in Regie und Thematik existieren nebeneinander. Für das Archiv arbeitende Puristen, mit dem Ziel, museale Dokumentation zu betreiben, arbeiten gegenüber einer Dramaturgie halbinszenierter und inszenierter Erzählungen, die teilweise mit der Idee einer breiteren medialen Verwertung verknüpft sind. Der Diskurs über Regeln und den „richtigen Blick" scheitert im Grunde schon an den von vorne herein verschwimmenden Grenzen inszenierter oder eben uninszenierter Vorgehensweisen. Die Puristen lassen sich gelegentlich hinreißen, doch an geeigneter Stelle einen kleinen dramaturgischen Eingriff zu tätigen und die Dramaturgen können sich manchmal vor dem Spiegel des „wissenschaftlichen Films" nicht ganz eingestehen, dass sie ihre Bild- und Tonsprache erweitern wollen und sich in Richtung eines breiteren Publikums bewegen. Ist es nun *documentation* oder *docutainement*, das man betreibt oder sollte mehr in Richtung *education* oder *edutainement* gearbeitet werden? Ohne dass es auf der Tagung begriffliche Festlegungen gab, bildeten diese vier Begriffe die Eckpunkte des Spielfelds auf dem man sich bewegte.

Die unterschiedlichen Bildsprachen der Autoren, oft in Verbindung mit deren Persönlichkeit, brachten zum Teil emotional wirkungsvolle Erzählungen hervor, die manchmal unter Einsatz geringen technischen Aufwands entstanden. An den beschreibenden Filmen, denen man versucht, jegliche Emotionalität von vornherein zu nehmen, entzündet sich die Frage der Zielgruppe. Sie wird sich wohl zumindest in einigen Jahrzehnten einfinden, wenn auf filmisches Archivmaterial zurückgegriffen werden soll. Was die Erzählkraft der Filme betrifft, gab es einige Beispiele in Zwischenlage. Qualitativ hochwertig gemachte Dokumentationen, die auf Niveau von TV Dokumentationen agieren, aber dennoch primär für den Museumsbedarf gemacht sind.

János Tari, Leiter der Filmabteilung am Budapester Ethnografischen Museum, brachte ein beachtenswertes Beispiel einer umfassenden Dokumentation über Ringelspiele mit, eine Unternehmung, die er seit 1982 betreibt. Marie Janet Robert vom Musée national des Civilisations de l'Europe et de la Méditerranée präsentierte eine Dokumentation über Georges-Henri Riviére, die unterhaltsame filmische Beispiele von Feldforschungen der 1960er Jahre aus verschiedenen Filmarchiven integrierte. Auf die Suche nach den Vorfahren der griechischen Künstlerin Niki Kanagini begab sich Aggeliki Giannakidou in einer einfühlsamen Produktion des Ethnologischen Museums Thrakiens. Ausgehend von einem Kleidungsstück der Großeltern suchte die Künstlerin, begleitet von der Kamera, nach Zeugnissen und Erinnerungen an ihre ursprünglich in einem bulgarischen Dorf ansässige Familie. Roberto Dapit, Universität Udine, zeigte sein ganz persönliches filmisches Notizbuch zu fragmentarischen Wahrnehmungen von Alltagen zwischen den friulanischen Alpen und dem Karst dalmatinischer Inseln. Er begleitete Menschen bei unterschiedlichsten Tätigkeiten und trat gelegentlich mit ihnen aus der Position hinter der Kamera in ein Gespräch ein. Naško Križnar vom Institut für Slowenische Ethnologie am Forschungszentrum der Slowenischen Akademie der Wissenschaften und Kunst in Ljubljana dokumentierte in seiner Arbeit das Karnevalsbrauchtum in Slowenien. Er folgte dabei der klassischen Struktur eines volkskundlichen Atlas. Jonathan Roper, Universität von Sheffield, hielt sich mehrere Male im südlichen Küstenland von Labrador/Kanada auf und dokumentierte bei dieser Gelegenheit mit seiner Amateurkamera das Besuchsbrauchtum „Jannies" zur Wintersonnenwende. Sonjica Rizoska Jovanovska, Institut für Slawische Kultur, Prilep/Mazedonien, fand nach längerer Vorbereitung mit ihrem Filmteam Eingang in die ausschließlich Männern vorbehaltene Brauchtumsgruppe der „Mann-Bären" in Prilep. Sie konnte so die Vorbereitungen für den alljährlichen Umzug zeigen und Einstellung sowie Motivation der Protagonisten herausarbeiten.

Das sind nur einige Beispiele des sehr vielfältigen wie inspirierenden Programms der Konferenz. János Tari, der am Budapester Museum eine sehr umfangreiche Filmsammlung verwaltet und erweitert, hat mit einer Bemerkung im Verlauf der Tagung möglicherweise verfolgbare Handlungslinien für weitergehende Anwendung von Film in museologischen Institutionen festgelegt. Jeder könne heute mit einer Videokamera zumindest vorbereitende Videoaufnahmen machen, die dann als Unterlagen für eine konzeptionelle sowie professionelle Weiterverarbeitung dienen könnten. Außerdem seien alle Stile möglich, es wäre ein Fehler Regeln niederzuschreiben. Das lässt ziemlich viel offen, aber zeigt auch, dass der Ethnografische Film Potentiale birgt, die weit über den musealen Gebrauch, sei es zur Dokumen-

tation oder zur Vermittlung, hinausreichen. Die Notwendigkeit einer Konferenz zu diesem Thema unterstrich Naško Križnar in seiner Danksagung an die Organisatorinnen der Tagung, Zvjezdana Antoš und Željka Jelavić. Er hatte 1988 die Aufgabe, die Kommission Visual Anthropology im Rahmen der internationale Konferenz der IUAES (International Union of Anthropological and Ethnological Sciences) in Zagreb zu organisieren und stellte die gerade abgelaufene Konferenz hinsichtlich ihrer Bedeutung in deren Tradition.

Matthias Beitl

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LX/109, Wien 2006, 477–497*

Literatur der Volkskunde

STIFTER, Christian H.: *Geistige Stadterweiterung. Eine kurze Geschichte der Wiener Volkshochschulen, 1887–2005*. Wien, Verlag Bibliothek der Provinz edition seidengasse, 2005, 183 S.

Der vorliegende Band, erschienen in der von Hubert Christian Ehalt herausgegebenen Reihe „Enzyklopädie des Wiener Wissens", bietet einen informativen Überblick über die Geschichte der Wiener Volkshochschulen von ihren Anfängen bis heute. Vor dem Hintergrund der kulturpolitischen Entwicklung in Österreich behandelt der Autor, Direktor des österreichischen Volkshochschularchivs und durch zahlreiche Publikationen zum Thema ausgewiesen, die Entstehung, Programmatik und Institutionengeschichte der wichtigsten Wiener Volksbildungseinrichtungen. Eine Stärke des Buchs liegt denn auch in der überzeugenden gesellschaftsgeschichtlichen Kontextualisierung des Themas Volksbildung, die die Lektüre auch für den allgemein interessierten Leser interessant macht. Selbstverständlich ist angesichts des geringen Umfangs des Bandes keine detaillierte Analyse der konkreten Volksbildungsarbeit und ihrer Akteure zu erwarten – vielmehr hat die Darstellung einführenden Charakter und bietet sich als solide Ausgangsbasis für weiterführende Fragestellungen an.

In einem einleitenden Abschnitt zum Forschungsstand weist Stifter auf die bis dato eher selten zur Kenntnis genommene Bedeutung der freien Erwachsenenbildung im Kontext der sogenannten „Wiener Moderne" um 1900 hin. Für ihn ist die Wiener Volksbildung als Teil eines kulturreformerischen Programms zu verstehen, das auf eine „Verbindung von Wissenschaft, Kunst und Öffentlichkeit (Politik) im Zusammenhang einer umfassenden Zivilisierung der Gesellschaft" (S. 26) zielte. In diesem Sinne bildet die starke Volksbildungstradition der Stadt einen in der Geschichtsschreibung des Wiener „fin de siècle" bislang vernachlässigten Aspekt.

Das Buch ist – abgesehen von den einleitenden Abschnitten und einem kurzen Resümee – in neun chronologisch fortschreitende Kapitel gegliedert. Bei einer insgesamt ausgewogenen Darstellung der verschiedenen Zeitabschnitte liegt der Schwerpunkt der Analyse auf der Entwicklung zwischen 1887 und 1934 und auf dem grundlegenden Prozess der „Demokratisierung von Bildung und Wissen" (S. 51) in Monarchie und Erster Republik. Ein besonderes Charakteristikum der Wiener Volkshochschulen war die enge

Verbindung zu Teilen des akademischen Lehrbetriebs und der daraus resultierende Anspruch von Wissenschaftlichkeit. Insbesondere das 1905 gegründete Volksheim Ottakring – nach dem Wiener Volksbildungsverein (1887) und der Wiener Urania (1897) das dritte und programmatisch ambitionierteste Volksbildungsprojekt der Stadt – entwickelte sich zur regelrechten „Schattenuniversität" (S. 69), die prominente Sozialreformer und reformorientierte Universitätsdozenten versammelte.

Die Kapitel zum Zeitraum 1887–1934 bieten eine erhellende Auseinandersetzung mit den sozialintegrativen Implikationen der Volksbildungsidee und den dabei vertretenen Bildungskonzepten. Stifter würdigt ausführlich die Reformansätze und demokratiepolitischen Impulse der Volkshochschulen, verweist aber auch auf die inneren Spannungen zwischen der „zutiefst emanzipatorisch gemeinte[n] sozialreformerisch-liberale[n] Volkshochschulidee" und einem kolonialen „Bildungschauvinismus, dem es darum ging, mit dem Licht der Aufklärung alles Unzivilisierte, Ungebildete, Wilde und Dunkle auszumerzen" (S. 57). Gerne hätte man mehr über dieses aus kulturanalytischer Perspektive hochinteressante Spannungsverhältnis erfahren – leider aber verzichtet der Autor an dieser Stelle, wohl nicht zuletzt aus Platzgründen, auf eine eingehendere Analyse. Auch über die konkreten Motive vieler Akteure der Volkshochschulbewegung erfährt man – jenseits der programmatischen Standpunkte – nicht allzu viel. So wäre beispielsweise zu überlegen gewesen, welche Rolle die sozial- und kulturreformerischen Aktivitäten im akademischen Feld spielten und inwieweit das Konzept „Volksbildung" auch als Teil bildungsbürgerlicher Selbstvergewisserungs- und Legitimationsstrategien verstanden werden könnte. Gute, aufschlussreiche Passagen finden sich allerdings über die Motivationen der Kursteilnehmer und ihre klassenspezifischen Erwartungshaltungen in Bezug auf „Bildung".

Insgesamt beschreibt Stifter die progressiven Volkshochschulen vor 1934 als Labore demokratischer Kultur, sogar als „Heterotopien" und „Orte einer partiell realisierten gesellschaftlichen Utopie" (S. 58). Im Gegensatz dazu fällt die Bilanz der Entwicklung nach 1945 nüchterner aus: Nach dem Ende der Wiener Volksbildung unter dem Nationalsozialismus gab es zwar vielversprechende Neuansätze wie das 1953 unter Beteiligung des ÖGB konzipierte „soziale Lernexperiment" der „Lebensschulen" (S. 107f.), im Rückblick ist aber vor allem eine Annäherung der Volkshochschule an einen „Dienstleistungsbetrieb mit Gemeinnützigkeitsanspruch" (S. 131) zu konstatieren. Die letzten vier Kapitel des Bandes bieten in erster Linie institutionengeschichtliche Abrisse, berichten von der Entstehung der bezirksgebundenen „Häuser der Begegnung" in den 1960er und 1970er Jahren und liefern knappe Informationen zur Neuorientierung des Bildungsangebots

der Volkshochschule auf dem Weg zum „städtischen Bildungskonzern" (S. 132).

Leider bietet die vorliegende Darstellung nahezu keine Möglichkeit zum – wenigstens punktuellen – Vergleich mit anderen Städten und deren Volksbildungseinrichtungen bzw. anderen Traditionen der Volksbildungsarbeit generell. So beschränkt sich dieser Band der „Enzyklopädie des Wiener Wissens" ganz auf die Wiener Verhältnisse und liefert damit einen wertvollen und gut aufbereiteten Beitrag zur Bildungsgeschichte der Stadt. Nicht nur der an den Schluss gestellte Ausblick zur „Gegenwart Zukunft" lässt erkennen, dass es sich dabei auch um ein engagiertes Plädoyer für eine demokratiepolitisch fundierte Volksbildungsarbeit handelt.

Jens Wietschorke

TREUER, Jure: *Naše selo Hrvatski Jandrof. Kronika sela na prijelazu iz 19. u 20. stoljeće (Unser Dorf Kroatisch Jahrndorf. Dorfchronik der Übergangszeit vom 19ten ins 20ste Jahrhundert).* Hg. BOTÍK, Ján, Nikola BENČIĆ. Hrvatsko štamparsko društvo, Slovenské národné múzeum, Željezno – Bratislava, 2005, 168 Seiten, zahlreiche s/w und farb. Abb., Kart.

Kroatisch Jahrndorf wurde aufgrund des Pariser Friedensvertrags (1947) zusammen mit zwei weiteren Dörfern aus dem Komitat Moson (Ungarn) der Tschechoslowakei zugesprochen; seit 1972 ist es ein Teil von Groß-Bratislava. In dieses Dorf, das an der Donau, an der Wien-Budaer Hauptstraße im Einzugsbereich von Ungarisch-Altenburg und Preßburg lag, kamen im 16. Jahrhundert die vor den Türken fliehenden kroatischen Familien, deren Nachkommen heute in West-Ungarn, im Burgenland und in der Nähe von Preßburg an der ungarisch-österreichisch-slowakischen Grenze leben. Im Jahr 2001 haben sich von den 1199 Einwohnern des Dorfes im Rahmen einer Umfrage 244 Personen als kroatische Muttersprachler bezeichnet (20,4%). Im Jahr 1880 betrug der Anteil kroatisch Sprechender mit 87,6% den höchsten Anteil. Zu dieser Zeit, als in Kultur und Sprache das Kroatische dominierte, wurde der spätere Bauer und Sakristan Georg Treuer1874 geboren und hier starb er auch im Jahr 1948. Er war neben seiner vielseitigen Tätigkeit in der Bienenzucht und Schilfdachdeckerei auch Chronist Kroatisch Jahrndorfs. Ein Brief, den der Pfarrer von Jahrndorf an den Bischof von Gyr im Jahr 1927 schrieb, um Treuer für die Auszeichnung mit dem Verdienstkreuz des Lateran aufgrund der 30-jährigen Dienste als Sakristan zu empfehlen, verrät viel über die Persönlichkeit: „Georg Treuer kümmert sich immer um das Schmücken der Kirche und der Altäre, vor oder nach

dem Gottesdienst ist er immer der erste Sänger und Vorbeter, er führt jährlich Wallfahrten an, bei denen er als Vorsänger und Vorbeter bei allen Kroaten bekannt ist. Um mehr von den Gebeten der Kirche zu verstehen, hat er aus eigenem Fleiß Latein gelernt, im Heiligen Jahr ist er nach Rom, und ins Heilige Land gepilgert. Ein tadelloser, respektierter Landwirt aus dem Mittelstand."

Aus dem Nachlass Georg Treuers gelangten viele tausend Seiten Archivmaterial in das Dokumentationszentrum der Kroatischen Kultur des Slowakischen Nationalmuseums. Treuer war nicht der erste Chronist in seiner Familie: Auch die Handschriften des Großvaters, des 1821 geborenen Paul Treuer, die in den 1850-er und 1860-er Jahren angefertigt worden waren, hatte er aufbewahrt. Aus diesem riesigen Nachlass(-archiv) haben Ján Botík (wissenschaftlicher Mitarbeiter des Slowakischen Nationalmuseums und Professor für Volkskunde an der Universität Nitra) und Nikola Benčić (Professor für Linguistik und Literatur an der Hochschule für Lehrerbildung in Eisenstadt) diesen Band zusammengestellt.

Aus dem Quellenband lernen wir die Wirtschaft, die Bienenzucht und die Schilfdachdeckerei der Familie Treuer kennen. Georg Treuer hat sein ganzes Leben lang mit großer Sorgfalt und mit distanziertem Blick über die Geschichte seines Dorfes, über die Tätigkeit der Selbstverwaltung, der römisch-katholischen Kirche und der Schule, über Volksbräuche, Heilmethoden und über die Schleppschifffahrt an der Donau geschrieben. Auch deshalb vermittelt der herausgegebene Band ein gründliches und auch aus volkskundlicher Sicht wohl zuverlässiges Bild über Kroatisch Jahrndorf an der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert. Die beiden Herausgeber haben nicht nur eine Auswahl aus den Schriften der beiden Chronisten (Georg und Paul Treuer), und dem vorhandenen Bildmaterial zusammengestellt, sondern die Veröffentlichung auch mit eigenen Forschungen ergänzt. Ján Botík, seit 2005 ausländisches Ehrenmitglied der Ungarischen Ethnographischen Gesellschaft, hat den historisch-kulturellen Kontext geliefert, während Nikola Benčić, auf der Basis der erhaltenen Handschriften, den ča-kroatischen (čakavski) Dialekt der Familie Treuer beschrieben hat.

Am Beispiel von Kroatisch Jahrndorf entfaltet sich ein Bild der traditionellen Dorfgesellschaft, der bäuerlichen Kultur und deren Funktionen. Dies alles und die damals gültigen Werte der beschriebenen Gesellschaft haben sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verflüchtigt. Den slowakischen und burgenländischen Herausgebern und Verlegern des Buches gebührt Dank dafür, daß sie diese bisher unveröffentlichte Quelle zugänglich gemacht und entsprechend fachlich kommentiert haben.

László Lukács

WINDMÜLLER, Sonja: *Die Kehrseite der Dinge. Müll, Abfall, Wegwerfen als kulturwissenschaftliches Problem.* (= Europäische Ethnologie, Bd. 2). Münster, Lit-Verlag, 2004, 384 Seiten, 49 s/w Abb.

Müll als die Kehrseite der Dinge, ist ein facettenreiches und auch ein sehr widersprüchliches Phänomen: Einerseits wird Abfall aus unserer Gesellschaft verdrängt, andererseits ist er aber aufgrund seiner problematischen Präsenz unübersehbar. Müll wird in der öffentlichen Abfalldebatte vor allem als ein ökonomisches, ingenieurtechnisches oder umweltpolitisches Problem behandelt; kulturwissenschaftliche Fragestellungen hingegen werden kaum berücksichtigt, ebenso wenig die Einbettung des Themas in einen historischen Kontext.

In ihrer Dissertation beschäftigt sich Sonja Windmüller mit dem modernen Abfallphänomen aus kulturwissenschaftlicher Perspektive. Ihr geht es um die in der Gesellschaft verankerte Wahrnehmung von Müll und den Umgang damit. Diese Untersuchung, die in der Sachkultur verortet ist, nimmt sich damit einem Thema an, das auch in der Volkskunde bisher kaum bearbeitet wurde.

Als Quellenbasis dienten der Autorin historische Schriftstücke und Bildmaterial zweier sich überlappender Mülldiskurse, die zum einen von Experten wie Ingenieuren, Medizinern, Hygienikern und Verwaltungsvertretern und zum anderen von den Medien geführt wurden. Mit der Fokussierung des Zeitraums vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts zeigte Windmüller auf, welche neuen Verhaltensmuster sich im Umgang mit der zunehmenden Müllproblematik herausbildeten und sich in der Gesellschaft etablierten.

Im empirischen Teil der Untersuchung befasst sich Sonja Windmüller mit den Geräten zur Müllbearbeitung und schließlich mit dem Müll selbst „in seinem stofflichen und gegenständlichen Konfrontationspotential" (S. 325).

Dabei nähert sich die Verfasserin der umfangreichen Thematik, indem sie das Abfall-Phänomen in sieben perspektivischen Verdichtungen zeigt, die zugleich den analytischen Kategorienkatalog dieser Untersuchung bilden: Die soziale Dimension des Mülls zeigt den Abfall als eine soziale Konstruktion und als ein Ordnungsbegriff. Die historische Dimension beleuchtet die Müllthematik als ein modernes Phänomen und Problem industrialisierter Gesellschaften. Der globale Austausch zeigt die kulturspezifischen Besonderheiten. Dass der Umgang mit Müll eine geschlechtsspezifische Dimension hat, wird unter dem Genderakspekt deutlich. Weitere Dimensionen sind der psychische Aspekt als ein Verdrängungsakt und die moralische Aufladung der Müllentsorgung sowie Abfall als stoffliche Manifestation.

Einer ersten empirischen Annäherung liegt die Arbeitshypothese zugrunde, dass sich das moderne Verhältnis zum Müll in der Gerätschaft zur Müllbeseitigung zeigt. Mit der zunehmend etablierten kommunal organisierten Systemmüllabfuhr wurden auch Sammelobjekte und Fahrzeuge konstruiert, um den Müll rationell verschwinden zu lassen. So entstanden einheitliche Mülltonnen, deren beeindruckende Uniformität die Zeitgenossen zu Metaphern aus dem militärischen Bereich greifen ließen („Mülleimer-Parade", S. 83). Der Müll wurde als Feind der gesellschaftlichen Ordnung gesehen, der mit den stillen Armeen der Müllabfuhr bekämpft werden musste. Nach dem ersten Stolz über den städtehygienischen Fortschritt wurde jedoch der Anblick des Mülls als störend empfunden und die Mülltonnen in abgeschiedene Stellplätze und Müllhäuschen aus dem öffentlichen Blickfeld verbannt. Das Aufkommen der motorisierten Müllfahrzeuge wurde mit Faszination betrachtet und mit bildreicher Sprache beschrieben, so etwa die „Unersättlichkeit" und die „gefräßigen Mäuler" der „Ungeheuer". Diese „Ungetüme" waren aber störanfällig gegenüber sperrigen Gegenständen, so dass Verordnungen geschaffen wurde, was in den Müll geworfen werden durfte und was nicht. Dadurch entwickelte sich ein „soziales Aktions- und Beziehungsgeflecht des Überwachens, Kontrollierens und Strafens" (S. 116).

Unter dem Aspekt Gerätschaften untersucht Windmüller auch Abfallvernichtungsinstrumente, die außerhalb der Alltagswahrnehmung angesiedelt sind. In einem historischen Abriss zeigt Windmüller die technische Entwicklung der modernen Müllverbrennungsanlagen und stellt dabei metaphorische Zusammenhänge dar, wie z.B. das Bedeutungsfeld der „reinigenden Flamme" oder architektonischen Besonderheiten, wenn etwa der an der Stirnseite der Verbrennungsanlage angebaute Schornstein an die Gestalt von Kirchenbauten erinnern mag.

Die zweite empirische Annäherung umschreibt Windmüller mit der Überschrift „Dinge im Müll – und Müll als Ding". Es geht ihr dabei um die Bezüge „zwischen materiellen Realitäten und den Mitgliedern einer Gesellschaft, die maßgeblich für deren Existenz verantwortlich ist" (S. 209). Auch dieser empirische Teil ist historisch angelegt. Windmüller bearbeitet die Thematik in drei Durchgängen, die sich mit der Topographie, der Stofflichkeit und der Gegenständlichkeit befassen. Unter dem Aspekt „Topographie des Mülls" stellt Windmüller die Sichtbarkeit bzw. Unsichtbarkeit des Abfalls heraus. Trotz den Versuchen ihn aus dem eigenen Lebensumfeld zu verdrängen, ist „der selbstproduzierte Müll [...] den Menschen auf den Leib gerückt" (S. 219) und zum Konkurrenten um die begrenzte Raumkapazität geworden. Der Müll in seiner Stofflichkeit ist oft mit Ekelgefühlen behaftet. In den von Windmüller ausgewerteten älteren technischen Beschreibungen

zur Müllthematik dominiert jedoch eine distanzierte, sachliche Haltung. Das Kapitel über die Gegenständlichkeit des Abfalls überschreibt Windmüller mit „Lesen im Müll", womit sie sowohl die kognitive Leistung als auch den körperlichen Vorgang des „Herausklaubens (‚Lese')" (S. 286) meint. Die Dinge im Müll dokumentieren, was aus dem Lebensumfeld ausgesondert wurde, weil es für die weitere Lebensumwelt nicht mehr notwendig zu sein schien.

Mit dieser Untersuchung von Müll und Abfall gelingt Sonja Windmüller ein fundierter Beitrag zu einem wenig beachteten Bereich der Sachkulturforschung. Der kulturhistorische Zugang zeigt, dass die gegenwärtige Mülldebatte mit der Konzentration auf ökonomische und umwelttechnische Probleme zu kurz greift und eine kulturwissenschaftliche Perspektive die Problematik tiefgreifender erfassen kann. Dabei werden gegensätzliche, aber dennoch zusammenhängende Wahrnehmungs- und Handlungsmuster deutlich, wie z.B. die kritische Beobachtung des als bedrohlich empfundenen Müllproblems auf der einen Seite, die Abschiebung des Mülls in die Peripherie auf der anderen Seite oder die Vernichtung und zugleich wertsichernde Erhaltung in der Müllbearbeitung.

Allerdings verschwindet in dieser Sachkulturstudie der Mensch hinter den Dingen, auch wenn von Windmüller die Mensch-Ding-Beziehung als wichtiges Forschungsinteresse betont wird. Lediglich die Müllarbeiter werden in einem Kapitel kurz betrachtet, der Mensch als Müllproduzent erscheint eher marginal. Dennoch bildet die Untersuchung durch die beeindruckende analytische und theoretische Zugangsweise eine Bereicherung sowohl für die Sachkulturforschung als auch für die Mülldebatte, nicht zuletzt durch die von der Autorin vorgenommenen Ausblicke in die Gegenwart, die die Aktualität dieser Arbeit unterstreichen.

Annegret Braun

SCHNEIDER, Ingo, Reinhard BODNER, Kathrin SOHM (Hg.): *Kulturelles Erbe* (= Veröffentlichungen der Universität Innsbruck, 252). bricolage. Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie, 3, Innsbruck 2005.

Studentenzeitschriften unterliegen oft dem Schicksal, daß sie nach einigen Schreib- und Publikationsversuchen auf Grund fehlender personeller Kontinuität und mangels finanzieller Basis mit dem Vermerk „mehr nicht erschienen" in die Bibliothekskataloge und in die Fachgeschichte eingehen. Jedoch bestätigen auch hier Ausnahmen die Regel: Die „bricolage – Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie" entwickelte sich inzwi-

schen zu einem seriösen Publikationsorgan: Deren dritte Ausgabe, inzwischen auf stattliche 240 Seiten angewachsen, erschien gleichzeitig als 252. Band der „Veröffentlichungen der Universität Innsbruck".

Die dritte Nummer der „bricolage" wurde dem Thema „Kulturelles Erbe" gewidmet. Damit griffen die Innsbrucker Studierenden ein Thema auf, das in all seinen Facetten in den letzten Jahren auf wissenschaftlicher, rechtlicher, politischer und touristischer Ebene zunehmend in das Interesse gerückt ist. (Im Vorfeld der Publikation und im Rahmen des Fakultätsschwerpunktes bot der Vorstand des [damaligen] Innsbrucker Instituts für Volkskunde/Europäische Ethnologie, Univ.-Prof. Ingo Schneider, im Wintersemester 2004/05 ein Seminar über kulturelles Erbe an.[1]) Das breite Spektrum, das dieses Thema bietet, wird in den 14 Beiträgen, die von Studierenden, Absolventen und Lehrenden der Volkskunde beigesteuert wurden, deutlich zum Ausdruck gebracht.

Die Herausgeber, Univ.-Prof. Ingo Schneider sowie die beiden Assistenten und Studierenden Kathrin Sohm und Reinhard Bodner stellen dem 240 Seiten umfassenden Band ein Editorial voran, in dem sie die dreigliedrige Struktur des vorliegenden Sammelwerkes erörtern: Der erste Teil („Begriffe") dient der Annäherung an das breite Bedeutungsfeld, der zweite Teil („Gaben") soll an die Schauplätze, wo kulturelles Erbe „stattfindet", führen. Der dritte Teil („Tode") schließlich, beschäftigt sich mit dem (Nicht-)Verlust und (vorgeblichen) Untergang des Erbes. Kathrin Sohm und Reinhard Bodner schlagen in ihren „Vorüberlegungen" eine begriffliche Brücke zum Thema des zweiten Bandes der Bricolage, das dem „Müll" gewidmet war.

Ingo Schneider verfolgt in „Zur Semantik des kulturellen Erbes" den gegenwärtigen Trend der Konjunktur des kulturellen Erbes. Eine gesellschaftliche und kulturelle Krise der Gegenwart (Erfahrungs- und „Vergangenheitsverluste", Ungewissheit über die Zukunft) tragen demnach zur Hinwendung zur Beschäftigung mit dem Erbe der Vergangenheit bei.

Peter Strasser beschreibt in „Das kulturelle Erbe auf dem internationalen Parkett" den Beitrag der UNESCO zum Schutz und zur Vermarktung des Kulturgutes. Die weltweite Übereinstimmung über die dabei anzustrebende Vorgangsweise (Erstellung von Inventaren) wird eindrucksvoll durch das Welterbeprogramm und dessen „Liste des Welterbes" vor Augen geführt, die man inzwischen auch auf das immaterielle Kulturgut auszudehnen versucht.

Olaf Bockhorn berichtet in ‚Kulturelles Erbe'? Von der Schwierigkeit, einen wissenschaftlichen Beitrag zu diesem Thema zu schreiben" launig von

1 Kulturelles Erbe – Cultural Heritage. Zur Kulturanalyse eines alten/neuen Konzepts.

seiner Suche nach einem Zugang zur Thematik, den ihm einer der bisher bizarrsten Beiträge zum (Schutz des) Kulturerbe(s) in Österreich schließlich ebnete: nach dem Willen der österreichischen Fremdenverkehrswerbung sollte der „Österreichische Charme" auf die UNESCO-Welterbeliste gesetzt werden. Bockhorn hinterfragt nicht nur die (eher verschwommene) Argumentation der Bewerber, sondern untersucht auch die vorwiegend sarkastisch-satirischen Reaktionen auf diesen Vorschlag, die im In- und Ausland nicht lange auf sich warten liessen.

Malte Borsdorf („Die Aneignung des Erbes. Der Begriff ‚kulturelles Erbe' und seine Diskussion in der DDR") untersucht die Verwendung der Termini „nationales", bzw. „kulturelles Erbe" in der DDR. Die inhaltlich begriffliche Breite des „Erbes", das in den Dienst der kommunistischen Politik gestellt wurde, erstreckte sich auch auf die Vereinnahmung der sogenannten „deutschen Klassik", wie z.B. der Werke von Friedrich von Schiller.

Josef Ploner skizziert in seinem Beitrag „Zur Repräsentation des kulturellen Erbes im Nationalpark Hohe Tauern" die erfolgreiche Vermarktungsstrategie einer ländlichen Region, die ihr „Erbe" – z.B. über den Fremdenverkehr, aber auch durch die Vermarktung lokaler (Lebensmittel)Produkte – als „authentisch bergbäuerlich" von den Attributen „künstlich folkloristisch" abzuheben versucht.

Wie Kulturerbe „gemacht" wird beschreibt David Picard in „Intangible Heritage, Festivals Tourism and Agency". „Festivals" als Brauchtumstreffen stellen nicht nur eine Vermittlungsagentur des immateriellen Kulturerbes zwischen „Brauchtumsträgern" und den Betrachtern (Touristen) dar, sondern übernehmen neben ihrer Verbreitungs- auch eine Modifikationsfunktion für das (vorgeblich) „alte", „echte", „authentische" und „bodenständige" Brauchtum.

Auch der Beitrag von Saša Poljak Istenič („Festival through the Optics of Folklorism and Heritage Tourism. Case Study of the *Country Wedding in Lubljana*") thematisiert „angewandtes" Brauchtum. Zwischen 1965 und 1990 war Ljubljana wiederholt Schauplatz eines Brauchtumsfestivals, bei dem eine ländliche Hochzeitsfeier im Mittelpunkt stand, an der Brautpaare aus aller Welt teilnehmen konnten. Istenič zeichnet nicht nur das kulturpolitische Umfeld nach, sondern untersucht auch den Einfluss auf das Selbstverständnis der damaligen jugoslawischen Teilrepublik und das dadurch vermittelte Bild Sloweniens nach aussen sowie die Auswirkungen auf die Entwicklung des Tourismus.

Kathrin Sohm („Geographische Namen als ‚kulturelles Erbe' – Einige Berührungspunkte") demonstriert den Stellenwert von Ortsnamen nicht nur als Subkategorie des Kulturgutes „Sprache", sondern auch als Strategie der

Aneignung, Besitzwahrung und Deutung von Landschaft. Die gegenwärtige Diskussion in Österreich über die offizielle Verwendung zweisprachig angebrachter Ortsnamen auf den Ortsschildern führt die Relevanz dieses Themas klar vor Augen.

Den dritten Abschnitt („Tode") leitet Margret Haider mit einer Ausdehnung des Begriffs „Kulturerbe" auf Negativbeispiele menschlichen Schöpfertums ein: Bei „(K)a schene Leich in Zwentendorf. Ein Atomkraftwerk zwischen Altlast und Denkmal" steht der Umgang mit „toter" Technik im Mittelpunkt der Untersuchungen. Sie vermittelt Beispiele von nicht mehr in Betrieb befindlichen Industrieanlagen, deren Schicksal entweder von „Verewigung" (Mutation zum „Industriedenkmal") oder von einer Verdrängung aus dem kollektiven Gedächtnis bestimmt ist, was Haider am Beispiel des nie in Betrieb gegangenen Atomkraftwerkes Zwentendorf eingehend demonstriert

Friedrich Pöhl bietet mit „Kulturelles Erbe und Überleben der Plainskulturen – ein philosophischer Versuch" einen vielfältigen Einblick in die nordamerikanisch-indianischen Traditionen. In den Mittelpunkt seiner Ausführungen stellt er die religiöse Überlieferung der Bewohner der Plains. Mit seiner Kritik an der ethnozentrischen Sichtweise weist er auf die Problematik bei der Wahrnehmung aussereuropäischer Kulturen hin.

Tatiana Minniakhmetova („Die traditionelle Religion der Trans-Kama-Udmurten. Vom kulturellen Erbe einer ethnischen Minderheit im Prozess der Modernisierung") gelingt es aufzuzeigen, dass die religiöse Praxis der im Beitrag angesprochenen ethnischen Minderheit, die gerade noch 30.000 Vertreter/innen zählt und im Süden des Urals lebt, sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart ständigen Einflüssen und dem Wandel unterliegt. Nun treten aber auch die Filmindustrie und Tourismusveranstalter, die diese Ethnie inzwischen als Vermarktungsressource wahrgenommen haben, als Änderungsinstanzen auf.

Den Band schließt Reinhard Bodner mit einer Ausdehnung des Kulturerbe-Begriffs auf „Letzte Originale. Über eine Figur kultureller Reserve". Ausgehend vom Begriff des „Originals" in Bezug auf das materielle Erbe seit dem 14. Jahrhundert, bietet er einen Überblick über „lebendige Originale". Offenbar finden sich im alpinen Raum besonders häuftig RepräsentantInnen dieses Phänomens, wie auch eine von Bodner geschildete „Miss-" bzw. „Mister-Wahl" zum besten Tiroler Original in Innsbruck im Jahre 1980 beweist.

Der vorliegende Band der „Bricolage" schließt eine Lücke zwischen dem bereits erwachten Interesse von Seiten der Kulturwissenschaften am „kulturellen Erbe" und der erst in den Anfängen befindlichen Publikationstätigkeit zum Thema und kann daher allen, die an einem Überblick über die

volkskundliche Relevanz des weiten Feldes „Kulturerbe" interessiert sind, zur Lektüre empfohlen werden.

Peter Strasser

EIDAM, Elke: *Die Arbeit gegen den Hunger. Ernährungskultur und weibliche Lebenszusammenhänge in einer hessischen Landgemeinde während der Kriegs- und Nachkriegszeit* (= Europäische Ethnologie Band 3). Münster, Lit Verlag, 2004, 356 Seiten, 21 s/w Abb.

Es gibt momentan viele Bücher über die Nachkriegszeit, viele Bücher auch über die Rolle der Frauen beim Wiederaufbau des besiegten Deutschlands. Geschichten von „Trümmerfrauen" haben gerade Konjunktur; diese bedienen leider oftmals den deutschen „Opfermythos".

Wünschenswert ist eine vermehrt wissenschaftliche Auseinandersetzung mittels ethnographischer Mikrostudien, wie sie hier in der kulturwissenschaftlichen Untersuchung „Die Arbeit gegen den Hunger" vorliegt. Elke Eidams Doktorarbeit handelt von weiblichen Lebensbedingungen in der Kriegs- und Nachkriegszeit, und dieses Buch ist erfreulich anders.

Die 2002 in Marburg bei Martin Scharfe vorgelegte Dissertation untersucht die alltägliche, in Zusammenhang mit Ernährung stehende Arbeit von Frauen verschiedener sozialer Schichten in der Gemeinde Ebsdorfergrund-Dreihausen im Landkreis Marburg. Dabei werden erstmals weibliche Lebens- und Arbeitsbedingungen auf dem Lande zwischen 1938 und 1948 fokussiert.

Die grundlegende These ist dabei, dass diese weibliche „Ernährungsarbeit" nicht nur zur täglichen Lebenssicherung überlebenswichtig war, sondern eine gesellschaftlich bedeutende Rolle spielte. Im Besonderen fragt diese Untersuchung nach den Kontinuitäten und Veränderungen innerhalb geschlechtspezifischer Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Kriegs- zur Nachkriegszeit. Ein Hauptaugenmerk legt die Autorin dabei auf den Zusammenhang zwischen den nahrungssichernden Tätigkeiten und der mit diesen korrespondierenden Verarbeitung der Erfahrungen aus Nationalsozialismus- und Nachkriegszeit.

Die mittels themenzentrierter qualitativer Interviews erhobenen Teilbiographien von zwölf Frauen im ländlichen Kontext werden tiefenhermeneutisch interpretiert, um so nicht nur persönliche Lebensverhältnisse, sondern im Besonderen soziale Beziehungen, Emotionen, Ängste sowie Wünsche zu erfassen. Die Befragten der Jahrgänge 1913 bis 1932 sollen dabei nicht als Opfer des Zeitgeschehens, sondern als Handelnde untersucht werden, die durch ihr Tun und Unterlassen Verantwortung tragen.

Frauen in der Kriegs- und Nachkriegszeit waren zumeist auf sich alleine gestellt, sie wurden durch den Einsatz ihrer Männer oder Väter im Kriegsdienst und deren Tod oder die Kriegsgefangenschaft für das Leben und Überleben ihrer Familien zuständig. In erster Linie wurde dieses durch die Sicherung der Ernährung gewährleistet. Um dieser Arbeit zugrunde liegenden Werte und Normen weiblicher Sozialisation in der Weimarer Republik und NS-Zeit zu erfassen, stellt Elke Eidam im ersten Teil ihrer Arbeit die sozialen und ökonomischen Strukturen in den Lebenszusammenhängen der untersuchten Personen dar. Sie fragt nach erlernten familiären, schulischen und religiösen Einstellungen und Mustern insbesondere nach der Sozialisation zur Arbeit durch familiäre Traditionen sowie anhand zeitspezifischer Formen etwa in nationalsozialistischen Organisationen. Ebenso werden die Möglichkeiten einer Berufsausbildung und deren Ausübung für Frauen beschrieben. Im untersuchten Feld handelt es sich dabei zumeist um die Erwerbsarbeit im Bereich der Landwirtschaft, der Haushaltshilfe und der Lehrberufe.

Der zweite Hauptteil der Studie thematisiert den Stellenwert der Ernährung sowie die „Ernährungsarbeit" an sich. Tradierte kulturelle Praktiken wie haushälterische Tätigkeiten und situationsspezifisches Improvisieren – sei es Beschaffung und Tausch von Lebensmitteln, Lebensmittelanbau, vorausschauendes Verarbeiten und Zubereiten von Mahlzeiten auch durch Ersatzstoffe und Notrezepte – werden dargestellt. Zudem untersucht die Autorin frauenspezifische Tätigkeiten wie Kleinkindernährung sowie Feld- und Erntearbeit, die in dieser spezifischen Situation für den weibliche Alltag neue Bedeutung erlangt. Beim zuletzt genannten Arbeitsbereich wird deutlich, dass durch den kriegsbedingten Ausfall der Männer Frauen in traditionell geschlechtsfremde Bereiche zugelassen werden mußten.

Diese Studie belässt es aber nicht dabei, die alltäglichen Routinen aufzulisten, sondern fragt gerade nach den diese Tätigkeiten begleitenden Empfindungen. Lebensgeschichtliche Brüche werden ebenso gezeigt wie die Frauenarbeit im Kontext von Tabuisierungen und Moralvorstellungen in einer Zeit der Unsicherheit und des Umbruches. Die Autorin fragt nach Bildern von Angst und unterdrückter Sexualität im Umgang mit den amerikanischen Soldaten während der Besatzung, nach innerdörflichen Grenzziehungen, hervorgerufen durch das Eintreffen von Flüchtlingen, nach Geschlechterkonflikten bei der Heimkehr der Ehemänner und nach den Verlust- und Genusserfahrungen – ausgelöst durch Kaufmöglichkeiten lange entbehrter Güter – während der Währungsreform. In der Analyse dieser „Arbeit gegen den Hunger" zeigen sich gerade Kontinuitäten sowie Veränderungen geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung.

Die vorliegende Studie ist somit nicht allein ein Beitrag zur Nahrungs- oder Arbeitsforschung von Frauen in den Zeiten zwischen 1938 bis 1948.

Vorstellungen und Empfindungen werden über die konkrete Handlung „Ernährungsarbeit" unter schicht-, und geschlechtsspezifischer Perspektive gedeutet und gesamtgesellschaftlich eingeordnet. Und an Nahrung und Arbeit werden die subjektiven Erfahrungen der Frauen ebenso gespiegelt wie Geschlechterverhältnisse an sich.

Die Ambivalenz weiblicher Lebenszusammenhänge zwischen der versorgenden, produktiven Lebenssicherung durch Arbeit und den destruktiven Kräften im Umgang mit „dem Fremden" werden im dritten Teil herausgearbeitet. Arbeit wird zur Spiegelfläche von Ausgrenzung aus und Teilhabe an der Dorfgemeinschaft und erschöpft sich nicht nur im weiblichen Umgang mit den Siegermächten, der zwischen moralbedingter Abwehr und aus ökonomischen Gründen bedingter Fraternisierung oszilliert. Vielmehr wird Arbeit zum Abgrenzungsmechanismus gegenüber den „vertriebenen Frauen", die neu zur Dorfgemeinschaft hinzugekommen sind.

Aber Arbeit bildet auch ein probates Mittel, die individuellen Erfahrungen mit der eigenen NS-Geschichte vergessen zu lassen oder – im besten Falle – diese zu bewältigen. Die befragten Frauen waren so beschäftigt in ihrem „Überleben", dass kein Raum blieb für die Frage nach einer möglichen Beteiligung an der Judenverfolgung. „Ernährungsarbeit" wird so zum kollektiven Hilfsmittel, um die innere Leere und das eigene schlechte Gewissen nicht sehen zu müssen.

Elke Eidam versucht diese Mechanismen zu verstehen, kommentiert sie dennoch kritisch und reflektiert die Kontinuitäten des „nationalsozialistischen Arbeitsmythos". Der indoktrinierte „Arbeitethos" als konstitutiver Wert des NS-Regimes wird von den Frauen und der Dorfgemeinschaft weitergetragen in die Aufbaujahre nach dem Krieg. Hier entfaltet er eine symbolische und kompensatorische Funktion im Sinne subjektiver Vergangenheitsbewältigung. Die beschrieben Frauen sind keine Täterinnen, aber auch keine Opfer. Sie tun das, was sie gelernt haben, sie versorgen ihre Familien. Durch ihre tagtäglichen, augenscheinlich banal erscheinenden Arbeiten zur Nahrungssicherung besteht jedoch auch die deutsche Gesellschaft als solche weiter.

Die Autorin hat sich gründlich mit dem Forschungsstand zur NS-Geschichte sowie zur Nachkriegsgeschichte vor allem unter sozialpsychologischer Sicht auseinander gesetzt. Ihre Doktorarbeit ist wissenschaftlich fundiert, stringent argumentiert und klar analytisch in Aufbau und Sprache. Elke Eidam gelingt es, die Ambivalenz weiblicher Lebenszusammenhänge in diesen Jahren deutlich zu machen ohne zu verurteilen, und doch die Kontinuitäten des NS-Regimes in der deutschen Nachkriegsgesellschaft darzustellen. Ihre einfühlsame und kompetente Untersuchung beweist, dass sich gerade anhand von Mikrostudien wichtige Erkenntnisse zu Bewältigungs-

strategien der deutschen Gesellschaft in der Nachkriegszeit erarbeiten lassen. In der Analyse der zunächst marginal erscheinenden Bereiche weiblicher „Ernährungsarbeit" werden gesellschaftliche Mechanismen aufgedeckt. Die Lebenswirklichkeit der in der Kriegs- und Nachkriegszeit agierenden Frauen wird somit zum bedeutsamen Indikator für den Zustand einer ganzen Gesellschaft.

Elke Eidam erarbeitet somit einen wichtigen Beitrag zum Verständnis „deutscher Befindlichkeit" nach dem Krieg. Nicht nur für Fachkollegen ist dies eine höchst lesenswerte, alltagswissenschaftliche Studie, dank der fesselnden und klaren Schreibweise wünscht man diesem Buch ein breites Publikum und somit viele Leser.

Daniella Seidl

ZETTELBAUER, Heidrun: *„Die Liebe sei Euer Heldentum". Geschlecht und Nation in völkischen Vereinen der Habsburgermonarchie.* Frankfurt am Main/New York, Campus Verlag, 2005, 515 Seiten, 18 graph. s/w. Abb.

Die Zeithistorikerin und Kulturwissenschafterin Heidrun Zettelbauer behandelt in ihrer Dissertation aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive theoretisch und empirisch die Interdependenz zwischen den Konzepten nationale Identität und Geschlechteridentität am Beispiel des geografischen und sozialen Raums Zentraleuropa[1] um 1900. Wie funktionieren die Prozesse nationaler Identitätsstiftung mittels der Kategorien Geschlecht und Nation?

Zettelbauer bearbeitet erstens die diskursive Normierung weiblichen Verhaltens, zweitens die soziale Praxis und drittens die individuell-subjektiven Wahrnehmungsmuster. Sie geht von der These aus, dass die Konstruktion geschlechtsspezifischer Nationalcharaktere zentral der Generierung von Geschlechterräumen, der Geschlechterrollenverteilung und schlussendlich der Aufrechterhaltung gesellschaftlicher und kultureller Machtverhältnisse diente.

In Anlehnung an Carol Pateman kritisiert Zettelbauer, dass Frauen sowohl in der empirischen Forschung zu nationaler Identität als auch in der theore-

1 Diesen Terminus definiert sie explizit sehr weich und möchte ihn als „[...] europäische Großregion, die sich durch vielfältige Gemeinsamkeiten auf Ebene langfristiger kultureller Lebens- und Mentalitätsformen, sowie pluralistische ethnisch-kulturelle und sprachliche Vielfalt auszeichnet" (S. 11) verstanden wissen.

tischen Herangehensweise an Nation und Nationalismus marginalisiert wurden. Ihr geht es um die Transparentmachung der in nationalen Konzepten implizierten geschlechterspezifischen Sphärentrennung. Ihren kulturwissenschaftlichen Zugang wählt Zettelbauer qua Friedrich Tenbrucks Kulturbegriff, der alles eine Bedeutung Enthaltende unter Kultur subsumiert, und sich auf den Zusammenhang zwischen Alltag und Kultur konzentriert. Als Untersuchungsfeld steckt sie das deutschnationale Milieu der Habsburgermonarchie für die Zeit von 1880 bis 1914 ab. Im Vordergrund steht dabei der innerhalb der völkischen Schul- und Schutzvereinen Österreichs führende *Verein Südmark* in Graz.

In den beiden theoretischen Kapiteln fokussiert Zettelbauer die Genese des Gender-Begriffs unter Einfluss der poststrukturalistischen Theoriekonzepte in der historischen Frauen- und Geschlechterforschung. Anhand dessen und unter besonderer Berücksichtigung der Thesen der feministischen Historikerin und Soziologin Joan Wallach Scott entwirft sie die für die Interdependenz von Geschlecht und Nation relevanten Fragen. Mittels ausgewählter Diskurse zur Sex-Gender-Debatte seit Beginn der 1960er Jahre zeigt Zettelbauer, dass in nationalen Kontexten der Körper das Mittel zur funktionalen Differenzierung nach Geschlecht darstellt. Mit Scott expliziert sie, dass eben über diese Differenz Bedeutung konstituiert wird. Der Geschlechtsunterschied symbolisiert die Differenz. Mittels der Analysekategorie Gender können Bedeutungen auch dekodiert und Interdependenzen zwischen unterschiedlichen Ausprägungen gesellschaftlicher Interaktion sichtbar gemacht werden. Insofern können Politik und Geschlecht samt der Inhärenz Macht und Geschlecht miteinander verknüpft werden. Zettelbauer sieht in Scotts Konzept besondere Relevanz für die genderspezifische Untersuchung nationaler Kontexte. Als zentrales Moment für die Verknüpfung von Geschlecht und Nation versteht sie die Durchkreuzungsansätze der postkolonialen Strömungen der feministischen Theorie. Darüber hinaus diskutiert sie den empirischen status quo in Bezug auf Nation und Geschlecht im deutschsprachigen Raum, den sie auf Österreich zuspitzt. Sie erörtert die theoretischen Diskurse zur Ethnizität, da der Begriff „Volk" in der deutschnationalen Bewegung um 1900 als eine natürliche Einheit verstanden wurde, währenddessen die zeitgenössische Forschung Ethnizität als Konstruktion begreift.

Anlässlich der Gründung einer Frauenortsgruppe des deutschnationalen *Vereins Südmark* in Graz, stellt Zettelbauer die Frage nach dem politischen, gesellschaftlichen und sozio-ökonomischen Hintergrund, vor dem die Mobilisierung von Frauen für Anliegen deutschnationaler Art stattfand. Dazu erörtert sie die Auswirkungen sowohl der Modernisierung in der Habsburgermonarchie aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive als auch

der Entwicklung der deutschnationalen Bewegung hin zu einem Massenphänomen. Die politische Partizipation der Männer implizierte die Verdrängung der Frauen in die Privatheit – das Heraustreten des Mannes aus der Natur führte zur biologistischen Reduktion der Frau auf körperlich-sexuelle Merkmale; zur Konstruktion von psychosozialen Geschlechtscharakteren und zur Geschlechtersegregation nach spezifischen Räumen und Handlungsfeldern. Geschlecht stellte eine sozial, räumlich und zeitlich unbegrenzte Kategorie dar. Die Frau hatte sich der ihr zugedachten traditionellen Rolle und den stringenten Verhaltenskodizes zu unterwerfen. Der Antagonismus „männlicher Staat" und „weibliche Familie" verwurzelte sich tief im staatswissenschaftlichen und im politischen Verständnis. Gerade die deutschnational-völkische Vereinsbewegung ermöglichte nicht nur die Implementierung politischer Zwischenräume neben den Parteien, sondern auch eine politische Radikalisierung. Der Erhalt männlicher Hegemonie in der offiziellen Politik führte dazu, dass Frauen andere Politisierungsstrategien wahrnahmen – politische Vereine oder Verbände des deutschnationalen Milieus.

Der 1889 gegründete *Verein Südmark* positionierte sich völkisch-antisemitisch. Seine Interessen waren mit deutschen Hegemonievorstellungen in Mittel- und Südosteuropa verknüpft. Zettelbauer zeigt nicht nur die unpolitische Politisierung von Frauen, sondern auch die Verschränkung von Geschlechteridentität mit deutschnationaler Identität an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Sie widmet sich empirisch der Untersuchung von geschlechtergeschichtlichen Aspekten in Vereinsprogrammatik und -struktur. Sie stellt die Fragen nach den im Verein verankerten Frauen und deren Organisationsstruktur und veranschaulicht das Spannungsfeld der deutschnationalen Geschlechteridentität. Der als erwünscht propagierten Integration von Frauen stand der Versuch gegenüber, deren politisches Engagement unpolitisch erscheinen zu lassen. Den bürgerlichen Frauen als „Heldinnen der Liebe" (S. 183) wurde eine nationale Verpflichtung aufoktroyiert, der sie nachzukommen hatten – eine Basis für die Konstruktion von (Geschlechts-) Identität und Alterität im deutschnationalen Diskurs. Die Mythisierung und die kultische Überhöhung dieser Verpflichtung für die völkische Vereinsbetätigung der Frau implizierte ihre Ausgrenzung aus der Politik.

In der Darstellung und Analyse der stichprobenartigen Erfassung von 700 weiblichen Vereinsmitgliedern[1] veranschaulicht die Autorin geschlechtsspezifische Veränderungen in den einzelnen Ortsgruppen des Vereins. Darüber hinaus erstellt sie eine schichtspezifische Untersuchung der Vereins-

1 Im Jahre 1913 zählte der Verein an die 15.000 weibliche Mitglieder, was rund 25 Prozent der Gesamtmitgliedszahl entspricht.

mitglieder und arbeitet heraus, dass der Verein den aus der unteren (Mittel-) Schicht stammenden Frauen die Möglichkeit bot, sowohl Kontakte zu höheren Schichten zu pflegen als auch den Verein selbst mitzuprägen. Die statistische Analyse der im Verein Südmark integrierten und organisierten Frauen veranschaulicht die Funktionsweise der politischen Mobilisierung über einen „unpolitischen" Verein, die nahezu einzig mögliche politische Betätigung für Frauen und die schichtübergreifende Mobilisierung.

Zettelbauer expliziert als Grundlage für Nationen das Denken in Dichotomien. Im Zuge dieser Prozesse werden sowohl Identität als auch Alterität geschaffen – hinsichtlich der Kategorie Geschlecht ortet sie Widersprüche und Ambivalenzen. Anhand der Vereinsmedien und der Steirischen Presse verdeutlicht Zettelbauer die Konstruktionsmodi deutschnationaler Identität und die Funktionsweise ganzer Identitätsstiftungsprozesse samt deren Implikation der Geschlechteridentität – die nationalen Codierungen. Im Raum Nation entsteht durch einen nationalen Tugendkatalog die Dichotomie männliche Aktivität – weibliche Passivität. Der männliche Militarismus schützt die Nation nach außen hin – die weiblichen Bereiche Haushalt, Gebären, Kindererziehung, Treue und Vereinsarbeit setzen die Frau im Inneren der Nation fest. Darüber hinaus macht die nationalistische Perspektive die Frau zur *germanischen* respektive *deutschen* Frau und schreibt ihr die Verpflichtung zur Unterstützung des Phantasmas „Volkskollektiv" zu. Der politische Zwischenraum *Verein Südmark* ließ die Alltage der Frauen deutschnational färben, er disziplinierte einerseits die Frauen (ihre Körper, ihre Sexualität und ihre Lebenswelten) in einer neuartigen Form und ließ sie die deutschnationale Geschlechterdichotomie in ihren Alltagen reproduzieren. Andererseits erweiterte er das Selbstbewusstsein der Aktivistinnen, ließ sie die ihnen zugedachten Rollen kritisch hinterfragen und Gegenstrategien entwickeln.

Heidrun Zettelbauer fordert für ihre beeindruckend umfassende Arbeit die uneingeschränkte Aufmerksamkeit ihrer LeserInnen. Der logische Aufbau zeichnet sich durch eine besonders detaillierte Darstellung der theoretischen Diskurse, das schrittweise Herangehen von Frage zu Antwort, und das Aufzeigen weiterer verfolgenswerter Anknüpfungspunkte für zukünftige Forschungen aus. Diese fundierte und gründliche Studie legt somit zudem neue Interdependenzen zwischen den Konzepten nationale Identität und Geschlechteridentität frei.

Ute Stutzig

WIEGELMANNN, Günther: *Alltags- und Festspeisen in Mitteleuropa. Innovationen, Strukturen und Regionen vom späten Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert. 2. erw. Auflage unter Mitarbeit von Barbara Krug-Richter.* (= Münsteraner Schriften zur Volkskunde/Europäischen Ethnologie), Waxmann-Verlag, Münster u.a., 2006, 360 Seiten, s/w. Abb, graph. Darst., Kt.

Günther Wiegelmanns opus magnum „Alltags- und Festspeisen. Wandel und gegenwärtige Stellung", die 1965 eingereichte und 1967 publizierte Habilitationsschrift, ist über alle Fachgrenzen hinaus längst zum Klassiker geworden; dies bedarf keiner Betonung. Der lange vergriffene und daher oft gesuchte Band hat nun eine 2. Auflage mit geändertem Untertitel erfahren: „Innovationen, Strukturen und Regionen vom späten Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert." Zudem ist ihm ein umfangreiches Postskript hinzugefügt worden. In ihm skizziert Wiegelmann, einer wissenschaftlichen Autobiographie ähnlich, seinen Weg zur Atlasarbeit, berichtet über wichtige Kontakte und Anregungen und er erläutert und ergänzt frühere Forschungen. Noch deutlicher als bisher wird etwa die Grenze zwischen dem Getrenntkochen der einzelnen Speisen und dem Zusammenkochen in einem Kessel, die Wiegelmann nun mit der Frage nach dem Getränk zur Hauptmahlzeit korreliert. Die Grenzen stimmen überein, ihre Konturen klären die Zonen. Der Gemüseeintopf hat einen hohen Anteil an Flüssigkeit. Eine Banalität scheinbar, aber doch eine Akzentuierung eines so wichtigen Unterschieds. Am Beispiel von Kartoffelanbau und Kartoffelspeisen wird ein zentrales Thema Wiegelmanns, nämlich die Frage nach Innovation und Diffusion von Neuerungen, erweitert und der spät erfolgte Anbau der Frucht in Südbayern und Österreich anhand der von Roman Sandgruber bereitgestellten Materialien eingeordnet und mit dem Beibehalten älterer Esssitten auch materialiter verknüpft.

Wiegelmann registriert und kommentiert die in der Tat breite Rezeption und Diskussion seiner Befunde. Dadurch entsteht eine Art wissenschaftsgeschichtlicher Überblick über 40 Jahre Diskussion, die an die jeweiligen Kapitel des „Urtextes" anschließt. Es sind Fragen der Kulturraumforschung, der Nahrung als Kulturgut, der Phasen des Wandels v.a. im Spätmittelalter (Zweimahlzeitensystem), der Tischsitten und des Tischgerätes, Erörterungen über die relikthafte Hirse und eine Diskussion über die Fragen der Diffusion des Kaffees. Wiegelmann hat ein veritables Stück Wissenschaftsgeschichte geschrieben, in dem die Protagonisten der ethnologischen Nahrungsforschung wie Nils-Arvid Bringéus, Esther Kisbán, Alexander Fenton und andere mitspielen. Und es darf angemerkt werden, dass die heutige SIEF-Kommission für ethnologische Nahrungsforschung ganz wesentlich auf diese Impulse zurückgeht.

Barbara Krug-Richter und Günther Wiegelmann haben schließlich den „Nachklang" in den „Reaktionen der Fachwelt" zusammengetragen. Da sind einmal die Rezensionen und Kommentare der Zeit in den Fachzeitschriften, dann aber auch das spätere Wahrnehmen in Osteuropa, Nordeuropa, den USA und in Japan. Ein Literaturverzeichnis von Texten zur Nahrungsforschung der Jahre 1967 bis 2005 beschließt den Band. Es enthält neben neuerer Literatur zum Thema auch die Texte, die Bezug auf das Werk nehmen, ist also eine weitere Form des Nachweises einer fortlaufenden Wirkungsgeschichte eines Werkes, um dessen „Nachklang" man sich wohl keine Sorgen machen muss: Nicht nur, weil nun diese zweite Auflage existiert, sondern auch, weil „der Wiegelmann" ein Solitär ist – inhaltlich und methodisch –, und weil der Band eine „Gegenwart" ins Auge genommen hatte, die in ihrer Geschlossenheit schon zu seiner Publikation Vergangenheit war, wie Wiegelmann selbst nun einschränkt. Gerade deshalb bleibt das Werk heute – neben seiner Methodik und der generellen Frage nach volkskundlicher Atlasforschung – zentraler Quellenfundus und Folie nicht nur ethnologischer Nahrungsforschung.

Konrad Köstlin

Erwiderung

Stellungnahme zur Rezension des Buches von Peter Rauscher, Langenlois. Eine jüdische Landgemeinde in Niederösterreich im Zeitalter des Dreißigjährigen Kriegs (= Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes 44), Horn – Waidhofen an der Thaya 2004, in ÖZV LX/109, S. 104–107.

In den Jahren 1998 bis 2005 wurde am Institut für Geschichte der Juden in Österreich (St. Pölten) ein vom Fond zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) finanziertes Forschungsprojekt zur Geschichte der österreichischen Juden zwischen 1520 und 1670/71 durchgeführt. Ziel war unter anderem eine möglichst vollständige Erfassung der überlieferten Quellen.[1] Ein Ergebnis dieser Forschungen bildete eine exemplarische Studie zur Gemeinde von Langenlois im 17. Jahrhundert als einer der zahlreichen jüdischen Landgemeinden, die sich in den Jahren zwischen ca. 1620 und 1670 in Niederösterreich etablierten konnten. Besonderes Anliegen dieses Buches war es, die fragmentarische Quellenüberlieferung zu problematisieren, die die Möglichkeiten, wissenschaftlich gesicherter Aussagen zur Langenloiser Gemeinde – aber auch zu allen anderen jüdischen Siedlungen auf dem Land in dieser Epoche – zu treffen, sehr beschränken (vgl. z.B. S. 18–20). Das Problem fehlender Quellen etwa zur Geschichte des täglichen Lebens betrifft freilich nicht nur die frühneuzeitliche Geschichte der Juden in Österreich, sondern nahezu die gesamte Menschheitsgeschichte der Vormoderne.

In ihrer Rezension des Buches ignoriert Susanne Blumesberger nicht nur diesen quellenkritischen Ansatz vollständig, sondern verzichtet leider auch auf jede inhaltliche Diskussion der Ergebnisse. Statt dessen enthält ihr Text immer wieder einige einschränkende Bemerkungen, die die Stichhaltigkeit der Untersuchungen stark in Zweifel ziehen, freilich ohne je ein Argument, wie es jedem wissenschaftlichen Grundstandard entsprechen würde, dafür vorzubringen. So z.B. auf S. 105: „wenn wir seiner [= des Autors] Argumentation folgen", und „(...) vielleicht aber auch aus dem sehr einseitigen Blick auf die Quellen (...)"; oder auf S. 106: „Der Autor beschreibt – vielleicht etwas allgemein". Schlicht unwahr ist die Behauptung auf S. 107: „Das Wirken der Juden in Langenlois hinterliess [!] offenbar kaum Spuren,

1 Vgl. Rauscher, Peter: 150 Jahre jüdisches Leben in Österreich. Das Forschungsprojekt Austria Judaica des Instituts für Geschichte der Juden in Österreich (1998–2005). In: Frühneuzeit-Info 16 (2005), S. 81–86, dort mit weiterer Literatur.

was der Autor aber nicht genauer hinterfragt. Es gibt keinen Friedhof, nicht einmal ein Grabstein hat sich erhalten, um so wichtiger ist der Blick auf die vorhandenen Archivalien, den man sich jedoch differenzierter gewünscht hätte."[1] Wie so ein differenzierterer Blick auf die Quellen aussehen könnte, bleibt leider ein Geheimnis der Rezensentin. Da sie an zwei Stellen ihre Kritik mit „vielleicht" einschränkt, gibt Blumesberger zu erkennen, dass ihr weder Art und Umfang der Überlieferung noch der Inhalt der Quellen selbst bekannt sind. Nirgends gibt die Rezensentin ihren Leserinnen und Lesern einen Hinweis, durch welchen methodischen Zugriff etwas genauer hinterfragt hätte werden können. Auch wenn Frau Blumesberger zu gute gehalten werden kann, dass die Frühneuzeitforschung ganz offensichtlich nicht zu ihren Spezialgebieten zählt, halte ich die immer wieder eingestreuten, aber an keiner Stelle begründeten Werturteile für vollkommen unakzeptabel. Wissenschaft sollte ein diskursiver Prozess sein, in dem Argumente ausgetauscht und auch harte inhaltlich Kritik möglich, ja von allen Seiten auch gewünscht ist. Schade, dass in diesem Fall die Chance einer fachlichen Kritik, aus der alle Beteiligten etwas hätten lernen können, nicht wahrgenommen wurde. Beschädigt wird damit nicht nur die wissenschaftliche Integrität des Autors, sondern auch der Rezensentin und nicht zuletzt des Fachorgans.

Peter Rauscher

1 Vgl. dazu Kap. 12, in dem berichtet wird, dass zunächst die Nikolsburger Juden für den Erhalt des Friedhofs bezahlten, die Zahlungen aber 1695 aus nicht näher zu klärenden Ursachen aufhörten.

Neuerscheinung

Herbert Nikitsch

Auf der Bühne früher Wissenschaft. Aus der Geschichte des Vereins für Volkskunde (1894–1945)

Wien, Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 2006
416 Seiten, sw-Abb., 21 x 15, brosch.
(= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Band 20)
ISBN 10 3-900358-25-7
ISBN 13 978-3-900358-25-9

Verfolgt wird die Geschichte des Wiener „Vereins für Volkskunde" von seinen Anfängen bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Der erste Teil widmet sich dem fachinternen und -externen Umfeld der Gründung des Vereins, situiert ihn im zeitgenössischen fachgeschichtlichen Ambiente und wirft einige Schlaglichter auf sein gesellschaftliches Substrat. Im zweiten Abschnitt wird die Phase seiner allmählichen Etablierung und Konsolidierung skizziert, wie sie sich, ungeachtet der über lange Strecken ökonomisch prekären Situation, vor allem in der praktischen Umsetzung museal-programmatischer und politisch-propagandistischer Aufgaben manifestiert hat. Der dritte Teil, chronologisch den österreichischen Geschichtszeitraum der Ersten Republik, des Austrofaschismus und des Nationalsozialismus umfassend, nimmt weiterhin das der Volkskunde stets anhaftende „Odium der Grenzverwischung zwischen theoretischer und angewandter Wissenschaft" (Gerhard Heilfurth) ins Visier und geht am Beispiel einiger in enger Verbindung mit dem Verein für Volkskunde stehender Personen und Organisationen ihrer institutionalisierten (kultur)politischen Vermittlungsaktivität nach. Ein Ausblick auf die Situation und Entwicklung des Vereins und des Faches in der österreichischen Nachkriegszeit beschließt die Rückschau auf 50 Jahre Vereinsgeschichte.

Inhalt:

Einleitung
1) Gründerjahre (Fachgeschichtliches Umfeld / Protagonisten: Michael Haberlandt & Wilhelm Hein / gesellschaftliches Umfeld / Ein Präsident: Joseph Alexander Freiherr von Helfert / Zur „inneren Organisation" des Vereins / Ein Faktotum: Franz X. Grössl)
2) Konsolidierungen (Von der Vereinssammlung zum k. k. Museum / Vom Programm zur Propaganda: Der Verein für Volkskunde im Ersten Weltkrieg / Ein „Lehrer-Sammler" in einem „judenliberalen" Verein: Heinrich Moses)
3) Dienst an der Heimat (Illustrierter Streifzug durch Ästhetik und Ideologie unserer frühen Wissenschaft / Stadtheimat / Diener der Heimat / Umbruch und Aufbruch)
4) Der Verein, Leopold Schmidt und die österreichische Nachkriegsvolkskunde: Ein Ausblick
Anhang (Literatur / Chronik 1894 - 1945 / Funktionsträger 1894 - 1945)

Bestellungen:

Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, A-1080 Wien
Tel. +431/406 89 05, Fax +431/408 53 42
E-mail: office@volkskundemuseum.at

EURO 24,– (exkl. Versand), EURO 16,– (für Mitglieder des Vereins für Volkskunde)

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LX/109, Wien 2006, 499–506*

Eingelangte Literatur: Herbst 2006

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Alzheimer-Haller, Heidrun: Handbuch zur narrativen Volksaufklärung. Moralische Geschichten 1780–1848. Berlin [u.a.]: de Gruyter, 2004. – XIV, 899 S. Literaturverz. S. [685]–896. – Zugl.: Würzburg, Univ., Habil.-Schr., 2002. ISBN 3–11–017601–7

Andersson, Eva: Kläderna och människan i medeltidens Sverige och Norge. Göteborg: Historiska institutionen, 2006. – 376 S.: Ill., graf. Darst. – (Avhandlingar från historiska institutionen, Göteborgs universitet; 047) (Dissertations from the Department of History, Göteborg University; 047). Quellen- u. Literaturverzeichnis S. 364–376. – Zugl.: Göteborg, Univ., Diss., 2006. – Zsfassung in engl. Sprache u.d.T.: Clothing and the Individual in Medieval Sweden and Norway. ISBN 91–88614–60–3 – ISSN 1100–6781

Architekturzentrum Wien [Hg.]: Home stories. An inside look at single-family houses in Austria. – Wien: Architekturzentrum Wien, 2005. – [31] Bl., [29] Falttafeln: überw. Ill. Text engl. u. dt. ISBN 3–9501783–5-X

Bauer, Roland, Hans Goebl, Edgar Haimerl: ALD-I. Atlant linguistich dl ladin dolomitich. Sprechender Sprachatlas = atlante linguistico sonoro, (Karten/cartine 1–884). – Salzburg: Univ. Salzburg/Fachbereich Romanistik, 2005. – DVD

Beck, Heinrich u.a. [Hg.]: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. 32. Band: Vä-Vulgarrecht. 2., völlig neu bearb. u. stark erw. Aufl. – Berlin [u.a.]: de Gruyter, 2006. VI, 666, [28] S.: Ill. Literaturangaben. ISBN 978–3–11–018387–0

Beitl, Klaus [Bearb.]: „Grenzgänge". Eugenie Goldstern: Die Hausformen des Aostatales. Nachgelassene handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Jahre 1922. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. – 60/109 (2006). – S. [245]–292: Ill. Literaturangaben.

Bickel, Beate: Quer Beet. Landleben im Spiegel der Sammlung Krug. Begleitpublikation zur Ausstellung der Stiftung Volkskundesammlung Willi

und Lina Krug im Landkreis Kassel 7. Mai bis 31. Oktober 2006 im Wasserschloss Wülmersen, Trendelburg-Wülmersen. Kassel: Stiftung Krug und Beate Bickel, 2006. – 99 S.: zahlr. Ill. Literaturverzeichnis S. [100] – [102]. ISBN 3–9806278–3–7

Bockhorn, Olaf: Volkskunde in Wien 1966–2006. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. – 60/109(2006). – S. [317]–330: Ill. Literaturangaben

Bourdieu, Pierre u.a.: Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie. – Hamburg: EVA Europäische Verlagsanstalt, 2006. – 332 S.: Ill. – (eva Taschenbuch; 250). Literaturangaben. – Einheitssacht.: Un art moyen. Essai sur les usages sociaux de la photographie <dt.>. ISBN 3–434–46162–0 978–3–434–46162–3

Bucur, Corneliu Ioan [Hg.]: Tezaure Umane VII. – Sibiu: Editura „ASTRA Museum", 2006. – 28 S.: Ill. ISBN 973–8993–00–8 978–973–8993–00–6

Cretu, Mirela [Red.]: Portul popular. Marca a identitatii etnoculturale. Conferinta internationala a muzeelor de etnografie din centrul si sud-estul europei; editia a IV-A; Sibiu, 15–17 octombrie 2004 = The folk costume = Die Volkstracht. – Sibiu: Editura Honterus, 2004. – 160 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. – Text teilw. dt. u. teilw. engl. ISBN 973–87782–2–0

Deimel, Claus [Hg.]: Haut und Hülle. Vom Schmücken und Kleiden. Ausstellung des Museums für Völkerkunde Dresden, Staatliche Ethnographische Sammlungen Sachsen. [Begleitheft zur Sonderausstellung des Museums für Völkerkunde Dresden im Japanischen Palais Dresden (26.10.2005–23.7.2006)]. Dresden: Museum für Völkerkunde, 2005. – 96 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben

Dow, James R.: German folklore. A handbook. – 1. Aufl. – Westport, Connecticut [u.a.]: Greenwood Press, 2006. – VIII, 276 S.: Ill. – (Greenwood folklore handbooks). – Literaturangaben. ISBN 0–313–33375–0 – ISSN 1549–733X

Eppel, Peter, Béla Rásky, Werner Michael Schwarz [Hg.]: Flucht nach Wien. Ungarn 1956. [Ausstellung, Wien Museum Karlsplatz, 7. September–26. November 2006] = Menekülés Bécsbe. Magyarország 1956. – Wien: Czernin Verlag, 2006. – 88 S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Notenbeisp., Kt. – (Sonderausstellung des Wien Museums; 333). Literaturverz. S. 19. – Text dt. u. ungar. ISBN 3–7076–0221–4 978–3–7076–0221–0

Faber, Elfriede-Maria [Red.]: Freddy Quinn. Sänger, Schauspieler, Artist. Diese Veröffentlichung erscheint begleitend zur Ausstellung „Freddy Quinn, 50 Jahre Weltkarriere" im Bezirksmuseum Josefstadt (5. September – 13. Oktober 2006). – Wien: Bezirksmuseum Josefstadt, [2005]. – (Katalog; 013/Bezirksmuseum Josefstadt). Diskographie S. 46–66

Fendl, Elisabeth [Hg.]: Das Gedächtnis der Orte. Sinnstiftung und Erinnerung. Referate der Tagung des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde in Zusammenarbeit mit dem Adalbert Stifter Verein München und der Heimatpflegerin der Sudetendeutschen, 21. bis 23. April 2004. – Freiburg im Breisgau: Johannes-Künzig-Institut für ostdeutsche Volkskunde, 2006. – 390 S.: Ill. – (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde; 008). Literaturangaben. ISBN 3–931905–46–2

Franke, Julia [Hg.]: Ein europäischer Freiheitskämpfer. Ludwik Mierosawski 1814–1878. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung in der Alten Nationalgalerie – Staatliche Museen zu Berlin 16. März 2006–7. Mai 2006. – Berlin: Verein der Freunde des Museums Europäischer Kulturen, 2006. – 68 S.: Ill. – (Kleine Schriften des Vereins der Freunde des Museums Europäischer Kulturen; 005). Literaturverz. S. 66–67. ISBN 3–88609–525–8

Gamsjäger, Bernhard [Red.]: Tradition in Bewegung. Atzenbrugg: Volkskultur Niederösterreich, 2006. – 256 S.: zahlr. Ill., Notenbeisp. – (Volkskultur Niederösterreich; 2006). Literaturangaben. ISBN 3–901820–34–5 – ISSN 1680–3442

Geršlová, Jana: Michael Thonet: Vídenské kavárny. Zvláštní cislo Zapravodaje Ostravského muzea u príležitosti výstavy Michael Thonet. Nábytek z Rakouska 28.4. – 19.6.2005. Ostrava [u.a.]: Ostravské muzeum [u.a.], 2005. – 38 S.: Ill. ISSN 1213–1997

Grieshofer, Franz: Zwischen traditioneller Tracht und Austrian Look. Unterschiedliche Erscheinungsweisen der Tracht im Alltag Österreichs. In: M. Cretu (Red.), Portul popular: marca a identitatii etnoculturale = The folk costume = Die Volkstracht. – Sibiu: Ed. Honterus, 2004. – S. 6–9: Ill.

Hauser, Andrea: Halle wird Großstadt. Stadtplanung, Großstadtleben und Raumerfahrung in Halle a. d. Saale 1870 bis 1914. – Halle: Volkskundliche Kommission für Sachsen-Anhalt e.V., 2006. – 284 S.: Ill., graf. Darst., Kt. – (Beiträge zur Volkskunde für Sachsen-Anhalt; 002). Quellen- u. Literaturverzeichnis S. 261–278. ISBN 3–9810184–1–9

Herbst, Hubert: Kalkbrennen im Lande Salzburg. Die Geschichte der Kalkbrennerei von den Römern bis zur Gegenwart. Erstaufl. – Großgmain: Salzburger Freilichtmuseum, 2006. – 287 S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Kt. – (Veröffentlichungen des Salzburger Freilichtmuseums; 011). Literaturverz. S. 285–287. ISBN 3–9501601–5–9

Hesse, Sabine, Andrea Hartl [Red.]: Das Königreich Württemberg 1806–1918. Monarchie und Moderne. Große Landesausstellung Baden-Württemberg, [vom 22. September 2006 bis 4. Februar 2007]. – Ostfildern: Thorbecke, 2006. – 479 S.: zahlr. Ill., Kt. Literaturverz. S. 450–467. ISBN 3–7995–0221–1 978–3–7995–0221–4

Hirsch, Stefan [Hg.]: Dem Leben verbunden. Teil 3: Fatschenkinder. Vorträge der Tagung „Dem Leben verbunden" vom 19. November bis 1. Dezember 2002 im Kloster Seeon (Kultur- und Bildungszentrum des Bezirks Oberbayern) anlässlich der beiden Ausstellungen „Historische Fatschenkinder" und „Malerei von Eckart Hahn". – München: Bezirk Oberbayern, 2005. – 72 S.: Ill. Literaturangaben. ISBN 3–8306–7140–7

Hoffmann, Andrea u.a. [Hg.]: Die kulturelle Seite des Antisemitismus zwischen Aufklärung und Shoah. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2006. – 341 S.: Ill. – (Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts; 030) (Tübinger kulturwissenschaftliche Gespräche; 3). Literaturangaben. ISBN 3–932512–41–3

Hülsen-Esch, Andrea, Hiltrud Westermann-Angerhausen [Hg.]: Zum Sterben schön. Alter, Totentanz und Sterbekunst von 1500 bis heute. Eine Ausstellung des Museum Schnütgen in Zusammenarbeit mit der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf in der Cäcilienkirche, Museum Schnütgen, Köln, 6. September bis 26. November 2006; im Schloß Jägerhof, Goethe-Museum, Düsseldorf, 3. Dezember 2006 bis 21. Januar 2007; in der Kunsthalle Recklinghausen, 11. Februar bis 14. April 2007. Band 1 u. 2. – 1. Aufl. – Regensburg: Schnell & Steiner, 2006. – 344 u. 280 S.: zahlr. Ill. Literaturverzeichnis. – Beitr. teilw. dt., teilw. engl. ISBN 3–7954–1899–2 978–3–7954–1899–1

Kaivola-Bregenhøj, Annikki, Barbro Klein, Ulf Palmenfelt [Hg.]: Narrating, doing, experiencing. Nordic folkloristic perspectives. – Helsinki: Finnish Literature Society, 2006. – 185 S.: graf. Darst. – (Studia Fennica: Folkloristica; 016). Literaturangaben. ISBN 951–746–726–5 – ISSN 1235–1946

Katzinger, Willibald, Margret Czerni [Hg.]: Stifter-Nachlese. Linz: Magistrat d. Landeshauptstadt Linz, Nordico – Museum d. Stadt Linz, 2005. – 62 S. – (Nordico – Museum der Stadt Linz, Katalog; 87). Literaturangaben. ISBN 3–85484–086–1

Klingan, Katrin, Ines Kappert [Hg.]: Sprung in die Stadt. Chisinau, Sofia, Pristina, Sarajevo, Warschau, Zagreb, Ljubljana. Kulturelle Positionen, politische Verhältnisse. Sieben Szenen aus Europa. Diese Publikation erscheint im Rahmen von „relations", einem Initiativprojekt der Kulturstiftung des Bundes. Köln: DuMont-Literatur-und-Kunst-Verl., 2006. – 631 S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Kt. Literaturangaben. – Engl. Ausg. u. d. T.: Leap into the city. ISBN 978–3–8321–7693–8

Kreissl, Eva, Roswitha Orac-Stipperger, Jutta Trafoier: Heilsam. Volksmedizin zwischen Erfahrung und Glauben. Sonderausstellung, 5. Mai bis 29. Oktober 2006, Volkskundemuseum am Landesmuseum Joanneum. – Graz: Volkskundemuseum am Landesmuseum Joanneum, 2006. – 103 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 103. ISBN 3–902095–05–9

Kugelmann, Cilly, Nicola Lepp, Daniel Tyradellis [Hg.]: Psychoanalyse. Sigmund Freud zum 150. Geburtstag. [Begleitbuch zur Ausstellung im Jüdischen Museum Berlin, 7. April bis 27. August 2006]. – Berlin: Nicolai [u.a.], 2006. – 167 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. ISBN 3–89479–318-X 978–3–89479–318–0

Lauterbach, Burkhart: Tourismus. Eine Einführung aus Sicht der volkskundlichen Kulturwissenschaft. – Würzburg: Königshausen & Neumann, 2006. – 198 S. – (Kulturtransfer; 003). Literaturverz. S. 177–198. ISBN 3–8260–3461–9

Lochmann, Hans [Red.]: Standards für Museen. Hg. v. Deutschen Museumsbund e. V. u. ICOM-Deutschland. 2., korr. Aufl. – Kassel [u.a.]: Deutscher Museumsbund, 2006. – 24 S.

Mader, Brigitta: „Das was verschwindet". Der ethnografische Aspekt im Werk Erzherzog Ludwig Salvators. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. – 60/109(2006). S. [243]–315: Ill. Literaturangaben

Massenbach, Louis Ferdinand Freiherr von: Hohenzollern einst und jetzt. Die königliche Linie in Preußen. Die fürstliche Linie in Hohenzollern. – 18. überarb. u. erw. Aufl. – Bonn: Verlag Tradition und Leben, 2006. – 135 S.: zahlr. Ill., Kt. Literaturverz. S. 128. ISBN 3–9800373–0–4

Mieder, Wolfgang [Hg.]: „Best of All Possible Friends". Three decades of correspondence between the folklorists Alan Dundes and Wolfgang Mieder. Burlington: The University of Vermont, 2006. – 313 S. – (Supplement Series of Proverbium; 019) (Proverbium/Supplement Series of Proverbium; 019). ISBN 0–9770731–1–4

Moritz, Marina, Horst Moritz: Fürstentum Erfurt und die Herrschaft des großen Kaisers. Leben und Sterben in bewegter Zeit (1806–1814). Die Publikation erscheint anläßlich der vom 17. Oktober 2006 bis 25. Februar 2007 gezeigten gleichnamigen Ausstellung. – Erfurt: Museum für Thüringer Volkskunde Erfurt, 2006. – 199 S.: zahlr. Ill., Kt. – (Schriften des Museums für Thüringer Volkskunde; 026). Literaturverz. S. 198–199. ISSN 0947–952X

Museum „Forum Hall" [Hg.]: Führer durch das Heimathaus Bad Hall. – Bad Hall: Forum Hall, 2005. – 26 S.: zahlr. Ill.

Oehring, Erika [Hg.], Kurt Gschwantler u.a. [Beitr.]: Süßer Schlummer. ‚Der Schlaf in der Kunst'. [Diese Publikation erscheint anlässlich der Ausstellung „Süßer Schlummer – Der Schlaf in der Kunst" vom 15.7. – 1.11.2006 in der Residenzgalerie Salzburg]. – München [u.a.]: Deutscher Kunstverl., 2006. – 226 S.: überw. Ill. Literaturverz. S. 217–225. – Literaturangaben. ISBN 3–422–06649–7 978–3–422–06649–6

Ostendorf, Thomas, Schöne, Anja [Red.]: Erfüllt von großer Freude. Die 65. Telgter Krippenausstellung. „Der Christbaum ist der schönste

Baum". Katalog [der 65. Krippenausstellung vom 13. November 2005 bis zum 28. Januar 2006 im Museum Heimathaus Münsterland, Telgte mit dem besonderen Thema „Erfüllt von großer Freude" (215. Sonderausstellung des Museum Heimathaus Münsterland) und der Ausstellung „Der Christbaum ist der schönste Baum..." vom 25. September 2005 bis zum 29. Januar 2006 im Krippenmuseum, Telgte (26. Sonderausstellung im Krippenmuseum). Telgte: Museum Heimathaus Münsterland GmbH, 2005. – 132 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. ISBN 3–927072–24–9

Powischer, Johann: Märchen des deutschen Sprachraums und deren Illustration bis 1950. Der Weg des Volksmärchens von der mündlichen Überlieferung in die Literatur. – 2., erg. Aufl [20 Ex.]. – Wien: Drews, 2005. – 327 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 313–317. ISBN 3–901949–01–1

Röhrich, Lutz, Wolfgang Mieder [Hg.]: Gebärde – Metapher – Parodie. Studien zur Sprache und Volksdichtung. Burlington: The University of Vermont, 2006. – VIII, 238 S.: Ill. – (Supplement Series of Proverbium; 020) (Proverbium/Supplement Series of Proverbium; 020). Literaturverz. S. VI – VIII u. S. 223–238. – Nachdruck der 1. Aufl., Düsseldorf 1967. ISBN 0–9770731–2–2

Rosca, Karla, Szöcs Fűlöp Károly [Hg.]: Marturii ale civilizatiei transilvane. Colectia de cahle a Muzeului „ASTRA". – Sibiu: Editura „ASTRA Museum", 2006. – 327 S.: überw. Ill., Kt. Literaturverz. S. 323–327. – Ausführl. Zsfassungen i. dt., engl. u. ungar. – Dt. Titel: Zeugen der siebenbürgischen Kultur. Die Kachelsammlung des „ASTRA" – Museums. ISBN 973–86984–9–9 978–973–86984–9–9

Rumpler, Helmut, Peter Urbanitsch [Hg.]: Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Bd. 8: Politische Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft. 1. Teilbd.: Vereine, Parteien und Interessenverbände als Träger der politischen Partizipation. – Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2006. – XXI, 1491 S. Literaturangaben. ISBN 3–7001–3540–8 978–3–7001–3540–1

Rumpler, Helmut, Peter Urbanitsch [Hg.]: Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Bd. 8: Politische Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft. 2. Teilbd.: Die Presse als Faktor der politischen Mobilisierung. – Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2006. – XVI, S. [1493]–2832: graf. Darst. Literaturverz. S. [2375]–2571. ISBN 3–7001–3568–8

Schürer, Ralf, Jutta Zander-Seidl: Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg. Erwerbungen zur Kunst des Mittelalters: Ziborium aus Kloster Tennenbach; Zwei Nürnberger Bildteppiche. – Berlin: Kulturstiftung der Länder, 2006. – 76 S.: zahlr. Ill. – (Kulturstiftung der Länder – Patrimonia; 165). Literaturangaben. ISSN 0941–7036

Spode, Hasso, Irene Ziehe, Christiane Cantauw [Hg.]: Gebuchte Gefühle. Tourismus zwischen Verortung und Entgrenzung. – München [u.a.]: Profil Verlag, 2005. – 184 S. – (Kleine Schriften der Freunde des Museums Europäischer Kulturen; 004) (Voyage: Sonderband; 7). Literaturangaben. ISBN 3–89019–556–3

Stark, Laura: The magical self. Body, society and the supernatural in early modern rural Finland. – Helsinki: Suomalainen Tiedeakatemia, 2006. – 521 S.: Ill., Kt. – (FF Communications; 290). Literaturverz. S. [494]–511. ISBN 951–41–0998–8 – ISSN 0014–5815

Steirisches Volksliedwerk [Hg.]: Musik beim Wirt. Harmonische Köstlichkeiten. Betriebe, Termine, Landkarte; Sänger- und Musikantenstammtische, Interkultureller Musikstammtisch, Jodelstammtisch, Stadtmusikszene, Initiative „Lust auf Singen", Initiative „Lust auf Tanzen". – Graz: Steirisches Volksliedwerk, 2006. – 120 S.: Ill., Kt., Notenbeisp.

Stöger, Gabriele: KulturMitWirkung. Kultur/-einrichtungen und Förderung von Partizipation. [Tagungsdokumentation und Recherche]. – Wien: KulturKontakt Austria, 2005. – 199 S.: Ill. Literaturverz. S. 197

Strasser, Peter, Andreas Rudigier: Montafon 1906–2006. Eine Zeitreise in Bildern. Schruns: Heimatschutzverein Montafon, 2006. – [234] S.: überw. Ill. – (Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe; 001). ISBN 978–3–902225–21–4

Streitt, Ute, Magdalena Wieser [Hg.]: Technik – gesammelte Aspekte des Fortschritts. [Katalog zur Ausstellung: „Technik – Entdecke eine Sammlung" der Oberösterreichischen Landesmuseen im Schlossmuseum Linz vom 21. Juni 2006 bis 7. Jänner 2007]. – Weitra [u.a.]: Bibliothek d. Provinz [u.a.], 2006. – 519 S.: zahlr. Ill., graf. Darst. – (Kataloge der Oberösterreichischen Landesmuseen; N.S. 39). Literaturangaben. ISBN 978–3–85252–773–4 978–3–85474–150–3

Sturm, Martin, Enrico Lunghi, Giacinto Di Pietrantonio [Hg.]: Luca Vitone. Überall zu Hause = Ovunque a casa propria = At Home Everywhere. – Wien [u.a.]: Folio, 2006. – 256 S.: überw. Ill., Kt. – (O. K. Books; 2006,2). Literaturangaben. – Text dt., ital. und engl. ISBN 978–3–85256–348–0 978–88–86857–73–4

Thaler, Jürgen, Roger Vorderegger [Hg.]: Gedichtet – gezeichnet. Dichter und Künstler im Dialog, die Sammlung Hartmann. [Dieser Katalog erscheint anläßlich der gleichnamigen Ausstellung im Palais Thurn und Taxis, Bregenz, 27. August–28. September 2006]. – Feldkirch [u.a.]: Neugebauer, 2006. – 107 S.: zahlr. Ill. – (Schriften der Vorarlberger Landesbibliothek; 013). ISBN 978–3–85376–205–9

Tkacuk, Bogdan [Red.]: Kolomyjs'kyj muzej narodnoho mystectva Hucul'ščyny ta Pokuttja. Kolomyja: KMH, 2005. – 39 S.: überw. Ill. Text ukrain. u. engl.

Ulbrich, Katharina [Red.]: „Alte Türen erzählen". Türenausstellung; Katalog. – Bad Hall: Forum Hall, 2005. – 30 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben.

Unit F büro für mode [Hg.]: Modebuch. Zeitgenössische Mode aus Österreich = Contemporary Fashion from Austria. – Wien: Unit F, 2006. – 158 + 158 S.: überw. Ill. ISBN 3–9502225–0–2 978–3–9502225–0–0

Weid, Inge: Josef, Bepperl, Sepp. Geschichten um einen Namen. Begleitband zur Ausstellung Josef, Bepperl, Sepp: Geschichten um einen Namen; Bauernhausmuseum Amerang, 19. März bis 5. November 2006; Freilichtmuseum Massing, 28. April bis 9. September 2007; Freilichtmuseum Glentleiten, 19. März bis 6. Juli 2008. Großweil: Freilichtmuseum des Bezirks Oberbayern, 2006. – 45 S.: zahlr. Ill. – (Schriften des Freilichtmuseums des Bezirks Oberbayern an der Glentleiten; 029). Literaturverz. S. 43–44. ISBN 3–924842–32–9

Weidlich, Ariane [Hg.]: Moderne Zeiten? Industrialisierung im ländlichen Oberbayern. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung im Freilichtmuseum Glentleiten, Großweil, 2. Juli 2006–4. November 2007. Petersberg: Imhof, 2006. – 159 S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Kt. – (Schriften des Freilichtmuseums des Bezirks Oberbayern an der Glentleiten; 030). Literaturangaben. ISBN 3–86568–124–7

Weissengruber, Thekla [Red.]: Tracht & Austrian Look. Das Buch zu den Ausstellungen „Tracht & Austrian Look" (Museum der Stadt Bad Ischl) und „Tracht macht Werbung" (Kloster Traunkirchen); Rahmenprojekt: „Tracht 45–05". 1. Aufl. – Linz: OÖ. Volksbildungswerk/Akademie der Volkskultur, 2005. – 99 S.: Ill. – (Schriftenreihe der Akademie der Volkskultur; 004). Literaturangaben. ISBN 3–9500158–1–7

Weißler, Sabine [Hg.]: Mein Orange. Mehr als eine Generationenfarbe. – Marburg: Jonas, 2006. – 78 S.: Ill. Literaturangaben. ISBN 978–3–89445–373–2 3–89445–373–7

Verzeichnis der Mitarbeiter

Matthias Beitl
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
1080 Wien
Österreich

Dr. Annegret Braun M.A.
Lindenstraße 9
85254 Sulzemoos
Deutschland

Akemi Kaneshiro-Hauptmann MA
Bessunger Straße 49
64347 Griesheim
Deutschland

o. Univ.-Prof. Dr. Konrad Köstlin
Institut für Europäische Ethnologie
Hanuschgasse 3
1010 Wien
Österreich

Lázló Lukács
Leobersdorferstraße 241
2560 Berndorf
Österreich

Prof. Hermann Maurer
Frauenhofnerstrasse 17
3580 Horn
Österreich

Ralph Mennicken
Töpfereimuseum Raeren
Burgstraße 103
4730 Raeren
Belgien

Dr. Veronika Plöckinger-Walenta
Ethnographisches Museum
Schloss Kittsee
2421 Kittsee
Österreich

PD Dr. Peter Rauscher
Institut für Geschichte
Universität Wien
Dr. Karl Lueger-Ring 1
1010 Wien
Österreich

Mag. Tobias Schweiger
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3
1010 Wien
Österreich

Daniella Seidl M.A.
Kaulbachstraße 6
80539 München
Deutschland

Dr. Peter Strasser
Josef-Brenner-Straße 9/13
3400 Klosterneuburg
Österreich

Ute Stutzig
Weinzierl 115/7/6
3500 Krems
Österreich

Jens Wietschorke M.A.
Schwedter Straße 238
10435 Berlin
Deutschland